Z 128

Digitized by Google

STANFORD UNIVERSITY LIBRARIES

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Jahrbücher der Literatur.

Hundert siebenter Band.

1844.

I. N. ... 2469.

July. August. September.

Wien.
Gedruckt und verlegt bey Carl Gerold.

Ausgeschieden
Digitized by Google

STANFORD UNIVERSITY
LIBRARIES
STACKS
JAN 19 1970

Digitized by Google

Inhalt des hundert siebenten Bandes.

Seite

Art. I. 1) Narrative of a visit to the court of Sinde at Hyderabad on the Indus, by *James Burnes.* Edinburgh 1839.

2) A personal narrative of a visit to Ghuzni, Kabul, and Afghanistan and of a residence at the court of Dost Mohamed with notices of Runjit Sing, Khiva, and the russian expedition by *G. T. Vigne.* London 1840.

3) Travels in the Himalayan provinces of Hindustan and the Panjab in Ladakh and Kashmir; in Peshawar, Kabul, Kunduz and Bokhara, by *William Moorcroft* and Mr. *George Trebeck.* London 1841. 2 Bände.

4) L'Afghanistan ou description géographique du pays, théâtre de la guerre, accompagnée de détails sur les tribus de ces contrées, leurs moeurs, leurs usages etc. par *N. Perrin.* Paris 1842.

5) Cabool being a personal narrative of a journey to, and residence in that city in the years 1836, 1837 and 1838; by the late Lieut. Col. Sir *Alexander Burnes.* London 1842.

6) The expedition into Afghanistan, notes and sketches descriptive of the country contained in a personal narrative during the campaign of 1839 and 1840 up to the surrender of dost Mahomed Khan by *James Atkinson.* London 1842.

7) Sketches in Afghanistan by *James Atkinson.* London 1842.

8) The military operations at Cabul which ended in the retreat and destruction of the british army, January 1842, with a journal of imprisonment in Afghanistan; by *Vincent Eyre.* Second edition. London 1843.

9) A journal of the disasters in Afghanistan 1841—1842, by *Lady Sale.* London 1843 1

II. Medaillen auf berühmte und ausgezeichnete Männer des österreichischen Kaiserstaates, vom sechzehnten bis zum neunzehnten Jahrhunderte. In treuen Abbildungen mit biographisch-historischen Notizen, von Joseph Bergmann. Erster Band. Wien 1844 59

III. Le livre des rois par Abou'l Kasim Firdousi, publié, traduit et commenté par M. *Jules Mohl.* Paris 1842. Zweyter Band 101

IV. Karl Ottfried Müller's Geschichte der griechischen Literatur bis auf das Zeitalter Alexander's. Nach der Handschrift des Verfassers herausgegeben von Dr. Eduard Müller. Zwey Bände. Breslau 1841 . . . 115

V. Geschichte des großen deutschen Krieges, vom Tode Gustav Adolf's an mit besonderer Rücksicht auf Frankreich, verfaßt von Barthold. Zwey Theile. Stuttgart 1842 und 1843 (Fortsetzung) 144

Digitized by Google

Seite
Art. VI. Fragmenta Historicorum Graecorum — Hecataei, Antiochi Philisti, Timaei Ephori, Theopompi, Phylarchi, Clitodemi, Phanodemi, Androtionis, Demonis, Philochori, Istri — ediderunt Car. et Theod. Mulleri. Parisiis 1841. (Zweyter Artikel) 182
VII. Geschichte der italienischen Poesie, von Dr. E. Ruth. Erster Theil. Leipzig 1844 211
VIII. Essai historique sur l'origine des Hongrois, par *A. de Gérando*. Paris 1844 228
IX. 1) Judith, eine Tragödie in fünf Akten von Friedr. Hebbel. Hamburg 1841.
2) Genoveva, eine Tragödie in fünf Akten von Friedr. Hebbel. Hamburg 1843 244
X. Topographie Athens, von W. Martin Leake. Zweyte Ausgabe. Uebersetzt von J. G. Baiter und H. Sauppe. Zürich 1844 258
XI. Hesperus. Gedicht in drey Gesängen, von Theodor Stamm. Wien 1844 265

Inhalt des Anzeige-Blattes Nro. CVII.

Untersuchungen über die freyen Walser in Graubünden und Vorarlberg. Mit einigen diese Gebiete betreffenden historischen Erläuterungen. Von Joseph Bergmann. II. Die freyen Walser in Vorarlberg (Fortsetzung) . 1

Digitized by Google

Jahrbücher der Literatur.

July, August, September 1844.

Art. I. 1) Narrative of a visit to the court of Sinde at Hyderabad on the Indus; illustrated with plates and a map; with a sketch of the history of Cutch and appendix by *James Burnes*, K. H. LL. D. F. R. S. etc. Bombay Army. Edinburgk 1839. I. Abtheilung 168 S., II. Abtheilung: History of Cutch, 73 S. Duodez.

2) A personal narrative of a visit to Ghuzni, Kabul, and Afghanistan and of a residence at the court of Dost Mohamed with notices of Runjit Sing, Khiva, and the russian expedition by *G. T. Vigne*, Esq. F. G. S. with illustrations from drawings made by the author on the spot. London 1840. 479 S. 8.

3) Travels in the Himalayan provinces of Hindustan and the Panjab in Ladakh and Kashmir; in Peshawar, Kabul, Kunduz and Bokhara, by *William Moorcroft* and Mr. *George Trebeck* from 1819 to 1825. London 1841. Zwey Bände. I. Bd. 459 S., II. Bd. 508 S. 8.

4) L'Afghanistan ou description géographique du pays théâtre de la guerre, accompagnée de détails sur les tribus de ces contrées, leurs moeurs, leurs usages etc. par *N. Perrin*, ancien élève de l'école royale des langues orientales, collaborateur des annales des voyages, avec une grande carte. Paris 1842. 488 S. Octav.

5) Cabool being a personal narrative of a journey to, and residence in that city in the years 1836, 1837 and 1838 with numerous illustrations by the late Lieut. Col. Sir *Alexander Burnes*, C. B. etc. of the India company's service. London 1842. 398 S. Octav.

6) The expedition into Afghanistan notes and sketches descriptive of the country contained in a personal narrative during the campaign of 1839 et 1840 up to the surrender of dost Mahomed Khan by *James Atkinson*, Esq., superintending surgeon of the army of the Indus, Bengal establishment. London 1842. 428 S. Octav.

7) Sketches in Afghanistan by *James Atkinson*, Esq., London published by Longman Brown Green and Long mans Paternoster Row, Henry Graves and Compagny printsellers to Hr. Majesty and H. R. H. Prince Albert Pall Mall and W. H. Allen Leadenhall street 1842. Größtes Folio 25 Ansichten.

8) The military operations at Cabul which ended in the retreat and destruction of the british army, January 1842, with a journal of imprisonment in Afghanistan; by Lieut. *Vincent Eyre*, Bengal artillery, late deputy commisary of ordonance at Cabul. Second edition. London 1843. 330 S. Octav.

9) A journal of the disasters in Afghanistan 1841 — 1842, by *Lady Sale*, Seventh Thousand. London 1843. 451 S. Oct.

Digitized by Google

Nachdem wir uns in diesen Blättern so oft mit ägyptischen, syrischen, persischen und vorderasiatischen Reisebeschreibungen beschäftigt haben, wenden wir uns Hinterasien zu, wo Afghanistan, Indien und China durch die Verwicklung europäischer Politik mit asiatischer in der jüngsten Zeit die Aufmerksamkeit Europas nicht minder in Anspruch genommen haben, als Griechenland und die Levante. Vor der Hand spricht das erste dieser drey Länder als das westlichste und folglich nächste unsere Aufmerksamkeit zuerst an, abgesehen von dem unglücklichen Feldzuge in dasselbe, dessen Getose von den Felsenpässen des Hindukusch bis in die schottischen Hochlande mit Weheruf widerhallt hat; zwar haben frühere englische Reisende, wie Elphinstone, Pottinger, Fraser, Conolly und vor allem Burnes (nicht minder durch seine gehaltvollen Reisebeschreibungen als durch sein unglückliches Ende für immer berühmt), sowohl über Afghanistan, als die im Norden und Süden an dasselbe gränzenden Länder, über Chorasan und Beludschistan, über Pendschab und Sind höchst schätzbare Nachrichten gegeben. Diese werden nun hier wieder durch die Reisenden Burnes, Moorcroft, Trebeck, Atkinson und Vigne vervollständigt, während der Artillerielieutenant Eyre und Lady Sale, die Gemahlin des Generals dieses Namens, über die militärischen Operationen des unglücklichen Feldzuges, bey dem sie als Kriegsgefangene dem sich zurückziehenden englischen Heere nachgeschleppt worden, einige Auskunft geben, und der Franzose Perrin, ein Mitarbeiter der Annales des voyages auf seiner Studierstube die Materialien der früheren englischen Reisebeschreibungen ordnend, eine brauchbare Uebersicht der Länder, Bewohner und der neueren Geschichte Afghanistans geliefert hat. Von den fünf obgenannten neuesten Reisenden in Afghanistan (Burnes, Atkinson, Moorcroft, Trebeck und Vigne) haben die drey letzten auch den so berühmten Zauberkessel des Thales von Kaschmir besucht; da aber des letzten Reise nach Kaschmir, Groß- und Klein-Thibet noch nicht erschienen, so wird auch der Inhalt von Moorcroft's und Trebeck's vorliegender Reisebeschreibung, in so weit derselbe Kaschmir betrifft, besser auf eine Uebersicht Kaschmir'scher Reise, unter denen die des Freyherrn von Hügel, als die erste von einem Oesterreicher in jene fernen Länder des Orients unternommene, verdienstlich vorleuchtet, verschoben bleiben, und hier also der Inhalt von Moorcroft's und Trebeck's Reise, bloß in so weit derselbe sich auf die beyden großen Landschaften Afghanistan's, Kabul und Ghasna, bezieht, überblickt werden. Ueber Bamian erhalten wir durch Moorcroft's und Trebeck's Tagebuch und sogar durch das der Lady Sale einige Kunde, aber

Digitized by Google

über Kandahar, die südlichste große Hauptstadt Afghanistan's, wiewohl sie so lange von englischen Truppen besetzt gewesen, geben die vorliegenden Reisewerke leider keine Aufschlüsse, dafür finden wir in ihnen solche über die südlichen Landschaften des Pendschab, des oberen und unteren Sind, über die nördlichen von Kuhistan am Hindukusch, Kjafiristan und Kjunduf; Ladach oder Klein-Tibet, welches Moorcroft und Trebeck durchreiset haben, wird besser auf die Uebersicht der Werke der Reisenden nach Kaschmir verschoben bleiben, so wie das Wenige, was diese über die noch östlicheren, zum Theil an China gränzenden Länder Turkistan's, nämlich Choten, Jarkand, Kaschghar und Bedachdschan in Erfahrung gebracht haben; über die nördlichen endlich am Sihun und Dschihun (Jaxartes und Oxus) gelegenen von Kokan und Ferghana, Samarkand und Bochara, so wie über Chiwa und Chuaresm, die den Russen weit näher gelegen als den Engländern, ist auch nur von jenen weitere geographische Aufklärung, wie sie bisher den Gesandtschaften Meiendorf's und Murawiew's verdankt wird, zu erwarten.

Als Grundlage zur gründlichen geographischen, ethnographischen, genealogischen und historischen Kenntniß Afghanistan's kann dem Franzosen (denn dem Deutschen läßt Ritter's Geographie [1]) nichts zu wünschen übrig) Perrin's Werk wohl dienen, dessen Karte der bekannten von Burne's großem Reisewerke nachgestochen ist. Die Gränzen Afghanistan's sind gegen NO. der Indus, der dasselbe von Lahur scheidet, im N. Kjafiristan und Kunduf, gegen NW. die Stämme der Turkmanen. Die Landschaft Turkomanie ist eine europäische Erfindung, denn eine solche kennt die orientalische Geographie nicht, welche das ganze nördlich am Oxus gelegene Land unter dem Namen des Türkenlandes (Turkistan) in sich begreift; westlich Chorasan und Persien, südlich Beludschistan und Sind, südöstlich eine Gränzlinie, die sich an den Indus zu Dera Ismailchan anschließt, und an dem rechten Ufer desselben, mit Ausschluß von Karabagh, fortläuft. Es zerfällt, nach Hrn. P., in die drey großen Theile Kabul, Kandahar und Pischawer. Ghasna wird von Hrn. P. zu Kabul gerechnet. Des Namens Sawul, Sabulistan oder Sawulistan, von welchem Ritter (S. 238) sagt, daß er mit Kabul zusammenzuhängen scheine, erwähnt Hr. P. gar nicht; Kabul und Sabul sind aber zwey ganz verschiedene Länder, wie dieß schon aus dem 223. Verse des XII. Gesanges des Schahname erhellt [2]):

---

[1]) VII. Thl. III. Buch, Westasien.

[2]) Mohl's Schahname II. 22 und 23.

Aus Sabul und Kabul und Hinduwan
Kamen die Reiter zum Pehliwan.

Sabul oder Sawul ist der Name von Sistan, welches auch Nimrus heißt, das Vaterland Rustem's, wie dieß im Ferhengi Schuuri an drey Stellen unter Sabul [1]), Sawul [2]) und Sawulistan [3]) ausdrücklich gesagt ist. Verkehrt sagt Hr. P.: Le Khanât de Caboul se compose du Caboulistan, proprement dit, et de Ghaznah. Kabulistan ist der Name des Landes und Kabul der der Stadt; übrigens findet sich Kabulistan gar nicht in den Wörterbüchern, wohl aber im Schahname sowohl Kabulistan [4]) als Kabul; in diesem letzten Sinne steht es im Schahname Sawul, d. i. Sistan, oder Nimrus, d. i. dem mittägigen Lande als das nördliche entgegen. In den folgenden Kapiteln werden die Berge, Flüsse, das Klima, die Thiere behandelt, unter diesen ist das Kamehl Bochri das Baktrianische; davon, daß dieses auf türkisch aghri heißen soll, ist dem Rec.'en nichts bekannt; das Schaf mit dem Fettschweife heißt bey dem Verfasser Dunba; die Spürhunde Pointers, ganz die englischen, heißen Chandi; die langschweifigen Katzen Burak; Kazzil, das der Name einer Falkenart seyn soll, wird vermuthlich Kisil, d. i. der rothe heißen müssen, und Tscherk, was als Name des zur Gasellenjagd abgerichteten Falken seyn soll, ist nach dem Ferhengi Schuuri [5]) der Name des Vogels (eine Art von Eule), welcher sich Nachts mit den Füßen an Baumästen aufhängt und schreyt. Das Repphuhn heißt Kebuk und nicht Cupk: die Pinie Dschelguse [6]), diese, deren Zapfen mit eßbaren Kernen wie Pistazien zwey Mannsfäuste groß, ist nach Erskine wahrscheinlich die Frucht pinus Deodora; Erghiwan (syringa persica) ist keineswegs der Name der Anemone. Die Genealogie der afghanischen Stämme liegt ungeachtet der von Hrn. P. gegebenen Stammtafel des Stammes Esachail, welcher ein Zweig des Suleiman Chail, sehr im Dunkel, und es wäre zu wünschen, daß Hr. P. lieber das ganze Hundert der im achtzehnten Kapitel aufgeführten afghanischen Stämme

---

[1]) II. B. Bl. 35 [2]) Ebenda. [3]) Ebenda Bl. 39.

[4]) Kabulistan und Sawulistan; Mohl's Schahname II. S. 300, Nr. 1313.

[5]) I. Bd. S. 336.

[6]) Hr. P. schreibt richtig für den Franzosen Djelgouzeh, Ritter aber S. 246 nur für den Engländer und nicht für den Deutschen richtig auszusprechen Jilguzeh; eben so ist bey ihm Khyberi als Chaiberi und Huzareh als Hesare, Peschawer als Pischawer, Jellallabad als Dschelalabad, Pergunnah als Perkene, huzar als hesar, Jelum der Hydaspes als Dschilem und Sultan Baber als Bebr u. s. w. auszusprechen.

in einer Stammtafel gegeben hätte; der berühmteste derselben, nämlich der des Herrscherhauses, wird insgemein Durani geschrieben; da derselbe aber seinen Namen von der Perle (Durr) hat, und diese nie anders als mit verdoppeltem R geschrieben und ausgesprochen wird, so ist der Name derselben richtig nie anders als Durrani zu schreiben. Eingebürgerte eines Stammes, welche demselben nicht eingeboren, heißen Hemsaje, d. i. die Nachbarn; die Stämme der Hesare, über deren mongolische Abkunft weiter kein Zweifel obwalten kann, heißen Eimak oder Oimak. Die Afghanen kennen die Liebe im europäischen Sinne: Les Afghans sont peut-être le seul peuple de l'Orient chez lequel j'ai reconnu le sentiment de l'amour tel que le comprennent les Européens. Hr. P. ist hier, indem er in der ersten Person spricht, aus der Rolle des Epitomators gefallen. Die berühmteste Liebesgeschichte der Afghanen ist die der unglücklichen Liebe Adam's und Durchani's; aus dem Grabe, das sie vereint, wuchsen zwey Bäume, die ihre Zweige verschränkten. Die Sprache Puschtu ist ein Gemische von Send, Pehlewi, hindostanischen, neupersischen und eigenthümlichen Wörtern. Was über die Illuminatensecte der Ruscheni gesagt wird, ist aus der Abhandlung in den Asiatic researches, so wie die Wahrsagerey aus dem Schulterblatte der Schafe aus den Quellen der morgenländischen Geschichte bekannt. Eine der Tugenden der Afghanen ist ihre Gesellschaftlichkeit. Mährchenerzähler und Bänkelsänger unterhalten die um sie versammelten Kreise, und eines ihrer Hauptvergnügen ist der Tanz Alhan oder Ghunbur, bey dem sich zehn bis zwanzig Personen im Sommer vor den Zelten, im Winter um's Feuer versammeln, und die Tänzer alle möglichen Stellungen annehmen; eines ihrer Spiele ist, daß sie den linken Fuß in die rechte Hand nehmen, auf dem rechten Fuße springen, und so einer den andern niederzurennen sucht; sie haben bestimmte Abneigung gegen Sklavenverkauf, und brandmarken die anders gesinnten Usbegen mit dem Namen von Menschenverkäufern. Die Perser werfen ihnen Unwissenheit und grobe Sprache vor; sie geben den Chorasanern den Vorwurf der Dummheit zurück; ihre Unerschrockenheit ist nur ihrer Thätigkeit gleich, und ihrer Habgier hält ihre Liebe zur Unabhängigkeit gleichen Schritt; ihre Laster sind Eifersucht, Geiz, Raubsucht, Halsstarrigkeit, hingegen sind sie tapfer, gastfrey, nüchtern, arbeitsam und gut. Im letzten Kapitel werden unter der Ueberschrift Citadins nebst mehreren die Städte betreffenden Details die Eintheilungen der Zeit gegeben, deren erste Sahr, d. i. der Morgen, nicht Shor heißt; die zweyte Afitab Beramed, d. i. die Sonne ist aufgegangen; die dritte Tschascht, d. i. das Frühstück früh um

eilf Uhr; dann von eilf bis zwölf Uhr Nimruf, d. i. Mittag, der eigentliche Mittag aber Dhohr; hierauf Nachmittag (Achiri pischin) und Aaßr, das Gebet bey Sonnenuntergang; dieß ist augenscheinlicher Irrthum, indem el-Aaßr, wie allbekannt, der Zeitpunkt zwischen Mittag und Sonnenuntergang; Chuftan das Nachtgebet und endlich Thablü sehüm, d. i. die dritte Trommel, die Nachtmusik der Kapelle des Königs um halb zwölf Uhr Nachts. Das funfzehnte Hauptstück gibt über den Handel, das sechzehnte über den Ackerbau Kunde, das siebzehnte überblickt die Einwohner Afghanistan's, welche nicht Afghanen: die Hindkis, d. i. Abkömmlinge von Indern, die Tadschik (die Δαδικαι Herodot's), ein ursprünglich persischer Stamm, wie denn auch in Afghanistan Tadschik und Perser gleichbedeutend sind; indessen sind die Tadschik Sunni, während die Perser alle Schii; die Bernaki, welche dem Stamme der Gildschije eingemischt, von Sultan Mahmud hier angepflanzt worden seyn sollen; die Purmulli oder Furmulli, eine Abtheilung der Tadschik; die Deggan, welche eine von den Afghanen verschiedene Sprache sprechen, welche Sultan Bebr in seinen Denkwürdigkeiten Brahmani nennt; die Tschalmani, deren Reste den Jusuffije eingemischt, Spuren einer besonderen Sprache erhalten haben; so haben auch die Tiri eine besondere Sprache, die Sewati scheinen indischen Ursprungs zu seyn, die Kisilbasch, d. i. die reinen Perser, theilen sich in sieben Stämme: Mongolen und Tschaghataier (Osttürken) finden sich häufig in Afghanistan, die Hesare sind alle mongolischen Ursprungs, endlich Kalmuken, welche Kilimak genannt werden, Armenier und zu Kabul dreyhundert brahmanische Familien von Schikarpur. Von den Stämmen der eingebornen Afghanen handelt das achtzehnte Kapitel, indem es dieselben zuerst in die östlichen und westlichen, durch die von Norden gegen Süden ziehende Gebirgskette Suleimani von einander getrennt, und die dann die ersten wieder in die der Ebene des Gebirges theilt. Da sich weder Elphinstone noch Perrin die Mühe gegeben, dieselben zur besseren Uebersicht in einer geographischen und genealogischen Tafel aufzuführen, so wird diesem Mangel durch die beyfolgenden beyden Tafeln abgeholfen; die erste enthält die östlichen, die zweyte die westlichen Stämme; sie folgen sich nach der geographischen Ordnung ihrer Wohnsitze, und die mächtigsten, wie die Jusuffije, Gildschije, Durrani sind in ihre Zweige untergetheilt. Da die Durrani und die mit ihnen verwandten oder verbündeten alle auf der westlichen Seite der Gebirgskette Suleimankuh wohnen, so heißen die östlichen insgemein Ber-Durrani, d. i. die Außer-Durranischen.

I. Der Durrani, d. i. die östlichen Stämme: A. die der Fläche, B. die des Gebirges.

A. Stämme der Fläche.

- Die Jusufseije.
  - Jusuf, Mander.
    - Akkoseije, Mulleseije, Laueseije.
      - Chasuseije.
        - Naikpichail, zweygetheilt.
- Osmanchail, östlich von Badschur.
- Tarkolani oder Tarkani zu Badschur.
- Chaiberi in den Gebirgspässen.
  - die oberen Mohmend Afridi, Tschainwari, Urukseije.
- Stämme von Pischawer.
  - Mohammedseije, Gaggiani, die unteren Mohmend Chalili, Daudseije.
  - Nachbarn derselben: Kattak[1]), Bangosch, Barik, Saghor, Turi, Dschadschi, Esachail, Tscheotak, Dschadran, Tani.
- Stämme von Damen, d. i. die Ufer des Indus bewohnenden.
  - Dewletchail, Gandepur, Mianchail, Babur, Sturiani, Merwat, Chissor, Tattori, Bitni.

B. Stämme des Gebirges.

Tschiram, Samarri, Kapip, Herripal, Wesiri, Baburi des Gebirgs, Dschadran, Demtani.

II. Durrani, die westlichen Stämme der Afghanen.

- Durrani um Kabul.
  - Seirak, Pendschpai.
    - Popelseije, Allekoseije, Barikseije, Atschikseije.
    - Nurseije, Aliseije, Jshakseije, Chonganeije (Kondschani), Maku (Mart).
  - Die edelste Familie der Popelseije, die Seddoseije (Serdosije).
- Gildschije um Kandahar.
  - Turan,
    - Hotaki, Tochi.
  - Burhan.
    - Alichail, Sahak, Ander, Tarraki, Suleimanchail,
      - die nördlichen,
        - Sultaniseije, Ahmedseije.
      - die südlichen.
        - Chisrchail, Jsmailseije oder Samalseije.
- Tschirpas. Baraisch.
  - Tor-Terin, d. i. die schwarzen Terin.
  - Spin-Terin, d. i. die weißen Terin.
- Kalenderchail im Kattawas. Charuti[2]). Kakirs. Naßirs. Sonni. Loni. Dilasak.
- Aimak, d. i. Stämme der Hesare:
  - Teimani, Teimuri, Dschuri, Hesare, Dehsengi, Dehkendi, Dschaguri, Poladi.
  - (Teimani, Teimuri:) Kiptschak, Dschemschidi, Dersije, Firuskuhi, Kereije.

1) In Burnes Cabbul S. 105 Khattuk und Sagree Afghans. 2) Ebenda S. 78 mit den Mianchail und Naßir unter dem Namen der Lohani-Afghanen begriffen.

Von dieser Centurie afghanischer Stämme ist vor Allen der neungetheilte der Durrani der geschichtlich merkwürdigste; sie nannten sich ursprünglich Abdalis, und erscheinen unter diesem Namen zu Anfang des achtzehnten Jahrhunderts an der Spitze der Afghanen, welche Persien an den Rand des Abgrunds gebracht und die Dynastie der Ssafewi gestürzt. Der vornehmste der neun Stämme der Jusufseije ist der der Popalseije, aus welchem die Herrscherfamilie die der Seddoseije; die Hauptstadt ihres Reichs ist Kabul; dann der vielfach getheilte Stamm der Gildschije, welcher sich durchaus von dem der Durrani und vorzüglich durch die Form ihrer inneren Regierung unterscheidet, indem die gewöhnlichen Obrigkeiten der Stämme der Chan, der Melik und Telwachti darin ihr Ansehen verloren, so daß sie sich in die Entscheidung der Streitigkeiten gar nicht mischen, und dieselbe dem Gutdünken der Parteyen überlassen. Von allen Afghanen sind die Gildschije durch ihren hohen Wuchs und Schönheit ihrer Formen vorragend. Unter den östlichen Stämmen sind die Chaiberi, Bewohner der Gebirgspässe zwischen Pischawer und Kabul, durch ihre Wildheit und ihren räuberischen Geist ausgezeichnet; die ganze Umgegend derselben heißt Jaghistan, d. i. das Rebellenland. Die Chaiberi sind muskulos, langer, fleischloser Gestalt mit hoher Nase, hervorspringenden Backenknochen und sehr brauner Gesichtsfarbe. Die afghanischen Stämme leiten ihre ursprüngliche Abkunft bald von den Juden, bald von den Koreischiten ab; wenn an dieser jüdischen oder arabischen Abkunft irgend etwas Wahres, so dürften wohl zuerst die Chaiberi sowohl durch ihr Physisches als durch ihren Namen darauf Anspruch machen, da ihr Name derselbe des berühmtesten festen Schlosses in Arabien (Chaiber), und es daher sehr möglich, daß dieselben nach dem Verluste ihrer sieben festen Schlösser von Mohammed zur Auswanderung gezwungen, sich in den fernen Osten, in die Felsenpässe des Paropamisos gezogen, deren Bewohner wenigstens noch heute den Namen derer von Chaiber führen. Der Ursprung der Afghanen liegt noch im Dunkeln, denn ihre aus so vielen benachbarten Sprachen gemischte gibt in den ihr eigenen Stammwörtern keinen Aufschluß irgend einer Verwandtschaft mit dem Hebräischen; ob sich dergleichen, oder Spuren des Arabischen in dem Munde der Chaiberi erhalten haben, wird noch von künftigen Reisenden zu untersuchen seyn. In den Namen der Stämme, namentlich in den Zweigen der Durrani, sind arabische und türkische Bestandtheile leicht herauszufinden; wie z. B. in den Nurseije das arabische Nur, d. i. Licht; in der Atschikseije das türkische Atschik, d. i.

offen; in den Aliseije und Ishakseije die moslimischen Namen Ali und Ishak; vielleicht ist die Herrscherfamilie der Seddoseije mit der alten kolchischen, von Tacitus erwähnten Königsfamilie der Sedocheseije *) verwandt. Die Berdurrani bildeten vormals zwey große Vereine unter dem Namen Garra und Samil, deren Wahlspruch: Hilfe und Beystand gegen und wider Alle. Der große Stamm der Berdurrani, die Jusufseije, haben vor anderen das Eigene, daß alle dem Stamme nicht Eingeborne, demselben aber sonst durch Verbindung Angehörige, unter dem Namen von Fakir eine Art Heloten bilden: der Jusufseije bildet sich sehr viel auf seine Würde und Wichtigkeit ein, und gibt nicht zu, daß der Durrani ihm an Rang vorgehe. Die Bewohner des Damen, d. i. des rechten Ufers des Indus, unterscheiden sich von den anderen Berdurrani durch ihren starkbeinigen Bau und oft durch die Schönheit ihrer Züge; ein langer Bart schmückt ihr Kinn, ihren Kopf reiche Fülle des Haares; statt des weiten Hemdes der Afghanen tragen sie ein enges wollenes Kleid, das ober der Brust zusammen und bis aufs Knie geht; der Name ihrer Obrigkeit Tschelwachti kömmt vom persischen Tschehel vierzig, weil sie ursprünglich so viel an der Zahl. Der Vorsteher der Schirani heißt Nika, was in der Puschtusprache Großvater bedeutet. Die Wesire sind unerbittlich grausam in der Niedermetzelung ihrer Feinde, indem sie nicht einmal der Kinder schonen, jedoch wird der Frau bey jeder Gelegenheit große Ehrfurcht bezeigt; sie sind von hohem Wuchse, muskulos, eine angenehme Figur und erhabene Gesichtszüge; ihre Kopfbedeckung eine hohe kegelförmige schwarze Mütze, ihre Kleidung ein langer schwarzer Rock, ihre Fußbekleidung Sandalen aus Stroh oder ungegerbtem Leder; ihr Gebiet ist reich an Eisen, woraus sie ihre Waffen schmieden; sie verabscheuen die Lüge, lieben Gesänge zu hören, ohne selbst zu singen, tanzen aber dafür eine Art von pyrrhichischem Tanz. Die Weiber wählen ihre Männer, indem das Mädchen dem, der ihr gefällt, durch den Dorftrommler ein Tuch mit einer Nadel, die sie getragen, anheften läßt, worauf dann der Gewählte sogleich als der Bräutigam ausgetrommelt wird, und das Mädchen heiraten muß, wenn er ihren Werth ihrem Vater bezahlen kann. Die schwarzen Zelte der Afghanen heißen in ihrer Sprache Kisdi, auf persisch Siahtschadir, auf türkisch Karawi, welche Wörter alle drey schwarzes Zelt bedeuten. Unter den neun Zweigen der Durrani zeichnen sich die Atschikseije als geschickte Diebe und unerschrockene Räuber aus; Gastfreundschaft

*) Sub Sedochezorum regis auxilio. Tacitus hist. III. 48.

ist nicht ihre Tugend, sie haben keine Moschee und beten selten; die Durrani sind eben so rachsüchtig als die Berdurrani; die Einrichtung ihrer Zelte sind eine Art wollene Teppiche Kelim (bey Perrin nach Elphinstone Gallim). Die Tadschik und Hemsaje (Nachbarn), welche unter den Durrani leben, sind nicht wie die Fakire bey den Jusufseije zur Sklaverey verdammt; ihre Kleidung besteht aus einem wollenen Hemde, worüber sie einen engen, vor der Brust über einander bis auf die halbe Wade gehenden Rock anlegen, der Alkalik heißt, und meistens aus Zitz ist (das deutsche Wort Zitz, auf englisch chintz, ist das persische Tschit, der ursprüngliche Name dieses Stoffes); über das Alkalik oder Unterrock wird der Oberrock Kaba angezogen, der von brauner Wolle oder aus dickem Baumwollenstoff Kaddak. Das Oberkleid der Chane ist aus Seide, Atlas oder dem halb seidenen halb baumwollenen Stoffe Germsud (Garmsout). Geschmolzene Butter heißt craut, das ist das persische Kurut Fett; die Schnitten geräucherten Schaffleisches heißen Lan oder Landi. Die Durrani sind von sehr verschiedenen Gesichtszügen, bey den meisten sind dieselben stark ausgedrückt, mit starken Backenknochen; ihr Anstand ist männlich und edel, Waffen tragen sie nur auf Reisen, Schild und Bogen haben sie längst aufgegeben; die schon oben erwähnten Atschikseije ausgenommen, sind alle von tiefem religiösen Gefühle durchdrungen; nebst den Moscheen haben sie öffentliche Gasthäuser Mihmanchane oder Hudschra, worin die Fremden nicht nur Moslimen, sondern auch Hindus bewirthet werden; wiewohl auch zum Diebstahle aufgelegt, sind sie es weniger als die Berdurrani; ihr Gefühl der Oberherrschaft über die übrigen Stämme gründet sich darauf, daß die Herrscherfamilie aus ihrer Mitte, während die Gildschije das Ansehen erworben haben, welches sie während der Herrschaft eines Königs aus ihrem Stamme behauptet hatten. Unter einigen der mongolischen Stämme Hesare herrscht die Gewohnheit, den Gästen auch die Weiber des Gastgebers preiszugeben; diese Gewohnheit heißt Kurubistan; wenn das letzte Vulgarsprache für Bostan, so heißt dieß trockener Garten, wenn es Kurupistan heißen sollte, so bedeutet es trockene Brustwarze; ihre Hauptstadt ist Bamian, so wie Kabul und Ghasna die der Durrani, Kandahar die der Gildschije, Pischawer die der Berdurrani. Hr. Perrin gibt über diese Städte, so wie über Sistan und Herat, über die Verwaltung, den Militärstand und die Geschichte Afghanistan's sehr kurze, aus den Reisewerken von Elphinstone und Burnes geschöpfte Nachrichten, die besonders in Betreff der neuesten Geschichte sehr dürftig. Da wir die obgenannten Hauptstädte ohne-

dieß an der Hand der neuesten Reisenden, die wirklich in Afghanistan gewesen, durchwandern, so nehmen wir hiermit von der Zimmerreise Hrn. Perrin's in Afghanistan Abschied.

Das gehaltvollste Werk der vorliegenden über Kabul ist das diesen Titel führende des ausgezeichneten Reisenden Alexander Burnes (mit seinem Bruder James, dem Wundarzt, Verfasser von Nr. 1, nicht zu verwechseln); dasselbe zeichnet sich auch im Aeußeren vor allen übrigen durch ein Dutzend schöner englischer Lithographien und das schön in Kupfer gestochene Porträt des Verfassers in orientalischer Tracht aus. Er fiel, wie bekannt, ein Opfer afghanischer Treulosigkeit in seinem Berufe als politischer Agent; ein Märtyrer unter den Reisenden im Osten, wie deren Afrika nicht allein aufzuweisen hat. Die Zahl dieser Märtyrer Reisenden vermehren unter den Verfassern der vorliegenden Werke Moorcroft und Trebeck, welche ein Opfer ihrer Reiselust in Bochara begraben liegen; diese Blutzeugen wissenschaftlicher Reisebegier fielen in der von ihnen geöffneten Bresche, bahnten aber durch ihren Fall den Weg künftigen Reisenden in das Innere noch uneroberter Bollwerke geographischer und naturhistorischer Wissenschaft. Das Porträt Sir Alexanders, eines schönen Mannes in der Blüthe männlicher Jahre, kann in jedem Leser nur das höchste Mitleid mit dessen traurigem Ende und das größte Bedauern vermehren, daß er in der Mitte seiner nicht nur für das Wohl seines Vaterlandes, sondern auch für das der Wissenschaft so glänzend thätigen Laufbahn hinweggerafft worden. Höchst charakteristisch sind auch die anderen lithographirten Porträte, besonders das Dost Mohammed Chan's, das ein weit charaktervolleres als das dem Reisewerke Vigne's in Farben vorgesetzte, welches weit jünger gehalten, dem in der Reise von Burnes gegebenen an Ausdruck des Charakters unendlich nachstehend, auch bey weitem minder treu zu seyn scheint; vortrefflich ist der Gesichtsausdruck des indischen Soldaten (a Jokeea soldier), des indischen Knaben, Sohnes des Statthalters von Dera, des Siahpusch Kjafir, des Karawanenanführers Hajat (so ist Hyat auszusprechen) und der wilden Gesichter der Afghanen im Bergpasse, welche mit ihren Flinten auf die vorübergehenden Engländer lauern. Von den anderen Lithographien die merkwürdigste die einer in Bedahschan gefundenen Patera und zweyer in Kundus gefundenen baktrischen Münzen, dann die Stirnseite des Pallastes zu Mandiwi in Sind, welcher ein höchst regelmäßiges Gebäude, einem europäischen im Geschmacke des siebzehnten Jahrhunderts ähnelt. Die Vorrede dieser Beschreibung der von Burnes in den Jahren 1836—1838 von Bombay aus in einer poli-

tischen Sendung unternommenen und seinem Vater gewidmeten Reise ist aus Kabul selbst vom May 1841, und also nur sieben Monate vor seinem, in eben dieser Stadt erlittenen Märtyrtode datirt; sein letztes Vermächtniß sowohl an seinen Vater als an die Wissenschaft, und für diese, wenn auch minder gehaltvoll als sein erstes großes Reisewerk, doch durch ethnographische, statistische und geographische Nachrichten höchst schätzenswerth. Zu Tatta in Sind vermuthet B., daß dort das von indischen Alterthumsforschern so lang gesuchte sindische Divel (Devul Sindee) gesucht werden muß, nicht als Tempel (Diwel), dergleichen es in Sind nicht gibt, sondern als Wallfahrtsstätte, die noch heute besteht. Tatta heißt auch Belda (Bulda) und Negger (Nuggur), was beydes die Stadt bedeutet. B. bewunderte die Einfachheit und Schönheit der indischen Gräber von Tatta. Der Name der indischen Guitarre Temaschi (Tumaschee) scheint das arabische Temascha, d. i. Spektakel, zu seyn; so scheint auch das Wort Mefres (mafres), eine Art von Palankin, vom arabischen Fers, d. i. das Pferd, gebildet zu seyn. Die Jagdparke Mohari sind in Dreyecke eingetheilt, in deren Ecken überall ein Schützenstand Kudeni (Koodunee); die zur Jagd gebrauchten Falken waren der gewöhnliche Falke Baſ und Basche (bashu), eine Art indischen Sperbers. Die von der Ueberschwemmung zurückgebliebenen Teiche stehenden Wassers, die Dend (Dund) heißen, werden zur Bewässerung verwendet. Höchst malerisch ist das Schloß Sihwen (Sebwun). Larchane (Larkhane) ist eine Stadt von zwölftausend Einwohnern, vierzehn Miglien vom Indus entfernt. Zu Chairpur (Khyrpoor) wohnte B. dem indischen Tanze einer Natsch, d. i. Tänzerin, bey, die mit ihren Schwestern mit bloßen Schwertern und Flinten brennende Liebhaber und eifersüchtige Ehemänner vorstellten, und zuletzt mehr vom Branntwein als von Erschöpfung betäubt dahinfielen. S. 51 wird die Namenliste von sechzehn in Sind bekannten Falken gegeben, welche Rec. vor der Herausgabe seines Falkenklee's nicht gekannt zu haben bedauert. Die Stadt Schikarpur, welche, wie die Stadt Dera Ghasichan, ein Thor Chorasan's heißt, hat über dreyßigtausend Einwohner, welche B. nicht besser als mit den Worten zu schildern weiß, womit der Verfasser des Anastasius die Bewohner Smyrna's umriß: »Ihr ganzes Herz ist die Baumwolle in Tuch eingewickelt« u. s. w. S. 63 Probe eines Volksliedes des indischen Stammes Mesari. An der Furth von Bere (Bara) kostete B. von dem schlecht schmeckenden Fleische eines Alligators, und jagte mit mehr als hundert Menschen auf ein Wasserschwein (Bulen); sie fiengen aber dessen statt ein

Krokodil (Gerial). S. 70 ist moobahic Druckfehler für Mubarek, was die Formel des Glückwunsches. Die beyden Städte Dera Ghasichan und Dera Ismailchan heißen zusammen Deradschat, welches der Plural von Dera, und so heißt auch das Land zwischen beyden. Von der kleinen Stadt Derabend, dreyßig Miglien westlich von Dera Ismailchan, kreuzen sich die Straßen von Kalkutta über Leknau, Dehli und Bhawelpur; — von Bombay über Bikanir; Bhawelpur und Multan; — vom Emritsir über Dscheng (Jung) und Lija; — und von Dera Ghasichan; hier beginnt die Straße nach den Pässen Gulairi und Tschiri, durch welche die nomadischen Afghanen Lohani aus Chorasan, wo sie den Sommer zubringen, im Winter hieher einwandern. Die drey großen indischen Handelsstraßen sind die erste über Lahor und Attock, die zweyte durch Deradschat, auf welcher B. kam, die dritte durch den Paß Bolan von Schikarjur nach Kandahar; dazwischen liegen andere, heute aber nicht von den Kaufleuten betreten, auf deren einer, welche von Dera Ghasichan durch den Paß Sechiserwer und Buri nach Kadahar führt, die Herrscher von Kabul die Mangofrucht kommen lassen, welche oft vom Indus schon im achten oder neunten Tage zu Kandahar eintrifft. Daß die schwarze Augenschminke des Antimoniums die Augen der Frauen größer und feuriger aussehen macht, ist bekannt; Hr. B. sagt, daß in Sind durch die Verlängerung der Schminke in die Augenwinkel der als Schönheit so hochgeschätzte mandelförmige Schnitt hervorgebracht wird, weßhalb sie Bademtschesch m (badamchesm), d. i. Mandelaug, genannt werden; Einige tragen Halsbänder von Gewürznelken und Einige gar eine Moschusblase als Halsschmuck. Das zu Lahor gehörige Kalabagh *) ist durch sein Steinsalz berühmt. Längs des Indus sind die Seiche (Sikhs) vorherrschend; ihre heilige Schrift Grenth wird in Moscheen oder in besonders zur Aufbewahruug derselben erbauten Tempeln verehrt. Außer Steinsalz, Alaun und Schwefel, die zu Kalabagh, wurden in der Nähe der Stadt Schekerdere (Shukurdura) Steinkohlen entdeckt. Das Land zwischen Kalabagh und Peindi (Pindee), eine wogichte Haide, heißt Tschuli Dschelali, d. i. die dschelalische Wüste; sie hat ihren Namen von dem großen Herrscher Chuaresm's Dschelaleddin Mankburni, der von Dschengischan verfolgt, hier bey der Furth Kaitul mit dem Pferde von dem zehn Ellen hohen Ufer sprang und den Fluß durchschwamm; schon Moham-

*) Auf der Karte steht Karabagh.

med von Nesa nennt die Furth Kaitul *) als den Schauplatz dieser Heldenthat, welcher also unmittelbar hier auf dem rechten Ufer des Indus zu suchen ist. Der Indus, auch Sind genannt, führt höher oben den Namen von Attock, d. i. Hinderniß oder Wehre, weil den Indern denselben als den Gränzfluß ihres Reiches zu überschreiten durch ihre Religionsgesetze nicht erlaubt ist. Die von B. gegebenen Sanskritschriften des Götzenbildes von Hend wurden von Prinsep übersetzt. Zu Pischawer besuchte B. den blödsinnigen Prinzen Kerrek Sing, dessen Erwähnung die Anekdote eines blödsinnigen Königs von Balch zur Sprache bringt. Es war ihm ein unter dem Teppich laufender Faden unter den Fuß gebunden, den der Wesir abgeredetermaßen jedesmal zog, wenn der König mit Botschaftern sprechen oder zu sprechen aufhören sollte; bey der ersten Audienz antwortete der König trotz alles Ziehens beym Fuße nur in Einem fort: Wie geht's! B. fand Pischawer, seitdem er es das letzte Mal gesehen, durch die Seiche sehr verheert, aber statt des mohammedanischen Ernstes von allen Seiten indische, kaschmirische, persische und afghanische Gesänge. Der Chaiberipaß aus schwarzen Schiefern, mit tiefen Schichten von konglomeratem Thon, welchem Kieselsteine eingesprengt sind, ist der wildeste und schwierigste der indischen Gebirgspässe; das Wasser, welches zu Ali Meschdschid malerisch aus den Felsen springt, und dann unterirdisch gegen Dschemrud (Jumrood) fortfließt, macht den Paß von Chaiber, besonders im Sommer, sehr ungesund; es soll, wenn es über Nacht steht, sich mit einer öhlichten Substanz bedecken. B. erlebte im Chaiberipaß ein fürchterliches Ungewitter: »Das Wasser rollte durch den Paß, als ob »derselbe dessen natürliches Rinnsal wäre, Gebüsche und Alles »vor sich hertreibend, während von der Höhe der Felsen in allen »Richtungen Wasserfälle niederstürzten, einige in ununterbrochenem Gusse von mehr als dreyhundert Fuß Höhe.« Jenseits des Chaiberpasses befanden sich die Reisenden in einer ganz anderen Gegend; Hitze und Bettler hatten sie verlassen, sie waren von wohlgekleideten und wohlerzogenen Leuten umgeben, deren viele Bücher unter dem Arme oder auf dem Kopfe trugen, als Zeichen, daß sie Molla oder Studenten; eine sonderbare Sitte, die Bücher auf dem Kopfe zu tragen statt darinnen, aber nicht so sonderbar für den Engländer, der zu Cambridge oder Oxford studirt und dort der Fellows viereckige Barete gesehen, welche gerade wie dünne Bücher aussehen. Durch den königlichen Garten von Nimla kamen sie nach Gendamek (Gundamuk);

*) Gemäldesaal VI. 190.

Cypressen und Platanen, deren einige hundert Fuß hoch, und die, wie der persische Vers sagt, sich einander bey der Hand haltend, an Schönheit wetteifern, was ganz das Horazische: Qua pinus ingens albaque populus umbram hospitalem consociare amant. Auf dem Wege nach Dschegdelek (Jugduluk) führt eine Brücke über den Surchrud, d. i. den rothen Fluß, deren Inschrift den großen Bauherrn Ali Merdanchan unter der Regierung Schah Dschihan's i. J. d. H. 1045 (1685) nennt. Durch einen hohen, beyläufig 8500 Fuß langen, mit Fichten bekleideten Paß kamen sie nach Tisin (Tezeen) und dann durch Heft kutel (Huft kootul), d. i. die sieben Pässe, nach Churd Kabul, d. i. Klein-Kabul, und endlich Kabul selbst, wo B. dem Emir Dost Mohammed sein Beglaubigungsschreiben des Generalstatthalters von Indien übergab. Drey schöne Säbel, zwey zu dem Preise von 1500, der dritte zu 5000 Rupien, wurden zum Kaufe angeboten, der letzte von Ekberi-Stahl, dessen Werth durch die Damaszirung von reinstem Wasser in geradem ununterbrochenem Striche so hoch getrieben ward, der andere vom Wasser Bigemi (begummee), dessen Wässerung wellenförmig, der dritte eine chorasanische Klinge, insgemein Kara, d. i. die schwarze genannt, von der Wässerung Bidr. B. besuchte die nördlich von Kabul gelegenen Gärten, welche sich dreyßig bis vierzig Miglien bis an den schneebedeckten Hindukusch hinziehen; der Weg ging über Scheker-dere (Zuckerthal) und Kahdere nach Istalif, dem schönsten Punkte der Umgegend, wodurch Kabul eben so berühmt als Konia [1]) durch die an dem Saume des Berges sich hinziehenden Gärten Meram, als Malatia durch den schönen Spaziergang von Ispusi [2]). Der Weg ging durch die schönsten Haine nach der Terrasse über Terrasse pyramidenartig aufsteigenden Stadt Istalif. »Das thessalische Tempe konnte nie die Augen eines Joniers mehr entzückt haben, als Istalif den böotischen Britten gefiel. Vigne, dessen Werk, nebst Ghasna und Afghanistan, Kabul im Titel führt, meint, der Name der Stadt sey eine Zusammenziehung von τοῦ Καυάσου πόλις, während es Mr. Masson von Kapila ableitet, einer Stadt, in welcher nach Csoma de Körös ein Fürst Kamischka herrschte. Professor Wilson erklärte diese Etymologie für eben so wahrscheinlich, als jede andere bisher vorgeschlagene; die grundloseste aber aller bisher in Anregung gebrachten ist die, welche den Namen der Stadt von Kain ableitet, weil dieser im Persischen

[1]) Dschihannuma S. 615.

[2]) Ebenda S. 600.

und Arabischen Kabil heißt, eine Etymologie, die nur von einem Nichtorientalisten vermuthet werden kann, da der erste Wurzelbuchstabe in beyden Wörtern ein ganz anderer, in Kabil das Kaf und in Kabul (richtig Kjabul zu sprechen und zu schreiben) das Kjaf; so verwandelt Vigne das Kaf des Karun des Korans (welcher der Kore der Schrift) in Ch, und meint, daß Charun den Afghanen noch von den baktrischen Griechen her bekannt seyn müsse! Der Glaube an die Dschinnen zu Kabul ist allgemein, wer einen Dschinn sieht, wird närrisch, wenn er nicht ein Abkömmling des Propheten, in welchem Falle ihm der Dschinn einen Selam macht und dessen Befehlen gehorchen muß. Eine andere Art von Geistern sind die Aals in Gestalt von zwanzigjährigen Mädchen mit langen Zähnen und Nägeln, insgewöhnlich von den Arabern Ghul, d. i. Wüstengespenst genannt. Vigne machte den Ausflug nach dem schönen, funfzehn Miglien von Kabul entfernten oberwähnten Thale, das von Burnes Schekjerdere, d. i. das Zuckerthal, von Vigne Schikjardere, d. i. das Jagdthal, genannt wird. Der Garten, den hier Timurschah angelegt hatte, ist verwüstet. Der Name von Istalif wird als Usta Alif, d. i. Meister Alif, erklärt; wahrscheinlicher ist es das arabische Istelife: »Die »von den Apeninnen aus geschauten Ebenen der Lombardey über»treffen das Bergland Kabuls nicht an Reichthum und Glanz der »grünen Triften, während Kabul durch das Amphitheater unge»heurer Gebirge im Rücken eine weit schönere Lage hat.« — Vigne und auch andere Reisende erwähnen des Hügels von Flugsand (Rigi rewan), der im Herabrollen klingt wie der Sand des tönenden Glockenberges Dschebeli Nakus auf der Halbinsel des Sinai *). Rec. hat schon anderswo bemerkt, daß man sich dieses Tönen des Sandes leicht vergegenwärtigen könne, wenn man Sand von der Höhe auf einen unten liegenden Sandhaufen so wirft, daß derselbe davon in einem Winkel von 45 Grad abrollt. In der Nähe dieses Hügels von Flugsand ist eine Höhle, aus welcher vor einigen Jahren ein Fanatiker Kuhistan's als der von den Moslimen als Vorläufer des jüngsten Tages erwartete Mehdi (nicht Mihedi) hervorging, und gegen zwanzigtausend Anhänger um sich versammelte, mit denen er gegen Kabul zog.

*) Die jüngste Auskunft über diesen merkwürdigen Glockenberg auf der Halbinsel des Sinai befindet sich im XIII. Bande, May 1842, in der Zeitschrift der asiatischen Gesellschaft von Großbrittanien und Irland S. 78, und ebenda S. 202 ein Auszug eines Schreibens Sir John Herschel's, welcher der Meinung Newbold's, daß das Phänomen einzig aus den Wellen des Sandes zu erklären sey, beystimmt.

Der Mehdi der Moslimen ist ein Höhlenbewohner, wie Mithras der Perser. Vierzehn Miglien von Kabul ist der Brunnen Rustem's, in welchen derselbe ermordet geworfen ward. Daß ganz Kabulistan und Sawulistan der klassische Boden, auf welchem das Epos des Schahname spielt, ist schon bey der Anzeige von Burnes's erster Reise (im LXXII. und LXXIII. Bande dieser Jahrbücher) ausführlich aus einander gesetzt worden. Außer Burnes und Vigne wird Kabul auch noch von den drey militärischen Referenten des Feldzugs, von Eyre, Atkinson und der Lady Sale, erwähnt; der erste gibt den Plan der Stadt, Burnes die lithographirte östliche Ansicht derselben und der Citadelle, welche Balahißar, d. i. das obere Schloß, heißt, mit dem Plane des englischen Lagers zwischen der Stadt und den Höhen von Bimaru. Da diese drey sich aber hauptsächlich nur die Erzählung der Begebenheiten des unglücklichen Feldzuges und der Ursachen, wodurch das Verderben herbeygeführt wurde, zum Ziele gesetzt, so ist aus denselben über die Stadt selbst nichts Besonderes zu lernen; wir kehren daher wieder zur gehaltreichsten der vorliegenden Reisebeschreibungen, nämlich zu der von Burnes zurück. Die alte Stadt Begran, in der Nähe von Kabul, welche Mr. Masson entdeckt und durch viele Jahre mehrere Tausende von Münzen aus deren Ruinen aufgescharrt, wird für Alexandria ad calcem Caucasi gehalten. Nicht weit davon sind zwey geöffnete Topen, deren Namen identisch mit dem türkischen Depe und mit dem griechischen Ταφος einen Grabhügel bedeutet. Ein dritter zu Nidschernu in der Nähe einer Höhle mit blauen gebrannten Ziegeln bekleidet, war, als Burnes schrieb, noch uneröffnet, und ist es wahrscheinlich noch heute. Zoologen wird die Nachricht vom Vogel Kedschir interessiren, dessen Flaumen zum Futter von Pelzen verwendet werden, und das persische Repphuhn (Kjebukderi) ist ein vom gewöhnlichen Repphuhn, das auf persisch auch Kebuk heißt, sehr verschiedener Vogel, etwas kleiner als ein Indian; der Deghdur ist eine Art von Trappe (Bustard). Unter den Thieren, deren Fell zu Pelzen gebraucht wird, werden der Luchs, der Gurken (der Gräberaufgraber), d. i. der Schakal, der Musch churma und der Dila chefek (?), ein großes, graues Wiesel, ausgezeichnet. Man brachte den Reisenden auch den Galago crassicaudatus des Cuvier; die Hesare-Ratte hat keinen Schweif; Hasen sind selten und klein, und außer den Wasservögeln ist wenig Wild; röthlich-braune Bären, Wölfe, der rothe und gemeine Fuchs erscheinen im Winter; eine Art von Dachs heißt Tibbergam, und der große Vogel Enkasch ist entweder der Geyer oder Condor. Ueber die wilden Schafe und Ziegen gibt

der Naturforscher Dr. Lord im Anhange besonderen Bericht; die wilde Ziege heißt Buskjuhi, eine neue Species ist das Ovis Argali; der eingesottene Traubensaft heißt Schiru. Burnes gibt im achten Hauptstücke einige Nachrichten über die Bücher und Verlassenschaft des unglücklichen Reisenden Moorcroft, und aus einem Briefe des Dr. Lord, den er nach Kundus auf Kundschaft gesendet hatte, einige Nachrichten über die Sitten der Usbegen, Bewohner von Kundus.

»Bey Hochzeiten begeben sich zwey Parteyen, die eine von der Seite des Bräutigams, die andere von der Seite der Braut mit großem Vorrath von Mehl, welchem Asche beygemischt ist, ins Feld, und bekämpfen sich, bis eine der beyden Parteyen aus dem Felde geschlagen, worauf sie Frieden machen, und sich zu einem großen Feste vereinen; oft entstehen ernste Folgen daraus, wenn die geschlagene Partey in Wuth kommt. Männer verkaufen ihre Weiber, wenn sie derselben müde, was gar nicht ungewöhnlich, aber der Mann ist verbunden, sein Weib zuerst ihrer Familie mit bestimmtem Preise anzubieten; wird der geforderte Preis nicht gegeben, so kann er sie verkaufen wem er will. Bey dem Tode eines Mannes fallen dessen Weiber alle dem nächsten Bruder als Eigenthum zu, der sie heiraten oder verkaufen kann, doch immer so, daß die Familie das Vorkaufsrecht hat. Wer eine mannbare Tochter hat, meldet es dem Mir (Fürsten), der seinen obersten Verschnittenen sendet, um sie zu beschauen; ist sie schön, so nimmt er sie für sich, wenn nicht, so erlaubt er, daß sie einen anderen heirate. Kinder werden im Alter von sieben oder zehn Jahren beschnitten, die Beschneidungsfeste, auf welche große Kosten verwendet werden, dauern funfzehn bis zwanzig Tage; sie fressen ungeheuer, zwey Usbegen nicht selten ein ganzes Schaf mit Reis und Brot im Verhältnisse, mit Wassermelonen, Zuckermelonen, und anderen Früchten in Menge, die aber für nichts gerechnet werden, weil sie als Wasser zergehen. Bey solchen Gelegenheiten ist eine der größten Unterhaltungen das Pferdrennen; sie rennen aber nicht etwa ein Paar Miglien, sondern vierzig bis funfzig durch das Land, Moräste durchwatend, Flüsse durchschwimmend oder bloß ihre ungeheuren Ebenen durchrennend, deren manche so groß, daß sie eine Laufbahn von vierzig bis funfzig Miglien bieten. Der Auflauf ist bey solchen Gelegenheiten ungeheuer, indem nicht nur die Renner, etwa zwanzig an der Zahl, zugleich aufbrechen, sondern auch eine Schaar von Begleitern von hundert bis fünfhundert, welche sie wenigstens die ersten drey oder fünf Miglien weit begleiten. Ein Richter wird vorausgesendet, und die Renner kommen selten eher als am letzten Tage zurück. Die sieben ausgesetzten Preise bey einem solchen Rennen waren der erste ein junges Mädchen der Hesare oder Tschitrali, der zweyte funfzig Schafe, der dritte ein Knabe, der vierte ein Pferd, der fünfte ein Kamehl, der sechste eine Kuh, der siebente eine Wassermelone, deren Gewinner ein Gegenstand des Spottes für die übrige Gesellschaft. Ein anderes unterhaltendes Rennen ist das der Ziege; einer nimmt eine Ziege vor sich aufs Pferd und galoppirt damit aufs Schnellste davon, funfzehn oder zwanzig Reiter folgen ihm auf dem Fuße; wer von ihnen der Ziege habhaft wird und mit derselben den anderen zu entrinnen im Stande, behält sie als Preis. Die Schnelligkeit, mit welcher die Ziege ihre Besitzer wechselt, ist sehr lächerlich, aber das arme Thier wird dabey gele-

genheitlich in Stücke zerrissen. Ein dritter Wettstreit erfordert Uebung in dem Gebrauche von Feuergewehr, besonders bey dem elenden Zustande derer der Usbegen. Ein kleiner Kürbiß (Kjedu, B. schreibt Kuddoo) mit Mehl gefüllt wird auf einer Stange zwey Speere hoch aufgepflanzt; die um die Wette Streitenden sind in der Entfernung von vierhundert Klaftern geschaart, einer nach dem anderen sprengt im vollsten Galoppe vor, und schießt im Vorbeyreiten nach dem Kürbiß; die größte Kunst besteht darin, das Pferd im Vorbeyrennen vor der Stange umzudrehen, und von rückwärts nach dem Kürbiß zu schießen; das in die Luft stäubende Mehl verkündet den Sieger, der mit hundert Rupien und einem Ehrenkleide belohnt wird.«

Ueber das durch Elphinstone zuerst zu Europa's näherer Kenntniß gebrachte seltsame Volk der Kjafiren, deren Name derselbe wie der der Kafern, an der Spitze Südafrika's, und die von mehreren Reisenden für unmittelbare Abkömmlinge der von Alexanders Heer am hinteren Kaukasus zurückgebliebenen Griechen gehalten werden, gibt Burnes (nebst der Abbildung eines jungen Kjafir) aus dem Munde desselben mehrere interessante Notizen, die Sitten dieses Volkes betreffend, welches weder mit den Afghanen noch mit den Bewohnern Kaschmir's einige Aehnlichkeit hat. Ihre Großen heißen Sabuninasch; sie opfern Kühe und Ziegen dem höchsten Wesen (Doghan), besonders bey einem großen Feste Anfangs Aprils; sie haben Idole und kennen den großen indischen Gott Mahdio, essen aber Rindfleisch; sie verbrennen oder begraben ihre Todten nicht, sondern tragen sie in einem schönen Kleide von Ziegenfellen oder Kaschghar-Wolle angezogen auf den Gipfel eines Hügels, wo sie dieselben niederlegen, aber nicht begraben; die Weiber bestellen das Feld und sitzen beym Essen von den Männern getrennt; sie haben keine Tische; die Schüssel der Mahlzeit wird auf einen eisernen Dreyfuß gesetzt, um den sie sich auf Stühlen ohne Lehnen niedersetzen; sie lieben Honig, Wein und Essig, der bey ihnen im Ueberflusse; sie haben weder Hausgeflügel noch Pferde, lieben Musik und Tanz; der Tanz der Männer besteht in drey Sprüngen auf einem Fuße, worauf sie dann mit beyden die Erde stampfen; die Weiber legen ihre Hände auf die Schultern, und springen dann mit beyden Füßen im Kreise herum; ihre Musikinstrumente sind eine zweysaitige Geige und eine Art von Trommel; sie trinken aus silbernen, im Kriege erbeuteten Bechern, Alte und Junge trinken Wein und selbst die Kinder an der Brust; die stärksten Feindschaften werden gesühnt, wenn einer der beyden Feinde die linke Brustwarze des anderen küßt, worauf dieser den Kuß auf den Kopf zurückgibt, und sie sind nun Freunde bis auf den Tod. Ihre Sprache, wovon im Anhange ein Probeblatt, ist eine eigene, die weder mit der indischen, usbe-

gischen oder afghanischen etwas gemein hat. Burnes bestätigt auch aus der Aussage eines Moslims die größte Aehnlichkeit der Sitten der Kjafire oder Siahpusch, d. i. der Schwarzgekleideten, mit europäischen Sitten; sie tragen wie die Europäer eng an dem Leibe liegende Kleider und sitzen wie dieselben auf Sesseln mit herunterhängenden Füßen; sie sind gastfrey gegen die Fremden und setzen denselben immer Wein auf; sie sind nicht so wild und barbarisch als ihre Nachbarn, die Afghanen. Wenn einer auch mehrere seines Stammes erschlägt, ist die Blutschuld vergeben, wenn der Mörder sein Messer seinen Feinden vorwirft, darauf tritt und knieend um Verzeihung fleht; sie lassen eine Locke Haares auf der rechten Seite des Kopfes wachsen, und spannen ihre Bogen mit den Zehen. Ein Hindu, der weit in ihr Land gereiset, versicherte, sie seyen seiner Religion und daß sie Kenntniß von Siwa hätten. Dieß spricht aber eben so wenig für ihre indische Abstammung als für ihre persische der Umstand, daß sie ihre Todten wie die Gebern den Raubvögeln zur Beute aussetzen. Inschriften, welche B. nach dem Berichte eines Juwelenhändlers, der bis Kaschghar vordrang, gibt, scheinen Sanskrit und Pali zu seyn. B. gibt bey dieser Gelegenheit auch einige Kunde über Kaschghar, wo chinesische Besatzung; Choten und die nördlich des Hindukusch gelegenen Distrikte von Meimen (Maimana), Andchu (Andkho), Schibrkjan, Seripul und Aktschu [1]). Die chinesische Besatzung Kaschghar's liegt in einer abgesonderten Veste, die Gülbagh heißt, wo allein Handel getrieben werden darf, der außerhalb der Mauern verboten. Kjaschghar und Jarkend, die beyden chinesischen Gränzstädte, sammt Chokand (nicht Kokand) oder Ferghana sind die äußersten nordöstlichsten Punkte der trefflichen Karte, welche dem ersten Theile von Burnes Reisen beygegeben ist. Was das Dschihannuma über Chokand und dessen Städte meldet, ist im LXXII. Bande dieser Jahrbücher mitgetheilt worden, wo aber von Kjaschghar, Jarkend und Choten keine Rede gewesen. So dürftig die Nachrichten über diese Städte des östlichen Turkistans, so verdienen sie doch bey dem Mangel von Nachrichten europäischer Reisenden berücksichtigt zu werden. Kaschghar, sagt das Dschihannuma (S. 366), funfzehn Tagreisen nordöstlich von Andedschan gelegen, wird nördlich von den mongolischen Gebirgen begränzt, von denen zahlreiche Flüsse in die Ebene niederströmen, südlich von Schasch und zum Theil von der Sandwüste; die westliche [2]) Gränze macht

[1]) Soll Achsu heißen. Dschih. S. 368. 3. Z. v. u. [2]) Muß augenscheinlich die östliche heißen, da Choten, das am Saume dieses Gebirges liegt, nicht westlich, sondern östlich von Kaschghar gelegen.

ein längliches Gebirge, dessen Flüsse ostwärts strömen. An dem Saume dieses Gebirges liegt Choten, gegen Osten erstreckt sich das Gebirge über Thurfan hinaus bis an das Land der Kalmuken. Von Kaschghar über Schasch nach Thurfan werden drey Monate Weges gerechnet. Einstens waren diese Ebenen mit Städten bedeckt, deren Ruinen aber heute der Sand bedeckt, und wovon sich nur die Namen Thob und Güng erhalten haben. In diesen Steppen werden wilde Kamehle gejagt. Die Stadt Kaschghar liegt an dem westlichen Saume des Gebirges; der Fluß Temen (Tomen?) floß vormals durch die Stadt, aber seitdem Mirsa Ebubekr (der Abkömmling Timur's im vierten Gliede von dessen jüngstem Sohne Miranschah) die Stadt verwüstete und dieselbe auf einer Seite des Flusses wieder aufbauen ließ, fließt der Fluß außerhalb derselben vorbey. Die Stadt ist der Geburtsort des darnach benannten berühmten mystischen Dichters Seaadeddin. Von Choten konnte B. nichts als die von ihm bezweifelte Kunde in Erfahrung bringen, daß dort eine Colonie reiner Parsen sich erhalten habe. Das Dschihannuma sagt, daß Choten an der äußersten Gränze Turkistans über Jüskend hinaus gelegen, von vielen Flüssen bewässert sey; der eine der beyden vor der in Ruinen liegenden Stadt vorbeyfließenden Flüsse heiße Bakirtasch, der andere Barunrengtasch, in deren beyder Bette die Jaspiskiesel gefunden werden, womit Choten, so wie mit Seidenwaaren und Getreide Handel treibt; an dem wöchentlichen Markttage (Freytag) versammelten sich dort über zwanzigtausend Menschen. Wie Kaschghar die Hauptstadt des östlichen Turkistans, so war Thiras vormals die des westlichen; zwey andere Städte aber, welche das Dschihannuma als ehemalige Hauptstädte Turkistans nennt, sind Jasi, die ehemalige Residenz der usbegischen Chane, als Geburtsort des Scheichs der Nakschbendi, Chodscha Ahmed, berühmt, und Bersadschan, das an Tibet gränzt. Eine Tagreise westlich von Jasi liegt Sobran, Otrar eine Tagreise von Jasi gegen Taschkend, der Geburtsort des hanefitischen Rechtsgelehrten Kawameddin. Thurfan, achtzehn Tagreisen von Andedschan und zwanzig von der chinesischen Gränze entfernt, soll gerade in der Mitte zwischen Kaschghar und Choten liegen. Belasaghun, in der Nähe von Kaschghar, scheint das auf der Karte von B. östlich von Kaschghar angesetzte Beskin zu seyn. Tschigil, das in der Nähe von Thiras liegt, ist durch die Schönheit seiner Knaben und Mädchen berühmt, die Einwohner beten, laut der Angabe des Dschihannuma, den Canopus, den Orion und den Heerwagen an, und vermählen sich mit ihren Schwestern. Als die erste Haupt-

stadt von Kaschghar wird aber vom Dschihannuma nicht die gleichnamige Stadt, sondern Jarkend angegeben, wo Mirsa Ebubekr nach der Zerstörung Kaschghar's seine Residenz aufschlug, ein Schloß mit Mauern, die dreyßig Ellen hoch, baute, und die Stadt mit zwölftausend Gärten umgab; er versah die Stadt, weil der Fluß im Sommer wenig Wasser hat, mit Wasserleitungen; im Bette des Flusses wird, wie in dem der Flüsse von Kaschghar, Jaspis gefunden. Die Luft von ganz Kaschghar ist kalt und feucht, aber dennoch nicht sehr ungesund. Die Einwohner theilen sich in vier Klassen: die Unterthanen (Raja), die Reiter (Sipahi), die Oimak und die Rechtsgelehrten. Von Lachuf, das drey Tagreisen von Jarkend liegt, sind deren zehn nach Choten. Ueber die kleinen Fürstenthümer Andchu und Schibergan meldet das Dschihannuma nichts; Andchu wird in der Literaturgeschichte der Geographie künftig als der Ort merkwürdig bleiben, wo der unternehmende Reisende Moorcroft starb; der Fürst desselben ist ein Türke des Stammes Effchar und der von Seripul ein Usbege des Stammes Atschumuilli (?), Achsu ist von Balch abhängig und wird von einem Sohne des Statthalters von Balch regiert. Südlich von diesen Distrikten ist das hügeliche Land der Hesare, d. i. der mongolischen Abkömmlinge von Tschengischan's oder seiner Nachfolger Heeren, von deren Stämmen eine Liste gegeben wird. Burnes spricht (S. 242) von der Physiognomik der Afghanen Kiafa, welche, wie er sagt, ein Mittelding zwischen Phrenologie und europäischer Physiognomik; dieß ist die Ilmol-kiafet, d. i. die Gliedergenealogik, auch Menschenwahrsagerkunst genannt, welche aus den Formen der Glieder auf den wahren Vater des Kindes schliessen läßt; eine bey den alten Arabern, wo oft zehn Männer sich in den Besitz einer Sklavin theilten, dem Richter oder seinen geschworenen Beysitzern sehr nothwendige Wissenschaft, weil bey dem über die Vaterschaft erhobenen Streite nur durch diese Gliederphysiognomik der wahre Vater ausgemittelt werden konnte. Die von B. aufgenommenen Lehrsätze aber über das, was sich aus rothen Augen, rothen Haaren, großen Ohren und großen Nasenlöchern schließen läßt, gehört nicht in's Gebiet der Ilmol-kiafet, sondern in das der eigentlichen Physiognomik (Ilmol-firaset), wovon jene nur ein Zweig. Aus dem Munde eines reisenden Bohani gibt B. Auskunft über den tyrannischen Herrscher von Bochara und die Gräuel der dortigen Gefängnisse, die voll von Ungezieser aller Art, von Scorpionen und Zecken, die man, wenn sich eben keine Gefangenen vorfinden, um dieselben zu nähren, mit hineingeworfenen Eingeweiden von Thieren füttert; ein Tag reicht hin, den Ge-

fangenen zu tödten, und eine Verhaftung von wenigen Stunden läßt unauslöschliche Spuren für's Leben. Das philosophische Gedicht Musnumée, wovon B. S. 254 spricht, ist kein anderes als das allbekannte Mesnewi Dschelaleddin Rumi's. Die Volkssage erzählt, daß bey dem in der Nähe von Kabul gelegenen Dorfe Tscheldochteran, d. i. der vierzig Töchter, nach einem Einfalle der Kjafiren vierzig Mädchen zur Bewahrung ihrer Jungfrauschaft in Steine verwandelt worden seyen, und vom Parke Kjuhikoruk (Koh-i-Krook) des Königs wird erzählt, daß Hirsche und Rehe eines Tages gerade aus dem Parke in's Harem stürzten, wo sie von den Frauen mit Ohr- und Nasenringen geschmückt und wieder in Freyheit gesetzt, sich über das ganze Land zerstreuten. In der Nähe von Kabul, sieben Miglien südöstlich, sind die vom Siebenbürger Honigberger eröffneten Tope. B. beschreibt auch der erste die zwey vereinzelt stehenden Minarete von Kabul, welche nach B.'s Meinung keine Minarete, sondern Grabthürme. Wie oben das Mesnewi, so sind in der Ueberlieferung der afghanischen Urgeschichte die Namen der drey aus dem Dschihannuma bekannten persischen Prinzen Salm, Tur und Iredsch S. 264 in Silur, Toor und Urj verwandelt, wovon nur der mittlere richtig. Kabul ist eine der sieben Städte, deren Erbauung die morgenländischen Geschichten dem Huscheng zuschreiben. Der Titel der Geographie Moosalik ure Moomalish soll Mesalik we Memalik heißen; das Adschaibol-thabakat (Ujuib ool tubukat), d. i. die Wunder der Klassen, aus acht anderen Werken zusammengetragen, ward mit dem obigen und dem genealogischen Werke Dschemol-ensab (Juma ool insab) von B. an die geographische Gesellschaft von Bombay eingesendet. Lieutenant Leech sammelte Wörterbücher von den meisten westlich des Indus gesprochenen Sprachen, als: Brehuji, Biludschi, Pentschabi und Puschtu mit Bereki, Leghmani, Kaschghari. Die Sprache der Brehuji unterscheidet sich wesentlich von der der Bolodschen; das Bereki oder Kanigrami, das zu Loger gesprochen wird, ist dem Persischen verwandt, die Mundarten von Laghmar, Kaschghar und Dir, so wie das Peschi sind ursprünglich indisch. Der Fluß von Kabul, auf welchem sich B. nach Pischawer einschiffte, hat Ueberfluß an Wirbeln und Strudeln, in deren einem, Fasl genannt, der Floß sich zwey Stunden lang herumdrehte. Großartig und fürchterlich ist die Felsenpartie, deren Namen Schutur gerden, d. i. Kamehlnacken, wo der Fluß durch Felsenwände, die einige tausend Fuß eingeengt, dieselben siedend und emporsteigend durchbricht. Der Anhang enthält einen Vorschlag eines Waaren-

lagers für den indischen Handel, einen ausführlichen Bericht des Schiffslieutenants Wood über den Indus, Noten über Kabul, ein kleines Vocabular der Sprache der Kafern, die schon oben erwähnte Beschreibung der wilden Schafe und Ziegen und den Auszug aus einem orientalischen physiognomischen Werke. Die Noten über Kabul geben Kunde vom dermaligen Herrscher Dost Mohammed und seinem verstorbenen Bruder Emir Chan, welcher Ghasna beherrschte; von dem ältesten Mir Efdhalchan, der zu Surmet, östlich von Ghasna, dann Mohammed Ekberchan, dem begünstigten Sohne, der zu Dschelalabad, das Haupt der Gildschi-Ekremchan ist über Bamian und die zu Kabul gehörigen Hesare, der Sohn von Emirchan über Kuhistan gesetzt. Dost Mohammed Chan herrscht unter dem Titel Emir zu Kabul mit seinem Bruder, dem Newab Dschebbar Chan (Jubbar Khan). Er hat einen Park von fünf und vierzig Kanonen und dritthalbtausend Köpfe Fußvolk, Juzzálchees; dieses Wort, welches Lady Sale Juzailchees schreibt, und mit Rillemen übersetzt, ist nichts als das mongolische Jesaul, wie noch heute die Offiziere bey den Kalmuken heißen. Von den Gildschi, welche ehe Kabul beherrschten, haben die Bareksije, die zweymalhundert Familien stark, sich von Kandahar bis Gendamek, was auf dem halben Wege nach Pischawer liegt, erstrecken, wenig zu fürchten, die östlich von Kabul sitzenden Stämme haben wenig Verbindung mit einander.

Vigne kam wie Burnes aus Indien nach Kabul, und zwar von Ludiana am Setledsch, wo die Engländer den von ihnen wieder auf den Thron gesetzten Schah Schudschaa damals noch gefangen hielten; er besuchte denselben und dessen Bruder, den ebenfalls entthronten Semanschah, mit dem österreichischen Reisenden Freyherrn v. Hügel; sein Weg führte ihn über Multan, wo die Perser zur Grabstätte Schems Tebrisi's wallfahrten. Wenn dieser Schems Tebrisi der in Malcolm's persischer Geschichte erwähnte Lehrer und Meister des großen mystischen Dichters Dschelaleddin Rumi seyn soll, so ist der Wallfahrtsort von Multan ein Doppelgänger der wahren Grabstätte Schems Tebrisi's, welcher laut dem Dschihannuma (S. 382) zu Tebris geboren und zu Chui begraben ist. Multan gilt für die Hauptstadt der Malli in der Geschichte Alexanders; eine staubige, schmutzige Stadt von beyläufig fünf und vierzigtausend Einwohnern, mit engen Straßen und drey bis vier Stockwerk hohen Häusern; das Schloß baute Buranbeg, der Sohn des Großmongolen Dschihangir. Multan ist berühmt durch seine Seidenmanufakturen, deren innere Ein-

richtung aber von den kaschmirischen, die Hr. V. gesehen, sehr verschieden; in Kaschmir arbeiten bis zwanzig Personen in einem Zimmer, hier nur zwey oder drey; hier wird eben so viel Raum vergeudet, als dort durch die senkrechte Aufstellung des Webstuhls gespart. Das Stück Seidenzeug heißt Kaisch; ein gewöhnliches wird von einem Weber in sechs Tagen, ein schönes in sechzehn Tagen verfertigt. Multan ist auch durch seine Teppiche und Stickereyen berühmt. Am 11. April wurde Besuk, ein indisches Fest, gefeyert. Die Hindu waren durch das Zeichen ihrer Kaste auf der Stirne, ihre rosenfarbnen Turbane und weiten, rothen Beinkleider, die multanischen Moslimen durch ihre weißen Turbane und Beinkleider vom selben Zuschnitte, die Seiche, gewöhnlich Sipahis, durch Schwert und Flinte, die Bohani, Begleiter des Reisenden, durch die schlangenartigen Falten ihres Turbans und durch die schwärzliche Gesichtsfarbe ausgezeichnet. Die Gebirgskette Suleimani heißt auch der Kaiserberg oder Kaiserthron (Tachti Kaißar). Dherabend hat seinen Namen vermuthlich von den verschiedenen künstlichen Hügeln (Dhera), von denen es umgeben ist; mit Hülfe des Thanadar, d. i. des Dorfschulzen, grub Hr. V. einen dieser Hügel auf, ohne jedoch etwas Merkwürdiges zu finden; er gibt die Abstammung der Lohani aus der Zeit Sultan Mahmud's, des Eroberers Indiens, her; sie sind meistens Geschäftsleute. Ansichten von Attock, dem Suleimangebirge und einem Lohanilager werden in gelben lithographirten Blättern mitgetheilt. Der Verfasser, welcher die berühmte persische Mumia von Schiraf nicht zu kennen scheint, sagt, daß der von Kabul kommenden (der persischen) die von Klein-Tibet eingeführte vorgezogen werde. Die Inder glauben, Mumia werde aus dem Gehirne von Negern erzeugt, das sie, wenn bey den Füßen über langsames Feuer aufgehängt, aus ihren Köpfen ausschwitzen. Die Wesiri sind, wie schon Moorcroft bemerkte, Nomaden. Hr. V. meint, das Wort Nemed, d. i. Filz, sey die Wurzel des griechischen νομαδικος! Der Schlangenfresser Marchur soll, wie Hrn. V. versichert ward, eine Art von Riesenziege seyn, welche die Schlange beym Schweife aufgreift und verschlingt. Hr. V. erhielt die Haut sammt den Hörnern eines dieser Thiere, wovon er nichts zuvor gehört. Der Berg Merawallah, welcher halbwegs zwischen dem Gebirge Suleimankjuh und Sirikjuh, ist berühmt durch die Birifalken, die dort züchten. Am Ufer des Gomel-Flusses, welchen die Straße in dem Felsenpasse vielfach kreuzet, wächst eine Art eßbaren Rhebarbara (Rewend tschini), welche aber von der berühmten kabulischen Rhebarbara (Rewasch) verschieden. Hr. V. glaubt, daß

das Kraut Prangus Moorcroft's, welches die Zähne der Schafe gelb färbt, das Silphium Arians sey; es wächst in Kaschmir in der Höhe von sechs- bis achttausend Fuß; V. fand es nicht im Suleiman-Gebirge. Am Fuße des Sirikjuh liegt die Stadt Ergen (Urghun), sie ist mit vielen Eisenwaaren angefüllt; die Schafe hier herum sind von der Rasse Dumbi mit fettem Schweife. Die Stämme der Hesare behaupten, daß sie desselben Ursprungs wie die Borghas im Nipal, und unterscheiden sich von den hier eingebornen Anden (Undas), die hellfarbigen Haares und wohlgebildet, durch kleine Augen, hohe Backenbeine, Patschnasen, was alles auf ihren ächten mongolischen Ursprung hinweiset. Zu Ghasna beschreibt Hr. V. die oben erwähnten, angeblich von Sultan Mahmud herrührenden beyden Minarete, deren einer (ein) auf achteckigem hohem Fußgestelle, in Form eines Phallus aufsteigender Kegel, wohl ursprünglich für nichts Anderes gemeint gewesen seyn dürfte. Wenn die kufischen noch erhaltenen Inschriften (wiewohl Ferischte sagt, daß alle Inschriften zu Ghasna zerstört worden seyen) nicht später diesem Pfeiler eingehauen worden sind, so können die Pfeiler doch von Sultan Mahmud oder vielmehr von seinem Sohne Mesud errichtet worden seyn. V. sah am Grabmale Mahmud's noch die berühmten Thore aus Sandelholz, welche seitdem durch die vom Statthalter Indiens angeordnete Uebertragung nach Somenat, woher sie Sultan Mahmud geholt hatte, im englischen Parlamente so viel Lärm gemacht. Auf dem Grabe Mahmud's sind kufische Inschriften, welche Hr. V zwar nicht abschrieb (which I did not copy), die aber seitdem Rawlinson abgeschrieben; die Zeichnung der Thore und die Inschriften desselben sowohl als des Grabes und der Minarete sind in dem CXXXIV. Hefte des asiatischen Journals von Rawlinson mitgetheilt worden. Aus den letzten erhellet, daß dieselben nicht von Sultan Mahmud, sondern von seinem Sohne Mesud eingegraben worden; daß aber deßhalb die beyden Pfeiler sein Werk, ist keineswegs ausgemacht *). Südlich von Kabul ist das von

*) In dem Texte der Thorinschrift (S. 76) steht vermuthlich durch Druckfehler للامير الا اجا, was wohl الامير الاجلّ heißen muß; eben so ist المولد gefehlt statt المولود, wie es auf dem Facsimile ausdrücklich steht. Mewlid heißt der Geburtsort und nur Mewlud der Geborene. Auch ist im Neschitext das Wort Sebuktigin als Subuktigin vocalisirt, in der Uebersetzung Sabaktagin geschrieben; die wahre Vocalisirung als Sebuktigin gibt Ferhengi Schuuri Bl. 72.

Dr. Honigberger eröffnete Grabmal des baktrischen Königs Kadphises [1]). Wie das Grab Mahmud's zu Ghasna, so beschreibt V. das Sultan Bebr's (Babers) zu Kabul; beyde waren Eroberer Indiens und der letzte der Gründer der sogenannten Großmongolen. Die Vignette (S. 154) stellt den Eingang der Marmormoschee des Grabes Bebr's vor, vier hinter einander folgende ausgezackte sarazenische Bogen aus der dritten Periode sarazenischen Baustyls. Atkinson gibt in seinem malerischen Werke über Afghanistan keine Baurisse, wohl aber die Ansicht des Grabes und der nächst demselben (in der Entfernung von zwanzig Schuhen eine von der anderen) angelegten Cascatellen, deren Anblick den Rec. an die des Garten von Caserta erinnert; er gibt auch die Ansicht des Schlosses von Kabul (Balahißar) mit der heute in Ruinen liegenden königlichen Moschee (Mesdschid Schahi), ein Viereck mit einer Minaret an jedem Ecke und die Ansicht des Rathsaales (Derbarchane) Schah Schudschaa's. Das Schloß ward von den Nachkommen Bebr's gebaut, welche aber Timuriden, und weder tschaghataische noch mongolische Kaiser waren, wie V. sagt (Chaghutai or Mogul emperors). Die Bevölkerung Kabul's, beyläufig 60,000 Köpfe, besteht aus Afghanen, Kisilbaschen, Tadschiken und Hesare; Rec. bemerkt, daß die Kisilbasch und Tadschik beyde Perser, jene die neueren im Westen, diese die älteren Bewohner des Landes im Osten, in Transoxana und Chuaresm. V. gibt (S. 166 und dann wieder S. 333) nach dem Medschmaol-ensab, d. i. Sammlung der Genealogien, die angebliche der Afghanen von Jakob her. V. nennt die Tadschik die Eingebornen des Landes; sie sind die Δαδικαι Herodot's, die Urväter der Deutschen, deren Ursitz nirgends anders mit größerer Gewißheit als in Chuaresm und im Lande jenseits des Oxus nachzuweisen ist. In der Mundart von Chiwa heißt das Brot Pekend [2]), was das βεκκος Herodot's (II. 2), so daß der Ausspruch des Psammetichus über das älteste Volk der Erde den Deutschen wohl noch vor den Phrygiern gebührt. Höchst merkwürdig ist, daß das Wasser in derselben Mundart von Chiwa Sub heißt, was das deutsche Suppe; unsere Bäcker und unsere Suppe stammen wie wir Deutsche von den Tadschik, den Urbewohnern Chuaresm's und Chiwa's, her. Der große persische Dichter Enweri hat diese beyden Wörter in

---

[1]) Es ist eine seltsame, aber ausgemachte Thatsache, daß Raimund, viel früher als die Entdeckung Honigbergers Statt hatte, in dem Diamant des Geisterkönigs denselben mit den Worten erscheinen und wieder verschwinden läßt: »Ich bin dein Vater Zephises, und habe dir nichts zu sagen als dieses.«

[2]) Ferhengi Schuuri I. Bl. 227.

einem vom Verfasser des Ferhengi Schuuri gegebenen Hemistich vereint [1]):

Der Gram um Backwerk und um Supp' entwurzelt mich.

Die Umgegend von Kabul ist von Natur aus felsicht und unfruchtbar, und nur durch Menschenhand urbar und angebaut worden; die Gärten sind mit dem herrlichsten Obste überfüllt, und in Atkinson's Ansichten gibt das neunzehnte Blatt eine sehr anschauliche Vorstellung dieser Obstfülle auf dem Basare von Kabul und dem Gedränge der Käufer und Verkäufer aller Handwerker und Nationen auf demselben. Die Hesare sind Schiiten, ihre Spiele sind männlich und athletisch, sie reiten, ringen und schießen nach dem Ziele und jodeln wie die Schweizer [2]). Die wildere Rhebarbara (Rewasch) ist zu scharf, um ohne Zucker gegessen zu werden, ist aber ein vortrefflicher Bestandtheil von Curry. Von Kapitän Wade wurden hier die Erdäpfel eingeführt, wie in Kaschmir vom Freyherrn von Hügel. Die erhabenen Pfade in den Gärten sind mit süßduftenden Nachtschatten (Scheb bu) umpflanzt. Da der Verfasser seinen Plan, nach Bamian zu gehen, aufgeben mußte, so theilt er Professor Wilson's Bemerkungen mit, der dasselbe für Alexandria ad Caucasum hält, in welchem Falle entweder Beghram oder Kabul Nicäa wäre. Hr. V. hält die Kjafire ebenfalls für Abkömmlinge der griechischen Colonisten in Baktrien, Dschelalbad für das Nysa Arian's und den Sefidkjuh für den Berg Meros. Hr. V. ward von Rendschit Sing zugleich mit dem Freyherrn von Hügel, und dieser als ein Vornehmer (Aalidschah nicht Ali-Dja) ehrenvoll empfangen. Der Besitz von Rendschit Sing's Lieblingspferd Leili, d. i. das nächtliche, kostete das Leben von vier- bis fünftausend Menschen. Der Derbar (Rath) Rendschit Sing's besteht aus den Häuptlingen der Seiche, die Hr. V. als gentlemen blackguards, and something more schildert. Ein hochzeitliches Fest von Lahor wird beschrieben, und dann der Zwist Pir Mohammed Chans mit seinem Bruder Dost Mohammed Chan (S. 299 u. f.) erzählt. Die indischen Fakire Jogi, welche von den Persern Dschogi geheißen werden, haben ihren Namen vom Worte Joga, welches die Vereinigung der Seele des Menschen mit der Weltseele bedeutet. Erzählung der Lebensschicksale der vier ausgezeichnetsten Söhne (er hatte deren sechzig) Timurschah's (Mahmud, Seman, Schudschan

---

1) محنت سوب و پکیهد اوکه از بیخم بیکند

2) The Hazares have a yodoln, like the Swiss.

und Ejub S. 335). Das Porträt Mahmud Ekber's, des geliebten Sohnes Dost Mohammed's, ist auf der Lithographie getreu einem Gemälde indischen Styles nachgestochen; die Vignette S. 384 gibt zwey Kjafirengesichter. Nach einigen Bemerkungen über den englischen, mit Rendschit Sing abgeschlossenen Vertrag, über die Fehler der englischen Diplomatie, über das wahrscheinliche künftige Betragen Dost Mohammed's, welcher seine Ansprüche auf den Thron eben so wenig aufgeben werde, als dieselben Schah Schudschaa jemals aufgegeben (eine Voraussagung, die pünktlich eingetroffen), gibt Hr. v. noch einige Nachrichten über Chiwa (das mit seiner Mundart in Europa noch viel zu wenig bekannt) und über die Kirkiskasaken nach Lewtschin. Die Hauptstadt von Chiwa heißt Hurgung; Hr. V. glaubt, daß dieß die Stadt der Huris bedeute, und daß dasselbe so von Timur, sey es wegen der Schönheit der Umgegend, sey es wegen der der Frauen so benannt worden sey. Den Schluß machen Bemerkungen über die russische Politik gegen Chiwa und Bochara, wo dieselbe harten Widerstand finden dürfte; hingegen habe dieselbe leichtes Spiel mit den Usbegen von Kundus, den Chokanis, d. i. den Bewohnern von Chokand, den Chinesen in Jarkend, mit Kamran, dem Herrscher von Herat, und Dost Mohammed Chan von Kabul, welche leicht unter einander zu verhetzen. Den Beschluß des Anhangs macht ein Vocabular eines halben Hunderts Wörter der Sprache Kjafiristan's, in welchen wenigstens keine Spur irgend einer griechischen Verwandtschaft zu entdecken ist.

Die Geschichte der afghanischen Herrscher seit der Gründung des Reiches bis auf die Zeit, in welcher Elphinstone's Werk erschien, ist schon in demselben mit genügender Umständlichkeit enthalten, und ist seitdem durch Burnes und Conolly vervollständigt worden, so daß den Verfassern der vorliegenden Werke nur wenig hinzuzusetzen übrig blieb. Seit der Gründung des Reiches durch Ahmedschah nach dem Tode Nadirschah's, das ist also seit einem Jahrhundert, haben zwey Dynastien aus zwey verschiedenen Stämmen der Durrani geherrscht, nämlich zuerst die Familie der Seddoseije, welche die edelste Familie des Stammes der Popelseije, und nachdem diese die Herrschaft verloren, die Barikseije, aus denen der dermalige Herrscher Dost Mohammed. Die Prinzen dieser Familie herrschten abwechselnd einer den anderen vertreibend zu Kabul, Ghasna, Kandahar, Herat und Pischawer; die Befehdungen derselben unter sich, wodurch sie sich gegenseitig von ihren Herrscherstühlen verjagten, sind so zahlreich und der Wechsel derselben so unter einander verflochten, daß es der größten Aufmerksamkeit bedarf,

um sich in diesem Labyrinthe verjagender und verjagter, siegender und besiegter, blendender und geblendeter, legitimer und illegitimer Fürsten und Usurpatoren zurecht zu finden. Der nothwendigste Leitfaden ist eine genealogische Tafel, welche, da dieselbe weder von Elphinstone, noch von einem der Reisenden, deren Werke vorliegen, gegeben worden, Rec. zum Besten der Leser beyfügt, und sie, was die Geschichte selbst betrifft, auf Elphinstone, Burnes, Conolly, Vigne und die vor drey Jahren in der allgemeinen Zeitung *) hierüber erschienenen Artikel verweiset.

*) 30. Sept. und 1. Oct. 1841, mit der irrigen Schreibart von Balutschen statt Bolotschen, Fatteh Ebu statt Fatih, Populsi statt Popolseje, Barukse statt Barokseije, Dureni statt Durrani u. s. w.

Dynastie der Seddoseije.

Ahmedschah, gest. 1773

Timurschah, gest. 1793, Vater von 60 Söhnen, von denen die unten stehenden geschichtlich bekannt.

- Humajun,
- Mahmud,
  - Kamran, der den Fetih blendete.
    - Dschihangir.
- Semanschah,
  - Haider, Schehsade.
  - Manßur, Schehsade.
  - Mohammed, Eminchan.
  - Schudschaa ed-dewlet, der Mörder Schah Schudschaa's (L. S. 358).
- Schah Schudschaa, der entthronte, von den Engländern wieder eingesetzte Schah, ermordet von Schudschaaeddewlet, dem Sohne Semanschah's.
  - Fetih Dscheng, der älteste Sohn (Eyre p. 285 u. p. 360). Schehsade Timur. Ekber (Atk. S. 371). Sefter Dscheng (Eyre p. 310).
- Ejub,
  - Ismail Schehsade.
- Sultan Ali, vom Bruder Ejub erschlagen.
- die Prinzessin Rakije Begüm, von Firuseddin mißhandelt.

Dynastie der Barikseije.

Serefraf Pajenderchan, Vater von 21 Söhnen, wovon die unten stehenden geschichtlich bekannt.

- Fetih der Wesir, von Kamran geblendet.
- Hadschi Firuseddin, der Verletzer des Harems Rakije's.
- Aasimchan,
  - Habibullah.
- Dost Moh. Chan,
  - Mohammed Esdhal, Akranchan, Mohammed Ekber, Ekrem, Aasim, Schir Ali, Haider, Semender und sieben Töchter. (Atkinson S. 365.)
- Dschebbar, Statthalter von Kaschmir, den die Seike vertrieben.
  - Abdul Ghajas (Eyre p. 310 Ghujas).
- Jar Moh., (Moorcroft II. 346).
- Pir Moh.,
- Mihr Dilchan,
- Scheferchan, (Shakur, bey Moorcr II. 361).
- Sultan Moh.,
- Schirdil,
- Abbas zu Pischawer.

Nebst diesen spielt Athar Mohammedchan, der Durrani aus der Familie Barikseije, der von Pir Mohammed eigenhändig geblendete Statthalter Dschihangir's, zu Kabul eine Rolle in dem blutigen Drama der afghanischen Geschichte unserer Zeit.

Wir wenden uns nun zu den beyden Werken Nr. 6 und 7, deren Verfasser schon vortheilhaft bekannt als Herausgeber eines Auszuges aus dem Schahname Firdewsi's und als einer der interessantesten Episoden desselben, nämlich der von Rückert so glücklich in's Deutsche verpflanzten und dichterisch veredelten Erzählung vom Tode Sohrab's. Sein Bericht über den englischen Feldzug in Afghanistan, den er als Oberaufseher der wundärztlichen Einrichtung des Heeres begleitete, beginnt mit der Darstellung der Politik Dost Mohammedchan's und dem Zwecke des englischen Feldzugs, welcher die Wiedereinsetzung Schah Schudschan's; er beginnt also, womit Vigne's Werk aufhört, nämlich mit der in einander verschlungenen Geschichte der beyden Dynastien Seddoseije und Barikseije. Hr. Atkinson trat seine Reise von Ludiana aus an; ob die zwölf Altäre Alexander's zu Firuspur oder, wie Rennell will, an der Vereinigung des Hyphasis (Garra) und Hesudrus (Setledsch) zu suchen, läßt Hr. A. unentschieden; er berichtet die irrige Meinung Elphinstone's, daß die Flotte Alexander's den Hyphasis (Garra) heruntergesegelt sey, während dieß im Hydaspes, dem heutigen Dschilem (so ist Jelum im Deutschen auszusprechen und zu schreiben), Statt fand. In der Nähe von Ahmedpur ist Derra, die Residenz von Bawelchan, dem Häuptling von Bawelpur, der seiner Kaste nach ein Weber. Der Rothschild Pendschab's ist der Jude Aga Refi. Zu Chanpur ist großer Markt von Indigo und Baumwolle. S. 90 wird eine Stelle aus dem Wörterbuche Burhani Katii angeführt, nach welchem die Kooch und Belooch als ein blutdürstiges, räuberisches Bergvolk geschildert werden. Der Verfasser hätte schon aus dem Vocale des Kapitels im Burhan unter dem Buchstaben B ersehen können, daß die wahre Aussprache weder Belotsch, wie es sich in deutschen Geographien geschrieben findet, noch Bilutsch, wie er es schreibt, sondern Bolotsch ist *). Zu Koteki besuchte er unter Begleitung eines Murid, d. i. mystischen Schülers, die Moschee und den darin residirenden mystischen Scheich. Den Murid schreibt Hr. A. Mureed, den Muesin aber, d. i. den Gebetausrufer Muwuzzen. Bekr (Bhukher) war nach Ferischte vormals die Hauptstadt von Sind, eine große Anzahl von Moscheen liegt heute dort in Ruinen, ihre Wände waren alle mit glasirten Ziegeln bekleidet, wie die der Moschee zu Koteki. Attok, der Name des in den Indus sich ergießenden Flusses, bedeutet, wie schon oben erwähnt wor-

*) Burhani Katii in der Konstantinopolitaner Ausgabe S. 166 und 679, und eben so im Ferhengi Schuuri I. Bl. 154 mit Wawi Medschhul, d. i. o nicht u.

den, Hinderniß; so heißt auch der Hilmend (Helmund) und der Mahaneddi zu Kettak (Cuttack), welche den Indern aus Religionsrücksichten zu überschreiten verboten; indessen wohnen doch viele Inder am westlichen Ufer des Attok und Indus. Nach der indischen Sage setzte Alexander sein Heer über den Indus, indem jeder auf einer Wildgans ritt; die Brahmanen schreiben dieser Art von Ueberfuhr Alexanders Siege zu, während er gewiß nicht als Sieger eingezogen wäre, wenn er auf Fahrzeugen über den Indus gesetzt oder denselben durchschwommen hätte. Der erste schwierige Paß, durch welchen das englische Hülfsheer, mit welchem A. marschirte, auf dem Wege nach Kandahar kam, war der von Seri Bolan; das Wort Bolan ist augenscheinlich das griechische πυλαι, welches sich auch in der Benennung des syrischen Passes am Berge Amanus als Beilan erhalten hat. In seinem Werke der Ansichten gibt Hr. A. die malerische dieses Passes und der vor dem Eintritte desselben sich erfrischenden Truppen. Zwey Horden von Räubern, die eine, der Doda Mari, dreytausend Mann, und die andere, der Dhemad Kakad, fünftausend Mann stark, gefährden in diesem Passe die Sicherheit der Karawanen, deren Kamehltreiber Sarban (nicht Sarwan, wie sie S. 112 heißen), von ihnen stammt das französische Wort Sarabande. Unmittelbar vor dem Passe erhebt sich der Berg Bibi Nani, von dem die afghanische Sage geht, daß die alte Nani hier Tschapatis (eine Art Weizen- oder Gerstenkuchen) gebacken, als sie von einer Horde der Bolotschen überfallen, den Himmel bat, zu ihrer Rettung den Berg zu öffnen, der sie auch mit ihren Kuchen in seinen Felsenschooß aufnahm. Durch den ganzen Paß wurden die durchziehenden Truppen von den Bolotschen geharkt, die von allen Hügeln und aus allen Felsenklüften niederstürzten, und nachdem sie ihre Flinten abgefeuert, die Nachzügler mit dem Schwerte angriffen. Die dritte Lithographie des großen Werkes Hrn. A.'s stellt im Vordergrunde des Berges Bibi Nani einen schlafenden Engländer vor, den drey Bolotschen meuchlerisch anfallen. Jenseits des Passes in der Ebene von Serjab sind die unterirdischen Wasserleitungen (Kjarif) sehr häufig, welche schon aus persischen Reisebeschreibungen zur Genüge bekannt. Jenseits der Stadt Kwetta (?) beobachtete Hr. A. viele Scarabäen, deren Thun und Treiben, wie sie aus Mist und Sand Kugeln bilden, und dieselben mit den angestemmten Hinterfüßen in der elliptischen Linie der Sonnenbahn fortrollen, Rec. stundenlang an den Ufern des Nils beobachtet, und darin die augenscheinliche Erklärung gefunden hat, warum bey den Aegyptern der sphärenbildende und dieselben in der Linie der Sonnenbahn fort-

rollende Scarabäus ein Sinnbild der Gottheit war. Der zweyte Paß auf der Straße nach Kandahar ist der von Kodschak, der in drey Höhen (von der Seite Kandahar's) aufsteigt. Die zwölfte Lithographie des großen Werkes Hrn. A.'s stellt den Ausgang des Passes beym Beginn der ersten Höhe (Third descent) vor. Hr. A. ist der einzige der in dieser Uebersicht gemusterten Reisenden, welcher Kandahar besucht hat, dessen luftiger Dom den Namen Ahmedschah's führt. Das berühmte Tschehelsina ist ein von Sultan Bebr zum Andenken seiner Eroberung Kandahar's in vierzig Stufen ausgehauener Fels, auf welchem oben eine herrliche Aussicht; das Werk ward i. J. 928 (1522) begonnen und im J 953 (1547), siebzehn Jahre nach Bebr's Tode, vollendet. Die Ruinen der von Nadirschah erbauten Stadt sind heute nur trockener Schlamm; die dermalige Stadt wurde einige Jahre später von Ahmedschah gegründet; der durch die Stadt fließende Strom heißt Abipatu; die Mauern sind dreyßig Fuß hoch; die Stadt hat vier Thore nach den vier Himmelsgegenden und vier 30 — 40 Fuß breite Straßen, welche mit Buden besetzt auch Basare heißen; wo sich die vier Straßen kreuzen, ist ein rundes Gebäude von 50 — 60 Fuß im Durchmesser, der eigentliche Marktplatz (Tschehارsu). Nordwestlich von der Stadt ist das noch heute unvollendete Grab Ahmedschah's, des Großvaters des letzten Schah Schudschaa; die Außenseite mit weißen und blauen Fayenceziegeln, die innere mit gelben bekleidet. Zu Kandahar wurde die Wiedereinsetzung Schah Schudschaa's auf den Thron seiner Väter gefeyert; zwey Tschauriberdars (Kuhschweifträger) standen hinter ihm, nach der Hofetikette die Kuhschweife über das königliche Haupt haltend; ein Träger der Huka (der Tabakrauchflasche) brachte dem Schah eine dar, deren Rauchgefäß einen goldenen Pfau vorstellte; der Schah saß auf einer vier bis fünf Fuß hohen Plattform auf dem Polster (Mesned) der Herrschaft. Die Bevölkerung von Kandahar besteht, nach Angabe eines Molla, aus 12,000 Durrani, 12,000 Ghulami Chan, d. i. Sklaven des Chans, und 24,000 Gilseije. Von Kandahar ging der Marsch nach Ghasna, was Hr. A. Ghizni schreibt. Ueber Kalai Asim (Killa i-Azeem), Achond, wo ein Dom zum Angedenken des gelehrten Melanda Mohammed Ekber; Schehri Ssafa (Shaher-i-sufta), d. i. die Stadt der Reinigkeit; Dschilaugir (Jelowgeer); Tirendaf (Teer-andaz); Dscheldef (Julduk), dem letzten Dorfe auf Kandahar's Gebiet nach Kilatgilseije, welches durch den Beysatz des zweyten Wortes von dem südlichen Kilat unterschieden wird; Seri Esp: Abi Tasi; Schefti (Shuftee); Tscheschmei schadi (Chusma-i-Shadee), d. i. Freu-

denquell; Pendschik (Punjuk), Agodschan, Mekur (Mukoor), Kehris, Tschehardih, Ergisan (Urghesan), Muschaki oder Karabagh, nach Ghasna, das erstürmt ward. Die zwey schon oben mit ihren Inschriften erwähnten Minarete und das Grab Sultan Mahmud's werden beschrieben. Ober dem Gewölbe des Eingangs sind drey lanzenförmige rothgefärbte Zierathen aufgehangen, welche Seh kengerei sernigun, d. i. drey umgestürzte Zinnen, heißen, weil dieselben wirklich nichts als umgestürzte Zinnen eines Walles vorstellen, wahrscheinlich das Symbol dreyer von Sultan Mahmud umgestürzter Reiche. Weder Atkinson noch Vigne erwähnen der Gräber Sultan Mesud's (des Erbauers der Minarete) und Sultan Ibrahim's, welche doch eben so wie das Sultan Mahmud's verschont blieben, als Alaeddin Husein der Mordbrenner durch die Verheerung Ghasna's und aller anderen Gräber und durch die Zerstörung aller Inschriften auf öffentlichen Gebäuden den Sturz der Dynastie der Ghuriden gerächt *). Ferischte spricht von einer unter den Sultanen Ghasna's aus Marmor und Granit erbauten Moschee; Hr. A. meint, daß das damalige Baumateriale von dem heutigen in Afghanistan, das nur Lehm oder gebrannte Ziegeln, nicht verschieden gewesen seyn dürfte; Rec. glaubt aber doch, daß Ferischte hierin, wie in anderen Dingen, glaubwürdig, denn wenn Marmor und Granit zum Grabe Mahmud's und das Götzenbild von Sumenat als Schwelle der großen Moschee gar aus Indien herbeygeschleppt werden konnte, so dürften wohl auch Marmor und Granit zum Bau der Moschee Sultan Mahmud's, des allgewaltigen Eroberers, herbeygeschafft worden seyn. Mit größerem Rechte bemerkt Hr. A., daß die von Alexander auf seinem indischen Zuge, so wie die von Sardanapal in Einem Tage gebauten beyden Städte Anchiale und Tarsus wohl von keinem dauerhafteren Materiale als das heutige afghanische gewesen seyn dürfte, und so läßt sich leicht begreifen, daß die beyden von Alexander auf seinem Zuge nach Indien erbauten Städte Nicäa und Bucephalia bey seiner Rückkehr schon größtentheils durch die tropischen Regen weggeschwemmt waren. Von Ghasna ging der Marsch nach Kabul über Haiderchail, Meidan, Kalaai schir Mohammed, Arghandi, Kasi. Wie zu Ghasna die Stellen Ferischte's angeführt wurden, so zu Kabul die dasselbe betreffenden aus den Denkwürdigkeiten Sultan Bebr's; auch

*) Gemäldesaal IV. 165 nach Ferischte, dessen Stelle Hr. A. S. 240 selbst anführt, ohne jedoch über die Gräber der beyden letzten etwas zu berichten.

ist Hr. A., wie alle anderen Besucher Kabul's, in voller Bewunderung der überschwenglichen Fülle des Fruchtmarktes. Der große, in neun Abtheilungen erbaute Basar aus gebrannten Ziegeln, welcher sich unter den umgebenden Nebengebäuden wie eine in Koth gefallene Perle ausnimmt, ist das Werk Ali Merdanchan's, des großen Bauherrn unter der Regierung Dschihangir's. Sultan Bebr's Grab ist in einer der anmuthigsten Gegenden um Kabul; Hr. A. corrigirt mit Recht Forsters und Langles Schreibart des Balahißar als Balausir und Bala-ser, begeht aber selbst den Fehler, Balla statt Bala zu schreiben. Die von Aalemgir gebaute königliche Moschee (Mesdschidi Schahi), so wie der Pallast des Harems (Haremserai) liegen in Ruinen. Die schönsten Ansichten der Stadt sind von dem Pavillon Dschihannuma (Weltschau), welchen Schah Dschihan erbaute, dann von dem halb auf dem Abhange des westlichen Berges gelegenen Kadschaßafa und endlich von der Citadelle (Balahißar). Die Tracht der Frauen wird umständlich geschildert; ihr sie ganz einwickelnder Schleyer heißt Burkanpusch. Eine afghanische Abendunterhaltung, die sehr langweilig, wird beschrieben, dann ein afghanisches Gastmahl, dessen Leckerbissen aus einer Menge verschiedener Arten von Braten (Kebab) und Pilaw bestehen, aus Elephantenohren (Filpusch), gesponnenem Zucker, der, weil er wie weißer Bart aussieht, Sefidrisch heißt; sowohl bey der Abendunterhaltung als beym Gastmahl war die beste Musik das abgedroschene persische Lied: Muthriba chosch, welches mit Text und Musik in der Geschichte der persischen Redekünste gegeben worden. Die letzten fünf Blätter des vierzehnten Hauptstücks füllen Nachrichten über den ritterlichen Sultan Bebr, der ein Zeitgenosse Kaiser Maximilian's, wie derselbe den Namen des letzten Ritters (jener im Westen, dieser im Osten) verdient *). Von Kabul zog Hr. A. mit dem Heere nach Dschelalabad, da er als Arzt den jüngeren Sohn Dost Mohammed und den Prinzen Ekber besuchte, so gibt er nähere Nachricht sowohl über diesen als über dessen Vater Schah Schudschaa, der ein guter arabischer Student, und wie Hr. A. sagt, ein Dichter von großem Verdienste; der Prinz starb, und sein Leichnam ward nach dem Leghmeni-

*) Rec. wiederholt, was er schon bey der Anzeige der Denkwürdigkeiten Sultan Bebr's anderswo gesagt, daß die wahre Aussprache seines Namens Bebr und nicht Baber sey, was der Engländer übrigens nicht Bebr, sondern Bebir ausspricht; der Kamus läßt über die wahre Aussprache (einsylbig wie Ssabr) keinem Zweifel Raum; so ist auch das musikalische Instrument (S. 312) Kopus und nicht Kabuz auszusprechen.

schen Gebirge in die Grabstätte abgeführt, welche sechzehn Miglien von Nimla, Siareti Mehter, d. i. der Besuchsort des Größeren heißt, weil dort Lamech, der Vater Noe's, begraben seyn soll. Von den Afghanen sagt Hr. A.:

»Die Afghanen sind das bigotteste, arroganteste, intoleranteste Volk, das man denken kann; sie verabscheuen unsere Dazwischenkunft in ihren Sachen, unsere Gewohnheiten, unseren Glauben; sie blicken auf uns zugleich mit Schrecken und mit Verachtung; unterjocht und niedergeworfen durch unsere Macht, betrachten sie uns als eine Rasse von Ungläubigen, und wiewohl ohne irgend eine Eigenschaft, welche ihnen einen Anspruch gäbe, in die Klasse civilisirter Wesen gezählt zu werden, besitzen sie nichts desto weniger Eitelkeit genug, um vorauszusetzen, daß es uns an Scharfsicht gebricht, ihre Ausflüchte, List, Doppelsinnigkeit und Betrug zu entdecken oder zu vermuthen.«

Von Dschelalabad kehrte Hr. A. durch das Pendschab, d. i. das fünffache Flußgebiet des Indus, nach Firuspur zurück; über Pischawer, Pebbi, Nauschira, Akora, Schemsabad, Hasan-Abdal, wo eine der Wallfahrtsstätten Baba Nanak's, des Apostels der Seike, und wo die in weißem Steine eingedrückte Spur seiner Hand in großer Verehrung gehalten wird; die Priester singen oder heulen den ganzen Tag und schlagen den Tomtom dazu. Hier sind Ruinen glänzender Moscheen und Gräber aus der Zeit Schah Dschihan's; dann zog Hr. A. über Dschainkaseng, Rawil Pendi, Mani kiala; der große Grabhügel (Top) in der Nähe von Mani kala, ist 60 oder 70 Fuß hoch bis zu dem auf demselben stehenden Gebäude, welches 375 Schuh im Umfange hat; es steht auf einer 20 bis 25 Schuh hohen Unterlage und eine Stiege führt zum Gipfel des Gebäudes; der Gürtel von Pilastern gab zur Vermuthung Anlaß, daß es griechischen Ursprungs, aber der verlängerte Abacus (der Deckel des Kapitäls) ist nirgends so wie hier in griechischen Bauwerken, sondern nur in den Felsenhöhlen von Ellora zu finden. Dieses Denkmal ward vom General Ventura i. J. 1830 eröffnet, und Hr. A. gibt aus der Zeitschrift der asiatischen Gesellschaft von Bengalen den Bericht über die darin gefundenen Alterthümer. Wenn man die zwey Tope von Balabeg und Manikala vergleicht, so scheinen sie, wenn nicht verschiedenen Völkern, doch verschiedenen Zeitaltern anzugehören; der Dom des Top von Balabeg ist konisch, der Top von Manikala ist ganz kreisförmig: »Ein wunderbares Werk; daß so ungeheure Steinblöcke hieher gebracht, »aufgerichtet und mit solcher Genauigkeit in einander gefugt »worden, gibt keinen geringen Begriff von den wissenschaftlichen »Hülfsmitteln, welche den Erbauern jenes Zeitalters zu Gebote »standen.« Der zwischen den Alterthumsforschern schwebende

Streit, ob diese Tope Gräber oder Tempel, ist durch Ritter's in diesen Jahrbüchern Bd. XC angezeigte Abhandlung zu Gunsten der letzten Meinung als buddhistische Religionsbehälter entschieden worden.

Ueber die Operationen des unglücklichen Feldzuges geben die beyden Werke des Lieutenants Eyre und der Lady Sale umständlichen Bericht, der uns hier nur in so weit interessiren kann, als derselbe auch mit geographischen Kunden in Verbindung. Der afghanische Aufstand wider die Engländer ging von den Gilseije aus, welche keinem der beyden Herrscherstämme Seddoseije oder Barikseije angehörig, von den Durrani unabhängig ihr Interesse und ihre Freyheit wider die Engländer vertheidigten. Die zwey Anführer des Aufstandes waren Eminullahchan, der Häuptling von Loger, und Abdallahchan der Atschikseije, ein großer Landbesitzer im Thale Pischin; den Charakter des letzten schildert hinlänglich die Thatsache, daß er seinen älteren Bruder, der ihm im Wege der Erbfolge stand, bis an das Kinn eingraben, dann einen Strick um dessen Hals und an die Halfter eines wilden Pferdes befestigen, und dieses so lange im Kreise herumtreiben ließ, bis es dem Unglücklichen den Kopf abgerissen hatte. Die nächste Veranlassung des am 21. November 1841 ausgebrochenen Aufstandes der Gilseije war die unkluge Einziehung ihrer von der ostindischen Compagnie bezogenen Jahresgelder, welche der Statthalter, Lord Auckland, seinem Bevollmächtigten, dem hernach zu Kabul ermordeten Sir William Macnaghten, zur Pflicht gemacht. Dieser vernachläßigte die ihm gegebenen Warnungen, und der General Elphinstone, dessen zerrüttete Gesundheit und Altersschwäche den Beschwerden und Anforderungen des Feldzugs nicht gewachsen waren, hatte von Lord Auckland seine Entlassung nicht erhalten können; statt daß die Citadelle besetzt und dort die Magazine angelegt worden wären, wurden die Truppen in großer Entfernung außerhalb der Stadt kantonnirt. In dieser unglücklichen Lagerung sieht Lieutenant Eyre die Hauptursache aller in der Folge vom englischen Heere erlittenen Unfälle. Der Aufstand in Kuhistan begünstigte den in Kabul; die Uebertragung der Truppen aus der Kantonnirung nach der Citadelle ward berathen, aber verworfen, weil der Brigadier Shelton dagegen; auch dem Vorschlage, die Truppen mit einer Senga, d. i. mit aufgeschichteten Steinen wider das Feuer der feindlichen Jäger (Jesaul) zu schützen, wurde keine Folge gegeben. E. setzt noch die weiteren militärischen Fehler aus einander; dazu eine Menge Kranker und Verwundeter. Da die Häuptlinge der Rebellen sich zu einer Unterhandlung bereit zeigten, ging Mac-

naghten unvorsichtiger Weise darauf ein, und ward am 23. Dezember mit Sir Alexander Burnes verrätherischer Weise ermordet, ohne daß das Geringste geschah, denselben zu rächen. Der Rückzug des Heeres und die Vernichtung desselben durch grimmige Kälte und beständige Angriffe der Afghanen in den schwierigen Pässen, besonders dem von Chaiber, werden erzählt. Diese Wintercampagne der Engländer in Indien ist durch den unglücklichen Ausgang ein vollkommenes Seitenstück zu der der Franzosen in Rußland. Mohammed Ekber, der jüngere Sohn Dost Mohammed's, zeigte sich jedoch als ein Beschützer der Frauen, deren Leib und Leben zwar verschont, die aber ihres Schmuckes und ihrer Shawle beraubt wurden; daß den verheirateten Offizieren frey gestellt ward, ihren Frauen zu folgen, ist eben so seltsam, als daß jene, wie Eyre, mitten im Feldzuge von dieser Erlaubniß Gebrauch gemacht. Die während dieser Gefangenschaft vom Verfasser aufgezeichneten Noten bilden den Anhang des Werkes. Eine der unangenehmsten Entdeckungen während dieser Gefangenschaft war die einer wirklichen Laus (a severe shock to our fine sense of delicacy). Am 18. März vernahmen sie den Tod Schah Schudschaa's, welchen Schudschaa ed-dewlet, der älteste Sohn Newwab Semanchan's, mit einer Doppelflinte erschoß, als sie mitsammen nach dem königlichen Lager von Siahseng ritten; Schah Schudschaa war bey der Geburt seines Mörders gegenwärtig gewesen, und hatte demselben seinen Namen gegeben. Mohammedschah (der ältere Sohn Dost Mohammed's) beraubte die Lady Macnaghten ihrer Shawle im Werthe von 5000 Pfund und ihres Schmuckes im Werthe von 10000 Pfund Sterling, also anderthalbhunderttausend Gulden Werthes an Shawlen und Juwelen als Feldtoilette einer einzigen englischen Lady, deren Gemahl als Sir William nicht einmal der englischen Aristokratie angehört, sondern nur ein Gentleman communer ist. Der Weg der Gefangenen ging durch die Pässe Edrek bedrek, Badpusch, längs des Flusses von Kabul in der Nähe des Berges von Aman, acht Miglien nördlich von Tisin. General Elphinstone starb am 23. April; am 12. May waren die Gefangenen auf dem Wege nach Dschelalabad zwischen dem Gebirge Hindukusch nördlich dem Sefidkiuh (dem weißen Berge); hier in einer Höhe von 2000 Fuß ober dem Lager wurde erst gepflügt, während in dem unten gelegenen Thale schon alles grün. Auf dem Giebel eines Berges, welcher die Ebene von Kabul südöstlich begränzt, steht die beyläufig 70 Fuß hohe sogenannte Alexandersäule auf würfelförmigem Fußgestelle und dorischem Schafte eine Art von Urne tragend; von hier aus eröffnet sich eine ungemein schöne Aussicht auf die thür-

menden Berge von Hindukusch und Kuhistan, und auf die in der Entfernung liegende Stadt Kabul; hier wächst die Pflanze des Gummi ammoniacum; die sechs Schuh hohe Pflanze, welche einem heraclium ähnelt, hat einen starken unangenehmen Geruch, der an assa foetida erinnert; das Gummi, zuerst milchig, ward dann gelb, dann ekelhaft bitter. Die Afghanen heißen die Pflanze Gendili (gundele), das Gummi wird auf dem Markte Kabuls unter dem Namen Feschuk verkauft. Am 25. August wurden die Gefangenen zu Kabul, wo sie angehalten worden, wieder flott gemacht, und in aller Eile über Bamian weiter befördert. Eyre sagt kein Wort über Bamian, aber Lady Sale, mit der wir uns nun sogleich beschäftigen wollen, und deren Tagebuch ein genaueres und umständlicheres als das E.'s, erwähnt wenigstens der Höhlen, Ruinen und Thürme, die sich auf mehrere Miglien um Bamian erstrecken, und der zwey großen bekannten Idole. Vier Märsche von Bamian (30. August) erwähnt sie (S. 419) vor dem Passe von Hadschigurg (nicht Gurk) verschiedener, in riesigen Formen ausgehauener Felsen, und spricht von denselben abermal S. 433 mit dem Beysatze, daß einer dieser Felsen den liegenden indischen Stier, ein anderer einen sitzenden Buddha vorstellt; die Idee, Berge in riesige Bilder auszuhauen, ist also vor dem bekannten Vorschlage, den Berg Athos in Alexanders Bild zu verwandeln, eine uralte indische, wo die Bekenner Buddha's die Berge in sein Bild umgestaltet haben.

Einen ausführlicheren Bericht, als Eyre über die Niederlage des brittischen Heeres und den Zug der gefangenen englischen Frauen und der sie begleitenden Männer, gibt Lady Sale, welche von vornherein, nämlich von vornherein ihres Werkes, das Verdienst hat, ein Paar hundert afghanischer und persischer Wörter, welche den Engländern auf diesem Feldzuge gäng und gäbe werden mußten, und die sie selbst in ihrer Reisebeschreibung statt englischer gebraucht, in ihrer Aussprache und Bedeutung vorauszuschicken. Von deutschen Uebersetzern wird der so oft gegebene Wink, daß die englische Schreibweise nicht als deutsche gelten könne, wohl endlich beherzigt werden müssen; demnach wird der Held oder Wackere richtig ausgesprochen Behadir und nicht Bahadur; der Name des Dorfes bey Kabul, wo die englischen Truppen kantonnirten, Bimaru und nicht Behmaru; der Bote Tschaprasi und nicht Chuprassy zu schreiben seyn; die messingene Platte als Unterscheidungszeichen der Boten, wie das unserer Postboten und Kuriere, heißt Tschapras, was in dem türkischen Wörterbuche Meninski's und nach diesem in dem Bianchi's nur in der Bedeutung eines Vierecks des Schahbrettfeldes

sieht, in der Türkey aber insgemein Verbrämung oder auch Beschläge heißt. Der Sonnenschirm ist vom Deutschen Tschetre zu schreiben und nicht Chuttah oder chatta; der Kurier Kaßid nicht Cossid, denn es ist dasselbe Wort mit Kaßidet, nur männlichen Geschlechts; Durrani nicht Dooranee; die Aufwartung Derbar nicht Durbar; Fatiha, die erste Sure des Korans, nicht Fatcha; der Frohnkämpe Ghasi nicht Ghuzee und der Feldzug Ghasijet nicht Ghuzeea oder gar Rhazije, wie die Franzosen schreiben; Kjulendas, ein Kugelwerfer, d. i. ein Artillerist, und nicht Golundaz, denn eine Kugel heißt Kjule nicht Gol; die Kirschen heißen auf persisch Kiras, hier Gulas, was vielleicht afghanisch verderbt; die sieben Pässe Heftkjutel und nicht Huft Kohtul; Ghi heißt geläuterte Butter und Dschi Leben oder Geist, wie das französische zest; der Schatzmeister heißt Chasinedar oder Chasnedschi nicht Kazanchez, was höchstens einen Kesselbewahrer bedeuten könnte, da Kasan ein Kessel; die Kamehlsänfte Kjedschawe nicht Kujavas; das mohammedanische Glaubensbekenntniß Kjelimet nicht Kulma; die Esels-Maulbeer Chartut nicht Kurtoot; Charwar nicht Kurwar oder Khurwah, das persische Getreidemaß; das Gefängniß oder vielmehr die Fessel Kaid nicht Kyde; L. S. bemerkt hiezu, dieß sey die Wurzel des vulgaren englischen quod-to put in quod, was aber nichts als das deutsche Kotter, was weder in Adelung noch in Heinsius, wohl aber in Höfer's etymologischem Wörterbuche zu finden, der es vom englischen cott oder cottage ableitet; die Aprikose Hysee ist vom Deutschen Kaisi zu schreiben; der Lack (nicht Lakh) Rupien ist bekannt; Loot, d. i. Luth, heißt Plünderung, und das Gesindel der Luthis ist aus persischen Reisebeschreibungen bekannt genug; Meerza, d. i. Mirsa, wird von L. S. als Sekretär oder Schreiber übersetzt, es ist das abgekürzte Mirsade, was Fürstensohn heißt; Meer Wyse, d. i. Mir Weise, heißt noch heute ein Lehrer oder hoher Priester, vom alten Piran Weise, dem weisen Minister Efrasiab's im Schahname, her, der selbst kein anderer als der indische Weise Wyasa, der Sammler der Veda's und Purana's; Mehter, was gewöhnlich ein Zeltaufschläger oder Musiker heißt, wird bey L. S. als a class of camp-followers-a sweeper übersetzt; Mohur, d. i. Mühr oder eigentlich Mihr, eine Goldmünze dreyßig Schillinge werth; Moonshee, d. i. Munschi, der Sekretär; Muesin ist der Gebetausrufer, nicht der Gebetausruf, wie L. S. sagt, welcher Esan heißt; Musjid, d. i. Mesdschid, die Moschee; Nagura, d. i. Nakara, eine Art von Trommel, womit die Ankunft des Königs verkündet wird, fehlt

in den Wörterbüchern; Nan, das bekannte persische Wort für Brot, wird von L. S. mit einem Fragezeichen dem lateinischen annona zur Seite gestellt; No-roz, d. i. Newruf, das persische Neujahr; Numdas, d. i. Nemed, Filz; Pesh Khedmuts, d. i. Pisch Chidmet, Gefolge, Kammerdiener; Poshteen, d. i. Postin, Lammfell oder Pelzfutter, von Post, die Haut; Rajah, d. i. Radscha, der Fürst, das Entgegengesetzte von Raja, was der Unterthan; Ressalah, d. i. Risale, eine ausgesandte Reiterpartie; Salaam, d. i. Selam, der Gruß; Shah Guzees oder Shahghasses, d. i. die Ghusen (türkische Sklaven) des Schahs; Shalu, d. i. Schalli, der bekannte türkische feine Baumwollstoff; Shroffs, das verderbte arabische Ssarraf, Wechsler; Shubkoon, d. i. Schebgiun, ein nächtlicher Ueberfall; Shytan, d. i. Scheitan, Satan; Siah Sung, d. i. Siah seng, schwarzer Felsen; Sirdar-i-Sirdan, d. i. Serdari serdaran, Generalissimus; Siahs soll heißen Schiaas, die ketzerische Secte der Schii, welche den Rechtgläubigen Sunnis (nicht Soonees) entgegensteht; Sug, d. i. Seg Hund; Surwans oder Surwons, d. i Sarban, die Kamehltreiber; Setringees, ßadrengi, d. i. das Hundertfärbige, eine Art kleiner Teppiche; Syud, d. i. Seid, ein Herr des Stammes und auch ein Verwandter des Propheten, nicht, wie L. S. übersetzt, ein Heiliger; Topshee Bashee, d. i. Topdschibaschi, der Befehlshaber des Geschützes; Vakeel, d. i. Wekil, ein Stellvertreter; Wuzeer, d. i. Wesir; Wuzeerat, d. i. Wesaret, die Wesirschaft; Xummuls, d. i. Schemle, welches L. S. mit grober Decke übersetzt, was aber insgemein einen um den Kopf geworfenen Shawl bedeutet, nimmt sich so sonderbarer aus, als das X kein orientalischer Buchstabe; Zerdaloos, d. i. Serdalû, Aprikosen; Zilzilla, d. i. Selselet, Erdbeben; Zubberdust, d. i. feberdest, der die Oberhand hat oder behält u. s. w. Der Name des Dorfes, bey welchem die englischen Truppen vor den Mauern Kabuls kantonnirten, wird (sagt L. S.) bald Dihmaru, bald Bihmaru gesprochen, das erste heiße das Dorf des Gemahls, das zweyte ohne Gemahl; Dih oder Deh ist das persische bekannte Wort für Dorf, woher Dihkan, der Pächter; Bi heißt ohne, aber da Maru kein persisches Wort, so muß es ein afghanisches seyn, und ist als solches der Verwandtschaft wegen mit maritus merkwürdig; wenn Fischen wirklich (wie L. S. S. 45 sagt) Fishan, heedless of the life of your enemies heißen sollte, so müßte das lakonische Wort auch nur afghanisch seyn; sie setzt aber hinzu: I am non linguist myself; so kömmt auch S. 61 ein vielsagendes persisches, in englische Form ge-

brachtes Wort vor: gobrowed, was die L. S. als ein Mittelding zwischen wie die Kuh zum neuen Thor und die Pfeile meines Witzes sind verschossen erklärt: between dumb founded and at one's wits end. Churd Kabul, d. i. das kleine Kabul, ist kein Ort, sondern ein enger Felsenpaß; zwey andere Pässe heißen Kjutel (Kotilla) Tadschi, d. i. Kronpaß, und Kjutil Murdi, d. i. der Paß des todten Mannes; dieser muß den Steyermärker nothwendig an den wilden Felsenpaß seines Vaterlandes zum todten Weibe erinnern. Der Reichthum Afghanistans an Früchten und die Größe und Schönheit derselben geht in's Unglaubliche; schöne Trauben wiegen bis 200 Gran; eine, welche L. S. selbst gesehen, von der Art, so die Engländer Stieraug (bulls eye) und die Afghanen die Traube Husein's nennen, wog 127 Gran. General Shelton, welchem L. S. nach Elphinstone die Hauptschuld des unglücklichen Rückzugs beymißt, mit dem Heimatweh nicht nach England, sondern nach Indien behaftet, hatte schon bey seinem Einrücken in die Citadelle den Befehl gegeben, alle Vorrathskisten, wie sie geleert würden, sogleich wieder mit Mehl für den Fall des Rückzugs zu füllen. Diese Vorsichtsmaßregel ist in jedem Falle eine menschlichere als die des Schah Schudschaa, welcher seinem Hareme, das aus 860 Frauen und Sklavinnen bestand, melden ließ, daß, wenn der Feind sich der Kantonnirung bemächtigen sollte, er sie alle vergiften lassen wolle. L. S. steht aber selbst nicht dafür ein, wie weit diese Drohung gegründet, und ob sie nicht nur verbreitet worden sey, um des Schahs eigenen Antheil an dem Aufstand zu bemänteln. Es herrschte große Entmuthigung unter den englischen Truppen, besonders unter den moslimischen, die häufig ausrissen; auch schob der General Shelton alle Schuld der Niederlage vor Kabul auf die Sipahi. Mohammed Ekber Chan (der Sohn Dost Mohammed's) hatte Befehl gegeben, daß nach Einnahme des englischen Lagers die Offiziere mit ihren Frauen als Geißel zur Sicherheit seines Vaters gefangen genommen werden sollten. Der neue Schah, an des entthronten Schah Schudschaa Stelle, war Seman Schah. Der Wesir Osman Chan war das Haupt des Stammes Barikseije. Die Scene des verrätherischen Angriffs auf den Gesandten Macnaghten wird von L. S. umständlicher als von Eyre erzählt; Mohammed Ekber Chan und Sultan Dschan Fischan faßten ihn, der eine von der rechten, der andere von der linken Seite; die Offiziere seiner Begleitung wurden theils entwaffnet, theils niedergehauen; es scheint, daß der Gesandte mit Mohammed Ekber rang und ihn niederwarf, worauf diese ihn mit einem Pistolenschuß verwundeten und er endlich zu-

sammengehauen ward. General Elphinstone entgegnete auf das Begehren der Frauen als Geißel, daß er Offiziere als Geißel geben könne, aber nicht ihre Frauen und Familien, welche nicht Staatseigenthum seyen; er sandte den Major Thain an alle verheirateten Offiziere, und ließ jedem, der sein Weib als Geißel zurücklassen wolle, einen Sold von zweytausend Rupien des Monats anbieten; Lieutenant Eyre erklärte, mit Weib und Kind bleiben zu wollen, alle anderen weigerten sich, die Sicherheit ihrer Familien für diese Soldvermehrung auf's Spiel zu setzen; endlich wurden doch alle Frauen in Kamehlsänften gesetzt; diese und ihre Männer, die sich mit ihnen befanden, wurden allein gerettet, von den übrigen Truppen entkam der einzige Dr. Brydon glücklich nach Dschelalabad mit der Kunde des Verderbens des ganzen Heeres, das in den Bergpässen durch die Afghanen und die Kälte aufgerieben worden. Zu Kabul behaupteten Fetih Dscheng, der Sohn Schudschaa's, Eminullah und die Popelseije das Schloß, während Semanschah, der neue König, mit seinem Wesir Osman und mit den Barikseije in der Stadt Kabul. Mohammed Ekber Chan, Mohammedschah Chan und die Häuptlinge der Gilseije drangen auf den Tod des verhafteten Fetih Dscheng, des Sohnes des entthronten Schudschaa. Semanschah und die Gemäßigten waren dawider, nicht aus Neigung für ihn oder die Engländer, sondern weil es bessere politische Maßregel (S. 371). Die Gerüchte über das Steigen und Sinken der Parteyen der verschiedenen Prinzen der Dynastie der Seddoseije und Barikseije wechselten alle Tage. L. S. charakterisirt den Mohammed Ekber als einen zweyten Tell, der sein Vaterland von den Ungläubigen befreyte, und als den Mörder Macnaghten's mit eigener Hand, wiewohl seine Absicht gewesen zu seyn scheint, ihn nur als Gefangenen zu behalten, um von den Engländern mehr Geld und bessere Bedingnisse zu erzwingen. Mohammedschah Chan, sein erster Rath und fast sein Herr, nährt den eingefleischtesten Haß gegen die Engländer; Ekber, ein jovialer guter Geselle, überredete die englischen Befehlshaber seiner Freundschaft, und warf immer alle Schuld auf die Bluthunde die Gilseije, welche nur auf Raub und Mord bedacht, durchaus nicht zu besänftigen und zu beugen seyen; nachdem er auf so schlaue Art seinen Zweck der Vernichtung des englischen Heeres erreicht, behandelte er die Frauen, die er als Geißel mit sich führte, nur glimpflich, und L. S. persönlich findet keine Ursache, sich über ihn zu beklagen; indessen wurden die Frauen erst, als sie gegen Kabul kamen, ihrer Läuse los, welche sie ihre Infanterie nannten. Das Merkwürdigste, was L. S. auf ihrem weiteren Zuge von Kabul über Bamian im Passe Hadschigurg

(Pilgerwolf) gesehen, ist schon oben erwähnt worden. Eine Galanterie oder Recensentennachsicht für die Beschreibung einer Reise und eines Feldzugs, welche aus weiblicher Feder geflossen, bey Seite gesetzt, bleibt L. S.'s Werk bisher immer das beste, das über diesen unglücklichen Rückzug der Engländer aus Kabul erschienen ist.

Wir haben nun nur noch von Nr. 1 und Nr. 3, d. i. von den Reisen von James Burnes und Moorcroft durch Sind, das Pendschab nach Pischawer, Kabul, Kunduf und Bochara zu sprechen; die erste beschränkt sich rein auf den Besuch am Hofe von Sind zu Haiderabad am Ufer des Indus und auf eine Geschichte von Ketsch (Cutch), welche die Hälfte des kleinen Octavbändchens füllt. Der Verfasser, der Bruder des berühmten ermordeten Reisenden Sir Alexander, Wundarzt wie Atkinson, unternahm diese Reise schon im J. 1828. Die dem Bändchen beygegebenen farbigen Lithographien, die der Verfasser den zwey Kapitänen der Armee von Bombay, Harris und Del Hoste, seinen trefflichen (accomplished) Freunden, dankt, sind nichts weniger als accomplished, scheinen aber das Verdienst der Treue zu haben. S. 68:

»Alle Moslimen Sinder sind mit einer ganz besonderen Prahlsucht von Heiligkeit behaftet, wiewohl die moralischen Gebote ihres Glaubens auf ihr Betragen wenig Einfluß ausüben; es gibt in Asien, vielleicht auf der ganzen Erde kein Land, das so pfaffenberitten (priest-ridden) als Sind, das nicht weniger als hunderttausend heilige Gräber haben soll, für welche Steuern erhoben werden. Kapitän M. Murdo schätzt die Ausgaben der kirchlichen Einrichtungen auf ein Drittel des ganzen Staatseinkommens. Die ganze Familie der Emire hält streng auf die Beobachtung der Religionsübungen, und ich sah manche im öffentlichen Empfangssaale bey Hofe (derbar) niederknien. Doch besteht über diesen wichtigen Punkt eine außerordentliche Verschiedenheit — Die Talpur waren ursprünglich Sunnis, wie die Bolotschen und Sinder überhaupt, allein ihre Verbindung mit Persien hat sie mit der Ketzerey der Schii angesteckt.«

Der Verfasser hatte mehrere Unterredungen über religiöse Gegenstände, besonders einmal, als man ihn fragte, ob er einer der Christen, welche den Huf des Esels, auf dem der Erlöser zu Jerusalem eingeritten, als Reliquie anbeteten. Der Geist der Emire ist ein höchst intoleranter; die Hindu sind gezwungen, moslimische Kleider und Bärte zu tragen; noch vor Kurzem durfte keiner derselben zu Pferd sich zeigen, reiche Kaufleute dürfen nur auf Eseln oder Maulthieren reiten; die Bekenner der Lehre Brahma's dürfen ihre Religion nicht frey üben und den Tomtom nur auf besonders gegebene Erlaubniß schlagen. Ein Vers des Korans, von einem Hindu gesprochen, genügt, denselben mit Ge-

walt zum Islam zu bekehren; die Ehrfurcht für die Seide, d. i. die Abkömmlinge des Propheten, ist fanatisch, wer einen derselben beschimpfen oder gar schlagen wollte, würde vom Pöbel unausbleiblich zerrissen werden. Die Straßen von Haiderabad sind von gleißnerischen Fakiren besetzt, welche gebieterisch Almosen fordern. Die Emire Sind's sind weniger in Wollust und Sinnlichkeit versunken als insgemein mohammedanische Fürsten; zwey Stunden vor Tagesanbruch geben sie schon Privataudienz und hören Klagen an, und tragen bey dieser Gelegenheit Turbane; mit Sonnenaufgang begeben sie sich in ihr Gemach, kleiden sich an und verfügen sich dann zum öffentlichen Empfang (Derbar) in den großen Saal, wo sich die ganze Familie versammelt; die in der Nacht eingelaufenen Depeschen und Briefe werden in Haufen vor sie hingeworfen, eröffnet, gelesen und beantwortet bis zehn oder eilf, wo sich die Emire zum Frühstück zurückziehen; um zwey Uhr erscheinen sie wieder öffentlich und bleiben beysammen bis es dunkel. Der Verfasser ward immer nur in öffentlichem Derbar empfangen und hatte keine Gelegenheit zu Privatbesuchen; im Derbar waren sie höflich, aber meistens auffahrend und zurückhaltend; nicht die geringste Vertraulichkeit herrscht zwischen ihnen und ihren am meisten begünstigten Dienern. Mit Ausnahme von Shawlen und den seidenen oder goldenen Binden (loongies or sashes) sind sie meistens in englische Stoffe gekleidet; ihre unermeßlichen Schätze bestehen in Rubinen, Diamanten, Perlen und Smaragden, mit denen ihre Waffen besetzt sind; sie besitzen noch den von Pottinger erwähnten Smaragd in der Größe eines Taubeneyes (?), der aber noch sehr klein in Vergleich des berühmten des Thrones von Dehli, der so groß als ein lebender Papagey (?!). Mit diesen beyden Smaragden dürfte es wohl dasselbe Bewandtniß haben, als mit dem sacro cattino von Genua, der so lange für einen Smaragden galt. Die Jagdparke der Emire, welche Hr. B. beschreibt, heißen Schikjargiah; die gestickten Falknerhandschuhe der Haut des Sambur (Cervus Aristotelis) sind von größter Schönheit. Ihre Complimentensucht und Gewohnheit, Schmeicheleyen zu sagen, ist für einen Europäer unerträglich. Das Land ist höchst ungesund und Hr. B. gibt eine lange Liste aller dort herrschenden Krankheiten. Die sindische Sprache ist ein Gemische von Hindi, Poschtu (afghanisch) und Pendschabi, sehr schwer für den Fremden zu lernen. Die Belutschen sprechen einen aus persischen, arabischen, afghanischen und Sanskritwörtern gemischten Dialect. Die Fische des Indus sind der Clupeanodon, Cyprinus morar, Cyprinus, eine Art Silurus und eine Art Pimelodus. Das Fleisch des Alligators gilt als ein Leckerbissen.

Außer den gewöhnlichen europäischen Pflanzen wachsen in Indien Dschewari (holcus saccharatus), Badschiri (holcus spicatus), Mung (phaseolus mungo), die süße Patata, Birs (ziziphus jujuba), Flaschenkürbisse und Kokusnüsse; Aepfel, Birnen und Trauben kommen von Kabul Die beyden Sinds beschränken sich auf die große Moschee zu Tatta aus der Zeit Schah Schihan's oder Orengsib's und die Gräber der Calloras und Talpurs zu Haiderabad; der berühmteste Wallfahrtsort ist zu Sihwan das Grab des heiligen Laal Schahbas, welcher der heilige Januarius Sind's; die Moschee zu Tatta ist halb zerfallen, die Gräber zu Haiderabad werden in gutem Zustande erhalten, sie werden in der Note beschrieben und in der Lithographie fünf Köpfe von Lowannas oder sindischen Hindus gegeben. Die historische Hälfte, die hier aus unserem Gesichtskreise liegt, gibt die Geschichte von Ketsch während des vom J. 1719 bis 1819 verflossenen Jahrhunderts.

Von weit größerem Interesse ist die Reise des unglücklichen Moorcroft, welcher von feurigem Eifer für Entdeckungsreisen im inneren Asien und Verbreitung englischer Handelsverbindungen beseelt, seine Reise nicht mit Unterstützung der englischen Handlungsgesellschaft, in deren Diensten er als untergeordneter Schreiber stand, sondern durch ein englisches Handlungshaus (die Herren Palmer) mit den gehörigen Mitteln versehen, dem unwiderstehlichen Drange, der ihn in die Fremde trieb, folgend, zwar nicht wie Burnes, dem er als Reisender an die Seite gestellt werden kann, ermordet ward, aber zu Andchu (Andhko) am Fieber starb; ein Opfer seiner Reiselust wie jener eines der Politik, beyde Märtyrer brittischen Entdeckungs- und Handelsgeistes, durch ihre Werke auch den Märtyrern der Wissenschaft zuzuzählen. M., über dessen Lebensschicksale die vom Herausgeber, dem großen Sanskritgelehrten Hrn. Professor Wilson, geschriebene Vorrede einige Auskunft gibt, war weder Orientalist noch Alterthumsforscher, wiewohl er mehrere asiatische Mundarten sprach und an Gegenständen des Alterthums, die ihm auf dem Wege aufstießen, lebhaften Antheil nahm. Die Hauptgegenstände seiner Aufmerksamkeit waren bey jeder Gelegenheit Landwirthschaft und Manufactur, vor allem war er Liebhaber und Kenner von Pferden, und strebte nach Kenntniß neuer Pferderassen, um durch die Einführung derselben in Indien die englische Zucht zu verbessern. Sein Begleiter war Mr. Trebeck, der wie M. und sein ganzes Gefolge ein Schlachtopfer der Beschwerden der Reise und des ungesunden Klima fiel, und dessen Papiere wie die ungeordneten Tagebücher Moorcroft's der Herausgeber sichtete und ordnete. Die dem ersten Bande vorgesetzte sehr

schätzbare Karte ist nach Trebeck's Feldbüchern, welchen der große Kartenverfertiger Mr. John Arrowsmith das Zeugniß großer Sorgfalt und Genauigkeit gibt, entworfen, und eine dem Titel derselben beygesetzte Note verspricht die baldige Erscheinung einer anderen, mit den Details anderer Reisenden bereicherten Karte in weit größerem Maßstabe. Die Beschreibung der von Moorcroft und Trebeck Ende Octobers des Jahres 1819 unternommenen Reise beginnt zu Srineger (Srinagar), der am Ganges gelegenen Hauptstadt der Landschaft Gerwel (Garwal). Auf dem Wege nach Tiri sah M. die Vorbereitung zur Ceremonie Beraet (Barat), welche eine Art Sühnopfer zur Abwendung großer Gefahren, wie der damals zu Almora herrschenden Cholera; die Ceremonie besteht in einer Art von Seiltänzerkunst, indem ein frommer Mann auf einem von dem Gipfel eines Baumes bis zu einem in die Erde geschlagenen Stocke gespanntem Stricke auf einer Art von Sattel herunterfährt, indem er den Kopf so weit als möglich zurücklegt; unterhalb stehen Leute mit Stricken, um den Herabfahrenden, wenn er fallen sollte, aufzufangen. Die Tiger, von denen es um Tiri wimmelt, werden in Fallen gefangen. Die Stadt Nehen (?) (Nahan) ist die Residenz eines Radscha von Sermor und Raipur die seines Oheims. Die Bienen, eine Art von Bhaonra, von denen M. zehn Schwärme in Einem Baume sah, sind sehr reizbar und gefährlich. Der Sitlidsch (Setlej, sonst Sutledge) war hier 150 Fuß breit und rann fünf Miglien in Einer Stunde; die Ueberfuhr geschieht (wie auf dem Tigris und Euphrat) mit aufgeblasenen Schläuchen von Ochsenhaut; die abgezogene Haut wird in der Erde von außen enthaart, dann als Schlauch zusammengenäht, mit flüssigem Föhrenharz, das darin gebeutelt wird, von den Fleischresten gereinigt und von außen in einer Tunche von Granatäpfelrinde gegärbt; der Schlauch wird dann von hinten aufgeblasen und zugebunden, ein doppelter dünner Strick wird um die aufgeblasene Haut gebunden, worauf der Floßmann sich auf seine Kiste setzt, in der Linken den Strick, der dieselbe auf dem Schlauche befestigt, haltend, und mit der Rechten mittels eines kurzen Ruders steuernd, während er mit den Füßen rudert. Der Ueberzuführende reitet auf dem Rücken des Floßmannes mit gebogenen Knien, die auf dem Schlauche aufstehen. Bey Ballen größeren Umfanges werden zwey aufgeblasene Häute mit einander verbunden und Latten darüber gelegt, so daß sie eine Art Floßes bilden; die beste Art von Floß ist ein Tscharpai (Vierfuß), d. i. eine indische Bettstatt; Pferden und Maulthieren schwimmt der Floßmann voran. Das zweyte Hauptstück handelt von den Erzeugnissen des dem Himalaya

vorliegenden Hügellandes. Ein vortheilhafter Ausfuhrartikel ist Papier aus der Pflanze Sitabharua; die Hausbienen heißen Mehri, Mohri und Mari, sind nur halb so groß als die europäischen Bienen; die wilden Bienen Bhaorna sind etwas größer als die europäischen. Die Föhren gelten für nicht so gut als die europäischen; alle Aufmerksamkeit verdient die immer grüne Eiche, deren Arten Bendsch, Mohru und Chasru heißen. In der Nähe von Dschosimet gibt es Kirschen im Ueberflusse, südlich von Dschosimet Limonen und Citronen so gut als die besten nach England eingeführten, die Orangen bitter, u. s. w. von den verschiedenen europäischen und nichteuropäischen Früchten. Der Alexanderpaß, durch welchen Hr. M. westlich die Reise gegen Lahor fortsetzte, scheint seinen Namen nicht dem Macedonier, sondern dem Iskender Lodi aus Dehli zu danken. Dschwala mechi (Jwálá mukhí), fünf Kos nordwest von Nadan, ist ein großer Wallfahrtsort, der seine Berühmtheit dem brennbaren Gase dankt, das in einem der Göttin (der Gemahlin Mahadios) geweihtem Tempel aus verschiedenen Oeffnungen hervorbricht, und angezündet die dem Munde der Göttin entströmende Flamme vorstellt; wenn eine Flamme länger und heller brannte als gewöhnlich, ruft die anbetende Menge: Ei Dschwala! was fast wie das arabische Eiwallah klingt, aber o Flamme! heißt, indem auf Sanskrit Dschwala die Flamme und Mechi der Mund heißt. Die Stadt Dschwala mechi, d. i. Flammenmund, ist schön gelegen. Am linken Ufer des Bejas (Hyphasis) seine Reise fortsetzend, kam M. nach Dschelalabad, was mit dem zwischen Pischawer und Kabul gelegenen Dschelalabad keineswegs zu vermengen. Zu Dschelalabad sind die größten Gebäude, welche M. im Pendschab gesehen. Schahlimar, der große, von Schah Dschihan vor Lahor angelegte Garten, wird beschrieben; Lahor, das am Rawi (Hydraotes) liegt, soll zwölf Kos im Umfange haben; die Häuser sind von Ziegeln und fünf Stock hoch; kein merkwürdiges Gebäude als die Moschee des Newwab Wesir Chan. Zwey Kos oberhalb Lahor auf dem linken Ufer des Rawi liegt die Stadt Schahdehra, wo nichts merkwürdiges als das Grab Dschihangirschah's, inmitten eines großen Vierecks, zu dem ein schönes marmornes Thor führt; die Hallen, in welchen die Zellen der Fakire, sind mit vielfarbigem Marmor gepflastert, die Wände mit Gemälden verziert; in der Mitte des Mausoleums steht der Sarkophag aus weißem Marmor mit musivischen Blumen geschmückt, wie der von Tadschmahall zu Agra *); um die

*) Der Plan des Mausoleums und des Gartens von Tadschmahall

Marmorwände laufen Sprüche des Korans; nach der Sage soll das Grabmal mit einem Dome überwölbt gewesen, dieser aber von Orengsib weggenommen worden seyn, um dadurch, daß es auf des Großvaters Grab eingeregnet, seine Mißbilligung mit dessen ausgelassener Regierung an den Tag zu legen; wahrscheinlicher ist es, wie M. sagt, daß der Dom nie vollendet worden. M. kehrte auf derselben Straße von Lahor zurück. Ueber Amritsar, wo er bey einer Familie von Kaschmiren ihre Art tibetanischer Wolle mittels Reismehls zu reinigen sah; er beschreibt dieselbe und (S. 116) den Glauben der seichischen Fakire Edasi (Udasi). Zu Nadan hörte er die Sage von den Dains, d. i. Bergheren; zu Schedschanpur (Shujanpur) wurde M. als Mitglied der Familien Sensertschend aufgenommen, indem man ihn ersuchte, etwas frisches Gras (dub grass) zu tragen. Beym Dorfe Garhwa Tscheli, wo eine Gruppe indischer Tempel, vor deren jedem ein steinerner Nandi (Siwa's Stier) mit dem Kopfe gegen den Eingang des Tempels gekehrt, fand sich auch ein gemauerter Altar mit zwey eingehauenen Füßen; diese in Indien nicht seltenen Altäre sind, wie M. meint, wahrscheinlich Ueberbleibsel budhistischen Kultus, dem diese Hieroglyphe vorzüglich angehört; hier wächst die Staude, deren Flaum den Einwohnern als Zunder dient, hier Kafi, von den Gurkas Kapas, d. i. Baumwolle, genannt. Die Stadt Gemha, deren zwey Stock hohe Häuser aus Stein, dankt ihren Ursprung den benachbarten Salzminen, die M. beschreibt. Längs des rechten Ufers des Bejas, d. i. der Weiße (es gibt also einen weißen Arm des Indus wie einen weißen des Nils), kam M. zum Dorfe Herhe und dem Berge Gogar, berühmt durch die Schlacht, welche jährlich auf demselben am 20. Bhadon (August — September) die Diotas oder Herenmeister und die Dains, d. i. die Heren, sich liefern (ein indischer Blocksberg); die hölzernen Brücken über den Fluß, deren Bauart M. beschreibt, sind nach demselben Prinzipe gebaut wie die von Kemaun. Bedschawra, am Ufer des Repriri, welcher Mendi von Kulu (Kele?) trennt, erhebt sich ein mit vielen Sculpturen geschmückter indischer Tempel, dessen vorzüglichster Schmuck die geschmackvoll mit dicken Laubgewinden umwundenen Thorpfeiler. Sultanpur, die Hauptstadt von Kulu, ist die Residenz des gleichnamigen Radscha; vor den Thoren von Mendi, dessen Häuser ganz das Ansehen derer von Almora haben,

---

ist jüngst als Beylage eines Aufsatzes vom Oberst Hodginsons in der Zeitschrift der asiatischen Gesellschaft zu London S. 42 gegeben worden.

sind die Porträte der Radschas von Mendi mit denen der Weiber, die sich mit ihnen verbrennen ließen (manchmal über dreyßig), aus den Felsen als Basrelief ausgehauen. Zu Tiri wurde das Fest des Gottes Adi Brahman gefeyert, welchen ein auf einem Lehnstuhle mit hoher Lehne sitzender Bauer vorstellte; der mit einem Fetzen schmutziger Seide bedeckte Sessel war rückwärts mit acht metallenen, versilberten und vergoldeten Köpfen oder Masken verziert; der Sessel mit Buschen von Gerstengras und Pfauenfedern besteckt, jeder Bauer trug einen Buschen Gerstengras auf der Mütze; der den Gott Vorstellende beantwortete die an ihn gestellten Fragen durch Orakelsprüche. Die indische Karawanserai, in welcher Pilger bewohnt und gespeiset werden, heißen Dharmasala (Dhermesele?). Kulu (Kele?) war der Aufenthalt Schudschaaol-mülk's, als er von Multan nach Ludiana floh. Der Paß Ritanka dschoth in der Höhe von 13,300 Schuhen führt in das höchste Gebirge von Kulu; in der Nähe steht in der Mitte eines Vierecks von auf einander gelegten Steinen die Statue des Genius Bejas Rischi *). Der Fluß Tschandra trennt die Landschaft Kulu von Lahul; der Schutzgott der letzten heißt Gipan (Gopan); hier fand M. Alpenbeeren von köstlicher Würze. M. erklärt den Namen des Tschinab mit Recht für die Verstümmlung von Acesines; so erkennt man aber auch die griechischen Namen des Hyphasis in Bejas und des Hydraotes in Rawi, nur hüte man sich zu glauben, daß die heutigen Benennungen aus den griechischen Arrian's entstanden seyen, indem diese vielmehr eine Verstümmlung der noch heute bestehenden. Der Rawi und der Bejas entspringen beyde südwestlich vom Tschinab; die Einwohner der Gegend sind meistens Lastträger der Waaren, die von Ladach nach Tschamba und Kulu eingeführt werden; sie kleiden sich Sommer und Winter in Wolle; die Weiber gehen meistens barhaupt, haben aber manchmal eine silberne Platte auf dem Kopfe, durch deren zwey Seitenlöcher Locken durchgezogen, ober der Platte zusammengeknüpft sind; ihre langen Haarflechten vereinen sich in einem viereckigen oder runden Stücke von Perlmutter, von welchem drey oder vier Korallenschnüre niederhängen, an deren jeder Ende eine Glocke befestigt ist; manchmal umgibt ein mit Türkisen besetzter Lederstreif das Haupt, oder solche mit Perlmutter und Korallen besetzte Streifen hän-

*) Dieser indische Genius scheint sehr nahe verwandt mit dem persischen sefidrisch, d. i. Weißbart oder Graubart, denn Bejas heißt dasselbe wie sefid, d. i. weiß. Rawi, was auf arabisch der Erzähler heißt, scheint hier mit dem griechischen ῥέω verwandt.

gen von der Stirne und den Ohren manchmal bis zur Mitte des Leibes herab; das Halsband bilden Bernsteinperlen, die von Amritsar so wohlfeil eingeführt werden, daß sie unmöglich aus Preußen kommen können; um den Hals tragen sie Amulette, die sie von den Lamas erhalten, und große lederne Beutel für ihr Nähzeug; die Männer tragen jeder ein Messer am Gürtel und den Feuerstahl an einer Kette; dieser ist besonders gehauen und verziert, und M. gibt den patriotischen Wink, daß Stahl und Nähnadel hieher aus England einzuführen wären. Er erwähnt (S. 202) einer Weide von 16 Fuß im Umfange. Die Gränze zwischen Bahul und Ladach macht der Paß von Lacha oder Baralatsa oder Lasa 17,000 Fuß hoch, zu welchem man von dem mit dem Flusse gleichnamigen See Tschekam (Chukam) aufsteigt.

Die zweyte Hälfte des ersten Bandes, welche die Reisen Moorcroft's und Trebeck's in Ladach enthält, und die zwey Drittel des zweyten Bandes, welche die Reise in Kaschmir beschreiben, sind der wichtigste Theil des ganzen Werkes, welcher aber besser mit dem so eben in der Zeitschrift der englischen asiatischen Gesellschaft *) von Wilson neu herausgegebenem Tagebuche der Reisen Mir Isetullah's, dann mit den neuesten Reisen in Kaschmir, nämlich mit denen Vigne's und des Freyherrn von Hügel, in einer anderen Uebersicht zusammengestellt werden soll. Wie wir hier die Reisenden bey ihrem Eintritte nach Ladach verlassen haben, so nehmen wir den Faden der Reisebeschreibung wieder bey ihrem Austritte aus Kaschmir zu Radschaor (auf der Karte steht Radschoar) wieder auf. Zu Radschaor, welches am Flüßchen Malkani tihoi (Malkani Tihoï) liegt, war ein im Style des Schahlimar angelegter Garten, welcher von den Seichen zerstört worden. Newschehr (Nauschehra), d. i. Neustadt, ward vom Schah Ekber erbaut. Das kleine Radscha (Fürstenthum) Binber hat nur 25 Kos in der Länge und enthält außer der gleichnamigen Stadt noch zwey andere: Samani und Mangaldewi; die Einwohner, welche Tschibs heißen, waren vormals Hindu, sind aber nun Moslimen. Zu Dschilem setzten die Reisenden über den gleichnamigen Fluß, der auch Bihet (Behut) genannt wird, welcher der Hydaspis Arrian's ist, und der von hier nach dem Tschinab und auf diesem bis nach dem Indus schiffbar. In die berühmte Festung Rotas, die dritthalb Miglien im Umfange hat, wurden sie zur Besichtigung nicht eingelassen. Die Inschrift ober dem Thore, welche das Datum der Erbauung durch Schirschah meldete,

*) Im XIV. Bd. 1843. S. 283.

und jedem seiner Nachfolger, der die Festungswerke verfallen lassen würde, den Fluch gab, wurde von Semanschah, der sich durch den Inhalt beleidigt fühlte, ausgelöscht. Das Dorf Manikyala, vierhundert Klafter nördlich von Rotas, ist berühmt durch seinen oben erwähnten, von Honigberger eröffneten Grabhügel; alte Brunnen, Scherben von Gefäßen und alte Münzen, die häufig gefunden werden, zeugen, daß hier vormals eine große Stadt stand. Nordöstlich von Manikyala sind die Gräber der Ghikar-Häuptlinge mit orangefarbenem Marmor bedeckt. Die Stadt Rawal (Rewel?) Pindi, die aus niedrigen Lehmhäusern mit platten Dächern besteht, ward von Schah Schudschaa zur Residenz seiner Familie und der seines Bruders Semanschah während ihres Kampfes mit dem Bruder Mahmud gewählt; hier ist die Hauptniederlage des Handels zwischen Amritsar und Pischawer. Jenseits des Passes Marghala zog die Aufmerksamkeit der Reisenden ein tiefes Bhaula oder Brunnenhaus auf sich, zu dem man 117 Stufen hinuntersteigt, und welches umständlich beschrieben wird. An dem Orte, wo ehemals das Dorf Wah, ist der vom Kaiser Ekber angelegte Garten, der seinen Namen vom Ausrufe Ekber's behalten, indem dieser, von der Schönheit des Gartens entzückt: Wah bagh! d. i. welcher Garten! ausrief. Der Garten, die Gartenhäuser, die Bäder und die mit Stein ausgemauerten Wasserbecken (Tenks) sind heute in gänzlichem Verfall, hingegen stehen zu Hasan Abdal an dem Grabe des Heiligen Baba Weli noch die von Elphinstone erwähnten zwey alten Cypressen. Die Reisenden erhielten Einlaß in das Fort von Attok, wo Schudschaaol-mülk nach seiner Vertreibung aus Afghanistan eingesperrt war; die Mauern sind wie die von Rotas dick, mit Zinnen und Schießlöchern versehen; die Gegend um das Dorf Chairabad gehört den Chataken (Kaitaken?), deren Häuptling so eben von Lahor, wo er dem Rendschit Sing gehuldigt hatte, zurückgekehrt war. Pischawer's Beschreibung wird nach der Elphinstone's für überflüssig gehalten; Pischawer war ein Erbtheil Mohammed Aasimchan's, des älteren Bruders Dost Mohammed's, dessen Sohn Habibullah nach seines Vaters Tod die Herrschaft von Kabul wider Dost Mohammed ansprach. M. bestätigt, was schon oben von dem jüdischen Aussehen der Chaiberis bemerkt worden. Die Stadt Dschelalabad hat ihren Namen vom Kaiser Ekber, dessen Beyname Dschelaleddin, und welcher wahrscheinlich auch der Erbauer des oben erwähnten, in der Nähe von Lahor bey Amritsar gelegenen Dschelalabad; von hier führen die Handelsstraßen nach Derbend (Darband), Kaschmir, Ghasna, Bamian und durch Lemghan nach

Bedachschan und Kjaschghar (Kashkar). Von Balabagh, das in der Nähe von Sultanpur, besuchte M. die Burdsch (Burgen), d. i. Thürme oder Tope, deren auch mehrere im Gebiete der Chaiberi; auf einer viereckigen Plattform erhob sich einer der besuchten 75 Schuh hoch, auf jeder Seite mit Pilastern verziert, mit einfachem Sockel, aber seltsamen Kapital, welches, wenn diese Gebäude Gräber waren, einen durch zwey Beine emporgehaltenen Schädel vorstellen könnte; die Bekleidung bestand aus kleinen, geschickt zusammengefügten Schieferstücken; auf dem Mittelpunkte der Plattform stand das vom Volke Burdsch, d. i. das Bollwerk, genannte Gebäude; die untere Hälfte steigt senkrecht auf und ist mit einem Gesimse gekrönt, ober dem sich gleich Fensterblenden Nischen erheben, die von einander durch schmale Pilaster getrennt; dem braunen Schiefer sind Quarzstücke oder weiße Steine eingemischt, welche dem Ganzen von ferne ein scheckiges Ansehen wie ein Schachbrett geben; dieses Gebäude war kleiner als der Top (Rupa) von Manikyala, und hat also wohl auch dieselbe Bestimmung als budhistischer Reliquienbehälter. M., der darüber, daß dieß budhistische Denkmale, außer Zweifel, hält sie für Gräber von Lamas oder anderen vornehmen Personen, weil ihre Form den Maniponi ähnelt, worin die Asche der Radscha von Ladach und vorzüglich Lamas aufbewahrt wird. Ein Tadschik von Lemghan bezeugte, daß in zwey solcher niedergerissener Topen irdene Gefäße in der Form der Oefen, deren sich die Bäcker zu Pischawer bedienen, gefunden worden, welche mit Asche und Stücken gebrannter Gebeine angefüllt, also doch eigentliche Gräber, in denen, wie in den römischen, die Asche der verbrannten Leichname in Urnen beygesetzt ward. Derselbe Gewährsmann versicherte, daß die Bewohner Kjafiristan's sich für Abkömmlinge der Koreisch hielten, welche als Gegner Mohammed's aus Arabien hieher eingewandert seyen; eine eitle Sage, deren Grundlosigkeit schon aus der Sprache der Kjafiren, die mit dem Arabischen nichts gemein hat, erhellt. Am Dorfe Nimba ist ein anderer großer, von Schah Ekber angelegter Garten, ein mit einem Walle aus Lehm umgebenes Viereck von hundert funfzig Klaftern, mit einem Quincunx von Platanen, deren einige achtzig Schuh hoch, zehn oder zwölf Schuh im Umfange; Lusthäuser und Tschabetras (chabutras), d. i. aufgeworfene künstliche Hügel, von Cypressen und Platanen beschattet, liegen im Garten zerstreut. Zu Nimba fiel Ekrem Chan, der Wesir Schudschaa ol-mülk's, worauf dieser den Thron von Kabul verlor. Zu Gendemek, das durch seinen Weizen berühmt, nennt die Inschrift einer Brücke Schah Dschihan, die einer anderen

Brücke über den Fluß Surchab den Wesir Schah Dschihan's, Ali Merdan, i. J. 1606 als Erbauer; die Brücke ist 170 Klafter lang, 18 Fuß breit, in einem einzigen Bogen gespannt, mit einem niedrigen Geländer an beyden Seiten; der Wesir Ekrem hatte dieselbe erneuert. Das Dorf Dschigdalik hat seinen Namen von den vielen Dschigde oder Sendschid (Elaeagnus), von denen heute keine mehr zu finden. Von Kabul wird gar nichts gesagt, sondern nur auf Elphinstone's Beschreibung verwiesen. Nördlich von Kabul, auf der Straße nach Bamian im Thale Meidan wächst das Gras Prangos häufig, welches hier Kamai heißt, und womit auch im Winter Pferde und Hornvieh gefüttert werden. Bamian wird insgemein But Bamian von den beyden großen aus Felsen gehauenen Idolen genannt. Die alte Stadt Gulgula (?), Gelgele (?) soll von Dschelaleddin, dem Schah Chuaresm's, erbaut worden seyn; von den zwey Idolen, welche nach dem Ferhengi Schuuri Chunkbut und Surchbut (der graue und rothe Budha) heißen, werden hier das größere Sengsel oder Rengsel, das kleinere Schah Mema genannt, jenes gilt für männlich, dieses für weiblich, wiewohl in der Kleidung kein Unterschied; sie stehen in Nischen, die aus dem Felsen gehauen, so daß derselbe über ihrem Haupte einen Traghimmel bildet; auf den beyden Seitenwänden führen Stiegen zu einer Gallerie hinauf, welche hinter dem Nacken der Statuen; die Stiege der größeren ist schon so verfallen, daß sie unbrauchbar; beyde Idole sind wie die Sage lehrt, durch Orengsib verstümmelt worden; die Höhe der kleinen Statue ist 117 Fuß, die der größeren, welche M. nicht messen konnte, beyläufig ein Drittel mehr; innerhalb des sich über den Kopf wölbenden Felsens sind Freskogemälde von fliegenden Gestalten und eine Einfassung von Figuren halben Leibes mit Heiligenschein; solche Gemälde reichten bis 30 Schuh ober dem Boden herunter, der Mörtel aber war meistens abgefallen; eine Hauptverzierung der Gemälde, ein gewöhnlicher Schmuck tibetanischer Figuren, war eine weiße Kugel mit einer darauf gesetzten Pyramide; unter vier sehr schön gezeichneten und zart gemalten Figuren ist der Kopf einer männlichen, deren Ausdruck der der tibetanischen Gottheit Tschamba. Auf der westlichen Seite sind zahlreiche Felsenhöhlen, deren eine viereckig architektonisch mit kanellirten und viereckigen Pfeilern mit und ohne Kapitäler geschmückt; der Plafond war in sich kreuzende Balken ausgehauen, die sich immer verengen bis zu einem Achtecke von beyläufig 20 Zoll, wie ein tibetanisches oder kaschmirisches Bretterhaus. Die mit Pfeilern versehenen Zellen führen zu einer hochgewölbten Gallerie und diese zu einem Saale, der 53 Schuh

lang, 38 breit und 40 hoch, mit einer guten Anzahl von Nischen, in welcher Spuren von Freskogemälden; an dem Ende dieses Saales eine für eine Statue bestimmte Nische; ein kleiner Theil eines am Ecke des Bogens erhaltenen Gesimses zeigt den hohen Grad, welchen die Skulptur dieser Felsenbauten erreicht haben, 18 Zoll breit ist es dreyfach abgetheilt, in der obersten und untersten Abtheilung halb erhabene Fasanen, in der mittleren Laubwerk, das ganze mit großer Wahrheit und Geist aufgeführt. Im Dorfe Sikan ist das Haupterzeugniß Assa foetida, welche von den auf den Bergen wild wachsenden Pflanzen gesammelt wird, eine Wurzel von ziemlicher Größe gibt beyläufig ein halbes Pfund eingetrockneten Saftes; ein anderer Handelsartikel sind Sklaven. Charm, wo Früchte aller Gattungen kultivirt werden, streitet sich mit Aibek um die Vortrefflichkeit seiner Aprikosen, welche getrocknet nach Bochara und Astrachan ausgeführt werden Nach der vom Statthalter erhaltenen Auskunft soll der alte Name von Aibek Semengan und hier die Residenz des Vaters Rudabe's, der Gemahlin Rustem's, gewesen seyn. Dschengischan soll bey Zerstörung der Stadt die meisten der siebentausend indischen Familien, welche dieselbe bewohnten, ausgerottet haben. In der Nähe der Stadt besichtigte M. die Skulpturen von Tachti Rustem, d. i. Rustem's Thron, wo ein Felsengemach der Saal Rudabe's heißt; in dem Mittelpunkte des Gewölbes war ein großer, sehr zerstörter Medaillon, von welchem große Lotosblätter auf ein rings um den Saal laufendes Gesimse herunterfielen; ein 132 Schuh langer, 16½ Schuh breiter Gang leitete zu einem kreisförmigen gewölbten Zimmer von 37 Fuß im Durchmesser; der Styl der Skulpturen war hier ein ganz anderer als in dem ersten Saale; es ist zu bedauern, daß die Zeichnungen dieser Skulpturen, auf welche sich das Manuscript bezieht, sich nicht vorgefunden haben. Einige hundert Klafter weiter von diesem Harem Rudabe's ist der sogenannte Thron Rustem's, welcher hauptsächlich durch seine Lage merkwürdig; er stand auf einem kegelförmigen Hügel, welcher aus den ihn umgebenden Felsen gehauen, durch einen tiefen Graben von demselben getrennt, aus welchem ein in den Felsen gehauener Gang in das Thal führt. Das ganze Gebäude war ursprünglich aus dem Felsen gehauen, das Innere bestand aus einer kegelförmigen Zelle; auf der Westseite jenseits des Grabens sind mehrere Plattformen auf einer Art von Festungswall, der gegen die Außenseite böscht; von dem Grunde des Grabens führte keine Stiege zu dem Gipfel des Hügels, den man nun mittels der herabgefallenen Bruchstücke ersteigt; der Hügel 74 Schuh hoch, das Haus 20 im Viereck, die innere Zelle 7 Fuß im

Durchmesser; Alles scheint budhistisches Werk zu seyn. M. hatte einen Boten an Muradbeg, den Kataken-Häuptling (Kattaghan chief) von Chulm, Kjundus [1]), Thalikan, Inderab, Bedachschan und Hasret Imam gesandt, in der Hoffnung, von ihm die Erlaubniß, nach Kundus zu kommen, zu erhalten; der Beg antwortete: »Engländer betreten Asien nur für ihr Interesse und bemächtigen sich zuletzt der Länder, die sie bereisen.« Das Gerücht hatte verbreitet, die Reisenden seyen stark in Soldaten und Kanonen und hätten politische Ereignisse in Kabul unterstützt. Die Gerüchte wurden vom Freunde M.'s, Mir Wesir Ahmed, widerlegt, und sie setzten ihre Reise nach Kundus fort; sie brachen also von Aibek nach der Stadt Chulm auf, welche auch Taschkurghan, d. i. der steinerne Hügel, heißt. Von hier drehten sie sich rechts auf der Straße nach Kunduſ. Die Stadt Jeng Erich (Yang Arekh, d. i. Neufluß) [2]) ward von Abdallahchan, dem Statthalter Schahs Ekber, angelegt, der hieher viele Hindus verpflanzte, deren Abkömmlinge noch vorhanden; längs dieser Straße kein anderes Wasser als das von Wasserbehältern (Abdan), die durch einen Kanal des Flusses Jeng Erich genährt werden. Die Hügel sind häufig mit dem Mus Hamster des Pallas bevölkert. Der Paß von Ergene (Arganna) ist merkwürdig, weil sich in dessen Namen der des alten Felsenpasses Ergenekun (Felsenschlucht der Kunen) erhalten hat, der auch in der europäischen Türkey im Flusse von Erkene in der Nähe von Adrianopel vorkömmt. Hier eröffnet sich die Aussicht auf die Ebene von Kunduſ, welche, die Nordseite ausgenommen, überall von Bergen umgeben ist; die südöstlichen von Bedachschan waren mit Schnee bedeckt. Trotz der von M. dem Beg dargebrachten Geschenke, mit denen er zufrieden schien, gab Muradbeg seinen Verdacht, daß M. ein englischer Kundschafter sey, nicht auf, und gewährte ihm keine Erlaubniß, weiter in's Land zu ziehen; er mußte nach Chulm zurück, ward aber wieder nach Kundus zurückberufen, um einige seiner Leute, die in einem Kampfe der Hesare von Kemend schwer verwundet worden waren, zu heilen; dieß war nur der Vorwand, um zwölftausend Rupien zu erpressen; hierauf kehrte M. wieder nach Taschkurgan zurück, das eine Stadt von zwanzigtausend Häusern aus Lehmziegeln, die an der Sonne getrocknet sind, gebaut. Nichts Trau-

---

[1]) Kunduſ oder Kondoſ, sieben Tagreisen von Bedachschan, eine mit Gärten und fließendem Wasser umgebene Stadt. Dschihannuma S. 253.

[2]) Im Westtürkischen heißt Jeni neu und Erimek fießen.

rigeres als die Straßen der Stadt, die aus bloßen Steinwällen bestehen, da alle Fenster nur von innen in den Hof oder Garten gehen, was auch in anderen orientalischen Städten häufig der Fall. Die Verkäufer gedörrter Früchte sind meistens Kabulen, die mit Tadschiken der größte Theil der Einwohner; die Usbegen beschäftigen sich wenig mit Handel; der nach Jarkend besteht aus Schafen und Pelzwerk, wofür Thee eingetauscht wird. Vier Miglien von Taschkurgan ist die alte Stadt Chulm, deren Obstgärten vormals durch den Reichthum ihres Erzeugnisses weit berühmt. Im Passe Schahbaghli verloren die Reisenden ihren Weg und kamen nach Chanabad, das sieben Kos von Kundus; eine große Stadt am rechten Ufer des Ferchan; so kamen sie bis nach Thalikan, einer Stadt von großer Ausdehnung, aber nicht immer gleicher Bevölkerung, da die Usbegen im Sommer mit ihren Herden in's benachbarte Hochland ziehen; sie hat etwa funfzehnhundert Häuser aus Lehm und ist von wohl bevölkerten Dörfern umgeben. Rec. bemerkt, daß dieß die Hauptstadt der Landschaft von Tocharistan (woher bey den Byzantinern der Name der Tocharen statt Tataren); derselbe erscheint gar nicht auf der Karte von Arrowsmith, wo mit großen Buchstaben statt Tocharistan Kunduz (Kundus) steht; demnach sollte man glauben, daß Kundus die Hauptstadt Tocharistan's, aber im Dschihannuma steht Kundus unter Bedachschan, und die Städte Tocharistan's sind: Welwalidsch *), Talikan, Rawan, Semendschan oder Sehban, Helbek, Mink, Sewalin, Serab und nach Einigen auch Wahsch, welches letzte aber vom Verfasser des Dschihannuma unter die transoxanischen Städte Chatlan's gerechnet wird. »Thalikan oder Thaikan oder Thaigan,« sagt das Dschihannuma, ist eine zwischen Bergen gelegene Stadt, vor welcher ein Fluß vorbeyfließt, die Ueberfluß an Früchten hat und deren Bewohner meistens Weber sind.« Die Hälfte Weges zwischen Thalikan und Kundus ist die (im Dschihannuma nicht erwähnte) Stadt Chairabad am rechten Ufer des Ferchan, mit einem Fort wie das von Kundus. Von Taschkurgan setzte M. seinen Weg über Mesar nach Balch und von da über Ferachabad, Tachtichan, Serdabe, Chodscha Ssalih (Khwaja Salah) und Karschi nach Bochara fort. Da von allen diesen Orten nichts Besonderes erwähnt wird, und auch von dem benachbarten Bedachschan, diesem durch die Erzeugnisse seiner Minen und Thiere (Rubin, Lapislazuli, Moschus und Bezoar) so hoch berühmten östlichen Mesopotamien (es wird nörd-

*) Die Warewalen Idrisi's.

lich vom Oxus, südlich von Murghab eingeschlossen), die vorliegenden Werke nicht erschöpfende Kunde geben (die Angaben von Burnes, Fraser, Elphinstone, Moorcroft, Mayendorf und Timkowski hat Ritter im dritten Buche Westasiens zusammengestellt), so schließen wir unsere Anzeige mit einem Auszuge dessen, was das Dschihannuma (S. 252) und 253) hierüber meldet:

»Bedachschan wird nördlich vom Oxus, südlich von Murghab, östlich von Turkistan, westlich von Chorasan begränzt; das Schloß der gleichnamigen Hauptstadt (auf Arrowsmith's Karte fehlt derselbe bey Feisabad) hat Sobeide, die Tochter Dschaafer Dewaniki's, d. i. des Pfennigknickers (die Gemahlin Harun Reschid's), erbaut; der vor der Stadt vorbeyfließende und in den Murghab sich ergießende Fluß heißt Charar; die Einwohner meistens herumziehende Stämme, treffliche Pferde, gute Luft und herrliche Weiden. In der Stadt Bedachschan erbaute Schah Naßir Chosrew ein berühmtes Bad, aus dessen viereckigem Entkleidungssaale vier und zwanzig Thüren in eben so viele von oben durch eine gläserne Kuppel erleuchtete Bäder führten, wovon heute nur Spuren vorhanden. Im Gebirge findet sich das Thier Koirughi kutas. Im Flecken Dschurm (Dschorom), sieben Tagreisen östlich von Kundus, ist das Grabmal Schah Naßir Chosrew's. Kundus ist schon oben erwähnt; Chandschan zwischen Kabul und Kundus und Balch von jedem sechs Tagreisen entfernt; Inderab, zwey Stunden nördlich, auch Inderabe genannt, zwischen Ghasna und Balch; hier wird beym Chandschan im Dschihannuma wiederholt, daß in dem nächst demselben gelegenen Berge Jendschihir Silberminen; die Wasser dieses mit vielen Gärten versehenen großen Flecken gehen nach Chandschan. Eschkimisch oder Eschkemisch, eine Station südlich von Kundus in der Ebene, mit Gärten und Quellen reichlich versehen, die Luft angenehm kühl, östlich ein Berg Ghuri, ein nördlich von Chandschan gelegener Distrikt und Flecken. Von hier durchkreuzt man eine drey Tage lange Wüste bis Meimene, das zwey Stationen von Balch. Noch andere Flecken Bedachschan's sind: Rostak, Kalaaisafer und Baghlan.«

Hammer-Purgstall.

Art. II. Medaillen auf berühmte und ausgezeichnete Männer des österreichischen Kaiserstaates, vom sechzehnten bis zum neunzehnten Jahrhunderte. In treuen Abbildungen mit biographisch-historischen Notizen, von Joseph Bergmann, erstem Custos am k. k. Münz- und Antiken-Cabinete und der k. k. Ambraser Sammlung, Mitgliede mehrerer gelehrten Gesellschaften 2c. Erster Band. Wien 1844, bey Tendler und Schäfer. 4°. 304 Seiten Text und 14 Tafeln Abbildungen.

Der Herr Verfasser, durch eine Reihe gründlicher Forschungen auf dem geschichtlichen, sprachlichen und numismatischen Felde dem wissenschaftlichen Publikum seit langer Zeit sehr vortheilhaft bekannt, hat in dem eben genannten Werke die Re-

sultate vielseitiger und höchst mühsamer Studien niedergelegt, und durch die Bearbeitung eines so speziellen Gegenstandes manchem Freunde vaterländischer Geschichtsforschung und numismatischer Denkmäler einen angenehmen Dienst erwiesen. Sein Name gewährt volle Bürgschaft für die Gediegenheit seiner Arbeit, und das günstige Vorurtheil, mit dem Ref. das Werk zur Hand nahm, wurde durch ein näheres Eingehen auf das Einzelne und durch eine genauere Prüfung desselben vollkommen gerechtfertigt.

Das Buch vereinigt in sich zwey dem Inhalte und Umfange nach verschiedene Bestandtheile. Der eine verfolgt eine streng wissenschaftliche Richtung und umfaßt den zu dem vorgesetzten Zwecke aufgesammelten und kritisch bearbeiteten Geschichtsstoff: der andere bringt, nicht als Beygabe, sondern als Grundlage und Bedingung der Untersuchung, die Metallmonumente selbst, größtentheils aus den reichen Schätzen der kaiserlichen Sammlung, in möglichst treuer und ansprechender Abbildung. Der eine ist geschichtlich, der andere künstlerisch, beyde aber gehen neben einander zum gemeinschaftlichen Ziele; beyde beabsichtigen, viele der schönsten Kunstdenkmäler, die bisher entweder nur wenig oder gar nicht bekannt waren, zur Anschauung zu bringen und ihr Verständniß zu vermitteln; beyde bedingen und vervollständigen sich gegenseitig, und bilden zusammen ein nothwendiges Ganzes.

Es kann hier weder der Ort oder unsere Aufgabe seyn, auf eine umständlichere Untersuchung des Verhältnisses einzugehen, in welchem die Medaillenkunde zur Geschichtswissenschaft überhaupt stehe, noch wollen wir auf ihre Wichtigkeit für diese und auf die Art und Weise, wie die Medaillen als Quelle für historische Forschung zu benützen und auszubeuten seyen, uns einlassen. Als gleichzeitige Geschichtsdenkmäler reihen sie sich allen denjenigen an, die ebenfalls als solche gelten; als Schöpfungen der Kunst und des Geschmackes aber stehen sie oben an, als solche bilden sie die vermittelnden Glieder zwischen Wissenschaft und Kunst; sie vereinen in sich die wissenschaftliche Evidenz mit dem Kunstideale, und haben von diesem doppelten Gesichtspunkte aus einen entschiedenen Vorzug vor anderen Geschichtsmonumenten, indem sie die Geschichte nicht bloß unterstützen, sondern indem sie sie auch beleben und vergegenwärtigen, und noch überdieß das sicherste Zeugniß geben über den Bildungszustand und die Culturstufe der Jahrhunderte, aus denen sie herstammen. Nicht immer sprechen sich die Medaillen über die Veranlassung, der sie ihre Entstehung verdanken, mit Bestimmtheit aus: sie dienen auch nicht immer, ein besonderes, geschichtliches Ereigniß im Andenken zu erhalten. Es gibt eine, und zwar nicht unbedeutende Klasse von solchen, die der Erinnerung einzelner Personen, selbst

ohne Rücksicht auf ein hervortretendes Verdienst, gewidmet sind. Sind auch die Beweggründe verschieden, die ihrer Entstehung zum Grunde liegen: ist es oft nur einfache Pietät, oder Eitelkeit, oder endlich vielleicht bloß der künstlerische Erwerb, dem wir so manche Monumente der letzteren Art zuschreiben müssen, so hören sie darum nicht auf, für den Forscher von Wichtigkeit zu seyn.

In diesem Falle hat aber die Erklärung solcher Denkmäler ihre besonderen Schwierigkeiten, die um so größer werden, je mehr jene in die Vergangenheit zurückgehen. Im Allgemeinen läßt sich eine zweyfache Richtung annehmen, die man bey Erklärung derselben zu verfolgen hat. Die eine hält sich zunächst an das Monument selbst und gibt dessen Merkmale an; ohne sich aber dabey auf die bloße Beschreibung, d. h. auf Umschrift und Vorstellung zu beschränken, muß sie, wo dieß möglich ist, das geschichtliche Moment erforschen und hervorheben, und den Zusammenhang mit Person und Zeit nachweisen. Die andere Richtung, die wir, zum Unterschiede von jener, der numismatischen, die geschichtliche nennen möchten, hat die Person, um die es sich hier handelt, in ihren für die Geschichte wichtigen Beziehungen zu erfassen, und ein Lebensbild, zu welchem die Medaille gewöhnlich nur ein einziges Moment liefert, zur Verdeutlichung des Ganzen von ihr zu entwerfen. Ist beydes gelungen, so hat man dann erst eine vollständige und klare Erkenntniß des vorliegenden Gegenstandes erlangt.

Bey der Verfolgung der einen oder der anderen Richtung geschieht es nicht selten, daß Schwierigkeiten entgegentreten, die man nicht beseitigen kann. Entweder ermangelt das Monument selbst der Bestimmtheit, oder es bezieht sich auf Vorfälle und Thatsachen eines untergeordneten Ranges, zu deren Beleuchtung keine Kunde mehr aus der Vergangenheit zu uns herüber reicht. Wo die Wissenschaft endet, fängt die Conjectur an. Es dürfte aber in vielen Fällen gerathener seyn, auf die geschichtliche Erklärung ganz zu verzichten, wo sie nicht auf überzeugende Beweise gestützt werden kann, als nach einer vorgefaßten Meinung Sinn und Bedeutung in das Monument hinzudemonstriren, wodurch die Lücke nur für den Augenblick verdeckt, nicht aber ausgefüllt wird, indem das Auge der Kritik nicht säumen wird, das Haltlose herauszufinden. So wird nun zwar die Wissenschaft nicht gefördert, aber sie wird dagegen auch nicht verwirrt, und dieß ist mitunter auch ein Gewinn. Ueberhaupt ist es, im Vorbeygehen gesagt, sehr zu beklagen, daß man vielleicht auf keinem wissenschaftlichen Gebiete mehr als auf dem der mittelalterlichen Münzkunde jene bey der historischen Forschung so noth-

wendige Nüchternheit und Selbstverläugnung so rücksichtslos aus dem Auge verloren hat. Fast bey jedem Schritte trifft man auf Conjecturen und Hypothesen in Menge und zu beliebiger Auswahl. Allein nicht diese an und für sich sind es, über die wir uns beklagen. Sie regen den Geist an, schärfen die Kritik, nöthigen zu weiterem Forschen und veranlassen nicht selten den glücklichen Fund des Wahren. Das Beklagenswerthe bey der Sache ist, daß Anmaßung und Gewinnsucht dieser Hypothesen sich bemächtigt, um unter ihrem Deckmantel leichtfertig geschaffene Seltenheiten zu verbergen, und diese mit dem Nimbus der numismatischen Weihe vortheilhaft an den Mann zu bringen. Da ist der kritische Heiland nöthig, der schonungslos mit geschwungener Geißel die gemeinen Krämerseelen aus dem Tempel der Wissenschaft hinaustreibe und die ehrwürdige Stätte vor ihnen verschlossen behalte.

Beyde oben angedeuteten Richtungen hat Hr. Bergmann auf das gewissenhafteste im Auge behalten. Voran steht die Beschreibung der Vorder- und der Rückseite mit möglichster Genauigkeit und auf eine den Gegenstand erschöpfende Weise. Hiebey werden nicht allein die Umschriften, die meistens in abgekürzter Schreibweise und in lateinischer Sprache abgefaßt, besonders dem Ungeübten weniger verständlich sind, nach ihrem vollständigen Wortlaute ergänzt und in deutscher Sprache wieder gegeben, sondern es werden auch die Vorstellungen bündig und vollständig und mit Berücksichtigung aller etwaigen noch vorhandenen Merkmale beschrieben, erläutert und, wo diese die Wapenkunde betreffen, mit den nöthigen heraldischen Erklärungen bereichert. Die Angaben über Größe, Gewicht, Metall fehlen nirgends, so wie auch die, ob und wo das Stück bereits bekannt gemacht und erläutert und aus welcher öffentlichen oder Privatsammlung es entnommen sey.

Unmittelbar an diese Beschreibung schließen sich die mehr oder weniger ausführlich gehaltenen Geschichtsnotizen, und verfolgen entweder einen selbstständigen Weg, auf welchem nach und nach das ganze Lebensbild dem Leser vor die Augen tritt, oder geben in speziellen Andeutungen die nöthigen Fingerzeige zur geschichtlichen Erklärung der Medaille.

Bey einem so weit aussehenden und umfassenden wissenschaftlichen Unternehmen war es vor Allem nothwendig, sich feste Gränzen abzustecken, um die Kraft innerhalb derselben zu concentriren und von der Masse des Stoffes nicht überwältigt und erdrückt zu werden. Daß Hr. B. sich das Vaterländische und vom numismatischen Materiale eben die Medaillen auf berühmte Oesterreicher wählte, lag an und für sich am nächsten, und ver-

dient gewiß die beyfällige Anerkennung der Vaterlandsfreunde, nicht bloß, weil durch solche Studien so manche örtliche und persönliche Einzelnheiten erforscht und aufgeklärt werden müssen, und der politischen Geschichte, die nach größeren Massen und von einem weiteren Gesichtskreise aus arbeitet, ein zur Benützung geeignetes Materiale vorbereitet, sondern auch, weil durch sie abermals der Beweis geliefert wird, wie überaus reich der Stoff für vaterländische Geschichtskunde nach allen Richtungen hin vorliegt, und wie lohnend sich die Forschung selbst auf einem so eng begränzten und scheinbar so wenig versprechenden Gebiete bewähren könne. Die meisten Resultate, die Hr. B. in den geschichtlichen Notizen vorlegt, sind die Frucht der mühsamsten und umsichtigsten Forschung, vermöge welcher er, nicht zufrieden, die in den gleichzeitigen Geschichtswerken zerstreut vorkommenden Daten zu einem Ueberblicke zusammengestellt zu haben, sondern selbst bis auf die ersten Quellen zurückgeht, Archive mit kundigem Blicke durchmustert und Nachrichten an Ort und Stelle entweder in eigener Person einzieht oder durch Sachkundige einziehen läßt. Auf diesem mühsamen Wege eines unverdrossenen Strebens nach einer geschichtlichen Orientirung, nach Licht und Wahrheit konnte es nur der ausdauernden Vorliebe, mit welcher Hr. Bergmann diesen Lieblingsgegenstand seiner Studien seit Jahren verfolgt hat, gelingen, über manche Persönlichkeiten, die man kaum dem Namen nach geschichtlich kannte, so viele zu einem Lebensbilde sich vereinigende Züge zusammenzubringen, so daß wir bey einzelnen, und zwar eben den minder bekannteren, mit vollem Rechte sagen können, der Gegenstand sey erschöpft, und in dem Mitgetheilten liege Alles vor, was sich in den Quellen darüber auffinden ließ. Und dieß ist nicht zu viel gesagt. Ein Vergleich mit dem, was z. B. ältere Forscher über dieselben Gegenstände aufzubringen im Stande waren, wird das Gesagte vollkommen bestätigen, und sich entschieden zu Gunsten unserer Behauptung herausstellen. Dabey darf nicht unberücksichtigt bleiben, daß Hr. B. durch die jedesmalige Medaille an einen gewissen geschichtlichen Stoff gebunden war, von dem er sich nicht entfernen, dessen er sich nicht überheben durfte, so mager und öde er oft auch aussehen mochte, was in einzelnen Fällen die Mühe und die Schwierigkeit gewiß nicht wenig vermehrt hat.

Diese biographischen Charakterzüge über Privatverhältnisse und öffentliches Leben der einzelnen Personen nennt Hr. Bergmann — bescheiden genug — biographisch-historische Notizen; das erstere, in sofern sie ausschließlich dem Individuum, das letztere, in sofern sie der Zeitgeschichte angehören und aus dem unmittelbaren Eingreifen desselben in die Ereignisse hervorgegan-

gen sind. Wir zweifeln nicht, daß es für das Bedürfniß vieler Leser zweckdienlicher gewesen wäre, diese einzelnen Züge zu einem vollständigen Lebensbilde zu verarbeiten, und statt der Notizen zusammenhängende und in sich abgeschlossene Biographien zu geben. Allein wir dürfen hiebey, billiger Weise, nicht außer Acht lassen, daß in den wenigsten Fällen das zu einer Biographie nöthige Materiale aufzufinden war, daß das innere, individuelle Leben unwiederbringlich im Strome der Zeit unterging, und das, was sich erhalten hat, nur Bruchstücke aus dem nach Außen gerichteten Leben sind. Daraus ergibt sich die Unmöglichkeit, mit solchen Hülfsmitteln das zu schaffen, was man von einer Biographie zu fordern berechtigt ist. Außerdem aber lag es ursprünglich nicht im Plane des Hrn. Verfassers, abgerundete Biographien zu geben, sondern vielmehr die Resultate seiner Quellenforschung mit den erforderlichen urkundlichen und kritischen Belegen in seinem Werke niederzulegen. Daher haben auch diese vereinzelten Charakterzüge ihren besonderen, geschichtlichen Werth, und wo sie durch Nachweisung des inneren, ursächlichen Zusammenhanges zu einer größeren Gruppe oder zu einem Ganzen zu vereinigen waren, ist es ohnehin nie unterblieben.

Ergibt sich aus dem bisher Gesagten der Umfang des Werkes, so müssen wir rücksichtlich der Anordnung bemerken, daß die einzelnen Biographien zwar in selbstständiger Begränzung und ohne ein das Ganze umschlingendes Band auf einander folgen, dabey aber doch, nebst der Zeitfolge, noch ein gewisses Gesetz sowohl der logischen als der historischen Verbindung erkennen lassen. Wo es entweder Verwandtschaftsverhältnisse oder ein zufälliges Zusammentreffen in derselben Lebenssphäre möglich machten, bemerken wir das Einzelne künstlich zu gemeinschaftlichen Gruppen zusammengestellt. So begegnen wir einer interessanten Reihe von Bischöfen von Trient, an welcher sich lange Zeit hindurch das Schicksal jenes reichen und stolzen Bisthums fortzieht; wir begegnen einer interessanten Folge von Männern aus altadelichen Geschlechtern, die tief auf die Ereignisse ihrer Zeit eingewirkt haben, wie die Madruzze, Freundsberge, Polheime, Gienger, Rogendorfer und Vels; endlich einer Reihe von Beamten und Besitzern böhmischer Bergwerke, an die sich eine sehr lehrreiche Uebersicht über die Entwicklung und den Flor des böhmischen Grubenbaues anknüpfen ließ. Von der anderen Seite boten sich bey einzelnen Biographien willkommene Bindungsmittel an, um wichtige Fragepunkte oder wissenschaftliche Untersuchungen aus der Zeitgeschichte anzureihen, und die Forschung mit dem Reize der Abwechslung auszustatten.

Da, wie früher erwähnt wurde, die Medaillen einen doppelten Gesichtspunkt der Betrachtung gestatten, den geschichtlichen und den künstlerischen, so müssen wir mit Bedauern gestehen, daß Hr. Bergmann den letzteren absichtlich von dem Kreise seiner Untersuchung ausgeschlossen hat. An und für sich ist dieser Theil der neueren Kunstgeschichte noch zu wenig kritisch und wissenschaftlich erforscht, und es ist kaum zu bezweifeln, daß diese Aufgabe sehr lohnend hätte seyn müssen. Mochte sich die Untersuchung bey einzelnen Medaillen auf Composition, Geschmack und technische Ausführung beschränkt, oder auf eine allgemeine, auf die mitgetheilten Medaillen gegründete Uebersicht über den Entwicklungsgang der Kunst ausgedehnt haben: jedenfalls wären von Hrn. Bergmann bey dessen vielseitiger Erfahrung, bey seinen ausgebreiteten Kenntnissen, bey seiner scharfen und gründlichen Auffassung, bey so vielen Hülfsmitteln, endlich bey der Selbstprüfung und Selbstanschauung, die nur bey einem so reichen Schatze, wie der des k. k. Münz-Cabinettes, möglich ist, die wichtigsten und interessantesten Aufschlüsse zu erwarten gewesen. Wir wollen hiemit nichts anderes aussprechen, als einen Wunsch für die gute Sache, und erklären uns mit dem Grundsatze ganz einverstanden, daß bey so speziellen Forschungen nur eine enge Begränzung und das »uni rei inhaerere« zum Ziele führe. Auch hat die Kritik nicht zu untersuchen, warum der Autor diese oder jene Gränzen sich gesetzt, sondern vielmehr, wie er seine Aufgabe innerhalb ihrer selbstgewählten Abgränzung gelöset habe.

Wenden wir uns endlich zu der Frage, welche Vorgänger Hr. Bergmann auf dem Gebiete der Literatur angetroffen habe, so müssen wir gestehen, daß es im Allgemeinen daran nicht gefehlt hat. Wir besitzen einige sehr schätzbare Arbeiten, theils Collectiv-Werke, in denen unter anderen auch Medaillen auf einzelne, berühmte Personen geschichtlich beleuchtet werden, wie in den größeren numismatischen Werken von Herrgott, Köhler, Imhof, Will, Van Loon, Mieris und anderen, theils Werke ausschließlich auf berühmte Personen, wie die von Mazzuchelli, Kundmann, Rudolphi u. a., jedoch so, daß die Tendenz bald eine allgemeine ist und keine Rücksicht auf Geschlecht, Stand und Vaterland nimmt, wie bey dem ersten, bald eine besondere und nur Personen einer gewissen Klasse, z. B. Schlesier, Aerzte, behandelt, wie bey den beyden letzteren. Allein auf dem Gebiete der vaterländischen Literatur und mit dieser speziellen Richtung ist vorliegendes Werk ohne Vorgang; es ist das erste, welches Metallmonumente, mitunter von so ausgezeichneter Geltung, aus ihrer bisherigen Verborgenheit hervorzieht, und durch geschichtliche Rückblicke die Stellung nachzuweisen sucht, den die auf

jenen verewigten Personen, in einer bald weiteren, bald engeren Lebenssphäre einst eingenommen haben. Wir müssen es deßhalb um so willkommener heißen, da es werthvolle Studien über vaterländische Zustände vergangener Jahrhunderte zur allgemeinen Kenntniß bringt und eine Lücke in unserer vaterländischen Medaillen-Literatur auszufüllen den Beruf hat.

Nach den bisherigen allgemeinen Bemerkungen wenden wir uns nunmehr zur Beleuchtung der einzelnen Bestandtheile, wobey wir um so kürzer seyn können, da wir uns über die hervorstechenden Charakterzüge des Buches mit dem Leser hinreichend verständigt zu haben glauben.

An der Spitze der mit diesem Bande vorliegenden funfzig Biographien, mit denen Hr. Bergmann die Hälfte seines vorgesetzten Weges glücklich zurückgelegt hat — die Zahl der Abbildungen steigt auf 68, indem über manche Personen mehrere aufgebracht wurden — steht Jakob Banissius, oder de Banissis (Banich), Rath und lateinischer Sekretär des Kaisers Maximilian I. und Dekan von Trient. Die vereinzelten Geschichtsnotizen über ihn, die leider so dürftig sind, daß sie lange noch kein vollständiges Lebensbild gewähren, sind aus Freher, Bembo und anderen genommen, und weisen ihm seine Stelle unter den bedeutendsten und einflußreichsten Männern seiner Zeit an. Neu ist die p. 5 mitgetheilte Grabinschrift, die von Freundeshand herrührt und gegenwärtig nicht mehr existirt. Die geschichtliche Bedeutung der hieher gehörigen prachtvollen Medaille ist schwer zu bestimmen, da sie selbst so wenige Anhaltspunkte der Forschung an die Hand gibt und der Muthmaßung ein freyes Feld übrig läßt. Sie ist ohne Jahreszahl, und das dem Titel des Kaisers Maximilian vorstehende »Divus« läßt erkennen, daß sie nach dem Tode desselben, also nach dem Jahre 1519 entstanden sey. Hr. Bergmann stellt die Vermuthung auf, daß »der unter des Kaisers rechtem Fuße liegende Löwe auf den Löwen Venedigs zu deuten« wäre, der sich vor dem nicht bedeutungslos am Kaiserthrone prangenden Doppeladler beugen mußte. Unterstützt wird diese Vermuthung durch den Titel Italicus, der den übrigen voransteht, und also auf ein spezielles Ereigniß von Italien hinzuweisen scheint. Allein ein genaueres Eingehen auf die künstlerische Anordnung und Darstellung scheint aus überwiegenden Gründen diese Annahme nicht zu begünstigen. Zuvörderst trägt der Löwe keineswegs die Attribute an sich, welche die feststehende heraldische Bildersprache jederzeit dem Löwen von Venedig als Kennzeichen beygegeben hat. Sodann nehmen jene beyden heraldischen Zeichen, als offenbares Schmuck- und Nebenwerk, einen zu untergeordneten Platz ein, als daß man sie für die Träger des

Hauptgedankens ansehen könnte. Endlich ist ja nicht der Kaiser als Hauptperson dargestellt, sondern Banich ist es, dessen Brustbild die Hauptseite der Medaille einnimmt; was doch als sehr unstatthaft erschiene, sollte irgend ein politisches Ereigniß aus dem thatenreichen Leben des mächtigen Kaisers hier festgehalten werden. Statt also in dieser Medaille eine Hindeutung auf die vom Kaiser gedemüthigte Inselrepublik zu erblicken, sind wir im Gegentheile der Meinung, daß sie sich auf etwas beziehen müsse, was den vorzugsweise in italienischen Geschäften verwendeten Sekretär persönlich angeht. Vielleicht also sein Dienstverhältniß zum Kaiser? Keineswegs; denn an und für sich war es nicht von dieser hohen, geschichtlichen Bedeutung, noch bedurfte es hiezu des ganzen künstlerischen Apparates. Ohne Zweifel mochte nicht allein Ehrfurcht, sondern auch Dankbarkeit den Banissius zu den Füßen des Kaisers geführt haben. Da nun derselbe mit seiner ganzen Familie im Jahre 1513 in den Adelstand erhoben wurde, und dieses Zeichen der kaiserlichen Gnade besonders für die Familie von großer Wichtigkeit seyn mußte: so ist es wohl keine gewagte Annahme, die Vorstellung der Medaille mit dieser persönlichen Auszeichnung in Verbindung zu bringen. Was ist dann jene Urkunde, die Banissius dem in ganzer Majestät dasitzenden Kaiser entgegenhält, anders als das ihm unter kaiserlichem Siegel ausgefertigte Adelsdiplom; was Ausdruck und Haltung des vor dem Kaiser Knieenden anders, als das Zeichen der tiefsten Verehrung und der innigsten Dankbarkeit? Dann kann auch der Löwe kein anderer als der Habsburgische seyn, auf den der Kaiser den Fuß setzt, nicht als ein Zeichen der Demüthigung, sondern als ein Zeichen der Vertrautheit, als etwas, das zum Hause, zur Familie gehört. Von dieser Seite betrachtet ist also die Medaille ein, wahrscheinlich von der Familie des Banissius, den Manen des Kaisers zu Ehren gesetztes Denkmal der Dankbarkeit und der Erinnerung für diese ehrenvolle Auszeichnung der Adelsverleihung, und es lassen alle Theile der Vorstellung, auf diesen Zweck bezogen, eine leichte und ungezwungene Auslegung zu.

Auf Banich folgt unter Nr. II Leonhard von Cles, Cardinal und Fürstbischof von Trient, unter K. Ferdinand I. geheimer Rathspräsident, oberster Kanzler und Statthalter der ober- und vorderösterreichischen Lande († 1539). Von diesem wahrhaft ausgezeichneten und hochverdienten Staatsmanne und Kirchenfürsten werden nicht weniger als fünf verschiedene Metallmonumente, theils Medaillen, theils Münzen, mitgetheilt, die sich, mit Ausnahme eines einzigen Stückes, das gegossen ist, eben sowohl durch Correctheit des Stämpelschnittes, als auch

durch Schönheit des Gepräges auszeichnen, und darin mit den salzburgischen aus der Zeit des Cardinals Matthäus Lang so auffallend übereinkommen, daß ihr Ursprung derselben Künstlerhand und derselben Münzstätte unbedenklich zugetheilt werden darf, worauf auch Hr. Bergmann hinzuweisen nicht unterlassen hat. Davon ist nur ein einziges Stück, und zwar Nr. 2. Taf. II unedirt gewesen, die anderen waren der Hauptsache nach bereits bekannt, und theils in Köhler, theils in Madai und Götz abgebildet oder beschrieben. Doch ist hier ihre Zusammenstellung nicht weniger verdienstlich, da sie in diesem Gesammtüberblicke noch nirgends vorgekommen waren. Was die Bedeutung des Wahlspruches und des Stabbündels anbelangt, der auf zweyen dieser Monumente vorkömmt, und worüber ehedem Köhler und neuerdings Graf Giovanelli divergirende Erklärungen gegeben haben: so müssen wir gestehen, daß wir unsererseits der Köhler'schen entschieden den Vorzug einräumen. Denn indem Graf Giovanelli in dem Wahlspruche: Omne regnum in se divisum desolabitur, in Verbindung mit jenen Stäben nichts weiter sieht, als eine Ermahnung an die fünf Brüder des Cardinals zur Eintracht und zum Zusammenhalten, scheint er, das Nächste übersehend, den Erklärungsgrund zu sehr in der Ferne gesucht, und nicht erwogen zu haben, daß eine solche Bedeutung dem Geiste und dem Zwecke öffentlicher Denkmäler durchaus widerspreche. Eine bloß für häusliche Verhältnisse, für die Glieder der Familie bestimmte Klugheitsregel würde auf öffentlichen Gebäuden, auf Medaillen und cursirenden Münzen nicht an geeigneter Stelle seyn, und eine für die Familie selbst wenig ehrenvolle Oeffentlichkeit erlangt haben. Wenn ferner die Brüderzahl durch die Zahl der Stäbe repräsentirt seyn soll, so müssen wir dagegen in Erinnerung bringen, daß die letztere als nicht constant und also zufällig sich herausstelle, und sonach jene Conjectur nicht unterstütze. Weit richtiger werden wir Sinn und Bedeutung jenes Sinnbildes auffassen, wenn wir in ihm den Grundsatz des Cardinals erblicken, den er sich als Richtschnur für sein öffentliches Wirken im Staate und in der Kirche vorgesetzt, und von dem er mitten unter den entgegengesetzten Richtungen der Zeit, in den politischen Verhältnissen durch den Bauernkrieg, in den kirchlichen durch die Reformation, sehr häufig Anwendung zu machen Gelegenheit hatte.

Der Hr. Verf. verfolgt das Leben des Cardinals nach dessen zwey Hauptrichtungen, stellt die Hauptmomente desselben nach den äußeren Erscheinungen der Zeitfolge nach zusammen, und verbreitet sich mit Wärme über die große und segensvolle Wirksamkeit desselben in seinem Kirchsprengel. Er erinnert daselbst

an seine umfassenden, alle Zweige der Organisation durchdringenden Einrichtungen, an seine Erwerbungen, Schöpfungen und Bauwerke, und vindicirt ihm in dieser Hinsicht mit vollem Rechte das große Verdienst, als der zweyte Gründer und Wiederhersteller des Hochstiftes in den Annalen desselben zu glänzen. Die ganze interessante, lebensvolle Uebersicht endet er mit den bedeutsamen und beherzigenswerthen Schlußworten (p. 13): »Die Grundsätze weiser Mäßigung und echter Politik treten selbst aus dem Parteykampfe siegreich hervor, erwerben sich allgemeine Achtung, und hätten die Factionshäupter den Rathschlägen solcher Männer wie Cles Gehör gegeben, die große Kluft wäre nie entstanden, die späterhin Meinungen, und Herzen und Staaten trennte.« Sein ruhmvolles Andenken wird noch dadurch erhöht, daß, wie es p. 191 heißt, K. Ferdinand, als könne keiner seiner Edlen nach Cles den Platz gleich würdig ausfüllen, die Kanzlerstelle fortan unbesetzt ließ.

Besondere Erwähnung und Anerkennung verdienen die genealogischen und geschichtlichen Forschungen des gelehrten Hrn. Verf.'s über das freyherrliche Geschlecht der Madruzze, aus dem er in den zunächst folgenden Nummern III—VIII (p. 13—39) mehrere Männer in Medaillen vorführt, die vermöge ihrer bedeutungsvollen Theilnahme an dem Entwicklungsgange der Zeit einen ehrenvollen Platz in der Geschichte des Vaterlandes sich gesichert haben. Als Einleitung geht eine lichtvolle Uebersicht über Abstammung, Vaterland und Verzweigung dieses berühmten Geschlechtes voraus, und der Ahnherr und erste Freyherr, Johann Gaudenz, findet hier seinen Platz, mehr zum Verständnisse des Folgenden und der Vollständigkeit wegen, als weil von ihm irgend ein Metallmonument zu Grunde zu legen gewesen wäre. Daraus ergibt sich, wie innig schon damals dieses Haus durch die wichtigsten Dienste an den Habsburgischen Fürstenstamm gekettet und mit den Geschicken des Landes Tirol verwachsen war. So war der Weg für die geistig fähigen und diensteifrigen Nachkommen bereits gebahnt, und die so überraschend schnelle Aufnahme des Hauses wird weniger befremden.

Vom Cardinal Christoph, Bischof von Trient, mit welchem die Reihe der Madruzze aus Denkmälern ihren Anfang nimmt, werden sieben verschiedene Medaillen — darunter keine Münze mehr — bekannt gemacht, von denen erst eine einzige, durch Mazzuchelli, publicirt war. Sie sind in Rücksicht auf Kunst und Geschmack von entschiedenem Werthe; die Mehrzahl verräth den italienischen Meister, und drey derselben (8, 9 u. 12) gehören ohne Zweifel zu den sinnreichsten und schönsten, die das damalige Vaterland der Kunst und das sechzehnte Jahrhundert

verherrlichen. Sehr treffend wird bey der Beschreibung von Nr. 12 der tiefere Sinn des allegorischen Verses hervorgehoben, und auf die damaligen Verhältnisse des Kirchenfürsten gedeutet. Die Notizen, an und für sich aphoristisch gehalten und scheinbar aus einer Kette nackter Thatsachen bestehend, eignen sich dessen ungeachtet vollkommen, dem Leser ein klares Bild über den Mann und über den Geist seiner Zeit vor Augen zu legen, und wer aufmerksamen Blickes dem tieferen Zusammenhange nachforscht, für den wird es an Anhaltspunkten für die Stellung der Parteyen und ihre verschiedenen Bestrebungen gewiß nicht fehlen; er wird, so sehr auch das Ganze objectiv behandelt ist, den Typus des Jahrhunderts mit allen guten und Schattenseiten, und zwar in den höheren Regionen des socialen Lebens getreu abgeprägt vorfinden. Als charakteristisch für Christoph Madruz mag vor Allem hervorgehoben werden, daß er, Katholik aus Glaubenseifer und aus Ueberzeugung, milderen Ansichten folgte, und sich eifrigst für die Verbreitung der heiligen Schrift in der Muttersprache unter dem Volke, so wie für Herstellung der Kirchenzucht, wiewohl erfolglos rücksichtlich des ersten Punktes, verwendet hat. Hatte ihm seine Stellung und Nähe zu den ersten Würdenträgern und die Lage der Umstände (z. B. das tridentinische Concilium) die Nothwendigkeit auferlegt, seine Würde mit einem ungewöhnlichen Aufwande zu repräsentiren: so war er von der anderen Seite nicht säumig, sich nach den ausgiebigsten Hülfsquellen umzusehen. Weil die Vereinigung zweyer oder mehrerer Kirchenpfründen in Einer Person gesetzlich untersagt war: so durfte er das Bisthum Brixen zwar nur administriren: allein im Grunde stand dieß dem wirklichen Besitze wenig nach, und der gesetzlichen Form war genügt. Ueberhaupt war er der Stern und die Krone seines Geschlechts, er war es, der dessen Namen verherrlichte, der jenen weit verbreiteten Ruhm gründete, der der Familie fast bis zu ihrem Erlöschen als ein kostbares Vermächtniß verblieb. Von ihm angefangen erblicken wir in ununterbrochener Folge durch mehr als ein Jahrhundert lauter Glieder seines Hauses beynahe im erblichen Besitze des Bisthums Trient. Mochte auch das Domkapitel sein Wahlrecht und seine Wahlfreyheit gegen diese so mächtig sie bedrohenden Dynasten ausdrücklich verwahren, gewöhnlich ließ es, sey es im Gefühle der Ehrfurcht oder der Dankbarkeit oder endlich durch ein schmiegsames Fügen in die Gewalt der Zeitumstände, ohne eine bedeutende Einsprache geschehen, daß der Neffe schon in früher Jugend zum Nachfolger des Oheims auf dem Bischofsstuhle designirt wurde. So war auf Cardinal Christoph sein Neffe Johann Ludwig († 1600) gefolgt; auf diesen, Carl Gaudenz und Carl

Emanuel, der erstere noch als Cardinal, die beyden letzteren aus dem piemontesischen Zweige dieses Hauses. Das Drückende, welches in diesem Nepotismus der Madruzze für das Kapitel ohne Zweifel lag, ward durch große und wesentliche Verdienste um Land und Volk sehr gemildert. Der helle und aufgeklärte Geist der geistlichen Beherrscher, Erfahrung, Welt- und Menschenkenntniß ließ bald einen glücklichen Mittelweg in der Regierung des Bisthums auffinden, und namentlich muß es von Carl Gaudenz als ein charakteristischer Zug hervorgehoben werden, daß er manche Form einer schroffen, die Menschlichkeit verletzenden Rechtspflege mildernd zur Seite schob, daß er die Tortur abschaffte und das Verbrennen der Hexen verbot, zu einer Zeit, wo ringsum noch eine an Barbarey gränzende Rechtspflege in Uebung stand. Zum Beweise, wie wahre Aufklärung wohlthätig auf Sittenbildung rückwirke, wird noch angeführt, daß eben derselbe auch die Academia degli accesi (p. 33) in's Leben rief.

Zur Vervollständigung der genealogischen Uebersicht mußten manche Glieder hier eine Erwähnung finden, trotz dem, daß es keine Metallmonumente von ihnen gibt. Auf gleiche Weise nimmt Hr. Bergmann Veranlassung, als er die schöne Medaille der Isabella von Challant (Nr. VI) beschreibt, auf die Stiftung der piemontesischen Nebenlinie überzugehen, und hier die nöthigen geographischen und genealogischen Daten zusammenzustellen, und sodann die Geschicke beyder Zweige neben einander bis zu ihrem völligen Erlöschen im sechzehnten Jahrhunderte zu verfolgen. Auch hat er eine in vielen Einzelnheiten aus der Engerd'schen Madrucias berichtigte Stammtafel über dieses ausgezeichnete tirol'sche Adelsgeschlecht beygegeben, die, wie fast jede Seite seines Buches, den Beweis liefert, mit welch sorgsamem Fleiße er jede für sein Vorhaben brauchbare Quelle durchforscht, wie tief und allseitig er in seinen Gegenstand eingedrungen und welche Umsicht er in der Berichtigung irriger Angaben angewendet habe. Und gerade, weil hier das Resultat mit der aufgebrauchten Zeit und Mühe oft in keinem Verhältnisse steht, weil die scheinbar geringfügige Richtigstellung einer Thatsache, eines Namens oder einer Zeitangabe nicht selten die Frucht der beharrlichsten Vorstudien und Vergleichung ist, muß es hier als ein unabweisbares Gebot der Billigkeit angesehen werden, das bescheidene Verdienst, das mehr nach Wahrheit strebt als nach literarischem Glanze, rühmend anzuerkennen und nach seinem vollen Gehalte zu würdigen.

Mehr des natürlichen Ueberganges, als der chronologischen Folge wegen schließt sich unmittelbar an die Madruzze der Fürstbischof von Trient, Peter Vigil, Graf von Thunn und Hohen-

stein (p. 39 — 42), dessen bereits aus mehreren früheren Werken bekannter Wahl-Jetton (Tab. IV. Nr. 18) abgebildet und im Texte beschrieben ist. Er war der letzte Bischof mit Landesherrlichkeit. Sein Leben ist nur nach den Hauptmomenten gezeichnet, bringt aber nichts desto weniger manches, was für die Geschichte des Hochstiftes selbst und für die Zeit und das Wesen der geistlichen Herrschaft von Wichtigkeit ist. Zu einer etwas ausführlicheren Besprechung kömmt am Schlusse (p. 42) noch insbesonders das uralte Münzrecht, dessen sich die Bischöfe als einer kaiserlichen Verleihung — und zwar muthmaßlich von K. Konrad II. (1028), geschichtlich von K. Friedrich I. (1182) — erfreut, das sie aber nur selten und mit großen Unterbrechungen ausgeübt haben, weßwegen auch keine zusammenhängende Münzreihe von ihnen möglich ist. Zu den von Herrn Bergmann angegebenen Gründen möchte noch der hinzuzufügen seyn, daß in Trient eine einheimische Münze um so weniger noth that, weil das Land wegen seiner Nähe mit dem münzreichen Tirol und Venedig für die Bedürfnisse des Lebens und des Verkehrs von daher hinlänglich mit Geld versorgt seyn mochte: wenigstens läßt sich aus dem Umstande, daß die Münzfunde in Südtirol vorzugsweise venetianisches Geld, und zwar aus dem vierzehnten, funfzehnten und sechzehnten Jahrhunderte, meist Gold und in bedeutender Menge, liefern, mit einiger Sicherheit der Schluß ziehen, daß vorzüglich venetianisches Geld in großen Massen im Lande mußte im Umlaufe gewesen seyn. Aber nicht bloß durch Verleihung des Münzrechtes sollten die Bischöfe von Trient dem deutschen Interesse näher gebracht werden: es wird p. 42 sehr richtig als eine vorzüglich staatskluge Maßregel der deutschen Kaiser bezeichnet, daß sie die mit Landeshoheit ausgestatteten Kirchenfürsten zum deutschen Reichskörper herübergezogen haben, um sie als Wächter der Lombardey aufzustellen und durch ihr Land den Schlüssel zu Italien sich zu bewahren.

Von Nr. X bis einschließig XV kommen Männer aus verschiedenen Häusern und verschiedenen Standes zur Sprache, die größtentheils dem bürgerlichen Leben angehört haben. Es sind dieß: Leopold Heyberger († 1557), Hoffammerdiener K. Ferdinand I., dann Hofzahlmeister, Schatzmeister und Burggraf zu Wien, einer der ersten, der eine Münz- und Antiquitäten-Sammlung anlegte, welche Lazius eingerichtet und in Ordnung gebracht zu haben von sich rühmte; von ihm finden sich zwey bisher noch unedirt gewesene Medaillen mitgetheilt und erläutert. Ferner Ladislaus von Edlasperg, kaiserl. und königl. Rath und Hansgraf in Oesterreich, einer der angesehensten und begütertsten Bürger in Wien, dessen Geschlecht aber

schon zu Ende des sechzehnten Jahrhunderts erlosch. Die hieher gehörigen Daten sind, dem größten Theile nach, den magistratischen Urkunden entnommen, und dürften so ziemlich Alles seyn, was sich über die genannte Familie noch aufbringen ließ. Ueber den Geschäftskreis der Hansgrafen finden sich p. 46 (Anmerkung) die wichtigsten Stellen. Die schöne Medaille auf Edlasperg gehört ebenfalls unter die unedirten. Sodann der als Dichter, als Gelehrter und Redner merkwürdige Galeottus Martius, Bibliothekar des ungrischen Königs Matthias Corvinus († 1490) (p. 49 — 54); der sich durch seine vielseitige Bücherkenntniß und durch seinen unermüdeten Eifer wesentliche Verdienste um die von dem Könige gestiftete Bibliothek, die sogenannte Corvina, erwarb, dafür aber auch Vorwürfe über Gewaltthat auf sich lud und laute Klagen wegen Plünderung auf vielen Seiten hervorrief. Von ihm werden zwey Medaillen mitgetheilt, die eine noch unedirt, die andere durch Mazzuchelli bekannt. Da auf jener sein Haupt mit einem Lorbeerkranze geschmückt erscheint, und damit in der Umschrift der Vorderseite das Ehrenwort »Poeta« zusammenhängt: so war die Frage, wodurch diese Auszeichnung, die er nicht als Lehrer der Dichtkunst, sondern als productiver Dichter verdient haben konnte, gerechtfertigt wird. Er hatte zwar den Ruf eines vielseitig gelehrten Mannes, genoß aber als Schriftsteller überhaupt keines besonderen Ansehens — wie er sich denn auch von der abergläubischen Richtung der Zeit mit fortreißen ließ und astrologischen Träumereyen ergeben war — und sein angeblicher Dichterruhm war schon in den nächsten Jahrhunderten verschollen. Dagegen wird (p. 54) aus Tiraboschi eines lateinischen noch unedirten Gedichtes auf die Stella dell' Assassino (Assisino), einer Tolomei aus Siena, erwähnt, das ihn zum Verfasser hat, und wenigstens zur Erklärung des Dichterkranzes dienen mag. Im Ganzen führte Galeottus ein unstätes, abenteuerliches Leben, und als wollte die Natur seinen Wahlspruch (Superata tellus sidera donat) mit einer besonderen Ironie begleiten, so gab sie ihm zu seinem Streben nach Aufwärts eine solche Masse Fettes, daß er zuletzt in seinem eigenen Schmeere erstickte.

Eine merkwürdige und seltene Erscheinung war Thomas Bakács von Erdöd (Nr. XIII. p. 55 — 60). Von der niedrigsten Herkunft, in der dürftigen Hütte eines kaum dem Namen nach bekannten ungrischen Marktes geboren, schwang er sich durch Geist, Tüchtigkeit und glückliche Umstände zu den höchsten Kirchenwürden empor, und wenig fehlte, so hätte er selbst den päpstlichen Stuhl bestiegen. Einmal vom K. Matthias Corvinus hervorgehoben und für das Geschäftsleben gebildet, stieg er rasch

von Stufe zu Stufe, gewann einen immer größeren Einfluß auf Personen und Ereignisse, und sah sich zuletzt am Ende seiner Laufbahn, als Erzbischof von Gran, als Primas und Kanzler von Ungern, als Cardinal und Patriarch von Constantinopel, mit den gewinnreichsten Früchten für sein thätiges Leben belohnt. Er liebte fürstliche Pracht und machte oft einen Aufwand, der selbst durch seine hohe Stellung nicht gerechtfertigt schien: gleichwohl aber waren seine Schätze eben so gut den höheren Zwecken der Kirche und des Vaterlandes geöffnet. Keine Spende war ihm zu groß, wenn es galt, die Sache zu fördern, die er als die gute erkannte; er hatte selbst eine ansehnliche Heeresmacht gegen den Erbfeind auf eigene Kosten unterhalten. So vielem Glanze sollte indeß auch die Schattenseite nicht fehlen. Er brannte vor Eifer, die Ehre des Kreuzes an dem Halbmond zu rächen. Unbedachtsam gab er die Waffen des Kreuzes dem Landvolke, das in wilder, leidenschaftlicher Aufregung sich gegen das eigene Vaterland kehrte, und unter seinem Anführer, dem berüchtigten Georg Dosa, die schauderhaftesten Gräuelthaten verübte. Die rohe, entfesselte Gewalt der Kuruczen ward zwar bald gebrochen und gebändigt: allein die Folgen überdauerten den furchtbaren Nachhall des Namens, und man muß es als eine Verirrung des Schicksals halten, daß es, durch einen beklagenswerthen Fehlgriff, den Ursprung jenes Ereignisses sammt allen den nächsten und entfernten Folgen mit einem so erlauchten Namen verhängnißvoll in Verbindung brachte. Die Medaille auf Bakács, sehr sinnreich in der Komposition und von sicherer, kräftiger Ausführung, gehört zu den größten numismatischen Seltenheiten, und ist mit diesem, zur Idee des Ganzen unbezweifelt richtigerem Beywerke zum ersten Male publicirt, in so ferne die bey Szechenyi aufgenommene auffallende Kriterien der Unechtheit an sich hat, und gegen das harmonische Verhältniß der Einzeltheile zum Ganzen auf eine in die Augen springende Weise verstößt, worauf Hr. Bergmann ganz richtig hingewiesen hat (vgl. p. 55).

Alle Beachtung verdient die Medaille (Tab. V. Nr. 23) sowohl an und für sich, als auch, weil sie das Andenken eines verdienten Mannes, des Michael Ott von Aechtertingen (Nr. XIV) verewigt, dessen Blüthe in den Anfang des sechzehnten Jahrhunderts fällt. Ihm geben die Zeitgenossen das Lob eines der einsichtsvollsten Feldhauptleute, dessen Verdienst nicht allein in einer seltenen strategischen Kenntniß und Gewandtheit bestand, sondern auch durch seine organische Verbesserung des Geschützwesens sich kund gab. Er bekleidete die höchsten militärischen Würden, er war unter K. Maximilian I. oberster Feldzeugmeister, er machte den Feldzug mit gegen Franz von Sickin-

gen und gegen die aufrührerischen Bauern an der oberen Donau, und war (nach p. 155) während der Belagerung als **Kriegsrath** in Wien im J. 1529. Gleichwohl wissen wir von seinen Familien- und Lebensverhältnissen so viel wie nichts, und überhaupt scheint ihm die Geschichte die verdiente Würdigung versagt zu haben. Sollte die Ursache vielleicht darin liegen, daß er, wahrscheinlich auswärtigen Ursprunges, allein dastand, ohne den Ruhm eines Geschlechtes oder den ererbten Glanz eines Namens, daß er, ohne Familienverbindung, keinen Erben seines Ruhmes hinterlassen hat. Wäre nicht sein Andenken längst untergegangen, wenn nicht der Zufall, dießmal gerechter als die Geschichte, durch jenes schöne Monument ihn vor gänzlicher Vergessenheit bewahrt hätte. Unser Hr. Verf. hat mit möglichster Sorgfalt die wenigen geschichtlichen Spuren dieses Mannes verfolgt, und, was sich einzeln und zerstreut in älteren und neueren Werken über ihn erhalten hat, zu einem Ueberblicke zusammengestellt, und für künftige Forschung einen geschichtlichen Boden gewonnen. Aber selbst auch auf die Medaille erstreckt sich der eigenthümliche Unstern unsers Ott von Aechtertingen. Sie gibt viele Anhaltspunkte, aber sie gibt sie nicht so genau und verläßlich, wie man wünschen möchte. Wir sehen sein Brustbild, erfahren seinen geschichtlichen Charakter, lernen sein Wapen und seinen durch Symbole sinnreich bezeichneten Wahlspruch kennen: aber sie gibt über die Zeit keine sichere Gewähr. Und doch enthält sie eine zweyfache Zeitangabe, das Jahr der Verfertigung und das Altersjahr. Allein jenes ist entschieden unrichtig, wie Hr. Bergmann treffend nachgewiesen hat. Denn das Jahr MD-XII paßt nicht zu der Umschrift der Vorderseite, auf welcher K. Maximilian mit dem Beysatze divus genannt wird. Deßhalb glaubte sich Hr. Bergmann berechtigt, das Zahlzeichen X, für welches ohnehin ein leer gelassener Raum vorhanden ist, im zweyten Theile der Jahreszahl einzuschalten, und sonach, wenn Ott im Jahre 1522 in einem Alter von 43 Jahren war, sein Geburtsjahr auf 1479 zu setzen. Wie aber, wenn der Künstler, der überhaupt gewandter in der Kunst, als mit der Sprach- und Schreibekunde vertraut gewesen zu seyn scheint — so hat er buchstäblich PREFEGIVS statt PRAEFECTVS geschrieben — in **beyden** Zeitangaben einen Irrthum begangen hätte; wie, wenn er das für die Jahrzahl bestimmte Zahlzeichen X zur Altersangabe, die gerade unter jener befindlich ist, durch ein Versehen gezogen hätte, und wenn jene zwar richtig MDXXII, diese aber LIII (statt XLIII) heißen müßte, womit auch das etwas ältere Aussehen des Portrates — zwar nicht immer ein sicheres Kriterium auf Medaillen — mehr übereinstimmen würde. Dann wäre sein Geburtsjahr

auf 1469 zu verlegen. Nun ist zwar die ganze kritische Frage an und für sich von keinem großen Belange, aber sie zeigt, daß wir den Zeitangaben der Medaille kein besonderes Vertrauen schenken können, und daß wir nicht einmal das Geburtsjahr mit völliger Evidenz zu bestimmen im Stande sind. Die Erklärung des Wahlspruches ist scharf und sinnig aufgefaßt, sie ist so ganz für ein Soldatenleben passend, daß wir ihr vor jeder anderen Auslegungsweise unbedingt den Vorzug zuerkennen.

Was bey Ott von Aechtertingen fehlte, das tritt bey den folgenden Männern, die sich um den glänzenden Namen der Freundsberge schaaren, um so bemerkbarer hervor; für manchen von ihnen ist er ein Freybrief der Unsterblichkeit geworden. Indem Hr. Bergmann diejenigen Freundsberge, von denen er Monumente hatte aufbringen können, zu einem Gesammtbilde vereinigte (XV — XIX), zeigt sich sein Unternehmen um so dankenswerther, da auch die Kunst zur Verherrlichung dieses Geschlechtes so wesentlich beygetragen hat. In der That läßt sich kaum etwas Schöneres oder Vollendeteres denken, als die Medaillen auf Kaspar, auf dessen Gemahlin, Margaretha von Firmian, und auf Balthasar. Mit Wohlgefallen verweilt das Auge an den frischen und lebensvollen Formen, in denen sich Zartheit und Kraft, Anmuth und Charakter in dem schönsten Verhältnisse ausspricht. Die Behandlung ist natürlich, einfach, nüchtern, keine Spur von dem ängstlich gesuchten und gezierten Wesen der späteren Zeit, der Kunstgeschmack rein und edel, überall Harmonie und der schönste Einklang, so daß wir diese Denkmäler unbedenklich unter die vollendetsten der neueren Zeit zählen. Fragen wir nach dem Namen des ausgezeichneten Künstlers, der sie geschaffen hat, so finden wir ihn hinter dem Geheimnisse der Chiffre FH verborgen, unter dem er bisher dem Forscher, nach den wenigen Anhaltspunkten, schwer zu errathen war. Wie Hr. B. die dießfälligen Vermuthungen Stetten's und Bolzenthal's zur Gewißheit zu erheben und für den Namen den Mann außer Zweifel zu setzen wußte, darauf werden wir später zu sprechen kommen.

In einer kurzen Einleitung (p. 63) wird das Nöthigste über den ältesten Stammsitz der Familie Freundsberg vorgetragen, und dabey nachgewiesen, daß die Freundsberge seit den frühesten Zeiten im unteren Innthale Tirols einheimisch, und mächtige Dienstmannen der alten Grafen vnn Andechs und der Herzoge von Meran und Erbtruchsessen des Hochstifts von Freysing waren. Sie hatten daselbst einen ansehnlichen Landbesitz, worin im Verlaufe der Zeit zwar manche Aenderung eintrat, der aber immer der Art blieb, daß sie nie aufhörten, unter den mächtigsten in Tirol zu glänzen.

Die Reihe eröffnet Georg von Freundsberg, ein Mann voll echten deutschen Rittersinnes, besonnen, klug, tapfer, beredt und menschenfreundlich, der Führer und Vater seiner Landsknechte, der unter den ersten Männern seiner Zeit geglänzt und an dem vielbewegten Leben zweyer Kaiser, von Max I. und Karl V., einen thätigen und ruhmwürdigen Antheil genommen hat. Wir finden das Lebensbild dieses ausgezeichneten Tirolers, zu dem ein überreiches Materiale vorlag, kurz und entsprechend gezeichnet, und neben den Glanzpunkten seines Feldherrntalentes auch die edleren Züge einer Charaktergröße, die ihm vor vielen Anderen seiner Zeit vorzugsweise eigen war, in ihr gebührendes Licht gestellt; wir sehen, wie Georg eben so gut das Schwert zu führen, als die nach Umständen noch wirksamere Waffe der besonnenen und eindringlichen Redekraft zu gebrauchen verstand, wie er, im schroffen Gegensatze zu anderen Kriegsobersten seiner Zeit, namentlich bey der Bekämpfung des aufgestandenen Bauernvolkes, durch den überwältigenden Einfluß seiner Beredsamkeit und sein väterliches Wohlwollen, fast ohne Blutvergießen die Ruhe herstellte und dem Gesetze die schuldige Anerkennung verschaffte; ein Sieg, der es verdient, den glorreichsten an die Seite gesetzt zu werden. Wir können hier um so weniger auf das Detail der einzelnen Kriegsfahrten und Heereszüge eingehen, da wir uns auf die Hervorhebung der Hauptsachen beschränken müssen, und die Menge und Reichhaltigkeit geschichtlicher Fragepunkte, wie sie das Werk bespricht und gründlich erörtert, unsere Aufmerksamkeit vorzugsweise in Anspruch nimmt.

Indem wir uns zu Kaspar, dem Sohne Georgs, wenden, gewahren wir zwey prachtvolle, aus dem Münzschatze des k. Museums zu München mitgetheilte Medaillen, deren Vorderseite das meisterhaft gearbeitete Brustbild, deren Rückseiten theils treffende Sinnsprüche, theils geschichtliche Daten aus dessen Leben enthalten. Die nachfolgende Lebensskizze beschränkt sich auf das Vorzüglichste, was er als oberster Feldhauptmann des deutschen Fußvolkes in des Kaisers italienischen und türkischen Heereszügen vollbracht, und was er als Erbe der von seinem Vater sehr verschuldet hinterlassenen Herrschaften in Tirol durch kluge Wirthschaft und strenge Sparsamkeit gethan hat. Leider hatten die Mühen eines unstäten Kriegslebens seine Kraft in früher Jugend gebrochen, und er starb in der schönsten Blüthe seiner Jahre, kaum 36 Jahre alt, dahin.

Die nächsten der Reihe nach sind die schon oben erwähnten Medaillen auf Margaretha von Firmian, des vorigen Gemahlin, und auf ihren Schwager Balthasar. Bey jener betreffen die geschichtlichen Nachweisungen fast ausschließlich nur genealogische

Notizen, und konnten auch kaum etwas Anderes bringen, da das Leben der deutschen Hausfrauen mit dem stillen, häuslichen Wirken abgeschlossen war, und also mehr der Familie als der Geschichte angehörte; bey diesem besteht die ganze möglich gewesene Ausbeute in einer genealogischen Berichtigung, indem aus einer bey Reißner gedruckten Grabschrift der Beweis hergestellt wird, daß nicht Balthasar, wie bisher die Genealogen irrthümlich angenommen haben, sondern Melchior, der 20 Jahre alt (1528) in Rom starb, der jüngste Sohn des anfangs genannten Georgs gewesen ist. Beyde Medaillen sind hier zum ersten Male publicirt, indem die von Köhler (XVI. 209) bekannt gemachte ohne Zweifel eine andere, wenn auch das Werk desselben Meisters ist. Wenn übrigens Hr. Bergmann in dem Kleinode, das Balthasar an schwerer Goldkette um die Brust trägt, die Form der Chiffre T zu erblicken glaubte: so dürfte diese Annahme weniger durch die Zeichnung, vielleicht durch das Original, das wir nicht einsehen konnten, unterstützt werden.

Vom Freyherrn Georg dem Jüngeren, mit welchem der Stamm nach kurzer Dauer, aber nach einem glänzenden Daseyn, 1586 erlosch, kömmt eine einseitige Bleymedaille aus dem k. Münchner Museum vor, zu der die Rückseite aus Van Loon, der dieselbe Vorderseite nur mit einer anderen Jahreszahl gibt, angeführt, und aus dem kurzen, nicht eben glücklichen Kriegsleben dieses Mannes erklärt wird. Als schätzenswerthe Beygaben finden sich die p 299 nachgetragene Grabschrift Georg's II. zu Mindelheim mit der bisher wenig bekannten Angabe seines Todestages; ferner eine Stammtafel der vier letzten Generationen der Freundsberge (p. 77) mit wichtigen Bereicherungen und Berichtigungen, und geschichtliche Nachweisungen (p. 82) über die Schicksale der Freundsberg'schen Güter in Tirol, und namentlich über den wechselvollen Besitz der Herrschaft Mindelheim.

Vereinzelt steht (Nr. XX) Arnold von Bruck da, darum nicht weniger nennenswerth, indem er eines wohlbegründeten Rufes zu seiner Zeit genoß, und noch jetzt für die Kunstgeschichte des sechzehnten Jahrhunderts von Wichtigkeit ist. Er war Tonsetzer, Kapellmeister und Rector der Hofkapellensänger unter K. Ferdinand I., und starb 1536. Die auf ihn bezügliche Medaille gehört gleichfalls der zahlreichen Klasse derjenigen an, um deren erste Bekanntmachung sich Hr. Bergmann ein Verdienst erworben hat. Die geschichtlichen Nachrichten sind kurz, genügen aber für den Zweck. Insbesonders verdient erwähnt zu werden, daß sich p. 84 die musikalischen Compositionen, die von ihm herrühren, zusammengestellt finden. Dabey fällt es auf, daß Arnold von Bruck seine Kunst und dichterische Begeisterung

auch Luthers Kirchengesängen weihte, was zum Beweise dienen mag, daß die Kunst, weniger parteynehmend als die Wissenschaft, des Schönen und Erhebenden sich bemächtigt, ohne nach dem Boden zu fragen, dem es entsprossen ist.

Das dritte Zehent (von XXI — XXX) umfaßt eine Gallerie von Personen, welche, meistens Böhmen von Geburt, um den Bergbau oder um das Finanzwesen sich verdient gemacht, oder in verschiedenen gelehrten und bürgerlichen Sphären gewirkt hatten, und welche in dem Andenken der Nachwelt, gleich so vielen tausend Anderen ihres Standpunktes, längst verschollen wären, wenn nicht eben jene Denkmäler ihr Bild, und mit dem Bilde ihre Erinnerung uns gegenwärtig hielten. An der Spitze steht Wenzel Beyer oder Bayer aus Elbogen, Brunnenarzt zu Karlsbad und erster Schriftsteller über die dortigen Thermen († 1526). Die beyden hieher gehörigen Medaillen (Tab. VIII. 31 und 32) empfehlen sich durch ihre sinnreiche Beziehung theils zu Beyer, theils zu Karlsbad, dürften aber weniger von Seite der Erfindung, des Geschmacks und der Ausführung musterhaft zu nennen seyn. Aus dem Leben dieses Mannes werden nun die nothwendigsten Züge mitgetheilt, für weitere Belehrung auf das Werk des Dr. Carro verwiesen, einige irrige Angaben desselben aber findet man hier richtig gestellt. Daß beyde Medaillen sogenannte Sterbemedaillen und vielleicht eine Widmung der Grafen von Schlick sind, ist nicht unwahrscheinlich; zu Gunsten des ersteren sprechen sich beyde Stücke, man mag ihre Legenden oder ihre Vorstellungen auf der Rückseite im Auge haben, ziemlich unzweydeutig aus: die letztere Annahme wird durch die auf der S. 88 vorgebrachten Gründe annehmbar, obgleich die Medaillen selbst darüber völlig schweigen. Noch müssen wir erinnern, daß unter der nächst der Jahreszahl auf Nr. 31 befindlichen Chiffre der Name des unbekannten Künstlers verborgen seyn könnte; ferner daß die Verdeutschung der auf derselben Rückseite vorkommenden Inschrift etwa dahin zu berichtigen wäre, daß man das »non« nicht zu »tarde« — wobey der logische Gegensatz zwischen tarde und Clare verloren ginge — sondern auf optandum beziehe, wodurch sich der Sinn ergeben würde, es sey nicht zu wünschen, daß man spät, sondern daß man rühmlich sterbe, nicht also auf die Dauer, sondern auf den Inhalt des Lebens und auf die vollbrachten Thaten komme es vorzüglich an; was von einem Manne, der in dem schönsten Mannesalter von 38 Jahren, und wie zu vermuthen, ein Opfer seines wissenschaftlichen Eifers fiel, mit vollem Rechte gesagt werden konnte.

Der folgende, sehr schöne und noch unedirt gewesene Medaillon (Tab. VIII. Nr. 33) auf Wilhelm Herrn von Rie-

senberg und Swihau (p. 89 — 97) gibt dem Hrn. Verf. Veranlassung, über die ganze, in den Annalen Böhmens so denkwürdige und gleich dem gräflichen Hause Czernin mit dem Königsgeschlechte der Przemysliden verwandte Familie der Swihowsky sich zu verbreiten. Dieser interessanten Zusammenstellung, welche die verdientesten Glieder des Hauses speziell aufführt und ihre Thaten und Verdienste würdigt, ist eine genealogische Tabelle von Puta IV. von Riesenberg bis gegen das Erlöschen der Familie im achtzehnten Jahrhunderte beygegeben; auch verdient bemerkt zu werden, daß viele der hier mitgetheilten Nachrichten durch höhere Vermittlung dem reichen Urkunden- und Actenschatze des Prager k. k. Landrechtes entnommen sind, wodurch die Ausfüllung mancher Lücke und die Vervollständigung des Ganzen möglich geworden ist.

Nicht weniger als vier Medaillen, von diesen eine einzige erst bekannt, sind es, die über Georg von Loxan oder Logschau (Nr. XXIII. p. 97 — 101) vorgelegt werden. Dieser ursprünglich schlesische, später auch in Böhmen begüterte und daselbst ansäßig gewordene Edelmann war des K. Ferdinand I. deutscher Vicekanzler, befand sich, noch als Sekretär, bey der k. Gesandtschaft unter dem berühmten Sigmund Freyherrn von Herberstein, am Hofe des Königs Sigismund I. von Polen, und nahm, nach zuverläßigen Nachrichten, einen werkthätigen Antheil an den böhmischen Bergbau. Die früher genannten Medaillen zeichnen sich weniger durch Reinheit des Schnittes und durch Kunstadel, als vielmehr durch sinnreiche Beziehungen und durch moralische Wahrheiten aus. Es ist zwar nicht zu läugnen, daß Medaillen in solchen Fällen, wo sie nicht dem anerkannten Verdienste oder dem wohlbegründeten Ruhme gewidmet waren, keine unverdächtigen Geschichtsdenkmäler abgeben, und nur mit großer Vorsicht zu Führern genommen werden dürfen. Wo sie hingegen, wie in dem vorliegenden Falle, als ein treues Abbild der urkundlichen Geschichte und in vollkommener Uebereinstimmung mit dieser befunden werden, da sind sie als Geschichtsquellen um so brauchbarer und willkommener, je mehr gerade sie geeignet sind, das Verständniß der Zeit und der Person, die sie vorstellen, zu vermitteln und wesentlich zu erleichtern. Rücksichtlich des Reverses der Medaille Nr. 36. Tab. IX glauben wir eine etwas verschiedene Erklärung der Vorstellung in Antrag bringen zu müssen, da die p. 98 gegebene den Zusammenhang zwischen dieser und der Umschrift zu wenig erkennen läßt. Eine genaue Vergleichung des Originals mit der Zeichnung führte zur Ueberzeugung, daß diese das Urbild mit vollkommener Treue wieder gebe. Sonach bemerken wir denn, daß der Künstler nicht

Pferde schlechtweg, sondern daß er Flügelpferde vorstellte; ferner, daß sich diese nicht auf dem Schiffe, sondern neben dem Schiffe im Wasser befinden; endlich, daß sie von einem Genius, der allein das Schiffchen zwischen jenen inne hat, gewaltsam am Zügel fortgezogen und mit hoch geschwungener Geißel bedroht werden. Daraus ergibt sich nun ohne Schwierigkeit der Zusammenhang mit der Umschrift: »Recto tramite tucius itur.« wofern man recto nicht mit gerade, sondern, wie auch Hr. Bergmann gethan, mit recht erklärt, und der Sinn wäre etwa folgender: Bewege dich auf jener Bahn, für welche du geschaffen bist, oder für welche du dich geeignet hast: das Eindringen auf ein anderes Element ist mit Nachtheil und Gefahr verbunden. Ob dieser Sinn auf irgend ein Ereigniß aus Loxan's Leben zu beziehen sey, oder ob er überhaupt nur eine Klugheitsregel, eine moralische Wahrheit ausdrücken solle, müssen wir, so lange für das erstere die geschichtlichen Belege nicht ermittelt sind, dahin beantworten, daß das letztere gemeint sey, um so mehr, da auch die übrigen drey Medaillen bloß allgemeine moralische Sätze, Lebens- und Klugheitsregeln zu versinnlichen die Bestimmung haben. Als eine auffallende Eigenthümlichkeit muß noch auf der Medaille Nr. 35 das ungewöhnliche Costüm des antiken Paludamentums und eines beflügelten Helmes als Kopfbedeckung bemerkt werden, ähnlich jenem Helme, den man auf römischen Denaren zu sehen gewohnt ist. Falls man dieß nicht für eine Künstlerlaune wollte gelten lassen, wäre es schwer, ohne gewagte oder weit hergeholte Analogien die besondere Bedeutung zu enträthseln.

Unmittelbar an Georg von Loxan schließt sich (Nr. XXIV) Katharina von Loxan, geborne Adlerin, an. Daß sie Georgs Gemahlin gewesen, geht keineswegs aus der Medaille (Tab. IX. Nr. 37) hervor: aber daß sie es ohne Zweifel war, wird aus einem im Prager Museum aufbewahrten Porträtmedaillon auf dieselbe Katharina siegreich bewiesen. Umständlich geht der Hr. Verf., mit Beziehung auf viele ganz neue Einzelheiten, auf ihr Verhältniß zu der berühmten Philippine Welser, ihrer Nichte, ein, und läßt seinen Leser aus mehreren einzelnen Fällen entnehmen (p. 102 sq), mit welcher unverbrüchlichen Treue und Anhänglichkeit sie dieser in den verschiedenen und verwickelten Lagen des Lebens, anfangs als Freundin, später am Hofe zu Innsbruck als Oberſthofmeisterin bis an deren Lebensende ergeben gewesen war, so zwar, daß sie ihr, wenige Tage nach ihrem Tode, aus Gram ins Grab nachfolgte. Wenn die vorliegende Medaille zu ihrer Vermählungsfeyer verfertigt wurde, was rücksichtlich ihrer Altersangabe und der Jahreszahl keines-

wegs unstatthaft erscheint, so hatte sie sich, mittelst Combination der gegebenen Zeitdaten, im J. 1535 in einem Alter von neunzehn Jahren mit Georg von Loran vermählt, ward nach einem etwa sechzehnjährigen Ehestande im J. 1551 Witwe und starb 1580 nach einem beynahe dreyßigjährigen Witwenstande in einem Alter von 64 Jahren.

Sehr schätzbare Resultate einer gründlichen und vielseitigen Forschung finden sich (Nr. XXV und XXVI) bey Christoph von Gendorf († 1563) und Florian von Griespeck († 1589) niedergelegt. Indem die Wirksamkeit beyder Männer so tief in den damaligen Bergbau eingreift, nimmt auch die geschichtliche Untersuchung einen höheren Standpunkt ein, und es werden einzelne Zweige des gleichzeitigen böhmischen Grubenbaues mit treffenden Bemerkungen beleuchtet. So wird bey Gendorf nicht bloß dessen Thätigkeit als Privatmann nach verschiedenen Richtungen hin geschildert — worunter das merkwürdigste die Verleihung der Stadtrechte an Hohenelbe p. 109 — sondern vorzüglich dessen ämtliche Stellung, als die eines obersten Berghauptmannes in Böhmen, in's Auge gefaßt und dargethan, wie diese bey den entgegengesetzten Interessen, die sich durchkreuzten und dennoch in Einklang zu bringen waren, mit so mancherley Schwierigkeiten verknüpft war. Gleichwohl hat er das Verdienst, zum schnellen Aufblühen der königlichen Bergwerke vieles beygetragen zu haben. Zugleich entwickelte er auf seinen ausgedehnten Besitzungen eine solche Umsicht und Thätigkeit, und auch da vorzüglich im Berg- und Hüttenwesen, daß er durch die Einführung der Vitriol- und Alaunfabrikation eine unter den damaligen Umständen sehr wichtige Erwerbsquelle öffnete, und dadurch dem ganzen Lande sehr wesentliche Vortheile zuwandte. Da in den Urkunden jener Zeit neben den bisherigen landesüblichen Währungen, der Goldgulden, der Meißner und der böhmischen Groschen, auch noch der zu Anfang des sechzehnten Jahrhunderts in allgemeineren Umlauf gekommenen Thaler erwähnt wird, so wäre es wohl der Mühe werth, zu untersuchen, in welchem Verhältnisse diese verschiedenen Währungen unter sich und als allgemeine Verkehrsmittel zu den Verkaufsgegenständen gestanden seyen, wodurch über manche noch dunkle Partien des Urkundenwesens ein willkommenes Licht verbreitet werden könnte. So ließe sich z. B. der Inhalt des Meißner Groschen in der Mitte des sechzehnten Jahrhunderts aus der p. 108 vorkommenden Urkunde ohne Mühe ermitteln, und weitere Folgerungen könnten aus der Angabe hergeleitet werden, daß damals der Thaler so viel galt als ein Schock Meißner Groschen.

Ueber Florian Griespeck werden fünf Medaillen mitgetheilt.

Von diesen ist erst eine einzige durch Köhler bekannt gewesen. Vier von ihnen sind im k. k. Münz- und Antikenkabinette vorhanden. Zwey darunter (und zwar Nr. 39 und 41. Tab. IX und X) sind werthvolle Kunstwerke, sie verrathen eine sichere Hand und sprechen durch eine lebensvolle Auffassung des Individuellen in hohem Grade an. Auch sie beziehen sich auf kein spezielles Factum, sondern sind dem Andenken eines Mannes gewidmet, der, neben Gendorf, in den verschiedenen Verwaltungszweigen des Berg- und Hüttenwesens, thätig und segensreich gewirkt hat. Um dem Leser eine Beweisstelle vorzulegen von der sinnreichen Zusammenstellung einzelner Charakterzüge zu einem treuen und lebensvollen Bilde, möge der folgende wörtliche Auszug hier seinen Platz finden. So heißt es p. 115: »Aus der Wirthschafts-Instruction geht hervor, daß Florian Griespeck in der Verwaltung seiner Güter eine kluge und umsichtsvolle Oekonomie zu bezwecken, und die einträglichste Verwaltung einzuführen verstand. In der strengen instructionsmäßigen Verpflichtung seiner Beamten und Diener zur Ordnung und Thätigkeit sieht man den genauen Gutsbesitzer und Hauswirth, wie sich denn auch aus einem solchen Privatleben auf das öffentliche Wirken eines hochgestellten Staatsmannes ein Schluß ziehen läßt. War er in dem eigenen Besitze ein kluger Haushälter, so konnte er in der Regel auch als Rath Sr. Majestät den Platz ausfüllen, wo nicht umgekehrt das methodische Verfahren bey seiner Gutsverwaltung eine Anwendung im verjüngten Maßstabe des im Staatsdienste eingewohnten Systems zu nennen ist. — Was zugleich den religiösen und moralischen, vernünftigen und klugen Gutsherrn beurkundet, ist: daß auf die Ausübung der Religion und der kirchlichen Andacht sowohl bey den Beamten als auch bey den Unterthanen gedrungen, und dieses gleich anfangs als Grundlage aller guten Verwaltung zur strengen Pflicht gemacht wird.« Seine Besitzungen in Böhmen waren sehr ausgedehnt und rechtfertigen die besondere Aufmerksamkeit des kundigen und thätigen Landwirthes. Allein sowohl Theilungen unter Söhne und Nachkommen, als auch die religiösen und politischen Stürme zu Anfang des siebzehnten Jahrhunderts machten der Blüthe des Hauses ein schnelles Ende, und mit dem J. 1623 geht auch die letzte Besitzung für die Familie verloren.

Reich an interessanten Einzelheiten ist (Nr. XXVII. p. 119) Tobias Gerandt oder Gebhart ausgestattet. Nachdem Hr. Bergmann aus einer im Thurmknopfe zu Budweis vorgefundenen Urkunde den Beweis hergestellt, daß jene Stadt im sechzehnten Jahrhunderte eine eigene Münzstätte gehabt, und der anfangs genannte Gebhart als Münzmeister daselbst angestellt

war, benützt er diese Gelegenheit, um auf eine Untersuchung über die sogenannten Rait- oder Rechenpfennige einzugehen. Sie theilen sich in öffentliche und in private, sind in beträchtlicher Anzahl auf unsere Zeit gekommen, über ihren Zweck aber konnte man bisher zu keiner genügenden Erklärung kommen. Unser Hr. Verf. führt ihren Ursprung bis auf das vierzehnte Jahrhundert zurück, und nennt K. Philipp IV. von Frankreich, der zuerst den Gebrauch derselben bey den Verwaltern und Revisoren der öffentlichen Kassen und bey anderen im Finanzfache angestellten Personen eingeführt habe, eine Maßregel, welche wegen ihrer praktischen Vortheile in Kurzem weiteren Anklang gefunden habe und in den Niederlanden in Aufnahme gekommen, von hier aber durch K. Maximilian I. in den österreichischen Provinzen verbreitet worden, und später auch bey Privaten, vorzüglich bey Gewerken in Anwendung gekommen sey. Um seine Ansicht über die eigentliche Bestimmung dieser Rechenpfennige durch Beyspiele zu erläutern, macht er eine große Anzahl derselben namhaft, bey denen kein Zweifel obwaltet, daß sie von Kammer- und Münzmeistern, von Zahlmeistern und Kassieren ausgegangen sind, und in besonderen Fällen wohl auch zur Vertheilung unter Gewerke und Mitinteressenten gedient haben mochten. Als solche Gewerke und verrechnende Beamte nennt er insbesonders die Schurf, Behem, Angrer, Graswein, Zeller von Puechberg, ferner Wolfgang Kremmer, Martin Munch, Christoph Kevenhüler zu Aichelberg, Helmhart Jörger, Johann Geitzkofler, Heinrich Thenn, Balthasar Dirleber; bey welchen Namen lehrreiche Bemerkungen über Geschlecht und Wirkungskreis, und schätzenswerthe Berichtigungen irriger Ansichten bey früheren Erklärungsversuchen angeknüpft werden. Es muß gewiß mit Dank anerkannt werden, was hier zur Aufklärung eines schwierigen Gegenstandes gethan worden, und der Freund der Sache wird aus dem Gesagten mit Theilnahme entnehmen, daß eine nicht unansehnliche Klasse von Münzobjecten ihre Stellung in der Wissenschaft, und unter den verwandten gleichzeitigen Gegenständen erhalten hat. Nur möchten wir hiemit die Forschung noch nicht für erschöpft und beendet ansehen. Noch erübrigen einige Fragen, zu deren Beantwortung weitere Untersuchungen wünschenswerth wären. Eine Frage der Art wäre z. B. folgende: Waren diese Raitgroschen sogenannte Marken oder Vorstellungszeichen irgend eines bestimmten Werthes, den man in den Kassen dem Vorzeiger derselben ausbezahlte, oder galten sie für authentische Beweismittel irgend einer an die Kasse gemachten Geldabfuhr, die dem Zahler zu seiner Legitimation eingehändigt wurden? Oder mit anderen Worten, waren sie Anweisungen auf

künftige oder Quittungen für geleistete Zahlungen, oder bald das eine, bald das andere? Sonderbarer Weise ermangeln sie jeder Werth- und Zeitangabe, und es ist schwer zu entnehmen, wie sie dem bezeichneten Zwecke entsprochen haben mochten. Es finden sich selbst von den Reichsstädten ähnliche Raitgroschen oder numi rationarii, und Ref. hat einen vom J. 1524 von der Stadt Nürnberg, der auf einer Seite die Jungfrau, auf der anderen das Wapen aufzeigte, aus einer authentischen Beschreibung kennen gelernt.

Das gräfliche, noch blühende Haus Hohenwart wird durch Hanns von Hohenwart (Nr. XXVIII) repräsentirt, der sowohl in Böhmen als in Obersteyermark begütert, und vom Kaiser zu den wichtigsten Geschäften im Bergwesen gebraucht worden war.

Nur spärlich flossen die Quellen über Georg Puellacher und Paul von Ludlau (Nr. XXIX—XXX). Wenn man dabey erwägt, wie wenig ein nach strenger Amtsinstruction, im Einerley des Tagsgeschäftes sich abwindendes Beamtenleben der Geschichte an äußeren Anhaltspunkten bieten mochte, so ist es eben nicht zu wundern, daß sie nicht ausführlichere Daten von ihnen aufgezeichnet hat. Ein reichlicheres Materiale stand zu Gebote bey Wilhelm Scheuchenstuel zu Weiching, der als kaiserlicher Kammergraf zu Schemnitz das gesammte Bergwesen in Niederungern zu beaufsichtigen hatte, und in dieser Sphäre die höchste Instanz war, und dessen Descendenz mit Hervorhebung der vorzüglichsten Persönlichkeiten ehrenvoll gedacht wird. Ferner bey Martin Strasser von Neidegg (Nr. XXXII p. 136), einem der reichsten und thätigsten Bergwerksbesitzer in Gastein und Rauris, wo gegenwärtig noch so viele Erinnerungen an den einstigen Flor dieser zauberischen Gebirgswelt, mitten unter der jetzigen Dürftigkeit, wehmüthig zu dem Besucher sprechen. Ausführliche geschichtliche Nachweisungen über den früheren reichlichen Bergsegen, über das rege und thätige Leben jener Zeit, über die Hauptrichtung des Handels, über den Wohlstand und die Blüthe einzelner Familien, der Strasser, der Weitmoser, der Zott u. a., so wie über die Ursachen des Verfalles sind in des gelehrten Prof. Muchar's Monographie über »Gastein« zu finden.

Gleichwie bey vielen anderen, treffen wir auch bey der biographischen Skizze über den kais. Rath, Hauptmann und Vicedom zu Friesach, Franz von Tannhausen (Nr. XXXIII. Tab. X. Nr. 48), reichhaltige Nachrichten über diese mit den edelsten Geschlechtern Innerösterreichs vielfach verzweigte Adelsfamilie, die manchem noch unbekannten oder unbeachteten Monumente entnommen, und hier zu einem Gesammtüberblicke

vereinigt sind, und allen Anforderungen entsprechen, die man an Fleiß, Genauigkeit und Klarheit machen kann. Auch knüpfen sich überhaupt so viele numismatische Erinnerungen an Friesach, im Mittelalter der Hauptmünzstätte für Innerösterreich und mancher anderen Nachbarländer. Hier hatten die Patriarchen von Aquileja, die Erzbischöfe von Salzburg und die Herzoge von Kärnthen ihre gemeinschaftliche Münze. Zuerst waren zwar die Patriarchen von Aquileja aus diesem Münzvereine geschieden, aber dagegen dauerte er durch mehrere Jahrhunderte zwischen Salzburg und Kärnthen fort, und es ist noch eine namhafte Menge von Münzen aus allen Perioden jenes Vereins auf unsere Zeit gekommen.

Das uralte, berühmte und reichbegüterte, aber in die Wirren der Reformationszeit verflochtene und später wegen seiner Theilnahme an den böhmischen Unruhen herabgekommene Oberösterreichische Geschlecht der Jörger, Freyherren und nachher Reichsgrafen von Tollet, hat seinen Repräsentanten in der Person Wolfgangs von Jörger, des Landeshauptmanns von Oberösterreich († 1524), gefunden, bey dem auch die Geschichte der Familie von ihrem ersten Bekanntwerden bis zu ihrem Erlöschen, vom dreyzehnten bis in die Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts, in ihren Hauptumrissen dem Leser mitgetheilt wird. Als eine interessante Episode erscheinen dabey die aus Förstemanns Album Academiae Vitebergenses entlehnten Nachrichten hinsichtlich des großen Zudranges der Studierenden aus Oesterreich zur Universität Wittenberg. Kein Wunder, wenn durch die junge, dort gebildete Generation in den österreichischen Provinzen die Sache der Reformation eine so allgemeine Verbreitung gewann, daß ihr nur durch die kräftigste Reaction von Oben herab ein Damm gesetzt werden konnte. Reichhaltige Beyträge über die Licht- und Schattenseiten jener Zeit sind in dem Werke des ausgezeichneten Geschichtsforschers Jakob Stülz in der »Geschichte des Chorherrenstiftes Wilhering« niedergelegt.

Als eine der gelungensten Abhandlungen, die eine glückliche Combinationsgabe und ein scharfes kritisches Urtheil beurkundet, müssen wir die zunächst folgende über Kaspar Winzerer im Thale (p. 151 — 159) hervorheben. Ihr ist das unbestreitbare Verdienst zuzuerkennen, daß sie in einen an und für sich verwickelten und durch häufige Widersprüche entstellten Gegenstand Ordnung, Licht und Zusammenhang gebracht hat. Die Familie Winzerer, ursprünglich in Bayern ansäßig und begütert, hatte in der zweyten Hälfte des funfzehnten Jahrhunderts einen Zweig nach Oesterreich ausgesendet, der im Hausruckkreise des Landes ob der Enns im Besitze eines adeligen Gutes erscheint. Da nun

in beyden Zweigen dieses Hauses der Name Kaspar gleichsam einheimisch war; so traf es sich, daß um dieselbe Zeit zu Anfang des sechzehnten Jahrhunderts sowohl der bayerische Hauptstamm, als die österreichische Seitenlinie einen Kaspar unter ihren Gliedern zählte. In der Folgezeit, wo der eigentliche Zusammenhang mehr aus dem Auge sich verlor, wurden die Personen verwechselt oder vielmehr zusammengeworfen, so daß beyde zu einer monströsen Einheit zusammenwuchsen, bey der man den Widerspruch merken, aber nicht lösen mochte. Dieser Uebelstand veranlaßte Herrn Bergmann, den verwickelten Gegenstand einer neuen, sorgfältigen Untersuchung, mit achtsamer Prüfung aller geschichtlichen Spuren, zu unterwerfen, und so gelang es ihm zuletzt, den Knoten zu lösen und den eigentlichen Sachverhalt zu ermitteln. Aus diesem geht hervor, daß der österreichische Kaspar Winzerer eine durchaus verschiedene Person von seinem Doppelgänger, dem bayerischen oder Tölzer Kaspar Winzerer sey, und daß die einem jeden derselben zustehenden Thaten und Schicksale nach ihren verschiedenen Charakteren und Lebenssphären auszuscheiden waren, und jedem das Seinige zugewiesen werden mußte. Es ist also, nach dem Resultate der hierüber angestellten Forschung, der österreichische Winzerer, welcher, eines unstäten Kriegslebens, gleich einem Meteore, bald in Oesterreich, bald in Würtemberg, bald in Ungern auftaucht, der, von der Gnade seiner Kaiser hervorgezogen, im Felde und auf dem Turnierplatze im ritterlichen Glanze erscheint, der später, abenteuerlichen Sinnes und unbeständigen Charakters, die Sache der Kaiser plötzlich aufgibt und sich, nach urkundlichen Beweisen, dem Interesse des ungrischen Gegenkönigs Zapolya verkauft, und nach langjährigem Dienste abermals zu seinem Landesherrn, dem Erzherzog Ferdinand, zurückkehrt, während dagegen der bayerische Winzerer, eine ruhigere Lebensbahn verfolgend, den friedlichen Besitz seines Erbgutes dem sturmbewegten Kriegsleben vorzieht.

An die aus dem k. Münchner Museum über Kaspar Winzerer veröffentlichte Medaille wird ferner eine Untersuchung anderer Art, ein Excurs über die Chiffre FH (p. 159 ff.) angeknüpft. Diese Chiffre findet sich auf mehreren Medaillen aus der ersten Hälfte des sechzehnten Jahrhunderts, die zu den schönsten und geschmackvollsten der neueren Zeit gehören, und sie kann keinem anderen angehören, in sofern das Zusammentreffen so vieler Beweisgründe dafür entscheidet, als dem Friedrich Hagenauer aus Straßburg, der als Porträter und Bildhauer jener Zeit bekannt ist, lange in dem kunstreichen Augsburg sich aufhielt, und von sich rühmte, daß er an vielen Höfen und Orten Ehre mit seiner

Kunst eingelegt habe. Es erweckt eine günstige Meinung über die Fruchtbarkeit des Künstlers, daß nicht weniger als sechzehn, und im Anhange (p 300) noch drey, also zusammen neunzehn Medaillen aufgeführt werden konnten, die ihm wegen des gleichlautenden Namenszeichens zuzuschreiben waren, und außerdem noch vier andere, die zwar jenes Monogramm nicht aufweisen, dagegen aber durch Styl und Charakter dieselbe Künstlerhand verrathen. Und gewiß ist mit diesen die Reihe der Hagenauerschen Medaillen noch nicht abgeschlossen, gewiß mögen in den Sammlungen noch manche vorkommen, die zur Vervollständigung dieser Uebersicht dienen könnten. Eine ähnliche Bewandtniß hat es mit einer anderen Klasse von Medaillen, welche größtentheils der zweyten Hälfte des sechzehnten Jahrhunderts angehören, und durch geistvolle Auffassung, durch Geschmack und Technik sich gleichfalls rühmlich auszeichnen. Wir meinen diejenigen, auf denen die Siglen AN AB den räthselhaften Künstler verbergen. Daß dieser Antonio Abbondio aus Mailand sey, der an den Hof K. Rudolphs II. berufen wurde, und sowohl auf Glieder der kaiserlichen Familie als auf Private Medaillen verfertigt hat: ist gegenwärtig eine ausgemachte Sache, und wir wären, durch die gütige Mittheilung des gelehrten und durch seine geschichtlichen, archäologischen und numismatischen Schriften dem Publikum vortheilhaft bekannten Hrn. Directors Arneth im Stande, beyläufig zwanzig Medaillen von ausgezeichneter Schönheit namhaft zu machen, wenn es uns hier der Raum gestatten möchte. Vielleicht wird es unserm Hrn. Verf. möglich, uns in der Fortsetzung seines Werkes weitere Aufschlüsse über diesen Künstler zu bringen, woferne eines oder das andere seiner Werke in der Folge von Hrn. Bergmann berührt werden sollte.

Da die Quellen über Cyriak Freyherrn von Polheim (p. 163—168) und über Ladislaus den Jüngeren von Prag, Freyherrn von Windhag (p. 168—174), so wenig boten, und sich nur auf einige allgemeine Angaben über Stand, Familie und Besitz beschränkten: so trug Hr. Bergmann kein Bedenken, diese beynahe leeren Räume durch Nachrichten über beyder Familien auf eine sehr zweckmäßige Weise auszufüllen: nicht minder dankenswerth ist die Zugabe über Joachim von Enzmüller (p. 172 ff.), der, nach dem Aussterben der Prager von Windhag, die Herrschaft Windhag durch Kauf an sich brachte, der als ein unter Hunderttausenden vom Schicksale vorzüglich Begünstigter in seiner Eigenschaft als General-Reformations-Commissär Einfluß, Ehre und Reichthum, und mit diesem die Mittel erlangte, das Leben durch Kunstgenuß sinnreich zu verschönern.

Aber die schnell erworbenen Schätze brachten keinen Segen und zerflossen eben so schnell, die imposanten Kunstsammlungen, worunter eine Münzsammlung von 19,000 Stücken, welche nach den vier Weltmonarchien systematisch geordnet war (p. 174), haben sich aufgelöset, Alles ist spurlos verschwunden, nur Eine Erinnerung, sein großmüthiges Vermächtniß der seinen Namen führenden Stiftungsplätze reicht fruchtbringend bis auf unsere Tage fort.

Wir bedauern, daß uns Mangel an Raum kein umständlicheres Eingehen auf die drey folgenden Personen, auf Johann Leble (Löbl) Nr. XXXVIII. p. 174, dessen Name in einer der von ihm erbauten Basteyen in Wien fortlebt, so wie auf die beyden Fernberger von Egenberg Nr. XXXIX und XL. p. 180 — 188 gestattet; nur so viel sey bemerkt, daß die hier an einander gereihten, zahlreichen und interessanten Geschichtsnotizen die Lebensbilder der genannten Männer treu und so vollständig als möglich wieder geben, und als wichtige Beyträge für die Zeit- und die österreichische Adelsgeschichte zu betrachten sind. Einige wesentliche Berichtigungen in Bezug auf die beyden mit einander verwechselten Hanns Fernberger von Egenberg und Hanns Fernberger von Auer (p. 185) wird der Numismatiker gewiß sehr dankbar aufnehmen.

Mit den Medaillen Tab. XII. Nr. 57 und 58 über Dr. Georg Gienger von Rotteneck wird diese durch Biedersinn, Treue und Pflichteifer ausgezeichnete Familie in den Kreis der österreichischen Familien eingeführt. Von Ulm ursprünglich ausgehend, sind die Gienger eigentlich erst mit dem genannten Georg als in Oesterreich eingebürgert zu betrachten. Ihrer werden drey als vorzüglich verdient hervorgehoben, und auf Grundlage der hieher bezüglichen Medaillen Nr. 59 und 60 durch urkundliche und geschichtliche Nachweisungen beleuchtet, und zwar, Georg, kais. geheimer Rath und Hof-Vicekanzler, ein thätiger Geschäftsmann, ein Freund der Wissenschaften und Gönner der Gelehrten († 1577); sodann Jakob, Kammerrath und Vicedom in Oesterreich ob der Enns, hoch in der Gnade seines Fürsten durch treue Amtsführung in verschiedenen finanziellen und bergämtlichen Diensteszweigen; endlich Friedrich, der als kaiserlicher Diener und »Waldbürger« zu Schemnitz bekannt, im J. 1608 in den Freyherrnstand erhoben ward. Die Giengerschen Medaillen, im Ganzen acht an der Zahl, davon vier in Abbildungen, haben den Charakter einer gewissen anspruchlosen Einfachheit, zeichnen sich aber durchaus durch Correctheit aus. Einen rühmenswerthen Fleiß finden wir auf die kritische Sichtung und die klare, übersichtliche Zusammenstellung der genealo-

gischen Verhältnisse der Gienger verwendet; nicht weniger als neun verschiedene Glieder dieses Hauses sind es, welche durch die gelehrten Forschungen unsers Hrn. Verf.'s ihren geschichtlichen Platz erhalten, wobey zugleich mehrere irrige Angaben späterer Bearbeiter ihre Berichtigung gefunden haben.

Sehr ansprechend als Zeitbilder sind die biographischen Umrisse zu Johann Hofmann (Nr. XLIV. p. 203) und Nicolaus Kolnpock oder Kölnpöck (XLV. p. 211), bey denen der Leser Alles beysammen findet, was sich über sie noch zusammenbringen ließ. Er verweilt mit Theilnahme und Vergnügen bey dem ersteren, der, so viel an ihm war, durch verständige Thätigkeit und eine unverbrüchliche Treue gegen seinen Fürsten die Seele der Geschäfte am Hofe K. Ferdinands I. war, der durch die Gnade seines Herrn und durch Fleiß und Sparsamkeit ein so bedeutendes Vermögen zusammenbrachte, daß seine zahlreichen Besitzungen weit über Oesterreich ob und unter der Enns und über Steyermark sich verbreiteten, und selbst der Glanz erblicher Würden und Hofämter dazu trat. Leider ging das Beyspiel eines besonnenen Haushaltes nicht auf seine Nachkommen über. Wiederholte Schläge aber traf die Familie in den religiösen und politischen Stürmen des siebzehnten Jahrhunderts, und Confiscationen vollendeten ihren Ruin.

Aehnlichen Phasen begegnen wir bey der Familie der Kolnpock, die ursprünglich in Niederbayern seßhaft, von da aber nach Oesterreich eingewandert und durch glückliche Umstände in kurzer Zeit zu ansehnlichem Vermögen gelangt war. Der numismatisch bekannt gewordene Nicolaus Kolnpock, sehr begütert und wegen bedeutender Summen selbst Gläubiger der Kaiser Ferdinand I. und Maximilian II., war aber nicht mehr jene hausbackene Bürgernatur, wie sein Vater, der Gründer des Familienwohlstandes, sondern machte, da er sich in den niederen Kreisen des bürgerlichen Lebens unbehaglich fühlte, den alten Adel seines Hauses wieder geltend, und erwarb in Oberösterreich großen Güterbesitz. Die auf ihn bezügliche Medaille ist zwar schon aus Joachim bekannt, allein was dort außer der bloßen Abbildung über das Geschichtliche dieses Namens beygebracht wird, ist kaum der Rede werth, und beschränkt sich, den Stammbaum von Andreas bis auf Nimrod ausgenommen, bloß auf einige allgemeine, wörtlich aus Prevenhuber entlehnte, Nachrichten, die indeß von Kolnpock wenig mehr als den Namen geben, dafür aber im Allgemeinen über das gewerkschaftliche Leben des durch bürgerlichen Fleiß reich gewordenen Adels sich verbreiten. Um so werthvoller sind die von Hrn. Bergmann gegebenen biographischen Nachrichten, und so wie hier, wird in sehr vielen anderen Fällen ein

Vergleich hinsichtlich des Reichthums des Materials und der Verläßlichkeit der Angaben entschieden zu seinen Gunsten ausfallen.

Einen Glanzpunkt in der vor uns liegenden Gallerie berühmter Oesterreicher bilden ohne Zweifel die Rogendorfer (p. 216 — 235) und die Vels (p. 235 — 280), vorzüglich deßhalb, weil die hieher gehörigen Nachrichten aus bisher noch unbenützt gewesenen Quellen und urkundlichen Zeugnissen genommen sind, und über manche Partien der Zeitgeschichte ein neues Licht verbreiten. — Nach einer geschichtlichen Einleitung, worin über das erste Erscheinen der Familie Rogendorf im Erzherzogthume Oesterreich, über ihre schnelle Aufnahme, über Grundbesitz, Einfluß, Staats- und Ehrenämter, wozu sie sich durch ihre unverbrüchliche Treue gegen K. Friedrich III. den Weg gebahnt hatte, mit Berufung auf urkundliche Beweisstellen gesprochen wird, ist es zuvörderst Wilhelm Freyherr von Rogendorf, der alle unsere Aufmerksamkeit in Anspruch nimmt. Mit Beziehung auf das bey Köhler (XVIII. 113) abgebildete seltene Schaustück auf ihn wird eine ähnliche Medaille, aber mit lateinischer Umschrift und im Gewichte von $^{15}/_{16}$ (nicht $^{5}/_{16}$) Loth beschrieben, und unmittelbar darauf sein Lebensbild bis zu dem merkwürdigen Wendepunkte des Jahres 1541, das für ihn so verhängnißvoll werden sollte, übergegangen. Eben dieses Jahr wird von unserem Hrn. Verf. nach einem größeren Maßstabe gezeichnet und mit Sachkenntniß und einem die verwickelten Verhältnisse scharf auffassenden Geiste geschichtlich treu geschildert. Die Umstände, unter denen Wilhelm von Rogendorf das Oberkommando antrat, waren im Ganzen genommen nicht günstig, und es darf dabey nicht übersehen werden, daß er gegen seinen Willen und gleichsam gezwungen vom Könige Ferdinand, die ihm anvertraute wichtige Befehlshaberstelle annahm. Wie wahr und richtig ist, was wir über die eigentliche Sachlage p. 221 f. angegeben finden. Noch zu Komorn,« heißt es daselbst, »eröffnete der sechzigjährige Feldhauptmann am 2. März freymüthig seine Abneigung gegen diesen Feldzug und seine Untauglichkeit, indem er, des verunglückten Zuges von 1530 sich erinnernd, ein schlimmes Ende ahnen mochte. Ihm fehlte schon jener scharfe Ueberblick und jene rasche Thatkraft, welche den Sieg gewöhnlich zu begleiten pflegt. Mißlich war ein Oberkommando für einen Ausländer in dem zwiegetheilten Ungern, welches vor Allem eines vaterlandsliebenden, verläßlichen, die entfesselten Kräfte allmälig einenden und bindenden Kriegshauptes aus dem eigenen, so tapferen Volke bedurfte. Der Mönch Martinuzzi hätte bey seinen großen Talenten und seiner Thatkraft ohne seinen verkehrten Ehrgeiz und seine verderbliche Herrschsucht ein Ximenes für Ungern

werden können. Bey dem Wankelmuthe und dem nach dem größeren Gewinne berechneten Parteywechseln einiger Großen des Reiches mußte des Königs Vertrauen auf die Treue und Standhaftigkeit der Uebrigen sinken, und der Heeresbefehl ward den bewährteren, unbeliebten Ausländern anvertraut.«

Der weitere Hergang der Ereignisse, der Anschlag auf Ofen, die unbedachte Hitze des jungen Rogendorf, der unglückliche Ausgang des nächtlichen Ueberfalles, die Flucht und völlige Zerstreuung des Heeres und der Tod des Oberfeldherrn werden nun (p. 223) zum größten Theile nach Lazius erzählt, der, wenn auch sonst nicht immer ein Gewährsmann von unverdächtiger Treue, doch in dem vorliegenden Falle unbedenklich als Führer gelten konnte, da ihn sein Beruf als oberster Feldarzt in der Nähe des Oberfeldherrn hielt, und er als Augenzeuge die selbst erlebten Vorfälle offen und ohne Parteysucht berichtet hat *). Die Beurtheilung der einzelnen Vorfälle an sich und ihres inneren ursächlichen Zusammenhanges berechtigt zwar zu dem Schlusse, daß keineswegs das Verbrechen eines böswilligen Verrathes an dem Namen des Befehlshabers hafte. Daß er die Belagerung von Ofen gegen den Rath und die Ansicht des erfahrenen Vels unternahm (vgl. p. 260), mochte unklug und eigenmächtig erscheinen, und ihn im Falle des Mißlingens einer großen Verantwortung aussetzen. Allein Rogendorf baute seinen Plan auf die Gründe, die allerdings für das Gelingen sprachen: und es ist die Sache der Geschichte, das Verdienst nicht nach dem Erfolge abzuwägen. Daß ein nächtlicher Anschlag auf eine belagerte Festung fehlschlägt, ist noch kein hinreichender Grund, um einen Feldherrn um Ansehen und Vertrauen zu bringen. Daß Rogendorf statt der 1000 Mann, die verlangt wurden, nur 500 auswählte, ist noch nicht als ein Mißgriff anzusehen, da es hier nicht auf die Zahl, sondern auf Entschlossenheit ankommen mußte; daß er Belgier, Italiener und Deutsche den verlangten Ungern vorzieht, mochte ihm Klugheit gebieten. Dagegen aber ist nicht zu rechtfertigen, daß er seinen unfähigen Sohn, der in übereilter Hast auf das Nothwendigste vergaß, an die Spitze des Wagestücks stellte, und, wenn wichtige Gründe ein unbedingtes Vertrauen auf Revay, die Seele des ganzen Anschlages, widerriethen, nicht vielmehr einen Unterbefehlshaber von Umsicht, Geschick und erprobter Treue, an denen es in sei-

*) Vgl. über den Feldzug überhaupt und über dieses Werk von Lazius, dessen Brutus in seinen Briefen nicht habhaft zu werden bitter klagt, Magazin für Siebenbürgen 1844, erstes Heft, p. 51, wo Rogendorf unter dem entstellten Namen »Rocaadulphus« vorkömmt, und p. 61.

ner nächsten Umgebung nicht fehlte, dazu berufen hat. Gram und Kummer zehrten fortan an seinem Leben, seine weiteren Operationen verriethen Schwäche, Wankelmuth und Taktlosigkeit, und eine unglückliche Verkettung der Umstände vollendete die Zerstreuung und den Untergang des Kriegsheeres. Sein bald erfolgter Tod kam zu spät für seinen Waffenruhm.

Die Medaille (p. 225. Nr. 63) auf Christoph, des Vorigen Sohn, dessen kurz vorher erwähnt wurde, ist nach einer Handzeichnung aus dem k. Münchner Museum abgebildet worden. Sie kann nicht vor dem Jahre 1539 verfertigt seyn, da erst in diesem Jahre der Familie das erbliche Oberhofmeisteramt in Oesterreich unter der Enns von K. Ferdinand I. (p. 221) zuerkannt wurde, und Christoph auf der Rückseite der Medaille bereits »grand maître héréditaire d'Autriche« genannt wird. Daß er auch den Titel eines Marquis des isles d'or führt und im Hauptfelde des Mittelschildes die dem Familienwapen fremden sechs Lilien vorkommen, mag durch seine Abstammung mütterlicher Seits von Elisabeth, der Erbin der Herrschaft Condé in Hennegau, zu erklären seyn. Die symbolische Vorstellung der »Granaten« oder vielmehr der Granatäpfel wird in Verbindung mit dem Denkspruche: »Tant a souffert Roggëdorff« — kein Familien-, sondern ein persönliches Symbol — ohne Zweifel auf seinen Zug gegen Tunis zu beziehen seyn, an dem er in einem Alter von 25 Jahren einen so thätigen Antheil genommen, daß der Kaiser zur Belohnung des Verdienstes die Familienherrschaft Guntersdorf zu einer freyen Grafschaft erhob.

Die geschichtlichen Mittheilungen über Christoph sind mit dem ehrenhaften Charakter der Offenheit und Treue verfaßt, und geben Alles, was über das unstäte, abenteuerliche Leben eines mit sich und mit seinem Berufe zerfallenen wüsten Gemüthes aufzufinden und zu sagen war, zur Aufklärung eines bisher nur wenig bekannt gewesenen geschichtlichen Charakters.

An Wolfgang Freyherrn von Rogendorf, Burggrafen in Steyer, kais. geheimen Rath und niederösterreichischen Landmarschall, über welchen zwey Medaillen mitgetheilt werden, schließt sich die weitere Descendenz dieser nach mancherley Glückswechsel unter K. Leopold I. in den Grafenstand erhobenen Linie. Reichhaltige Notizen über Familienverhältnisse und Lebensumstände machen diese Uebersicht so vollständig als möglich, und gewähren auch für weitere Belehrung die nöthigen Nachweisungen.

Das Geschlecht der Freyherren und Grafen Colonna von und zu Vels (richtiger als Völs oder Fels) könnte für sich allein eine selbstständige Abhandlung bilden, welche mit besonderer

Umsicht, Sorgfalt und Wahrheitsliebe gearbeitet ist, und durch unmittelbare Benützung eines reichhaltigen Quellenschatzes alle Beachtung verdient. — Die vorangeschickte Einleitung gibt die urkundlichen Belege über das hohe Alter dieses seit unvordenklichen Zeiten in Tirol einheimischen Adelsgeschlechtes, welches daher nicht von den römischen, erst im zwölften Jahrhundert nach Tirol gekommenen, Colonna abstammt, und wie p. 237 Anm. 1 bemerkt wird, wahrscheinlich durch einen sogenannten Filiationsbrief von Seite des römischen Feldherrn Prosper Colonna das Recht, Wapen und Namen des letzteren zu gebrauchen, erlangt hat. Im Anfange des sechzehnten Jahrhunderts theilte sich das Geschlecht der Vels in zwey Linien, und zwar in die zum Reichsgrafenstande erhobene Linie in Böhmen und in die freyherrlich gebliebene in Tirol. Zunächst wird über Leonhard von Vels († 1530) ein anziehendes und frisches Lebensbild entworfen und seiner Verdienste rühmend gedacht, die er sich in seinen verschiedenen Aemtern, zuerst als Salzmaier, d. h. als Vorstand des gesammten Salinenwesens, hierauf als oberster Landes- und Feldhauptmann, und als solcher vorzüglich durch die Regelung des Landwehrsystems in Tirol erworben hatte. Sein Enkel Kaspar kam durch Vermählung mit Anna von Schlick nach Böhmen, ward daselbst als Landmann aufgenommen und ist der eigentliche Stifter der böhmischen Linie. Als nach dem böhmischen Aufstande, in welchen auch die Vels verflochten waren, das strenge Strafgericht über Treubruch und Abfall anhob, fiel die Familie in die Strafe der Confiscation, räumte das Land und trieb ihre einzelnen Zweige theils in Schlesien, theils (und zwar seit 1732) in Mähren fort.

Nach einer summarischen Uebersicht über die Schicksale der gegenwärtig ausgestorbenen tirolischen Linie gelangen wir (p. 243) zu dem eigentlichen Gegenstande der Untersuchung, zu Leonhard II., Freyherrn von Vels († 1545), der auf den beyden über ihn publicirten Medaillen in der Eigenschaft eines Landeshauptmanns an der Etsch erscheint; eine Würde, die er, wie p. 249 urkundlich nachgewiesen wird, niemals persönlich verwaltet hat, sondern die, da das Erzhaus seiner Thätigkeit in anderen Theilen des weiten Reiches bedurfte, durch Stellvertreter oder sogenannte Landeshauptmannschafts-Verwalter vertreten worden ist. Um sein thatkräftiges Wirken so gründlich und richtig als möglich zu erfassen, hat sich Hr. Bergmann der Mühe eines umfassenden Quellenstudiums unterzogen, theils Archive durchforscht, theils den lateinischen Codex des Wolfgang Lazius geprüft und verglichen, und zugleich seinen Standpunkt über die eng abgesteckte Begränzung eines individuellen Lebens erhoben

und ein Bild des gewaltigen Zeitkampfes zwischen dem Kreuze und dem Halbmonde entworfen, an dessen verschiedenen Phasen er seinen Leser vorüberführt, wobey der Einzelne oft in den Hintergrund tritt, weil das größere Ganze die ungetheilte Aufmerksamkeit in Anspruch nimmt.

Die eigentliche Laufbahn seines Ruhmes betrat Vels in Ungern, anfangs unter dem Oberbefehle des Johann von Katzianer im Kriege gegen Johann von Zapolya, später als selbstständiger oberster Feldhauptmann. Je glücklicher in der ersten Periode des Krieges die österreichischen Waffen gegen Zapolya gewesen waren, desto mehr führten sie gerade zu dem entgegengesetzten Erfolge. Statt Einigung und Friede wuchs Zwietracht und Herrschsucht, und es ist als eines der beklagenswerthesten Ereignisse, als ein Ereigniß von unübersehbaren Folgen anzusehen, daß in den Kronstreit die türkische Intervention hineingezogen wurde zum unendlichen Nachtheile des Landes, der Civilisation, der kämpfenden Mächte und der Nachbarstaaten. Suleiman kam willig auf Zapolya's Ruf, aber er kam nicht als Vermittler, er kam mit dem Schwerte, ein Feind des christlichen Namens und christlicher Kultur, und nahm Ungern für sich als Löwentheil. Wien empfand sehr bald die Folgen dieses unpolitischen Schrittes. Vels kämpfte hier unter den ersten Helden, zwar auf untergeordneter Rangstufe, aber er hatte die ganze Bastey vom Burgthore bis zum Schottenthore unter seiner Aufsicht. Bey den weiteren Kriegsvorfällen bis zum ersten Stillstandsvertrage (1533), wobey im Vorbeygehen die Ursachen von dem so wenig günstigen Erfolge der christlichen Waffen berührt werden (p. 251), war Vels mehr oder weniger betheiligt; er zeigt sich im Felde sowohl als bey den Verhandlungen gleich brauchbar und thätig; aber oft verliert er sich unter den größeren Gruppen der handelnden Personen, und dann ist es nicht möglich, seine Thätigkeit Schritt für Schritt, Jahr für Jahr im Auge zu behalten. Als ferner, trotz jenes Stillstandes, durch Zapolyas herrschsüchtige Herausforderung der Krieg in Ungern 1536 von Neuem ausgebrochen war: kämpfte Vels gegen diesen in Oberungern mit entschiedenem Vortheile, und sah sich in seinen Operationen durch die Ungern selbst unterstützt, die, ohne Rücksicht auf des Anführers deutsche Herkunft, vertrauensvoll seinem Befehle sich angeschlossen hatten. Desto mißlicher sah es aber in Slavonien aus, wo der eigentliche Feldhauptmann, Johann von Katzianer, den Türken Schach bieten und sie von Ofen abhalten sollte, allein durch die Desorganisation des christlichen Heeres der Feind die Oberhand gewonnen hatte.

Dessen ungeachtet kam der Friede zu Großwardein *) zu Stande (p. 253) im J. 1538, zu dessen Abschließung Leonhard von Vels von K. Ferdinand bevollmächtigt war; ein Friede, von dem bemerkt wird, daß er »ein unhaltbares Blendwerk, dem Gegenkönige eine Quelle unendlicher Ausflüchte, weil so viele Artikel auf die öffentliche Kundmachung bedingt waren, wegen der Türken wohl niemals verkündigt« worden war. Als daher der Krieg im J. 1540 vom Neuen entbrannte, erhielt Vels den Oberbefehl in Ungern und hatte zur Aufgabe, sich Ofens zu bemächtigen. Unter allen Anderen genoß dieser das meiste Vertrauen, »theils weil er gegen Bestechung unzugänglich war, theils trotz seiner körperlichen Schwächlichkeit sich selbst nichts nachsah, und das Kriegswesen im Ganzen wie im Einzelnen aus eigener Erfahrung kannte, ferner den wohlausgedachten Plan mit den Waffen ehrenhaft auszufechten suchte,« p. 254.

Allerdings beurkundeten seine ersten Kriegsoperationen den Mann von Erfahrung, Umsicht und Entschlossenheit, er hatte sich durch die Wegnahme von Raab, Gran und dem wichtigen Visegrád den Weg gebahnt bis nach Ofen, das nun möglichst vor dem Anzuge des Großsultans genommen werden sollte. Indeß war die Jahreszeit schon zu weit vorgerückt, in dem Heere, dem es an Sold und Lebensmitteln, den gefährlichsten Feinden der Disciplin, gebrach, rissen meuterische Symptome und Zeichen einer wilden Insubordination ein, der Zuzug der Türken stand in gewisser Aussicht, und es ließ sich bey so ungünstigen Umständen kaum etwas Weiteres thun, als das Gewonnene behaupten und die Vorbereitung für den nächsten Feldzug umsichtig treffen. Es war als ein großer Gewinn anzusehen, daß wenigstens das benachbarte Pesth, durch seine zahlreiche deutsche Bevölkerung den Deutschen mehr geneigt, in die Gewalt Ferdinands kam.

Während der Waffenruhe der Winterquartiere wird von dem Feldhauptmanne nichts versäumt, um den nächsten Feldzug mit entscheidendem Erfolge eröffnen zu können. Auf seine Vorstellungen hatte K. Ferdinand, die Dringlichkeit der Umstände einsehend und von der Ferne den Gang der Unternehmungen beaufsichtigend und leitend, die kräftigsten Maßregeln genommen: es ward auf seinen Befehl in und um Wien mit noch nie gebrauchter Strenge der zehnte Mann aus den Werkstätten und den Dörfern für den Waffendienst ausgehoben, und dem Feld-

*) Vgl. über den Frieden zu Großwardein das oben erwähnte Magazin für Geschichte, Literatur und alle Denk- und Merkwürdigkeiten Siebenbürgens. 1844. 1. Heft. p. 2 f.

hauptmanne dringend an's Herz gelegt, Pesth zu behaupten. Zugleich wird aus den p. 258 mitgetheilten Verhandlungen zwischen Vels und dem Könige klar, mit welchen Schwierigkeiten die Kriegführung verknüpft war, da es an so Vielem gebrach, an Geld, Geschütz, Gespann, Zufuhr und der Verläßlichkeit der Söldner und den Forderungen des Feldhauptmannes um Reiterey, die man mit besserem Erfolge, als das Fußvolk, den Türken entgegensetzen könne, nicht nachzukommen war. Was die Schwierigkeit der Lage mehrte, war die Kränklichkeit des Feldhauptmannes, weßhalb der König der dringend nachgesuchten Enthebung vom Kommando, wenigstens bis zur völligen Wiedergenesung, endlich nachgeben mußte, und die Kriegführung dem Freyherrn Wilhelm von Rogendorf anvertraute. Dieser unternahm denn, wie oben bereits gesagt wurde, gegen den Rath des erfahreneren Vels, die Belagerung von Ofen, deren unglücklicher Ausgang den Waffen des Sultans in Ungern auf lange Zeit das Uebergewicht verschaffte, und mehr als die Hälfte des schönen Königreichs zu einem türkischen Paschalik machte.

Nach diesem tiefen, schmerzlichen Schlage ward Vels, noch immer kränklich, wieder zum Oberbefehle berufen, und that, was er in der Lage der Umstände zu thun vermochte; er mußte einerseits die deutschen Provinzen schirmen und andererseits den Kampf auf ungrischem Boden ununterbrochen gegen die Türken bestehen. Der Feldzug des Jahres 1541 schien zu großen Erwartungen zu berechtigen. Nach langem Bemühen und zahlreichen fruchtlosen Unterhandlungen war endlich das deutsche Reichsheer 70,000 Mann stark unter dem Churfürsten Joachim II. von Brandenburg herbeygezogen, an welches sich 20,000 Mann erbländischer Truppen unter Ungnad und 5000 päpstliche Söldner unter dem Marchese Alexander Vitelli (p. 269) angeschlossen hatten. Wohl hätte mit einem so zahlreichen Heere etwas Großes und Entscheidendes gethan werden können, wenn im Felde die Truppenzahl allein den Ausschlag geben könnte. Vielversprechend war der Einmarsch in Oesterreich und Ungern; allein traurig nach wenigen Monaten und schmählich der Rückzug. Uneinigkeit und Eifersucht der Führer, Mangel an einem festen Plane, Rath- und Thatlosigkeit, endlich die Zuchtlosigkeit der Truppen hatten zu diesem trostlosen Resultate geführt, so daß es nicht an Zeitgenossen fehlte, welche glaubten, daß man dem Erzhause die Vortheile aus einem Siege über die Moslemim mißgönnte und darum zögerte und unzweckmäßig handelte (p. 271). Die weiteren Folgen dieses jammervollen Kriegszuges waren der Verlust der wichtigsten Städte in Ungern. Außer Ofen und Pesth gingen Gran, Dotis, Stuhlweißenburg und das wichtige Raab

verloren. Zum dritten Male wurde Vels, dießmal neben Ungnad, als Feldherr in Ungern beschäftigt, nachdem jener die nöthigsten Vorkehrungen für die Befestigung Wiens getroffen hatte. Allein er kämpfte nicht mehr mit der Hoffnung auf Sieg und Waffenerfolg, sondern um den vordringenden Türken die Eroberung zu erschweren und Schritt für Schritt den Boden zu vertheidigen. Diese ungünstige Wendung veranlaßte den Waffenstillstand zwischen den kriegführenden Mächten, der zu Adrianopel 1545 geschlossen wurde, und auf dessen Grundlage der eigentliche Friede verhandelt werden sollte. Inzwischen starb Vels, in Folge seiner langen Kränklichkeit und ein Opfer seiner schwierigen Kriegslaufbahn, im 48. Lebensjahre. Seine Zeitgenossen geben ihm das einstimmige und unverkümmerte Lob eines edlen und festen Charakters, eines treuen, um Fürst und Vaterland gleich verdienten Diensteifers und einer im Glück und Unglück erprobten Redlichkeit. Hr. Bergmann fügt diesem höchst interessanten Lebensbilde noch die ausführliche Beschreibung des aus Salzburger Marmor gearbeiteten und in dem Dome zu St. Stephan in Wien befindlichen Grabdenkmals bey, und meldet mit Bedauern, daß seine vollständige Rüstung, als ein theures Andenken vaterländischer Pietät im Amtshause des Stadtmagistrats zu Botzen bisher aufbewahrt, erst in unseren Tagen veräußert worden und ins Ausland gekommen sey.

Nicht minder detaillirt und zwar rücksichtlich der künstlerischen Thätigkeit und der noch vorhandenen Werke sind die über Augustin Hirsvogel (Nr. XLIX. p. 280) zusammengestellten Notizen, welche größtentheils aus des Hrn. Verf.'s eigener Anschauung der beym Wiener Stadtmagistrate aufbewahrten Dokumente und Urkunden hervorgegangen sind. Dadurch tritt das vielseitige Talent dieses Mannes und seine große Brauchbarkeit in den verschiedenen Zweigen der Glasmalerey, der Formschneidekunst, der Zeichen- und Fortifikations-Kunst in das gebührende Licht, und es liegt noch insbesonders durch die Beziehung auf die von eben demselben herrührenden »Concordans« der Beweis vor, daß er, was bisher den Kunsthistorikern völlig entgangen, auch als religiös-poetischer Schriftsteller sich versucht habe. Indem unser Hr. Verf. verschiedene, zum Theil unbestimmte Werke in einem eigenen Verzeichnisse (p. 281 — 291) namhaft macht, und unserm Hirsvogel vindicirt, verweilt er bey den wichtigeren derselben mit der Vorliebe eines Alterthumsforschers, und geht umständlicher auf den von Hirsvogel verfaßten Plan der inneren Stadt Wien vom J. 1547 ein. Bemerkenswerth ist endlich noch die Bereicherung (p. 295) in Bezug auf die mit der Chiffre HSL versehenen radirten Blätter und andere Kunstmonumente, worin er nicht, nach

der bisherigen Annahme, den Namen Hirsvogel, der schon 1553 gestorben, sondern, wie er zur vollen Evidenz erweiset, den als Maler, Kupferätzer und Formschneider verdienten Hanns Sebald Lautensack erkennet. Im Vorbeygehen möge hier die Berichtigung rücksichtlich des p. 290 Anmerk. 3 erwähnten, im k. k. Antiken-Kabinete aufbewahrten, römischen zehn Pfund Gewichtes ihren Platz finden; dieses Gewicht, auf unser gegenwärtiges Wiener Civil-Gewicht reducirt, beträgt nämlich 9 Pfd. 29 Loth 2 Quintchen und 12½ Gran, wie dasselbe durch eine sorgfältige Abwägung festgestellt worden ist.

Den Beschluß des Textes macht Hermes Schallautzer (Nr. L. p. 296), ein um die Befestigung Wiens sehr verdienter Mann, der das Amt eines Bürgermeisters und eines Baudirectors zu Wien bekleidete, und auch in antiquarischer Hinsicht genannt werden muß, in sofern die sorgfältige Erhaltung mehrerer von ihm aufgefundener römischer Meilensteine ihm beyzumessen ist. Den Beschluß der Kupfertafeln aber bildet Martinus de Hanna, über dessen Leben der nächste Band die nöthigen Notizen bringen wird. Zur Erleichterung der Uebersicht und des Nachsuchens findet sich am Ende ein alphabetisch geordnetes Namensverzeichniß mit Hinweisung auf Kupferplatte, Zahl und Seite des Textes, zweckmäßig beygegeben.

Schon aus diesen kurzen Andeutungen möge der Leser entnehmen, welch eine große Masse geschichtlichen Stoffes in dem Werke niedergelegt, welch eine ansehnliche Menge interessanter Lebensbilder darin zur Anschauung gebracht, welch ein Reichthum an den wichtigsten Belegen für Zeit- und Kunstgeschichte aus der österreichischen Vergangenheit hier geboten werde. Wir glaubten deßhalb auch, so weit es uns der enge Raum dieser Anzeige gestatten wollte, keine einzige der biographischen Skizzen mit Stillschweigen übergehen zu dürfen, weil nur die wenigsten derselben auf geschichtliche Vorarbeiten zu gründen, der bey weitem größere Theil aber erst aus dem Rohesten herauszuarbeiten und völlig neu zu schaffen war. Darin besteht also das wesentlichste Verdienst dieses Werkes, daß es sich eines so tausendfältig zerstreuten und zerstückelten und fast in gänzliche Vergessenheit gesunkenen Materiales bemächtiget, daß es die verwischten Spuren manches verschollenen Lebens bis zu den ersten Erkenntnißquellen verfolgt, und selbst den unscheinbarsten Baustein nicht übersieht, weil er zum größeren Ganzen gehört; daß es ein weites Feld der vaterländischen Vergangenheit dem Auge eröffnet, und selbst untergeordnete Lebenskreise, in welche das kritische Licht der Geschichte nur selten zu dringen pflegt, der Anschauung zugänglich macht, daß es einen reichen Schatz von Thatsachen

und Angaben enthält, die entweder an und für sich, oder in ihrer Zusammenstellung, oder durch siegreiche Berichtigung von irrigen Behauptungen als völlig neu zu betrachten sind, daß es in dieser Hinsicht als Quelle und Fundgrube für künftige Forschung wird gelten können. Wenn überhaupt Rechtlichkeit, Wahrheitsliebe und ein lebendiger Sinn für die gute Sache, verbunden mit gründlicher und vielseitiger Kenntniß des Gegenstandes hinreichen, um ein gediegenes, wissenschaftliches Werk zu schaffen, so müssen wir mit voller Ueberzeugung gestehen, daß jede von den genannten Bedingungen bey dem Werke des Hrn. Bergmann vorhanden ist. Daß sein Werk auch im Auslande die verdiente Anerkennung gefunden, geht aus den beyfälligen Beurtheilungen hervor. Auch der Künstler, Hr. Albert Schindler, Fendi's Schüler und Nachfolger im k. k. Münz- und Antiken-Kabinette, hat redlich das Seinige zur trefflichen Ausstattung des Werkes beygetragen. Daß er nicht allein in mechanischer Nachbildung, sondern auch, was weit höher steht, in geistiger Auffassung sein Urbild im Ganzen wie in allen Einzelheiten mit überraschender Treue und Wahrheit wiedergegeben, wird ihm auch die strengste Kritik und die sorgfältigste Vergleichung mit dem Originale, was wir in allen Fällen, wo es möglich war, gethan haben, gern und freudig zugestehen Nur wäre es sehr zu wünschen gewesen, daß, um durchgängig die anfängliche Reinheit der Konturen durchzuführen, der Gebrauch der Kupferplatten durchaus beybehalten worden wäre, und der wahrscheinliche Grund einer Förderung der Arbeit bey einem Werke nicht in Anwendung gekommen wäre, das nicht zu den ephemeren Erscheinungen der Tagsliteratur gehört.

Gewiß konnte ein Werk, das so vielseitige Kräfte in Anspruch nahm, nur unter höherem Schutze so gedeihen, wie es wirklich gediehen ist. Seine kais. Hoheit der Erzherzog Albrecht haben die Widmung desselben anzunehmen geruhet, und der die Oberleitung des k. k. Münz- und Antiken-Kabinettes mit rastloser Thatkraft und Umsicht führende Graf Moritz von Dietrichstein, vaterländische Kunst und Wissenschaft stets so warm und kräftig fördernd, hat demselben die ausgiebigste Theilnahme geschenkt.

Und wenn das hier gegebene Beyspiel Anklang fände und Nacheiferung erweckte, wenn man alle die Männer, die uns in Bild und Rede erhalten sind vor Millionen ihrer Zeitgenossen, die sich verdient gemacht um Thron, Vaterland und Menschenwohl, aus der Vergessenheit hervorzöge und an's Licht treten ließe, welch eine herrliche Gallerie, nicht bloß von Oesterreichern, könnte sich herausbilden, werth der dankbaren Erinnerung und nacheifernden Thatkraft. Wir besitzen Iconographien berühmter

Griechen, wir haben Iconographien berühmter Römer: sollten es die Deutschen, die Böhmen, die Ungern weniger verdienen, in ähnlichen Iconographien den spätesten Generationen gegenwärtig zu bleiben? Der Anfang ist durch Hrn. Bergmann gemacht, mögen Andere, mit gleichem Eifer und gleicher Kraft ausgerüstet, das Weitere thun.

Die Ausstattung des Buches läßt nichts zu wünschen übrig.

Art. III. Le livre des rois par Abou'l Kasim Firdousi, publié, traduit et commenté par M. *Jules Mohl*. Paris 1842. Zweyter Band im größten Folio, 703 Seiten.

Vier Jahre nach Erscheinung des ersten (in Bd. XCVII dieser Jahrbücher) angezeigten Bandes dieses herrlichen Werkes (herrlich als das größte Epos persischer Poesie und herrlich durch die demselben entsprechende Schönheit des Druckes) ist der zweyte Band des persischen Königsbuchs, durch königliche Freygebigkeit königlich ausgestattet, ein würdiger Theil der orientalischen Sammlung noch nicht herausgegebener Handschriften der königlichen Bibliothek, eben so glänzend als der erste erschienen. Da das Ganze auf acht solche Bände berechnet ist, so wird die Vollendung der Herausgabe, wenn die folgenden nicht in kürzeren Zwischenräumen erscheinen (was kaum möglich), dreyßig Jahre dauern, und ein Menschenalter füllen, welches der Herausgeber und Uebersetzer zu seinem Ruhme und zum Nutzen orientalischer Literatur aufs Beste verwendet haben wird. Dieser Band enthält 8156 Distichen *) und also 1648 mehr als der erste Band, welcher deren 6508 enthält. Der Herausgeber bezeichnet die Regierung jedes Königs mit einer großen, und die einzelnen Abtheilungen derselben als eben so viele Gesänge mit einer kleineren römischen Zahl. Um das Verhältniß der Bände in ihrem Umfange gleichmäßig zu halten, ist die erste Abtheilung der Regierungsperiode Schahs Keikawus noch dem ersten Bande, so wie dem zweyten die erste Abtheilung der Regierung Keichosrew's angehängt worden; besser wäre die erste Abtheilung der Regierung von Keikawus aus dem ersten Bande herübergenommen, und die erste Abtheilung der Regierung Keichosrews für den dritten Band aufbehalten worden, weil dann der vorliegende die ganze Regierung von Keikawus in fünf Abtheilungen umfaßt haben würde, während jetzt die erste fehlt, so wie im folgenden dritten Bande die erste der Regierung Keichosrew's fehlen wird.

---

*) II. 781, III 1460, IV. 2770, V. 1445 Distichen die Regierung von Keikawus, dann die erste Abtheilung der Regierung Keichosrew's 1700.

Die Vorrede berichtigt die Uebersetzung eines Distichons des ersten Bandes, oder erklärt vielmehr die richtige Uebersetzung desselben durch die von Hrn. Kasimirski von Biberstein aus Teheran mitgebrachte Auskunft, daß das zweyte Hemistich neun in neun und drey in vier nur aus der Knöchelrechnung zu erklären sey. Die Literatur des Schahname wird durch die seit der Erscheinung des ersten Bandes von Rückert, Weiß von Starkenfels, Ritter von Schwarzhuber, Amthon und Fritsch theilweise herausgegebenen deutschen und lateinischen Uebersetzungen vervollständigt. Hr. v. Mohl bedauert, daß er sich die zu Calcutta i. J. 1829 erschienene englische Uebersetzung der Episode Sohrab's von W. Tulloh Robertson nicht verschaffen konnte. Die Episode Sohrab's, welche Atkinson zu Calcutta im J. 1814 herausgegeben, nach welcher englischen Uebersetzung Rückert seine Heldengeschichte Rostem und Sohrab (sollte Rustem und Sohrab heißen) meisterhaft bearbeitet hat, ist ganz gewiß, wie Hr. v. M. anerkennt, das vollkommenste Meisterwerk des ganzen Schahname; nicht so reich an poetischem Interesse, aber desto mehr an historischem ist die große Episode von Siawusch, der auch Siawesch und Siawachsch heißt. Hr. v. M. macht darauf aufmerksam, daß in derselben sowohl als in dem Anfange der Regierung Keichosrew's offenbar eine doppelte Redaction Statt gefunden, indem zweymal die Spiele der Rennbahn, zweymal die Vermählung des Siawusch mit der Tochter Piran's und Efrasiab's, zweymal die Gründung von Siawuschgird und Gengdis, zweymal die Geburt Chosrew's und Firud's, zweymal die von Siawusch an Piran und Ferhengi's gerichtete Prophezeyung, zweymal der Kampf Giw's wider Barman und Piran, zweymal der Tod von Riwnis, eines Sprößlings der königlichen Familie, vorkommen. Hr. v. M. glaubt mit Recht, daß sich diese Verdopplung nicht anders als durch eine doppelte Redaction erklären lasse, daß der Dichter seinen Stoff, so wie er denselben vorgefunden, bearbeitet habe; wenn er denselben erfunden hätte, so würde er sich vor diesen Wiederholungen wohl gehütet haben. Uns dünkt es wahrscheinlicher, daß diese Wiederholung nicht einem so großen Dichter wie Firdewsi zur Last gelegt werden dürfe, sondern daß dieselbe vielleicht das Werk seines Meisters Esedi, welcher die Bearbeitung des Schahname begonnen und nicht vollendet hatte, oder vielleicht Dakiki's, wiewohl von diesem gemeldet wird, daß er nur die ersten tausend Verse gedichtet habe; oder vielleicht die Interpolation von späteren Abschreibern, deren einige jedoch

*) Ferhengi Schuuri II. Bl. 90.

die Stellen, wo diese Wiederholungen am stärksten in's Auge fallen, übersprungen haben. Noch schwerer, sagt Hr. v. M., ist die Wiederholung mehrerer Distichen in der Episode von Siawusch zu erklären; Hr. v. M. hat sie nicht unterdrücken wollen, weil er dieselben in den Handschriften, die später als die von Baisenghor-Chan vorgenommene Sichtung des Textes befinden; es sey möglich, meint Hr. v. M., daß Firdewsi sich nicht erinnert habe, daß er diese Distichen schon einmal niedergeschrieben; solche Nachläßigkeiten finden sich in den indischen Epopöen und in den Rittergedichten des Mittelalters; unsere Meinung aber ist, daß diese wiederholten Distichen rein eben so auf die Rechnung der Abschreiber zu setzen sind, wie das obige Dutzend zweymal erzählter Begebenheiten auf die Rechnung irgend eines früheren Dichters oder späteren Einschmugglers, und nicht auf die des großen Dichters, welcher, wenn er sich solcher Wiederholungen schuldig gemacht hätte, nicht den Ehrennamen Firdewsi, d. i. des Paradiesischen (von Firdews *Παραδεισος*) verdient hätte.

Der zweyte Band beginnt mit der Erzählung des Feldzuges Königs Kjaus in Berberistan, d. i. an der afrikanischen Küste und in Hamaweran (Syrien), dessen König die Waffen niederlegt und seine Tochter Sudabe dem Sieger zur Gemahlin gibt. Was für eine Stadt Syriens unter Sahe gemeint sey, ist schwer zu bestimmen. Noch in derselben Abtheilung wird der Angriff Efrasiab's, des Herrschers von Turan, auf Iran erzählt; Rustem, auf seinem Schlachtrosse Rachsch, fliegt zur Befreyung des Königs, welchen der Schah von Hamaweran gefangen hält, herbey, und befreyt ihn. Die Kerkesaren hält Rec. für die Chorsaren des Solinus, woraus unsere Korsaren entstanden *). Rustem Segsi, d. i. der aus Sedschistan, ist der Held der Welt, und ihm wird von Kjaus die Pehliwanschaft, d. i. das Ritterthum der Welt, übertragen; mit seiner Hülfe stellt Kjaus die Ordnung der Welt her, wird aber zuletzt von Iblis, d. i. dem Teufel, versucht, in den Himmel fliegen zu wollen. Die Adler, die ihn in die Lüfte getragen, sanken ermüdet bey der Stadt Amur nieder; hier übersetzt Hr. v. M. das Distichon:

Siawusch eſ o chuast amed bedid
Bibajest lachti tschemid u tscherid.

Le roi désirait, qu'un canard sauvage se levât, car il avait besoin de manger un peu; dieß scheint uns durchaus übel

*) Scythae Persas Chorsaros nominant. Julius Solinus Polyhistor. Cap. L.

verstanden und unrichtig übersetzt zu seyn, denn wiewohl Siawusch eine Art Wasservogel, so paßt der Sinn doch gar nicht, denn das erste Hemistich hieße wörtlich: Ein Wasservogel wird aus ihm hervorgehen; noch weniger würde der Sinn des zweyten Hemistich passen: er mußte sich nun ein Stück herumschaukeln und weiden; diese wörtlich getreue Uebersetzung paßt aber sehr wohl zu dem vorhergehenden Distichon, wenn Siawusch hier als eigener Name des künftigen Sohnes des Königs angenommen wird. Das vorhergehende Hemistich heißt: Et ce qui devait arriver restait encore un secret; das Geheimniß, das noch enthüllt werden sollte, war eben die Geburt von Siawusch: Siawusch kömmt einst aus ihm hervor, unterdessen aber mußte er eine Zeit lang (sieben Jahre wie ein Vieh) springen und weiden. Dieß ist die in den persischen Geschichten weiter ausgeführte Strafe des Himmels für den Uebermuth, womit Kjeikawus in denselben auffliegen wollte. Dieß ist dieselbe Sage, die sich in anderen morgenländischen Geschichten auch von Nabuchodonosor vorfindet. Rustem führt den König zurück und setzt denselben wieder auf den Thron. Der Kampf der sieben Helden (Gurdan) ist das Seitenstück zu dem anderswo im Schahname vorkommenden Kampfe der zwölf Recken (Rochan). Rustem schlägt sich gegen Turan, und trotz der Tapferkeit der turanischen Helden Pilsem und Alkjus muß Efrasiab entfliehen. Die Geschichte der dritten Abtheilung, nämlich des von seinem Vater Rustem erschlagenen jungen Helden Sohrab, ist durch Rückert's meisterhafte Bearbeitung so bekannt, daß dieselbe zu erzählen höchst überflüssig wäre, wir bemerken nur, daß von diesem Abenteuer und der Arzney Nuschdaru, welche der König sandte als schon alle Hülfe zu spät, das persische, häufig in Büchern angeführte Sprichwort herrührt: Die Arzney nach dem Tode Sohrab's, d. i. eine zu späte Maßregel. Die längste und nicht nur historisch, sondern auch (aus den oben angegebenen Gründen) für den Kritiker wichtigste Episode des Schahname ist die des unglücklichen Siawusch, welcher von seiner Stiefmutter Sudabe ohne Entgegnung geliebt und von derselben wie Hippolytos von Phädra verläumdet, weil ihm dieselbe Rache schwur, nur auf andere Weise endet. Unsere oben geäußerte Vermuthung von Interpolationen wird hier (Vers 52) auch durch das Wort Miandschi (Mittler, Zwischenträger) bestätigt, welches keine persische, sondern eine rein türkische Form neuerer Zeit. Der Name von Siawusch, welcher im 76. Dist. in seiner ursprünglichen Form Siawachsch vorkömmt, hätte auch in dieser hier in der Uebersetzung erscheinen, und nicht in das gewöhnliche

Siawusch vermildert werden sollen. Im Dist. 140 ist der alte Name von Transoxana als Kewerschan geographisch merkwürdig. Kjaus wird durch Sudabe verleitet, ihr den Siawusch in's Harem zu schicken; Kjaus läßt ihr sagen, denselben mit Geschenken von Juwelen und Wohlgerüchen zu empfangen und ihm durch die Sklavinnen Chrysoprase und Safran auf den Kopf streuen zu lassen. Seberdsched ist der Chrysopras und nicht der Smaragd, womit Hr. v. M. das Wort übersetzt hat; eben so ist einige Zeilen weiter Aakik der Carniol; Aakik u Seberdsched heißt Carniol und Chrysoprase und nicht des rubis avec des émeraudes. Dist. 261 kömmt der Pallast des Kei Aresch (Αρης) vor, dessen unglaublicher Pfeilschuß aus der persischen Geschichte bekannt. Dist. 287 ist der Name der durch die Schönheit ihrer Knaben berühmten Stadt Turkistan's Thiraf (nicht Tharaz) zu lesen, denn im Ferhengi Schuuri II. 166 ist der Name dieser Stadt als die dritte Bedeutung des Wortes Thiraf (das deren dreyzehn hat) unter dem Hauptstücke der Wörter, deren erster Vocal ein J ist, aufgeführt. Dist. 345 Seri endschümen heißt das Haupt der Versammlung, nicht le roi du peuple. Von dem Verdachte, welchen Sudabe durch ihre Anklage auf Siawusch geworfen, muß er sich durch die Feuerprobe reinigen, die er auch glücklich besteht, und bey seinem Vater für das Leben der Stiefmutter, welche das seinige ihrer Rache opfern wollte, mit Erfolg fürspricht. Kjaus erhält Nachricht von dem Heranzuge Efrasiab's; er übergibt dem Siawusch die Schlüssel seiner Rüst- und Zeughäuser, worin Schwerter, Keulen, Helme, Gürtel, Panzer, Lanzen und Schilde; der König wählt ein auserlesenes Korps von zwölftausend Mann. Die Zahl von zwölftausend verdient hier Berücksichtigung, weil sie mehr als einmal in der morgenländischen Geschichte als die Kernzahl des Heeres erscheint; so die zwölftausend Janitscharen, welche von ihrer Gründung her und noch unter Suleiman dem Gesetzgeber den Kern des osmanischen Heeres bildeten. Kjaus wählte erst zwölftausend Reiter aus den Ländern Pars, Kjudsch, Boludschistan, Ghilan und der Wüste von Serudsch. Hiezu sey bemerkt, daß die wahre Aussprache der zweyten Landschaft nicht Beludschistan, sondern Bolodschistan lautet [1]), und daß nach der Angabe des Ferhengi Schuuri [2]) Serudsch ein Ort in Kerman ist; Kjaus wählt dann auch zwölftausend Fußgänger aus; Siawusch

---

[1]) Burhani Katii in der Konstantinopolitaner Ausgabe S. 166 und 679, und eben so in Ferhengi Schuuri I. Bl. 154.

[2]) I. Bl. 56.

begibt sich mit dem Reichshelden Rustem nach Sabulistan, wo er mit ihm und dessen Vater Saldestan die Zeit mit Jagen und Lustgelagen zubringt; sie ziehen dann gegen Balch, welches ihnen nach drey, in drey auf einander folgenden Tagen geschlagenen Schlachten die Thore öffnet; durch einen Traum erschreckt, läßt Efrasiab sich denselben auslegen und hält dann Kriegsrath; er schickt Gersiwes mit Geschenken an Siawusch, Geschenke von aller Art, nur keinen goldenen Thron:

Denn da er nur ein Pehliwan,
So steht ihm gold'ner Thron nicht an.

Siawusch schließt Frieden unter der Bedingniß der Auslieferung von hundert Geißeln, Blutsverwandten Efrasiab's, worauf dieser Bochara, Soghd, Samarkand, Dschadsch, Sipendschab räumt, und sich mit seinem Heere gegen Geng zurückzieht. Siawusch sendet den Rustem an Kjaus, welcher, mit dem geschlossenen Frieden unzufrieden, den Rustem nach Sistan zurückschickt, und seinen Feldherrn Thus mit einem Heere gegen Turan absendet. Siawusch beräth sich mit Behram und Senge, Sohn Schaweran's, um sich über den Friedensbruch, an dem er unschuldig, zu rechtfertigen, und beschließt, da er nicht mehr nach Iran zurückkehren kann, eine Zufluchtsstätte in Turan anzusprechen; Piranweise, der weise Wesir, räth zur Aufnahme des Prinzen, zu welcher sich Efrasiab entschließt, wiewohl er bemerkt, daß der junge Löwe, wenn ihm die Klauen wachsen, seinen Nährvater zerreißen dürfte. Efrasiab ladet durch ein Schreiben den Siawusch ein, und dieser, nachdem er den Befehl des Heeres an Behram abgegeben, begibt sich auf den Weg; zu Tirmed (nicht Termed) [1]) wird er auf das feyerlichste bewillkommt, und so durch alle Städte bis Kifdschaktaschi (nicht Kafdschak) [2]). Merkwürdiger als dieser Ort Kifdschaktaschi ist Katscharbaschi (Dist. 1320), in welchem sich schon der Name des turkmanischen Stammes der Katscharen befindet, aus welchem die heutige Herrscherfamilie Persiens. Siawusch und Efrasiab kommen zusammen, und letzter übertrifft in den ritterlichen, ächt persischen Künsten des Maillespiels, des Bogenspannens und Pfeilschießens alle Helden von Turan. In der Uebersetzung (S. 315) ist das Maillespiel als Ballenspiel durchgeführt: avec des balles et des raquettes, während es sich hier durchaus nicht um Ballen und Raketten, sondern um Ballen und Mailleschlägel handelt, denn Tschewgan hat hier durchaus keine andere Bedeutung als die des Mailleschlägels,

[1]) Ferhengi Schuuri Bl. 298 unter dem Hauptstücke Kesr.

[2]) Ebenda Bl. 226 unter Kesr.

und der dazu bestimmte Rennplatz bey den Byzantinern Τζευκανιςηριον *); so ist auch die Uebersetzung des Wortes Dschüft (S. 314, Dist. 1453) mit adversaire nicht ganz richtig, indem Dschüft nur ein Paar oder den Spielgenossen (auf englisch match) bedeutet. Efrasiab geht mit Siawusch auf die Jagd und Piran gibt ihm seine Tochter Dscherire zur Gemahlin; im Dist. 1513 findet sich das deutsche Mama und Papa fast ganz unverändert im persischen Mam und Bab. Piran beredet seinen Schwiegersohn Siawusch selbst, sich um die Hand von Ferengis, der Tochter Efrasiab's, zu bewerben. Efrasiab wird hiezu ebenfalls (troß seiner Furcht vor dem jungen Löwen) überredet, und gibt ihm mit der Hand seiner Tochter die Statthalterschaft von Choten, wo Siawusch die nach seinem Namen benannte Stadt Geng Siawachsch baut. Die Lage dieser Stadt, welche bald Siawachschdis, bald Gengdis (Gangdiz, richtiger Gengdije) heißt, ist von künftigen Reisenden in Choten zu bestimmen. Efrasiab schickt seinen Wesir Piran in die Länder von der Gränze Indiens bis in's Land der Chasaren, und Siawusch baut eine zweyte, nach seinem Namen genannte Stadt, nämlich Siawuschgird; der Audienzsaal derselben war auf einer Seite mit den Gemälden iranischer, auf der anderen Seite mit denen turanischer Helden geschmückt; diese alte Sitte hat sich, wie aus Reisebeschreibungen bekannt, bis auf heute in den Pallästen persischer Schahe fortgepflanzt. Piran besucht Siawuschgird und ist entzückt über die Schönheiten der neuen Stadt. Efrasiab, erfreut über den für seine Tochter gebauten schönen Pallast und über die Geburt seines Enkels Firud, schickt den Gersiwes nach Siawuschgird, wo derselbe, von Siawusch im Maillespiele und im Ringen besiegt, unauslöschlichen Groll auf ihn wirft, und ihn bey Siawusch verläumdet. Siawusch schreibt an Efrasiab, der ihn auf den treulosen Bericht von Gersiwes mit dessen Gemahlin zu sich berufen, um sich vor der Hand mit dem Kindbette seiner Gemahlin zu entschuldigen; Gersiwes stachelt den Efrasiab noch mehr auf, indem er ihm berichtet, daß Siawusch ihm gar nicht entgegengekommen, den Brief weder gelesen noch angenommen, und ihm den letzten Platz vor seinem Throne angewiesen, daß er ein Schreiben aus Iran empfangen und daß jeden Augenblick ein griechisches und chinesisches Heer den Thron Turan's gefährden könne. Efrasiab zieht wider Siawusch zu Feld, der nach einem Unglück vorbedeutenden Traume von seiner, im fünften Monate schwan-

*) Konstantinopolis und der Bosporos I. 240 nach Du Cange L. II. p. 723.

geren Gemahlin Ferengis Abschied nimmt, und ihr den Sohn, den sie zur Welt bringen würde, Keichosrew zu nennen befiehlt. Hr. v. M. schreibt Keichosru, wie Rec. ebenfalls des Wohllautes willen in der Schirin geschrieben, aber die richtige Aussprache ist Chosrew, so wie Firdewsi und nicht Firdusi. Siawusch fällt in die Hände von Efrasiab, der trotz der Vorstellungen seines Bruders Pilsem unter Weheklagen von Ferengis denselben auf das Anstiften von Gersiwes durch Gerui ermorden läßt. An dem Orte, wo das Geschirr mit seinem Blute ausgegossen ward, sproß die Pflanze, welche Chuni Siawuschan, d. i. das Blut von Siawusch, heißt, und deren Name also bey den Morgenländern eben so wie bey den Abendländern als capillus Veneris ausgezeichnet ist. Pilsem klagt den Schmerz über diese ungerechte Gewaltthat seines Vaters seinen Freunden Lehhak und Ferischwerd, mit denen er aufsitzt, um die Trauerkunde dem Piran zu bringen, der wenigstens das Leben Ferengis zu retten trachtet. Efrasiab, durch die Geburt des Enkels besänftigt, läßt denselben zwar nicht umbringen, aber wie Astyages den Kyros aussetzen. Wenn, wie es höchst wahrscheinlich, diese altpersische, von Xenophon in der Cyropädie zum Roman verschönerte Sage wirklich in der altpersischen Geschichte wurzelt, so ist der Astyages Herodot's *), der von Diodor Aspadas genannt wird, einer und derselbe mit dem Efrasiab des Schahname, und seine Tochter Mandane die Ferengis; das persische Kei, d. i. das deutsche Kaiser (älter als Cäsar) ist augenscheinlich die erste Sylbe sowohl von Kyros als von Kyaxares. Piran empfiehlt das ausgesetzte Kind der Obsorge der Hirten des Berges Kala; als Keichosrew zum Jüngling herangewachsen, verlangt Efrasiab ihn zu sehen, aber Piran weigert sich dessen, bis Efrasiab ihm nicht einen königlichen Eid geschworen wie Feridun: bey seinem Glücke und seiner Krone; Tur: bey Gott, dem Vertheiler der Gerechtigkeit, und Sadschem, der Großvater Efrasiab's: beym Mars, Saturnus und der Sonne geschworen. Efrasiab schwur: bey Gott, dem Schöpfer der Welt, des Raumes und der Zeit, daß dem Jüngling nichts Uebles geschehen solle. Keichosrew, vom Könige beschenkt, kehrt nach Siawuschgird zurück. Hier hebt ein neuer Gesang des Schahname mit dem Zuge Keichosrew's nach Iran an, und Firdewsi beklagt in seinem acht und funfzigsten Jahre sein Alter und die entflohenen Freuden der Jugend:

---

*) Ganz unverantwortlich sagt Kannegießer in der Ersch'schen Encyclopädie, daß Astyages von Herodot Kyaksares genannt wird; der Astyages Herodot's ist der Astyigas des Ktesias.

Der Kelch von acht und funfzig ist geleert,
Mir ist nur Sarg und Friedhof noch gewährt.
Ach Rosen! Süßigkeit! und Moschushaare!
Ach schneidend persisch' Wort der dreyßig Jahre!

Das vorletzte Hemistich ist nicht ganz richtig übersetzt mit: Helas! la rose et le doux parfum de la trentaine! Der Moschus als Metapher der Jugend bedeutet immer nur das schwarze Haar im Gegensatze des Kampfers, welcher die Metapher für das graue; es handelt sich hier also nicht um den Geruch, sondern um die Farbe des Moschus; Choschab ist der süße Trank der Jugend. Firdewsi fährt fort:

Fasan hält nicht um wilde Rosen Reigen,
Weilt bey Granatenblüh, Cypressenzweigen.

Nesrir ist die Rosa canina und nicht die Rose von Jericho, und Schahi serw heißt ein Cypressenast und nicht Cypressenknospe, Bourgeon de cyprès:

Vom Schöpfer flehe ich, er wolle geben
In dieser Welt mir noch so langes Leben,
Daß ich aus dieses alten Buchs Geschichten
Ein Denkmal in Gesängen mög' errichten;
Denn wer dem Worte Recht läßt widerfahren,
Den wird Erinn'rung gute einst aufbahren.

Ein Seitenstück zu diesem rührenden Ergusse des greisen Dichters ist der Vers des LXX. Psalmes, wo David auf den Herrn vertraut, daß er ihm noch den Arm stärken werde, dessen Lob zu singen. Sobald Kjaus das traurige Schicksal von Siawusch erfahren, beruft er seine Helden, wie Thus, Guders, Giw, Schapur, Ferhad, Behram, Gurgin, Milad's Sohn, Feriburs, Sohn des Kjaus, Rehham den Löwen und Gurase den Drachen, vor allen aber Rustem zu sich, und tödtet die Sudabe. Rustem, der Herr von Sabulistan, mustert die Krieger von Kabulistan, die mit hunderttausend iranischen Kriegern sich im Walde von Narwen versammelten. Feramurs, der Sohn Rustem's, tödtet Werasad, den König von Sipendschab. Efrasiab sendet seinen Sohn Surche wider Rustem; dieser besiegt ihn und läßt ihm durch Seware den Kopf abschneiden; Efrasiab nimmt das Feld zur Rache des Sohnes an Rustem, der auch den jüngeren Bruder Efrasiab's, den Pilsem, tödtet; Efrasiab, gezwungen zu fliehen, beräth sich mit Piran, was mit dem Teufelskind Keichosrew anzufangen, und Piran räth ihm, denselben nach Choten zu schicken. Rustem herrscht nun durch sieben Jahre in Turan und bemächtigt sich zu Geng des herrlichen Schatzes Efrasiab's, aus dem er dem Thus den berühmten elfenbeinernen Thron mit der Inve-

stitur der Stadt Tschadsch verleiht. Der Schatz Efrasiab's ist einer der berühmten sieben Schätze des Chosrew Perwis, und wird als solcher im Ferhengi Schuuri (II. Bl. 292) besonders aufgeführt. Rustem verwüstet Turan; in einer Strecke von mehr als tausend Parasangen stieg der Rauch brennender Städte und Wälder auf; die Großen Turan's redeten ihm zu, weil er ein Held (Tschire) nicht unschuldiges Blut zu vergießen; Tschu tschire schüdi heißt: da du ein Held bist, was mit puisque tu es le maitre frey übersetzt ist. Rustem eilt an die Gränze von Kifdschakbaschi und kehrt nach Iran zurück. Die Tochter Rustem's, Banuguschesp, d. i. die Frau Morgenstern oder Abendstern, die Gemahlin Giw's, wird schon hier Mehin Mehan Banu, d. i. die Große der großen Frauen, oder wie es in der Uebersetzung heißt: la reine des reines, betitelt. Mehin Banu heißt in den späteren Bearbeitungen der Schirin auch die Königin Georgiens, und noch heute in Persien die erste der Frauen als Gebieterin des Harems. Giw begibt sich nach Turan, um Keichosrew aufzusuchen, und empfiehlt die Sorgfalt seines Vaters, des alten Helden Guders, der Sorgfalt seines Sohnes Bischen. Sieben Jahre lang durchtrabte Giw ganz Turan, seine Lenden waren vom Reiben des Schwertes, des Gürtels und der Riemen geschunden, endlich fand er den Keichosrew an einem frischen Quell, und begab sich mit ihm nach Siawuschgird. Keichosrew findet das Schlachtroß Behsad seines Vaters, und bricht mit seiner Mutter Ferengis und Giw nach Iran auf. Piran verfolgt sie, und gelangt an's Ufer des Flusses Gülserijun, während die Flüchtigen auf dem anderen. In einem Zweykampfe macht Giw den Piran zum Gefangenen; sie halten Reden wie die Helden Homers. »Ich bin,« sagt Giw, »der Sohn des Guders, des Ersten der Tapferen, der Freygeborne; ich bin Giw und du bist der Türke Piran, von schlechtem Glück.« Piran kehrte traurig nach Choten zurück und Keichosrew setzte seinen Weg nach Iran in entgegengesetzter Richtung fort; er setzte über den Dschihun (Oxus), und kömmt erst nach Sem und dann nach Ißfahan; Guders empfängt ihn mit allen dem Thronerben gebührenden Ehren, und Keichosrew gelangt endlich zu seinem Großvater Keikawus. Zu Istachr (nicht Istakher) im Pallaste Kjeschwad's wird dem Keichosrew von allen Helden Iran's als ihrem zukünftigen König gehuldigt, nur Thus, der Reichspanierträger, weigert sich, ihn anzuerkennen, weil er des Vorrechts der Heerpauken, der goldenen Sandalen und der Obhuth der Reichsfahne Kjawiani diresch genoß, also der Gran Alfiere oder Gonfaloniere Persiens; er behauptete, Feriburs, der Sohn des Kjaus, sey des

Thrones würdiger als der Enkel Keichosrew, dessen Mutter aus turanischem Geblüte. Guders, der Schirmer Keichosrew's, erzürnt sich wider Thus, und beyde legen die Frage dem König zur Entscheidung vor; dieser, dem sein Sohn und Enkel gleich lieb, entschied, daß sie sich nach Erdebil begeben sollten, wo Ahriman alljährlich die Anbeter des wahren Gottes bedränge, so daß kein Mobed dort wohnen könne; wer von beyden Kronprätendenten dort das Gränzschloß Behmen erobere, deß sey auch der Thron. Thus und Feriburs greifen das Schloß vergeblich an; sobald sie ohne Erfolg zurückgekommen, rüstet sich Guders zu diesem Feldzuge; die Blüthe der Helden mit goldenen Sandalen und Halsbändern von Granaten (nicht Colliers d'ambre, denn Bidschade heißt Granate und nicht Ambra) versammelten sich um die blaue Reichsfahne. Keichosrew bindet an einen Speer einen Afforderungsbrief der Uebergabe des Schlosses, an Ahriman gerichtet, und sendet damit den Giw gegen das Schloß; dieser stößt mit dem Speere im Namen Gottes an die Mauer, Finsterniß deckt die Erde, als aber auf Befehl Keichosrew's das Heer eine Wolke von Pfeilen gegen das Schloß schießt, verschwindet die Finsterniß, ein helles Licht zeigt eine offene Bresche der Mauer, wodurch das Heer in die von den bösen Genien verlassene, mit vielen Pallästen und Gärten geschmückte Stadt einzieht; an der Stelle, wo das Licht aufgeleuchtet hatte, baute Keichosrew dem Feuer Aserguschesp einen Tempel mit Gemächern für die Mobede. Keikawus setzt seinen siegreichen Enkel auf den Thron. Das folgende letzte Buch dieses Bandes ist das erste der Regierung Keichosrew's, und beginnt mit dessen erstem Feldzug wider Efrasiab; von den ersten Helden Iran's, wie Thus, Guders, Giw, Gurgin, Kjustehem, Behram, Rehham, Bischen, Eschkesch, Feriburs, Senge begleitet, machte Keichosrew, der zwölfte dieser Tafelrunde, die Reise durch Iran; er verspricht seinem Großvater, ihn an Efrasiab zu rächen; er mustert sein Heer, zuerst die Glieder der königlichen Familie, hundert zwanzig Sipehpede (Generäle) unter dem Befehle von Feriburs das Haus des Königs; dann das Haus Newder's, achtzig wackere Krieger mit Keulen bewaffnet; hierauf Thus der Reichspanierträger, dann Guders mit seinen acht und siebzig Söhnen; hierauf drey und sechzig Helden der Familie Kjuschdehem unter dem Befehle von Kjustehem; hundert der Familie Milad, deren Anführer Gurgin; fünf und siebzig Verwandte Tewabe's; die königliche Schatzwache von Barte geführt; drey und sechzig Wackere der Familie Pescheng, des Eidams von Thus; siebzig Verwandte Bersin's von Ferhad und endlich hundert zwanzig

der Familie Gurase, von diesem selbst geführt. Diese Musterung erinnert an die Beschreibung des persischen Heeres das Darius bey Curtius. Der König bestimmte zweyhundert goldgestickte Kleider, hundert seidene und reiche Stoffe und zwey rosenwangige Sklaven dem Helden, der ihm die Krone bringen würde, welche Efrasiab seinem Eidam Teschaw auf den Kopf gesetzt. Bischen, der Sohn Giw's, nahm dies Geschenk, so wie das reichere, von zehn Sklaven, zehn reich gezimmerten Pferden und zehn Mädchen, welche der König dem bestimmte, der ihm die schöne Sklavin, Begleiterin Teschaw's in Schlachten, zuführen würde. Zwey goldene, mit Moschus gefüllte Becher, zwey silberne mit Edelsteinen gefüllt, drey Tassen, eine von Topas, eine von Türkis, eine von Lazur, voll mit Carniolen (Aatik, also nicht des grenats) und Smaragden, zehn Sklaven und zehn Pferden dem Ueberbringer des Kopfes Teschaw's bestimmt. Zehn goldene, mit Moschus und Edelsteinen bedeckte Tische, zehn schöne, mit Stirnbinden und Gürteln geschmückte Sklavinnen, zweyhundert mit goldenen Figuren gestickte seidene Stoffe, eine königliche Krone dem, der das kühne Werk vollbringen würde, das von Efrasiab am Flusse Kjaserud als Damm aufgeschichtete Holz zu verbrennen; diese beyden Geschenke nahm Giw in Anspruch. Endlich hundert vielfärbige reiche Stoffe, hundert Perlen des reinsten Wassers und fünf Kronen tragende Sklavinnen für den Kühnen, der es wagen würde, dem Efrasiab eine Botschaft zu überbringen; Gurgin, der Sohn Milad's, legte die Hand darauf. Rustem macht dem Keichosrew den Vorschlag, Sabulistan, seine Landschaft, welche ehemals dem Reiche von Turan unterworfen, von Minotschehr aber für Iran erobert worden war, von Seite Indiens zu sichern, und erhält den Auftrag, sich dorthin zu begeben. Keichosrew mustert sein Heer, dessen Helden wir schon kennen, und von denen wir hier nur den Ritter Eschkesch, einen Helden der Familie Kobad, nennen wollen, weil derselbe an der Spitze der Wackeren von Kjodsch und Bolodsch: des braves de Cutch et du Beloudjistan; dieß wäre auf deutsch Kütsch und Beludschistan auszusprechen, während die richtige Aussprache Kjodsch oder Kiodsch, und Bolodsch oder Bolotsch. Das Wörterbuch Ferhengi Schuuri erwähnt dieser beyden Völker an zwey Stellen*); bey der zweyten wird gerade dieses 324. Distichon nur mit der Variante be girdar statt si Gurdan angeführt, und hinzugesetzt, daß diese Kotsch Bolotsch ein räuberisches, blutdürstiges

*) I. Bl. 211, II. Bl. 276: Bai masmum-wawi medschhul.

Volk, das, wenn es Andere nicht bekriegen kann, unter sich selbst kriegt. Nun beginnt die Episode Firud's, des Stiefbruders von Siawusch aus der Tochter Piran Weise's; hier erscheint schon das Schloß Kelat, das erst im verflossenen Jahrhundert als Nadirschahs Schatzhort in Europa bekannt geworden. Firud zieht von da auf der Straße des Berges Siped Kjuh in den Distrikt Enbuh. Die Scene zwischen Firud und seiner Mutter Dscherire ist rührend; Firud und Tochare ziehen aus, das iranische Heer zu beobachten, und Behram geht auf sie zu; durch ihn fordert Firud den Thus auf Zweykampf; Firud tödtet ein Paar iranische Helden, wird aber von Bischen, dem Sohne Giw's, erschlagen, die verzweifelte Mutter ersticht sich selbst; dieser Selbstmord ist so merkwürdiger, je weniger derselbe im Geiste des Orients weder in Geschichten noch Gedichten (Schirin ausgenommen) sonst vorkömmt. Thus führt das Heer gegen Kjaserud und Bischen erlegt den turanischen Helden Palaschan. Das Schneegestöber und die grimmige Kälte, wovon das iranische Heer in den Steppen Chorasan's überfallen wird, findet ihr Seitenstück in dem Schneesturme, welchen das Heer Sultan Mahmud's auf seinem Rückzuge aus Indien in der Wüste auszustehen hatte [1]), und in den berühmten Winterfeldzügen Timurs und Napoleons in Rußland. Behram macht den Kebude zum Gefangenen; Teschaw kämpft wider die von Iran, und Piran Weise überfällt dieselben bey Nacht; nach der verlorenen Schlacht, worin Guderf seine Söhne und Enkel verloren, ward Thus von Keichosrew abberufen. Feriburf schlägt dem Piran vergeblich einen Waffenstillstand vor, die Iranier werden wieder geschlagen, Teschaw tödtet den Behram und wird von Giw erschlagen. So endet das erste Buch der Regierung Keichosrew's, deren Fortsetzung der dritte Band dieses herrlichen Werkes bald bringen möge! Zum Schlusse unserer Anzeige übersetzen wir einige der ethischen Distichen des vorliegenden Bandes, an denen das Schahname so reich, und womit meistens die Gesänge beginnen:

Wenn ein Orkan vom Himmelswinkel wettert,
Orangen unreif auf die Erde schmettert,
Soll den Gerechten heißen ich Tyrann?
Den Tugendlosen tugendhaften Mann [2])?

---

[1]) Gemäldesaal IV. 132.

[2]) Sitemkjare chuanimesch er dadger-hünermend gujimesch er bihüner. Die wörtliche Uebersetzung dieses Distichons ist: Soll ich ihn ungerecht nennen wenn er gerecht, und tugendhaft wenn er tugendlos; und nicht: l'appellerons-nous juste, équitable où inique? So auch das folgende Distichon: eger merg dadest,

Gerechten Tod sollst ungerecht nicht nennen,
Was soll die Weheklag', Geheul und Thränen?
Wiss', dies Geheimniß klärt sich dir nicht auf,
Und dieser Vorhang rollt sich dir nicht auf *).
Es gehen Alle ein durch diese Pforte,
Die sich nicht öffnet mehr um gute Worte.
Wenn durch den Tod du kömmst in bess'res Land,
Und Ruhe triffst und sich'ren Unterstand,
So sey zuerst von Tapferen und Jungen
Der Tod als Glück gepriesen und besungen!
Wenn einmal ist ein Feuer angezündet,
So brennt es fort so lang es Nahrung findet,
Kein Wunder wenn es brennet sonder Frist,
Wie neuer Ast aus alter Wurzel sprießt,
Der Hauch des Tod's entflammt des Feuers Zungen,
Verschonet nicht die Alten noch die Jungen.
Wie sollen Junge sich der Welt erfreu'n,
Man gräbt ja nicht allein die Alten ein.
An diesem Orte keiner weilend bleibt,
Sobald der Tod das Pferd des Looses treibt.
Gerechtes sollst du ungerecht nicht nennen,
Und was gerecht erfordert keine Thränen.
Erkenne, wenn du wirklich gläubig bist,
Daß Jugend, Alter eins am Ende ist.
Hast du das Herz mit Glaubensschatz gefüllet,
So schweig, als Diener sey wie Gott gewillet;
Anbetend heb' dein Herz zu Gott empor,
Bereite dich zum letzten Tage vor.
Du hast dich über Gott nicht zu beklagen,
Wenn du den Diw nicht in der Brust getragen.
Geh' durch die Welt mit glaubensvollem Schritt,
Und nimm zuletzt Ergebung als Gepäcke mit.

Das Horazische aequo pulsat pede pauperum tabernas regumque turres findet sich auch in der folgenden Stelle der Rede, die Rustem an seinen Bruder richtet:

Wer Roß besteigt und sprenget fort hintan,
Klopft doch zuletzt am Thor des Todes an;
Hätt' er gelebet mehr als tausend Jahre,
So führte ihn sein Weg doch nur zur Bahre.
Schau den Dschemschid, der auf dem Throne saß,
Den Bändiger der Diwe Tahmuras;
Die Welt hat ihres Gleichen nicht gesehen,
Sie mußten doch zuletzt zu Gott eingehen;
Da ihnen nicht geblieben diese Welt,
So ist auch gleicher Pfad für mich bestellt.
Sag' meinem Vater Sal: du sollst vom Herren
Der Welten deine Blicke nicht abkehren,

heißt: wenn der Tod Gerechtigkeit, und nicht: si la mort est une nécessité.

*) Auch im Original dasselbe Reimwort nist.

Nimm seine Schlachten nicht leichtfertig auf,
Und richt' nach seinem Willen ein den Lauf;
So Alt' als Junge sind dem Tod verfallen,
Und Niemand wird auf Erden ewig wallen.

Hammer-Purgstall.

Art. IV. Karl Ottfried Müller's Geschichte der griechischen Literatur bis auf das Zeitalter Alexanders. Nach der Handschrift des Verfassers herausgegeben von Dr. Eduard Müller. Erster Band VIII und 496, zweyter Band 440 S. gr. 8°. Breslau, in Verlage von Josef Max und Komp., 1841.

Obgleich unvollendet und abbrechend wo wir es am wenigsten wünschen, nimmt diese Geschichte der griechischen Literatur nichts desto weniger eine vorzügliche Stelle unter den zahlreichen und gediegenen Werken ein, wodurch der verewigte O. Müller die Kenntniß des klassischen Alterthums ungemein gefördert und seinen Namen vor so vielen anderen ausgezeichneten Philologen berühmt und unvergeßlich gemacht hat. Sie bildet nebst dem schätzbaren Handbuche der Archäologie der Kunst jene Reihe unter den Müller'schen Schriften, in welchen die Ergebnisse weitläufiger Forschungen in kurzen Umrissen mitgetheilt und zu einer philologischen Disciplin vereinigt werden. Denn Müller war nicht allein mit Scharfsinn und Gelehrsamkeit in vorzüglichem Maße ausgestattet, um schwierige Untersuchungen über einzelne Fragen auf dem Gebiete des klassischen Alterthums mit Erfolg anstellen zu können, sondern der freye und ein Mannigfaltiges leicht überschauende Blick seines Geistes machte es ihm auch möglich, in dem beschränkten Umfange eines Handbuches den Bereich einer ganzen Wissenschaft zu durchwandern und ihren Inhalt in gedrängter Darstellung klar und faßlich vorzutragen. Das beste und gelungenste Werk dieser Art ist sein vorher genanntes Handbuch der Archäologie der Kunst: seine Geschichte der griechischen Literatur kann, was Zweckmäßigkeit der Anlage und Ausführung betrifft, einen Vergleich mit der Archäologie kaum bestehen, obgleich sie in anderer Hinsicht nicht weniger lehrreich und anziehend ist.

Ehe ich jedoch auf diesen Punkt näher eingehe, scheint es zweckmäßig, über die Entstehungsweise des zur Beurtheilung vorliegenden Buches Einiges vorauszuschicken, weil daraus dessen Gestalt und Beschaffenheit sich zum Theil erklären läßt.

Müller hat, in Folge einer Aufforderung von der englischen Societät zur Verbreitung nützlicher Kenntnisse, im Jahre 1836 angefangen, eine Geschichte der griechischen Literatur auszuarbeiten.

Davon war einige Zeit vor seiner Abreise nach Italien und Griechenland (1839) eine Darstellung der griechischen Literatur von ihren Anfängen bis zum Verfalle der Tragödie zur Zeit des macedonischen Philippus vollendet worden, und ist während Müllers Abwesenheit zu London in englischer Sprache erschienen: History of the literature of ancient Greece by K. O. Müller. Vol. I. London. Baldwin and Chadoch. 1840. 8. Allein schon gegen Ende des Jahres 1837 beabsichtigte der Verfasser, diese Geschichte der griechischen Literatur auch in deutscher Sprache in seinem Vaterlande herauszugeben, und es würde dieses, nach der Mittheilung des jetzigen Herausgebers, wohl das erste literarische Geschäft gewesen seyn, dem sich Müller unterzogen haben würde, wenn ihm die Rückkehr in die Heimat beschieden gewesen wäre. Aber ein hitziges Fieber machte im Spätsommer des Jahres 1840 seinem edlen und rastlos thätigen Leben auf griechischem Boden plötzlich ein Ende. Zum Glück für das Werk, dessen Anzeige uns jetzt beschäftigt, war dieser unerwartete Fall von dem Verfasser desselben doch als möglich erwogen und die nöthige Fürsorge nicht versäumt worden: denn kurz vor seiner Abreise hatte dieser seinen Willen schriftlich dahin erklärt, daß im Falle seines Todes die beyden ersten bis dahin ausgearbeiteten Theile der griechischen Literaturgeschichte durch seinen Bruder, den ebenfalls durch Schriftwerke rühmlichst bekannten Eduard Müller, veröffentlicht werden sollten. Ueber seinen Antheil bey Bekanntmachung des Werkes gibt der bescheidene Herausgeber S. VI folgenden Aufschluß: »Meine Pflicht war es, für den genauen und möglichst fehlerlosen Abdruck des vollkommen druckfertigen Manuskripts Sorge zu tragen, nur einzelne Partieen von verhältnißmäßig geringem Umfange mußten nach einem nicht überall ganz lesbaren Bruillon mit Benutzung der englischen Uebersetzung an's Licht gestellt werden. Hier habe denn allerdings ich hie und da für ein und den andern Ausdruck Rede zu stehen. Sonst habe ich der Natur meiner Aufgabe nach zu irgend erheblichen Aenderungen so wie zu Zusätzen eigener Hand, wären es auch nur Citate aus später erschienenen Schriften, mich nicht ermächtigt geglaubt. Auch hätte ich wenig geben können, was neben der Arbeit des Verstorbenen seinen Platz würdig zu behaupten vermocht hätte. Die Benutzung des Werkes zu erleichtern habe ich ein Register beygefügt. Möge dieß seinem Zwecke entsprechen und die ganze äußere Gestalt, in welcher dieß Opus postumum eines Mannes, der so Vielen lieb und theuer war, an's Licht tritt, des Autors nicht unwürdig befunden werden.« Das deutsche Werk enthält in seinen beyden Bänden nicht nur Alles, was schon früher in England erschienen war, sondern noch zehn neue Kapitel,

und in diesen wird erstens eine Geschichte der griechischen Komödie von ihren Anfängen bis auf Menander gegeben, zweytens eine Geschichte der lyrischen und epischen Poesie während des Vorherrschens attischer Bildung, drittens eine Darstellung der attischen Beredsamkeit von ihrem Beginne bis auf Isokrates; diese Geschichte der attischen Beredsamkeit wird durch einen Abschnitt über die politische Geschichtschreibung des Thucydides (34. Kap.) unterbrochen und in zwey Hälften getheilt (31—33 und 35—36 Kap.). Auf die Philosophen ist Müller im zweyten Theile nicht wieder zurückgekommen, und das Fehlen einer Erörterung über die Reden des Demosthenes läßt am Ende der Geschichte der attischen Beredsamkeit eine besonders fühlbare Lücke offen.

Aus diesen Thatsachen ergibt sich, daß Müller frühere Vorarbeiten benutzte, als er der Aufforderung jener englischen Gesellschaft, eine Geschichte der griechischen Literatur für sie zu schreiben, Folge leistete, weil er sonst mit der obgleich nur theilweisen Ausführung eines so schwierigen Werkes nicht so bald zu Stande gekommen wäre; daß zweytens der größere Theil dieses Buches zunächst für Engländer abgefaßt ist. Diese beyden Umstände machen Vieles, was sonst an Inhalt und Anlage der Müller-schen Literaturgeschichte befremden könnte, begreiflich. Daher wird es angemessen seyn, über beyde ausführlich zu sprechen und ihren Einfluß auf die Gestaltung eines anziehenden Werkes darzulegen.

Jene Vorarbeiten, aus welchen Müller in kurzer Zeit eine Geschichte der griechischen Literatur für die oben genannte englische Gesellschaft zusammensetzte, waren ohne Zweifel Aufzeichnungen, die der Verfasser zum Gebrauche bey mündlichen Vorträgen sich gemacht hatte. Denn zu dem Kreise der Vorlesungen, welche Müller als Professor der klassischen Philologie an der Göttinger Universität zu halten pflegte, gehörte auch die Geschichte der alten griechischen Literatur. In diese Vorlesungen, welche das Bedürfniß jüngerer Männer berücksichtigten, hatte Müller manches mit aufgenommen, was in der Literaturgeschichte als solcher keine Stelle finden sollte, für Anfänger aber willkommen und anziehend war. Andererseits hatte er mehrere Punkte ganz übergangen oder nur kurz angedeutet, welche in einer vollstandigen Literaturgeschichte zur Sprache kommen müssen. Auf diese Weise konnte Müller bey den Hauptgestalten der griechischen Literatur länger verweilen und seine Vorträge dadurch interessanter machen. Dieses Verfahren bey akademischen Vorlesungen kann wohl kaum anders als ein sehr zweckmäßiges genannt werden, und in sofern Müller durch seine in der Einleitung gegebene Erklärung, daß er besonders auf jugendliche Leser rechne, aussprechen wollte, er

habe ein Bild seiner mündlichen Vorträge einem größeren Kreise solcher Leser zu geben beabsichtigt, ist dagegen nichts zu erinnern. Allein der Hauptzweck des Verfassers, eine Geschichte der griechischen Literatur zu schreiben, mußte dadurch nicht selten in den Hintergrund treten, und das ganze Werk ist weniger eine Literaturgeschichte als eine Kulturgeschichte des griechischen Volkes mit vorzüglicher Berücksichtigung seiner literarischen Erzeugnisse. Die letztere ist es, welche Müller ankündigt, wenn er in der Einleitung (S. 1) schreibt: »Wir haben es hier mit der griechischen Literatur als einem Haupttheile der Bildung des Volkes zu thun, und unsere Aufgabe ist zu zeigen, wie jene ausgezeichneten Werke menschlicher Rede, welche wir mit Recht noch immer die klassischen Schriften der Griechen nennen, auf eine naturgemäße Weise aus der Sinnesart der griechischen Völkerschaften und aus dem Zustande ihres geselligen und bürgerlichen Lebens hervorgingen, und wie sich in ihnen der Geist und Geschmack und das ganze innere Leben jener von der Natur vor allen andern reichbegabten Nation ausprägt. Nach diesem Grundsatze mußte der größte Theil der griechischen Schriftwerke, nämlich alle, welche nicht in unmittelbarer Beziehung zum geselligen und bürgerlichen Leben der Hellenen stehen, von der Behandlung ausgeschlossen werden: allein dazu wollte Müller, wenn er sein Werk hätte vollenden können, sich doch nicht entschließen, sondern die späteren und weniger klassischen Schriften sollten zwar auch berücksichtigt, aber nur kurz behandelt werden, so daß dem langen Zeitraume der griechischen Literatur nach Alexander ein dritter Theil von dem Umfange eines der beyden vorliegenden genügt haben würde. »Hierdurch wird,« schreibt Müller S. 2, »auch die Eintheilung unseres Stoffes bestimmt, indem wir im ersten Theile die Ausbildung der Poesie und Prosa vor der Zeit des Vorherrschens der attischen Bildung verfolgen, im zweyten Theile die Blüthe der Dichtkunst und Beredsamkeit in Athen schildern und im dritten Theile die Geschichte der griechischen Literatur in dem Zeitalter nach Alexander darstellen, einem Zeitraume, der, obwohl er eine weit größere Anzahl von Schriftwerken hervorgebracht hat als die früheren, dennoch, der Absicht des gegenwärtigen Werkes gemäß, weit kürzer wird behandelt werden können, da die Literatur in diesem Zeitalter Sache der Gelehrten geworden war und ihren belebenden Einfluß auf die Masse des Volkes verloren hatte.« Wäre die letzte Behauptung der vorstehenden Erklärung im strengen Sinne des Wortes wahr, so hätte Müller, der Absicht seines Werkes gemäß, von dem ganzen dritten Zeitraume Umgang nehmen müssen. Allein das wäre sicher keine Geschichte

der Literatur mehr, welche nur bis zu einem gewissen Zeitpunkte vorschreiten könnte und dann abbrechen müßte. Selbst eine Kulturgeschichte des hellenischen Volkes wird in dem Zeitalter nach Alexander von der damaligen Literatur nicht absehen können: denn ihr Einfluß auf die Masse des Volkes hat nie aufgehört, obgleich die Wechselwirkung zwischen dem Leben und der Literatur minder entschieden hervorgetreten ist, als in der früheren Zeit, wo Poesie und Prosa eben durch ihre innige Beziehung zum gesellschaftlichen und bürgerlichen Leben zu einer vorzüglichen Blüthe gelangten.

Die Neigung des Verfassers, bey den anziehenden und vollkommenen Erzeugnissen der griechischen Literatur länger zu verweilen, dagegen von den weniger vollendeten bald los zu kommen, ferner der Wunsch, von seinen Forschungen über Kultur- und Völkergeschichte des alten Hellas auch in diesem Werke Gebrauch machen zu können, scheint ihn bewogen zu haben, die Geschichte der griechischen Literatur von dem angegebenen Gesichtspunkte zu behandeln. Allein der Literaturgeschichte muß es an und für sich gleichgültig seyn, ob ein Werk mehr oder weniger vollkommen ist oder nicht, da sie das Verhältniß zwischen Stoff und Form der Schriftwerke zu erklären und darzustellen hat. Die jedesmalige Form ist nämlich abhängig von der Behandlungsweise eines Stoffes, und das ist es, was die Literaturgeschichte zu betrachten hat. Müller ist in seinem Werke über die natürlichen Schranken der Literaturgeschichte hinausgegangen, indem er die Schriftwerke als einen Maßstab der Kultur des hellenischen Volkes betrachtet, und demgemäß sich vorzugsweise mit ihrem Inhalte beschäftigt. Dadurch aber wird dieser Disciplin eine Aufgabe gestellt, welche das Maß der Kräfte eines Sterblichen übersteigt. Denn um den Inhalt der verschiedenen Schriftwerke darlegen und beurtheilen zu können, müßte der Urheber einer derartigen Literaturgeschichte nicht nur Philolog und Historiker seyn, sondern er müßte mit Medicin, Jurisprudenz, Philosophie, Mathematik u. dgl. sich vollkommen vertraut gemacht haben. Müller selbst muß das Mißliche seiner Behandlung der griechischen Schriftwerke schon in den beyden fertigen Theilen einigemal gefühlt haben, noch mehr aber würde ihm dieses begegnet seyn, wenn er auch zur Ausarbeitung des dritten gekommen wäre. Denn daraus erkläre ich mir, daß z. B. von Hippokrates weder im ersten noch im zweyten Theile die Rede ist, daß der Inhalt aller erhaltenen Tragödien des Aeschylus, Sophokles und Euripides angegeben, von den Siegsgesängen des Pindar aber nur einige in gleicher Weise behandelt sind. Plato und Demosthenes fehlen ganz, allein eine Behandlung ihrer zahlreichen

Schriften nach dem Maßstabe, der bey anderen gleich bedeutenden Autoren angelegt ist, könnte einen ganzen Band füllen. Auch darüber, wie die Darstellung philosophischer Schriften in einer Literaturgeschichte sich unterscheiden solle von einer Betrachtung ihres Inhalts in der Geschichte der Philosophie, scheint sich Müller nicht in's Klare gesetzt zu haben. Zwar wird dieser Unterschied von ihm anerkannt, und wo er zum ersten Male der philosophischen Schriften im Laufe seines Werkes gedenkt (I. 430), lesen wir die Erinnerung: »Da die Aufgabe dieses Werks keine Geschichte der Philosophie, sondern der griechischen Literatur und Bildung ist: so haben wir auch in Betreff der ältern griechischen Philosophen nicht die Frage zu beantworten, die ein Werk von jenem Inhalte zu lösen suchen muß«: allein gerade hier, wo wir eine Angabe dieses Unterschieds erwarten, wird nur ein besonderer Standpunkt namhaft gemacht, von welchem der Verfasser die Lehrsätze der Philosophen betrachten wolle. »Die Philosophie,« heißt es dort, »ist ein eigenes Reich des menschlichen Geistes, gegründet auf Bedürfnisse unserer Vernunft, die nicht in jedem Menschen rege sind, und sich erst auf gewissen Entwicklungsstufen der geistigen Kultur einstellen, aufgebaut aus Begriffen und Gedanken, welche sich unter einander bekämpfen und zu widerlegen suchen, so daß wenn es einmal einem philosophischen Künstler gelingt, sie in ein scheinbares Gleichgewicht zu bringen, doch die Wage gleich wieder an einem Punkte überschlägt, und damit das ganze Gebäude zusammenstürzt, um von einem Andern aus denselben Bausteinen, aber nach einem ganz andern Plane, wieder aufgebaut zu werden. Man muß ein ganz besonderes Interesse für diese Gedankenwelt und zugleich eine seltene Unabhängigkeit des Geistes von dem Standpunkte eines einzelnen Systems mitbringen, um sich in die Betrachtungsweisen der Dinge, wie sie in den Nachrichten und Bruchstücken der alten Philosophen vorliegen, vertiefen, und jeden bedeutenden Denker in seiner Originalität und zugleich in seiner Stellung gegen die frühern und spätern Stufen der philosophischen Gedankenentwicklung fassen zu können.« Diese Bemerkungen über einen ununterbrochenen Kampf philosophischer Lehrmeinungen und über das Interesse an demselben werden voraufgeschickt, um zu bestimmen, wie weit der Verfasser der Literaturgeschichte sich darauf einlassen wolle: allein wie er seine Aufgabe bezeichnet, kommt doch eine Geschichte der Philosophie heraus, und was als unterscheidendes Merkmal hervorgehoben wird, das Verhältniß der Philosophie zur Kultur des hellenischen Volkes, ist ein besonderer Standpunkt, von welchem die Philosophie zum Gegenstande der Betrachtung gemacht werden kann. Müller's Aeußerung

hierüber lautet: »Dürfte ich auch bey den Lesern dieses Buches ein solches Interesse voraussetzen, so liegt eine solche Betrachtung doch nicht in dem Zwecke meiner Arbeit, die sich auf den Standpunkt des griechischen Volkes im Ganzen stellt, und was dessen Geistesleben unmittelbar bereichert vorwalten läßt.« Die nach dieser Einleitung folgende Erörterung über die Philosophen der jonischen Schule, über die Eleaten und Pythagoreer ist in der That eine kurz gefaßte Geschichte der ältesten griechischen Philosophie, weniger eine Geschichte der philosophischen Literatur der Griechen. Im zweyten Theile dieser Literaturgeschichte fehlt ein Abschnitt über die Philosophen, vielleicht wurde dem Verfasser beym Fortgange seiner Arbeit erst recht fühlbar, wie schwer seine Methode folgerichtig durchgeführt werden könne, und darum unterblieb einstweilen die Bearbeitung desjenigen Theiles, der am wenigsten damit in Einklang zu bringen war.

Allein sehen wir von Allem ab was fehlt, und halten uns nur an die vorliegenden Erörterungen, so nehmen wir wahr, daß Müller zwar ein großes und würdiges Ziel verfolgt, aber nicht selten gerade durch sein Streben, recht weit vorzudringen, vom geraden Wege abirrt oder in undurchdringliches Dunkel sich verliert. Das ist besonders der Fall, wo er die literarischen Erzeugnisse der ältesten Zeiten des hellenischen Volkes behandelt. Hier nämlich kann sich Müller nicht dazu entschließen, gleich mit denjenigen Schriftwerken anzufangen, die nach zuverläßigen Zeugnissen die ältesten gewesen sind, welche die Hellenen der historisch beglaubigten Zeiten aus dem fernen Alterthume vorgefunden haben. Allein die Gewißheit, daß unter allen schriftlichen Denkmälern Griechenlands die erhaltenen homerischen Gesänge und die hesiodischen Werke bey weitem die ältesten gewesen, daß ferner die einheimischen Schriftsteller der klassischen Zeiten keine älteren Schriftwerke jemals gesehen haben, verbunden mit der Thatsache, daß glaubwürdige Ueberlieferungen über die Bildungsstufe der vorhomerischen Zeit ganz und gar fehlen, daß Alles, was etwa so aussieht, leere Träumereyen sind, diese Umstände müssen den Verfasser einer griechischen Literaturgeschichte vollkommen rechtfertigen, wenn er seine Darstellung mit Homer und Hesiod beginnt. Die von Müller dagegen erhobenen Bedenken scheinen nicht erheblich. Er sagt (S. 2): »Für eine solche Entwicklung nun einen Anfang zu gewinnen würde leicht seyn, wenn wir bloß von den erhaltenen Schriften des Alterthums reden wollten. Wir könnten dann sogleich mit Homer und Hesiod beginnen; indeß bey Befolgung dieser Anordnung würden wir, einem epischen Dichter gleich, sogleich in die Mitte der Geschichte uns versetzen.« Das hat wenig zu bedeuten: denn mitten in die

Geschichte muß auch derjenige sich versetzen, der nicht mit Homer, sondern noch ein oder zwey Menschenalter früher anfangen will, da ein absoluter Anfangspunkt doch einmal nicht gegeben ist. Was über die vorhomerische Periode zu sagen ist, läßt sich nur aus den homerischen Gesängen entnehmen, kann also auch zweckmäßig bey ihrer Betrachtung eingeflochten werden, mag darin eine Aehnlichkeit mit der Darstellung epischer Sänger liegen oder nicht. Wer diese Methode befolgt und sich vor Allem streng an das Gegebene hält, wird nicht so leicht in die Versuchung gerathen, über die Vorzeit mehr zu sagen, als sich darüber sagen läßt. Müller erwartet von der entgegengesetzten Methode das wahre Heil. »So deutlich,« heißt es bey ihm weiter, »man in Ilias und Odyssee die Jugend des Volkes, aus dem diese Gesänge hervorgegangen sind, erkennt, so sehr sie selbst von einer Naivetät, wie sie dem kindlichen Alter eigen ist, durchdrungen sind: so erscheint doch die Gattung der Poesie, der sie angehören, die epische, hier in ihrer vollen Reife; alle Gesetze, welche Reflexion und Erfahrung für die epische Dichtungsform an die Hand geben, sind hier mit sicherem Gefühle beobachtet, alle Mittel sind angewendet, wodurch der Gesammteindruck erhöht werden kann, nirgends hat diese Poesie den Charakter eines ersten Versuchs oder eines mißlungenen Strebens nach einem höheren poetischen Aufschwunge, vielmehr hat man, da kein späteres Gedicht, weder des Alterthums noch der neueren Zeit, so glücklich den echt epischen Ton getroffen hat, guten Grund zu zweifeln, ob irgend ein künftiger Dichter je wieder im Stande seyn wird, dieselbe Saite mit Erfolg anzuschlagen. So ist es denn auch ausgemacht, daß es vieler Versuche und mannigfacher Bestrebungen bedurfte, ehe die epische Poesie diesen Gipfel erreichen konnte, und eben diese Vollendung der Ilias und Odyssee war es unstreitig, welche die älteren Dichtungen in Vergessenheit begrub. Dadurch sind freylich diese älteren Zeiten der Literaturgeschichte entrissen; aber wir müßten überhaupt darauf verzichten, den Zusammenhang der griechischen Literatur mit dem Bildungsgange der Nation zu begreifen, wenn wir uns nicht von den der homerischen Poesie vorausgehenden Zeiten eine Vorstellung zu machen streben wollen.« Wohl hat es einen besonderen Reiz, Zustände und Begebenheiten vorgeschichtlicher Zeiten an's Tageslicht zu ziehen, aber wo dieses geschieht, fragen wir zunächst, mit welchen Mitteln man so Großes auszuführen wage. Diese Mittel beschränken sich bey Müller auf zwey unerwiesene und unerweisbare Voraussetzungen; denn erstens glaubt er, außer den homerischen Gedichten, aus welchen auf die vorhergehenden Zeiten allerdings Schlüsse gezogen werden können, noch andere gültige

Zeugnisse des Alterthums zu haben, welche über die vorhomerischen Zeiten Kunde geben sollen; zweytens wird einstweilen ohne Beweis angenommen, daß Ilias und Odyssee im Wesentlichen die Arbeit eines Verfassers seyen.

Diesen Voraussetzungen gemäß folgt, nachdem im ersten und zweyten Kapitel die Sprache der alten Griechen und die älteste Religion der Griechen vom Standpunkte einer Kulturgeschichte besprochen worden, ein Abschnitt über die älteste Poesie der Griechen S. 26—47, ein anderer über das Epos der Griechen vor Homer S. 48—68. In der Darstellung der ältesten Poesie der Griechen werden Linos, Olen, Chrysothemis, Eumolpos, Pamphos, Musäos, Orpheus, Olympos und andere vorgeführt, nicht als wirkliche Personen und Sänger, sondern als Gattungsnamen oder Repräsentanten einzelner Weisen oder Lieder, welche schon vor Homer in gewissen Gegenden Griechenlands vernommen und gesungen seyn sollen. Allein der Beweis, daß die musikalischen und poetischen Versuche, welche durch jene Namen bezeichnet werden, dem Zeitalter des Homer vorangegangen seyen, ist nicht geführt worden und kann aus den vorhandenen Mitteln auch nicht geführt werden. Vielmehr ist das Ergebniß, welches Lobeck's gelehrte und besonnene Forschung (Aglaophamus S. 255 fgg.) gewonnen und geltend gemacht hat, daß nämlich jene mythischen Figuren einem jüngeren Zeitalter als dem homerischen ihr Daseyn verdanken, und erst in der später unter den Hellenen aufgekommenen Sage auf gar frühe Zeiten zurückversetzt seyen, weder durch die gegenwärtige Auseinandersetzung Müllers, noch durch frühere Einreden anderer Gelehrten umgestoßen worden. Sehen wir einmal, um ein Beyspiel anzuführen, mit welchem Erfolge Müller den Linos in die vorhomerische Zeit hinaufrückt! Ueber ihn wird S. 27 fg. gelehrt: »Zu diesen Klageliedern gehört der schon von Homer erwähnte Gesang Linos, dessen traurigen Charakter schon die Namen *Αἴλινος* und *Οἰτόλινος* zu erkennen geben. Er wurde nach Homer häufig bey der Traubenlese gesungen.« Dieser Behauptung liegt eine bekannte Deutung der homerischen Worte (Il. Σ 570) zu Grunde, gemäß welcher dort *Λίνον δ' ὑπὸ καλὸν ἄειδεν* gelesen, und »anmuthig aber sang er den Linos« ausgelegt werden soll. Ist diese Auffassung möglich? Weder die Sprache noch die Natur der Sache können ihr Eingang verstatten. Was das Erste betrifft, so stehen die erwähnten Worte im Gegensatze zu einem voraufgegangenen Satze, worin vom Citherspiel die Rede ist: in jenem heißt es, ein Knabe mit heller Phorminx spielte lieblich, in diesem, zur Saite ließ er anmuthigen

Gesang mit zarter Stimme vernehmen (Λίνον δ' ὕπο καλὸν ἄειδεν λεπταλέῃ φωνῇ). Das ist aber auch das Aeußerste, was in einer plastischen Darstellung (Homer beschreibt den Schild des Achilleus) ausgedrückt werden kann. Daß der anmuthige und mit zarter Stimme vorgetragene Gesang ein Trauergesang gewesen sey, paßt weder zu dem Gegensatze, noch ist eine Darstellung der besonderen Art des Gesanges auf einem Schilde ausführbar. Ein Linos, d. h. ein Klaglied, kann in den homerischen Worten aber auch darum nicht genannt seyn, weil nicht von einem Trauergesange, sondern einem heiteren Liede der Weinlese die Rede ist. Müller hat diesen Einwurf erwartet, und sucht ihn durch Folgendes zu beseitigen (S. 29): »Bey Homer singt den Linos ein Knabe mit zarter Stimme, der zugleich auf der Cither spielt, — eine bey diesem Gesange gewöhnliche Begleitung« (woher mag Müller das wissen?); »die Jünglinge und Jungfrauen aber, welche die Trauben aus dem Weinberge wegtragen, folgen seinem Liede, indem sie mit taktmäßigem Tritte und mit hellem Rufe, wobey ohne Zweifel besonders jenes αἴ λίνε ertönt, sich in tanzendem Gange fortbewegen. Daß aber dieser helle Ruf, der bey Homer ἰυγμός heißt, nicht nothwendig ein fröhlicher Ton gewesen sey, wird jeder zugestehen, der jemals den ἰυγμός der Schweizerbauern mit seinen traurigen und klagenden Tönen von Hügel zu Hügel hallen gehört hat.« Allein die Schweizerbauern helfen uns nichts. Von einem melancholisch lautenden oder von Hügel zu Hügel hallenden Rufe ist bey Homer keine Spur, sondern von munterem Gesange und lautem Rufe der Jünglinge und Mädchen, denen ein Citherspieler durch den Laut der Phorminx und durch eigenen Gesang in die rechte Weise verhilft. Daß jener Chor einen melancholischen Ruf hätte vernehmen lassen, ist nicht denkbar: denn er besteht aus Jungfrauen und Jünglingen mit kindisch frohem Sinne (ἀταλὰ φρονέοντες), und der ganze hier beschriebene Hergang trägt den Charakter ungetrübter Lust und Fröhlichkeit. Das Zeugniß des Homer kann demnach weder für das hohe Alter eines mythischen Sängers mit Namen Linos, noch für das vorhomerische Daseyn eines Linos-Liedes oder einer Linos-Melodie irgend etwas beweisen. — In einem aus vier Hexametern bestehenden Bruchstücke des Hesiodus, was Eustathius im Commentar zu der eben besprochenen homerischen Stelle angeführt hat, heißt Linos ein Sohn der Urania, »welchen alle sterbliche Sänger und Citherspieler bey Tänzen und Schmausen beweinen, beym Beginne und Schlusse Linos rufend;« allein auch aus diesen vier Versen erhalten wir keinen weiteren Aufschluß über Linos, als daß ihn irgend ein beklagenswerthes Geschick betroffen habe. Ein

Heros, wie Adonis und andere dieser Art, gehört Linos gar nicht in eine Darstellung der griechischen Literatur, sondern seine Bedeutung ist in der Mythologie zu entwickeln. Linos als Sänger und Dichter gehört einer späten Zeit an, selbst Herodot kennt diesen noch nicht, sondern gedenkt (II. 79) nur eines hellenischen Volksliedes auf einen frühzeitig gestorbenen Jüngling. Als aber dem Orpheus und Musäos allerley Dichtungen in Attika untergeschoben wurden, um jene Zeit oder etwas später ist auch Linos zum Dichter geworden, und ihm sind unter Anderem Verse auf die Styx beygelegt, welche Pausanias las (VIII, 18, 1) und für unächt erklärte.

Linos als Dichter stammt aus Thracien, gerade wie Musäos und Orpheus, d. h. nicht aus dem rohen Lande, welches die Athenienser im Zeitalter des Pisistratus unter diesem Namen näher kennen lernten, sondern aus dem später so genannten Phokis, wo südlich vom Parnassus die alte Stadt Daulis als Wohnsitz der Thraker namhaft gemacht wird (Thucyd. II, 29). Als aber der Name der Thraker in Mittelgriechenland verschwunden war, und man bey diesem Namen nur an die barbarischen Edome, Odrysen, Odomanten u. dgl. dachte, was zur Zeit der Pisistratiden oder bald nachher geschah, da ist das Vaterland jener mythischen Sänger weiter nach Norden gerückt worden, und zwar theils nach dem Süden von Macedonien (Pierien), theils noch weiter nordöstlich nach dem eigentlichen Thracien. Müller trägt über diesen Punkt eine schon früher von ihm mitgetheilte Meinung vor (S. 43 fgg.), nach welcher Pierien oder das südliche Macedonien der Wohnsitz der thrakischen Sänger gewesen seyn soll. »Müßten wir,« sagt er, »diese Ueberlieferung so verstehen, daß Eumolpos, Musäos, Orpheus, Thamyris als Stammgenossen jener Edonen, Odrysen, Odomanten zu denken seyen, die in historischen Nachrichten als Bewohner Thrakiens erscheinen, und eine ganz barbarische, d. h. den Griechen ganz unverständliche Mundart redeten, so müßten wir darauf verzichten, die Nachrichten von alten thrakischen Aöden je zu verstehen und in den Zusammenhang der griechischen Kulturgeschichte einreihen zu können« u. s. w. »Wenn man aber der Heimat jener thrakischen Hymnenpoesie genauer nachforscht, so ist es Pieria, die Landschaft an der Ostseite des Olympus-Gebirges, nördlich von Thessalien, der Süden Emathias oder Makedoniens, worauf sich jene Erinnerungen beziehen.« Ich glaube, daß den Pieriern eine unverdiente Auszeichnung widerfährt, wenn ihr Land als Sitz uralter Kultur angesehen wird. Denn die Pierier werden so gut als die Bottiäer und andere Völker Macedoniens als wenig gebildet von den Hellenen geschieden (Thucyd. II, 99. 100.

Herodot. VII, 112), und pierische Musen kennt weder Homerus, noch der echte und alte Hesiodus: denn nur in den später eingefügten Proömien der hesiodischen Gedichte und in dem ebenfalls nicht sehr alten Schilde des Herkules (V. 206) werden sie erwähnt, beyde aber dürfen schwerlich über den Anfang des sechsten Jahrhunderts vor Chr. Geb. hinaufgerückt werden. Hier ist die Quelle für alle späteren Dichterstellen, in welchen die Musen als pierische bezeichnet werden. Woher aber wird diese Ehre dem pierischen Lande geworden seyn? Weil Pierien dem Olympus-Gebirge, dem Wohnsitze der Götter und Musen, im Norden am nächsten lag, so sind die Musen, zwar noch nicht von Homer und Hesiod, wohl aber seit dem Beginne des sechsten Jahrhunderts häufig die pierischen genannt worden. Der Name ist weiter nichts als eine Variation für olympische Musen. Die beyden Urquellen der griechischen Poesie und Literatur deuten weder in Macedonien, noch in Thracien einen Sitz griechischer Bildung an, noch wissen sie überhaupt etwas von alten thrakischen Sängern. Denn selbst Thamyris der Thraker, welcher in der Ilias (B. 594—600) erwähnt wird, kommt nur in jenem Liede (im Verzeichnisse der Schiffe) vor, welches erst später zu den älteren und ursprünglichen Liedern der Ilias hinzugedichtet ist, und diesen in manchen Punkten widerspricht. Das Gedicht, worin Hesiodus den Linos als Sohn der Urania in dem oben erwähnten Bruchstücke aufführt, ist nicht angegeben. Da nun dem alten Hesiodus nach glaubwürdiger Ueberlieferung nur die Tage und Werke angehören, so kann jenes Fragment sehr wohl in einem Gedichte des sechsten Jahrhunderts oder einem etwas älteren vorgekommen seyn. Eine sichere Spur, daß die mythischen Sänger Thraciens schon lange vor dem sechsten Jahrhundert unter den Hellenen als die Väter der Poesie angesehen worden wären, läßt sich nirgends nachweisen. Weil sie aber reine Phantasiegebilde waren, und weil ursprünglich nur Weniges und Unbedeutendes, namentlich Orakelsprüche und Weiheformeln, unter ihrem Namen umherging, so zeigte sich bey den älteren Genealogen bald die Neigung, diese dunkeln und ganz unbestimmten Gestalten in eine frühe Urzeit zurück zu versetzen, sie mit Apollo und den Musen in unmittelbare Verbindung zu bringen. Müller selbst verzichtet entschieden und mit Recht auf jede Persönlichkeit dieser sogenannten »mythischen Aöden,« allein er glaubt, daß die ihnen zu Grunde liegenden Ueberlieferungen eine vorhomerische Zeit, eine uralte Kultur in Pierien, überhaupt gewisse Arten der Poesie, welche vor Homer im Süden von Macedonien geübt worden wären, beweisen könnten. Diese Voraussetzung schwebt, wie es mir scheint,

ganz in der Luft, und kann schwerlich jemals ordentlich begründet werden. Was Müller als die älteste Poesie der Griechen geltend machen will, fällt vielmehr mit den Anfängen der lyrischen Poesie der Zeit nach zusammen, und ist das Erzeugniß mystischer Bestrebungen aus dem Zeitalter des Solon, Pisistratus und seiner Nachfolger. In einem guten Theile dieser ganz unzuverläßigen Sagen erkennt man den Versuch attischer oder attisch gesinnter Genealogen, das so spät erst aus seiner Dunkelheit und Unbedeutsamkeit hervortretende Attika als einen Sitz uralter Poesie und Kultur anzupreisen und seine Verbindungen mit den alten thrakischen Sängern Mittelgriechenlands nachzuweisen.

Es ist demnach ganz unzuläßig, aus solchen trüben Quellen den Zusammenhang der homerischen Poesie mit älteren poetischen Versuchen abzuleiten. Allerdings werden epische Versuche vor Homer schon gemacht worden seyn: allein daß dieses in Phokis oder in Pierien oder auch in der Nähe des thracischen Pangäus schon in so früher Zeit geschehen sey, oder daß aus diesen Gegenden religiöse und poetische Vorstellungen durch uralte sogenannte thracische Aöden nach Kleinasien, dem Vaterlande der homerischen Poesie, verpflanzt seyen, das läßt sich nicht beweisen; vielmehr muß das Gegentheil angenommen werden, weil in den homerischen Gedichten, jene eine und späte Erwähnung des Thamyris im Schiffsverzeichnisse ausgenommen, niemals thracische oder pierische Sänger, auch niemals thracische oder pierische Musen genannt werden. Die Odyssee gedenkt eines Sängers am königlichen Hofe zu Ithaka, eines anderen zu Mycenä, eines dritten bey den Phäaken: aber von Sängern, die einen Hof nach dem anderen besuchen, ist in ihr noch nicht die Rede, eben so wenig von thracischen Aöden. Daher mag das Schiffsverzeichniß und mit ihm die Stelle über den wandernden thracischen Thamyris wenigstens jünger als die Odyssee seyn.

Was Müller aus unzuverläßigen Ueberlieferungen über eine Anzahl uralter pierischer Dichter gewonnen zu haben wähnt, das ist in der homerischen Frage, welche im fünften Kapitel besprochen wird, nicht ohne Einfluß auf sein Urtheil über diesen wichtigen Punkt der griechischen Literaturgeschichte geblieben. Denn dieser Darstellung liegt folgende Voraussetzung zu Grunde: wenn vielfache poetische Versuche schon lange vor Homer gemacht worden, und einzelne epische Lieder in großer Anzahl seinem Zeitalter voraufgegangen sind, so ist es ein in der Natur der Sache begründeter Fortschritt, daß von einem reichbegabten Geiste endlich der Versuch gemacht wird, einzelne Sagen und Lieder in

größeren Werken zu einem Ganzen zu verarbeiten. Diese neue Entwicklung der epischen Poesie soll das Genie des Homer hervorgerufen haben, Ilias und Odyssee sollen als Ergebniß dieses neuen Aufschwungs und Strebens zu Stande gekommen seyn. In beyden Werken, so meint Müller, können nicht nur einzelne Verse, sondern auch größere Partien von fremder Hand später hinzugefügt seyn: allein dessen ungeachtet bleiben beyde die zusammenhängende Schöpfung eines mit künstlerischem Bewußtseyn arbeitenden Geistes. Immer ist Müllers Blick so sehr auf die Einheit der homerischen Poesien gerichtet, daß eine Mehrheit noch so vortrefflicher einzelner Lieder für ihn beynahe allen Reiz verliert. Daher sein Streben und Ringen, an jener vorgeblichen Einheit und inneren Verbindung der Theile auf alle Weise festzuhalten. Auf die zahlreichsten und erheblichsten Schwierigkeiten stößt diese Ansicht bey der Ilias: allein Müller nimmt auch hier einen kühnen Anlauf, und hebt unter Anderem hervor, daß bey der entgegengesetzten Ansicht die hohe Vollendung des Gedichtes selbst gefährdet werde, daß dessen Theile nur durch ihr Verhältniß zum Ganzen ihren Werth erhielten. »Aus dieser Zusammenordnung« (S. 84 fg.) »verschiedenartiger Handlungen, Zustände und Empfindungen nun irgend einen wesentlichen Theil als nicht nothwendig dazu gehörend entfernen zu wollen, hieße in der That so viel als ein lebendiges Ganze zerstückeln, dessen Theile dadurch nothwendig ihre Lebensfähigkeit einbüßen würden. Wie in einem organisirten Körper das Leben nicht in einem einzelnen Punkte wohnt, sondern eine Vereinigung gewisser Systeme und Glieder erfordert, eben so beruht der innere Zusammenhang der Ilias auf der Einheit gewisser Theile; und weder die spannende Vorbereitung durch die Niederlagen der Griechen bis zur Anzündung des Schiffes des Protesilaos, noch der durch Patroklos Tod bewirkte Umschwung der Dinge, noch die endliche Beschwichtigung des Zorns des Achilles durfte aus der Ilias wegbleiben, sobald einmal der fruchtbare Keim eines solchen Gedichtes in dem Geiste Homers aufgegangen war, und sein Wachsthum zu entfalten begonnen hatte.« Auch hier wieder die Voraussetzung, daß mit Homer eine neue und große Umwandlung der epischen Poesie begonnen habe! Wie steht es aber mit dieser neuen Kunst, die sich in der Anordnung und Ausführung der Ilias so glänzend bewährt haben soll? Eine genügende Beantwortung dieser Frage geben folgende zwey Abhandlungen: »Ueber die ersten zehn Bücher der Ilias. Gelesen in der Akademie der Wissenschaften von Karl Lachmann.« Berlin 1838. — »Fernere Betrachtungen über die Ilias von Karl Lachmann. Gelesen in der Akademie der Wissenschaften am 11. März 1841.« Darin wird

durch umsichtige und vorurtheilsfreye Prüfung der Ilias dargethan, daß ihre Theile, namentlich die ältesten und besten, ohne Beziehung auf ein Ganzes gedichtet uud vorgetragen sind, daß solcher Theile oder Lieder die Ilias etwa achtzehn umfaßt, welche später vermittelst Auslassungen und Zuthaten zu einem Ganzen vereinigt wurden. Zugleich hat Lachmann bewiesen, daß eine Mehrzahl von Verfassern jener einzelnen Lieder anzunehmen sey, wenn auch einige derselben von dem nämlichen Sänger zu verschiedenen Zeiten verfaßt seyn mögen. Dadurch hat die homerische Frage einen neuen und sicherern Boden gewonnen. Was man nämlich früher in dem vorhomerischen Zeitalter suchte, eine Mannigfaltigkeit einzelner epischer Lieder, diese gibt uns gerade die Ilias. Sie gibt uns aber auch nicht die Lieder eines einzigen Menschenalters, sondern einer viel längeren Zeit, wahrscheinlich einiger Jahrhunderte, und dadurch gewinnt sie eine Bedeutung für die griechische Literatur- und Kulturgeschichte, wie ihre sogenannte Einheit sie niemals in Anspruch nehmen könnte. Die Sage über Troja's Belagerung hat sich im Laufe der Zeiten immer weiter ausgesponnen, und so sind nach den ersten und ältesten Liedern über einzelne dort vorgefallene Begebenheiten immer neue hinzugesungen, wovon uns in der Ilias ein großer Theil erhalten ist. Was Wolf so richtig theils erkannt, theils geahnt hat, aber auf einem weiten Umwege ohne glücklichen Erfolg zu beweisen sucht, das ergibt sich einfacher und unabweisbar aus der scharfsinnigen Analyse, welche Lachmann mit der Ilias vorgenommen hat. Mit Recht hat dieser den Namen und die Person des Homer, überhaupt alle Fragen, welche von der Hauptsache abführen oder irre leiten können, einstweilen ganz aus dem Spiele gelassen. Mit dem Ergebniß, was aus einer unbefangenen Betrachtung der Ilias hervorgeht, kann die Persönlichkeit eines Homer nicht bestehen: sein Name behält Bedeutung als allgemeine Bezeichnung der ältesten epischen Poesie, welche an der Küste Kleinasiens und den benachbarten Inseln geblühet hat. Müller hingegen ist so weit davon entfernt, auf Homers Persönlichkeit zu verzichten, daß er, trotz der widersprechenden und ganz unzuverläßigen Ueberlieferungen über Vaterland und Leben des Homer, über beydes einige Auskunft geben zu können glaubt. Diese lautet (S. 78 fg.): »Homer war ein Jonier aus einer der Familien, welche von Ephesos nach Smyrna gingen, zu einer Zeit, wo Aeolier und Achäer den Hauptbestandtheil der Bevölkerung der Stadt bildeten, und wo überdieß ihre erblichen Ueberlieferungen von dem Zuge der Griechen nach Troja das höchste Interesse erweckten; weßhalb er vermöge seines poetischen Verstandes den Gegensatz der beyden sich widerstrebenden Stämme

vermittelt, in sofern er einen achäischen Stoff mit der Anmuth und Genialität eines Joniers behandelt. Doch als Smyrna die Jonier austrieb, beraubte es sich selbst seiner poetischen Berühmtheit, und die Niederlassung der Homeriden auf Chios war höchst wahrscheinlich eine Folge der Vertreibung der Jonier aus Smyrna.« Woher diese spät entdeckten und ganz neuen Aufschlüsse über Homers Geburtsort und Lebensverhältnisse? Wir würden darüber völlig rathlos seyn, wenn uns der Verfasser seine Quelle nicht selbst angegeben hätte. »Dürfte man es wagen«, lesen wir unmittelbar vorher, »in diesem Dämmerlichte der alten Sage dem schwachen Schimmer obiger Andeutungen zu folgen, und ihr muthmaßliches Ergebniß mit der Geschichte von Smyrna« (eine Geschichte der ältesten Schicksale Smyrna's haben wir nicht, sondern nur Sagen darüber) »in Verbindung zu bringen, so würde Folgendes als das Resultat der obigen Untersuchungen zu betrachten seyn.« Fort mit diesem »Dämmerlichte« und dem »schwachen Schimmer« täuschender Voraussetzungen in einer Frage, worüber uralte und unvergängliche Denkmäler (Ilias und Odyssee) ein genügendes Zeugniß ablegen, wenn wir uns nur mit dem Wesentlichen begnügen und keinen Aufschluß über Nebenumstände begehren, worüber die Hellenen selbst nichts erfahren haben!

Auch die Frage nach dem oder den Urhebern der Odyssee erhält jetzt eine neue Grundlage. Die Behauptung, daß der Dichter der Ilias sie verfaßt habe oder nicht, kann nicht mehr so schlechtweg aufgestellt werden, sobald man die unabweisbare Thatsache, daß die Ilias Bestandtheile oder Lieder mehrerer Sänger aus verschiedenen Zeiten umfaßt, gelten läßt. Dadurch zerfällt Alles, was Müller zur Rechtfertigung eines alten Vorurtheils über die Odyssee beygebracht hat (S. 106). »Allein zugegeben auch«, heißt es bey ihm, »daß ein verschiedener Geschmack und Sinn sich in der Wahl des Gegenstandes und in der ganzen Anlage des Gedichts kund gibt, so ist der Unterschied doch nicht größer als der, welcher sich oft in den Neigungen desselben Menschen während seiner Jugendzeit und während seines Greisenalters vorfindet, und — offen gesagt — wir kennen keinen weiteren Grund, den die Chorizonten des Alterthums und der neueren Zeit anzuführen wüßten, um das bewundernswürdige Genie Homers zwey verschiedenen Personen beyzulegen.« Allein Müller muß von der Wahrheit dieser Ansicht selbst nicht besonders durchdrungen gewesen seyn, da er zugleich einen zweyten Fall als möglich hinstellt, wodurch er in der That auf die Identität des Verfassers der Ilias und Odyssee verzichtet. »Wenn aber,« schreibt Müller darüber S. 107, »die Vollendung der

Ilias und Odyssee als ein zu ungeheures Werk für das Leben eines einzigen Menschen erscheinen sollte« (dieses Bedenken hat an und für sich am allerwenigsten etwas zu bedeuten), »so können wir vielleicht zu der Annahme unsere Zuflucht nehmen, Homer, nachdem er in der Fülle seiner Jugendkraft die Ilias gesungen, habe in seinem Greisenalter irgend einem eingeweihten Schüler den Plan der Odyssee, der lange schon in seiner Seele gelegen, mitgetheilt, und ihm denselben zur Ausführung überlassen.«

Das ist keine Geschichte mehr, sondern ein Geschichtchen! Allein diese und ähnliche Proben zeigen, zu welchen gehaltlosen Annahmen ein so tüchtiger und geistvoller Mann, wie Müller, sich fortreißen läßt, wenn er einmal den unsicheren Weg des Rathens und Meinens zu betreten sich erlaubt. Er verwickelt sich dann in die Fallstricke eines unerquicklichen historischen Rationalismus, der sich abmühet, etwas herauszufinden, was möglicher Weise hätte Statt finden können. Auf diesem Wege müßte die Geschichte aber in einen ewigen Fluß gerathen, da die Anhänger des Rationalismus mit sich selbst nicht einig sind, und der Eine diese, der Andere jene Möglichkeit aus den Ueberlieferungen herausfindet. In der homerischen Frage hat jener Rationalismus sich immer sehr thätig bewiesen, und in Müllers Darstellung spielt er eine Hauptrolle, wie wir schon gesehen haben und gleich noch ein Beyspiel davon anführen wollen. Es haben nämlich schon die griechischen Grammatiker die ihnen überlieferte Nachricht, daß die homerischen Gedichte um die Zeit des Pisistratus gesammelt und niedergeschrieben seyen, mit der Vorstellung, daß Ilias und Odyssee von einem Urheber als Ganzes verfaßt seyen, nicht zu reimen gewußt, und in dieser Verlegenheit hat der Rationalismus ihnen folgenden Ausweg gezeigt. Die ursprünglich vereinigten und in der gehörigen Ordnung befindlichen Rhapsodien seyen geraume Zeit vor Pisistratus durch einen Zufall, vielleicht durch einen Brand oder Blitzschlag oder ein Erdbeben, aus einander gerathen, und darum sey das Bedürfniß entstanden, sie wieder in die ursprüngliche Ordnung zu bringen, was Pisistratus ausgeführt habe. Diese nichtigen und wahrhaft lächerlichen Voraussetzungen alter Literatoren sind zu lesen in Wolfs Prolegomenis p. 147. Anm. 9. Allein Müller geht im Ganzen den nämlichen Weg, obgleich sein Rationalismus von feinerer Art ist, wenn er den vorher erwähnten Widerspruch in folgender Weise zu lösen sucht (S. 109): »Mit einem Worte, es gab eine Zeit — und die Ilias und Odyssee sind die Urkunden derselben — wo das griechische Volk, freylich nicht bey Gastmahlen, sondern bey Festen und unter dem Schutz ihrer

erblichen Fürsten, diese und andere minder vortreffliche Gedichte so anhörte und genoß, wie sie angehört und genossen werden sollten, nämlich als vollständiges Ganze. Ob sie übrigens in jener ältesten Zeit um eines ausgesetzten Preises willen und unter Mitbewerbung Anderer gesungen wurden, ist zweifelhaft, obwohl in einer solchen Annahme eben nichts Unwahrscheinliches liegt. Indeß als der Zusammenfluß der Rhapsoden zu den Wettkämpfen immer größer wurde, als zugleich mehr Gewicht auf die Kunst des Recitirenden gelegt wurde, als auf die Schönheit des wohlbekannten Gedichts, das er vortrug, und als endlich neben dem Vortrage des Rhapsoden auch noch eine Anzahl anderer poetischer und musikalischer Darstellungen eine Stelle für sich in Anspruch nahmen, da gestattete man den Rhapsoden, einzelne Stücke dieser Dichtungen, worin sie sich auszuzeichnen glaubten, herzusagen, und so existirten Ilias und Odyssee — da sie noch nicht schriftlich aufgezeichnet waren — eine Zeit lang als zerstreute und unzusammenhängende Bruchstücke.« Das selbst erfundene und geschickt eingeschobene Geschichtchen löst das Bedenken, wozu die Vereinigung der homerischen Gesänge zur Zeit des Pisistratus Veranlassung gegeben hat. Daher kann Müller, gleichsam wie nach Abwälzung eines schweren Alps, fortfahren: »Und wir sind daher dem Anordner des Rhapsoden-Wettkampfs an den Panathenäen — mag es nun Solon oder Pisistratos gewesen seyn — Dank schuldig, daß er die Rhapsoden nöthigte, der innern Ordnung des Gedichts gemäß einander zu folgen, und so diese großen Dichterwerke, welche in Bruchstücke zu zerfallen im Begriff waren, wieder zu ihrer früheren Vollständigkeit zurückführte.« Solche Annahmen, welche vom geraden und einfachen Wege der Geschichte immer weiter abführen, sollten am wenigsten eine Stelle finden in einem Werke, welches vorzugsweise für jugendliche Leser geschrieben ist. Und wenn überhaupt damit etwas gewonnen wäre, daß eine auffallende Erscheinung durch willkürliche Voraussetzung dieses oder jenes vorausgegangenen Ereignisses nothdürftig erklärt wird, so ist der Blitz oder das Erdbeben der griechischen Grammatiker noch immer ein einfacheres Mittel als die Behauptung, die ursprüngliche Einheit der homerischen Gedichte sey mit der Zeit durch die Willkür der Rhapsoden vernichtet, aber durch Beschränkung dieses eigenmächtigen Verfahrens bald wieder hergestellt worden. Was soll aber vollends aus der Behauptung einer ursprünglich vorhandenen, dann auf einige Zeit gestörten, jedoch durch eine zweckmäßige Verfügung bald wieder gewonnenen Einheit der Ilias werden, wenn ihre uns überlieferte Gestalt die Verschiedenheit ihrer Theile und Urheber so unzweydeutig darthut, wie dieses die Lach-

mann'schen Betrachtungen gezeigt haben? Eine ganze Reihe unhaltbarer Hypothesen stürzt dadurch auf einmal zusammen: denn nun ist klar, daß erstens jene Einheit ursprünglich nie bestanden hat, daß zweytens jene angenommene Willkür der Rhapsoden diesen eine Schuld aufbürdet, von der sie frey zu sprechen sind, daß drittens aus der Vereinigung einer Anzahl epischer Lieder, welche durch ihren Inhalt mit einander verwandt und zum Theil mit Beziehung auf einander entworfen sind, bey starker und mehrfacher Nachhülfe zwar ein Ganzes hervorgegangen ist, allein ein Ganzes ohne jene Einheit, welche Müller und Andere darin gefunden zu haben glauben.

In wie fern eine Analyse, wie sie Lachmann mit der Ilias so glücklich angestellt hat, auch auf die Odyssee anwendbar sey oder nicht, ist ein neues Problem, was unsere Zeit nach einem so erfolgreichen Anfange gewiß nicht lange ungelöst lassen wird. Müllers Hypothese, daß Homer die Ilias in der Fülle seiner Jugendkraft gesungen, die Odyssee aber als Greis gedichtet oder auch irgend einem eingeweihten Schüler den Plan dazu mitgetheilt und zur eigenen Ausführung überlassen habe, ein auch schon von alten Schriftstellern ausgesprochener Einfall (neu ist nur die Mittheilung des Plans der Odyssee an einen Schüler), enthält wenigstens in sofern etwas Wahres, als ein jüngeres Alter der Odyssee dadurch zugegeben wird. Natürlich aber kann auch hier der Vergleich nicht auf alle Theile beyder Gedichte so schlechtweg ausgedehnt werden, sondern die Ilias kann einzelne Stücke enthalten, welche später verfaßt worden sind als die Hauptmassen der Odyssee. Ein solches jüngeres Stück ist zum Beyspiel das Schiffsverzeichniß der Ilias B 484—779, was auch Müller für keinen ursprünglichen und wesentlichen Theil des Ganzen hält, vielmehr dessen Widersprüche gegen den Inhalt der übri-Theile der Ilias zweckmäßig und richtig zusammenstellt (S. 93 — 95). Als sicheres Kennzeichen einer späteren Entstehung dieser Partie, welches Müller jedoch nicht geltend gemacht hat, erscheint mir vorzugsweise die Anrufung der olympischen Musen V. 484—492, wodurch das Verzeichniß eingeleitet wird. Die alten Aöden aber wissen nichts von Musen; sie singen, weil sie einen natürlichen Trieb dazu fühlen, kurz weil sie es nicht lassen können, und sie kümmern sich eben so wenig als ihre Zuhörer darum, wie die Sagen und Geschichten aufgekommen seyn mögen. Erst als eine Masse von Liedern und Sagen geschaffen war, konnte Reflexion die Frage aufwerfen, wie doch diese zum Theil seltsamen und wunderbaren Dinge zum Bewußtseyn einzelner Männer gekommen seyn möchten? Ein Erzeugniß dieser erst später aufgekommenen Reflexion sind die Musen.

In der That aber gehören alle Stellen, wo Musen bey Homer und Hesiod genannt werden, zu den späteren. Ein Anfang zu der oben erwähnten Reflexion findet sich in der Odyssee *Α* 347 — 352, allein hier ist es noch Zeus, welcher den Sängern die Fähigkeit des Gesanges verleihet. Daß die Proömien zur Ilias und Odyssee, welche eine Göttin und eine Muse als Urheberin des Gesanges anrufen, erst später hinzugedichtet sind, läßt sich noch deutlich erkennen. In der Ilias ist dadurch der echte Anfang des Liedes vom Zorn (dieses ist enthalten in *Α* 8 — 347 und 431 — 492) verdrängt worden: denn die ersten acht Verse sollen eine Einleitung nicht zu dem ersten Liede, sondern zu der gesammten Ilias geben, und daher können sie erst damals entstanden seyn, als man anfing die Rhapsodien der Ilias als ein Ganzes zu betrachten. Der Anruf *μῆνιν ἄειδε, θεά*, ist so unbestimmt und matt, wie er nur in einem späteren Zusatze und nicht bey einem alten hochbegabten Sänger sich erwarten läßt. In der Odyssee haben wir statt der Göttin eine Muse (*ἄνδρα μοι ἔννεπε, μοῦσα*), und diese wird im zehnten Verse jenes Proömiums als *θεά* und als Tochter von Zeus angeredet; allein daß auch dieses ein späterer Zusatz sey, liegt am Tage: in der Odyssee aber ist der echte Anfang durch den unechten nicht verdrängt worden, sondern die alte Dichtung beginnt mit V. 11: *Ἔνθ' ἄλλοι μὲν πάντες* u. s. w. Ueberdieß werden noch in der Ilias *Α* 604, *Β* 594 fgg., *Ξ* 508, Odyssee *Ω* 60 Musen erwähnt, allein auch diese Stellen finden sich alle nur in solchen Stücken, welche schon aus andern Gründen als spätere Erweiterungen der alten und ursprünglichen Lieder angesehen werden müssen.

Um Müllers Methode bey Erforschung und Darstellung der frühesten literarischen Erzeugnisse Griechenlands noch weiter kennen zu lernen, wollen wir den Abschnitt über Hesiodus etwas näher ansehen. Müller läßt nämlich nach seiner ausführlichen Erörterung über Homer zunächst ein Kapitel über die kyklischen Dichter und Gedichte (S. 110 — 125), ein anderes über die homerischen Hymnen (S. 125 — 134) folgen, um im Zusammenhange gleich Alles zu behandeln, was aus der homerischen Poesie sich unmittelbar entwickelt oder an diese als ihren Anhaltspunkt sich angelehnt hat; darauf kommt er im achten Kapitel (S. 135 — 176) zu Hesiodus. Bey Betrachtung der hesiodischen Poesien ist vor Allem nöthig, über die Persönlichkeit ihres Urhebers eine sichere Ueberzeugung zu gewinnen: diese kann aber nicht aus geschichtlichen Ueberlieferungen, deren es keine gibt, sondern einzig aus den unter seinem Namen umhergehenden Werken gewonnen werden. Müller

hat schon in der Abhandlung über Homer (S. 75) seine Ueberzeugung, was diesen Punkt betrifft, gelegentlich ausgesprochen. »Weder in dem Namen Homers,« meint er dort, »noch in den Nachrichten über ihn liegt irgend ein hinreichender Grund, ihn in ein bloß sagenhaftes und idealisches Wesen aufzulösen. Wir sehen ja den Hesiodos mit allen seinen unbedeutendsten Familienverhältnissen vor unseren Augen stehen, und wenn Homer von der bewundernden Nachwelt für den Sohn einer Nymphe ausgegeben wird, so erzählt anderseits Hesiodos, wie er von den Musen besucht worden sey.« Erzählt aber Hesiodus wirklich etwas von einem Besuche der Musen, um mit diesem Punkte anzufangen? Nein, er weiß nichts davon: wohl aber haben Andere darüber berichtet, namentlich der Verfasser des Liedes auf die helikonischen Musen im Proömium zur hesiodischen Theogonie, der von diesen (V. 22) meldet:

αἵ νύ ποθ' Ἡσίοδον καλὴν ἐδίδαξαν ἀοιδὴν
ἄρνας ποιμαίνονθ' Ἑλικῶνος ὑπὸ ζαθέοιο.

Allein da Müller später in dem Abschnitte über Hesiodus (S. 164) selbst behauptet, daß jenes Proömium (Theogon. 1—115) das ursprüngliche Eingangslied der Theogonie nicht seyn könne, daß es vielmehr von fremder Hand hinzugefügt sey, so ist jene Berufung nicht gerechtfertigt, und noch weniger kann von Hesiodus, als einem Dichter, dessen Persönlichkeit sicher genug stehe, irgend ein Schluß auf Homer gemacht werden. Ferner hat Müller zwar angenommen, daß der Urheber der Tage und Werke auch die Theogonie gedichtet habe, aber nicht gewagt, dieses mit voller Bestimmtheit auszusprechen. »Niemand wird daran zweifeln,« schreibt er S. 167, »daß zwischen beyden Gedichten eine sehr große Verwandtschaft des Charakters und Styls Statt findet; aber wer wird sich herausnehmen zu entscheiden, ob diese Verwandtschaft so groß ist, daß ein Individuum und nicht eine Familie oder Succession von Aöden diese Lieder verfaßt haben müsse. Sicher ist, daß der Sänger der Theogonie und der der Werke für denselben gehalten werden will, den beym Landleben aufgewachsenen, aber von den Musen selbst zum Dichter erkorenen Anwohner des Helikons, und gewiß war der ursprüngliche Hesiod, der Altvater dieser Dichterfamilie, wirklich so, aus dem gemeinen Leben heraus, zur Poesie gelangt.« Zweyerley soll also sicher seyn, daß der Sänger der Theogonie auch als Urheber der Werke gelten wolle, daß ferner Hesiodus aus dem gemeinen Leben heraus zur Poesie gelangt sey. Allein der Sänger der Theogonie sagt von sich und seinen Verhältnissen kein Wort, sobald wir das auch von Müller als unecht aufgegebene Proömium, wie nothwendig und billig ist, in dieser

Frage nicht weiter berücksichtigen. Wie der Urheber der Werke zur Poesie gekommen sey, hat er uns auch nicht gesagt. Dieses Gedicht aber wollten die Böoter, wie Pausanias erzählt, als das einzige echte Werk des Hesiodus angesehen wissen. Dieser Ansicht der Böoter zur Zeit des Pausanias liegt wenigstens die richtige Ueberzeugung zu Grunde, daß die Theogonie einem ganz anderen Kreise von Gedichten angehöre als die Tage und Werke, wie denn in der That beyde so verschieden von einander sind, als es Werke einer Gattung und einer älteren Zeit nur immer seyn können. Wir haben demnach wenigstens schon einen doppelten Hesiodus, einen theogonischen Sänger und einen Darsteller landwirthschaftlicher Thätigkeit. Ein Dritter wird für den Schild des Herkules angenommen werden müssen, da dieser im Ton und an Vortrefflichkeit von der Theogonie und den Werken so entschieden absticht, ein ganzes Dutzend endlich für eine gute Anzahl verloren gegangener Gedichte, welche das Alterthum unter dem Namen des Hesiodus kannte. Wer sieht hier nicht, daß Hesiodus nur Gattungsname ist zur Bezeichnung derjenigen epischen Poesie, welche als eine besondere und eigenthümliche Art neben der homerischen von den Hellenen anerkannt wurde? Allein Hesiodus soll nach Müllers Behauptung mit seinen unbedeutendsten Familienverhältnissen vor unseren Augen stehen? Hier dürfen wir fragen, welcher Hesiodus? Der Verfasser der Theogonie sicher nicht, weil er nichts von sich meldet, wie wir gesehen haben. Also wohl der Sänger der Tage und Werke? Allein wer bürgt uns denn dafür, daß jener Mann, der einem Perses Ermahnungen und Lehren gibt, Hesiodus selbst sey? Der die Lehren spendende ist als ein erfahrener Landmann geschildert, der einen unehrlichen Bruder auf den rechten Weg leiten möchte. Der mehrfach angeredete Perses aber wird sogar als Sohn eines Gottes (δῖον γένος V. 297) bezeichnet. In einem anderen hesiodischen Werke gab Chiron dem Achilles Lehren und Ermahnungen: vielleicht war dort der Lehrenspender auch nicht genannt, und man errieth ihn aus der wiederholten Anrede an den Achilles. Gerade so ist es in den Werken, derjenige, der die Lehren vorträgt, ist Bruder eines Perses, und der »süße Sänger« spricht nur durch den Mund dieses wohlmeinenden Bruders: in eigener Person tritt er eben so wenig hervor als der Sänger der alten homerischen Lieder. Allein die verkehrte Meinung, daß Hesiodus seinem eigenen Bruder eine herbe Lection halte, ist unter den Hellenen schon früh aufgekommen, und zwar schon unter den älteren Rhapsoden der hesiodischen Werke: denn einer von ihnen hat die Verse 631 — 660 hinzugefügt, d. h. die Notiz über die Ankunft des Vaters von Hesiodus und Perses aus dem äolischen

Kyma nach Askra in Böotien, über einen Wettstreit des Hesiodus auf Euböa und einen darin gewonnenen Dreyfuß, welchen er den helikonischen Musen geweiht habe. Einen Theil dieses späteren Zusatzes hat schon Plutarchus für untergeschoben erklärt, nämlich Alles, was sich auf den Wettstreit in Euböa bezieht. Allein bey näherer Betrachtung wird leicht klar, daß mit dem 615ten Verse (nach Gaisfords Ausgabe) die Lehren und Ermahnungen an Perses beschlossen sind. Es folgen jetzt Lehren, welche sich derjenige merken soll, der die Schiffahrt zu seinem Lebensberufe machen will. Perses, dem böotischen Landmanne, können diese nicht gelten, darum wird dieser, außer in jener unächten Stelle, auch nicht weiter angeredet, sondern die jetzt folgenden Lehren und Ermahnungen haben es mit irgend einem »Du« (σύ) zu thun. Müller schiebt dem Dichter eine diesem fremde Absicht unter, um eine Verbindung zweyer so ganz verschiedener Lieder aufzufinden. »Da des Dichters Absicht,« schreibt er S. 147, »nicht die ist, die Reize des Landlebens zu singen, sondern überhaupt die Arten eines ehrsamen Erwerbs anzugeben, wie sie einem askräischen Landwirth offen lagen, so wird nach dem Landbau auch mit eben der Ausführlichkeit der Schiffahrt gedacht. Man sieht daraus, wie der böotische Bauer den Ueberfluß seines Korns und Weins in der Zeit des Hesiodos selbst zu Schiffe brachte und nach Gegenden verführte, die weniger mit diesen Produkten gesegnet waren. Denn an einen andern Handel konnte der Dichter hier nicht denken, indem er sonst auch etwas Näheres von den auszuführenden Waaren hätte sagen müssen, und woher ein Landmann, wie Perses, sie sich verschaffen sollte.« Müller war hier auf der rechten Spur und fühlte, daß die Lehren über Schiffahrt für Perses, den Landmann, nicht paßten, aber einmal von der Einheit des Gedichtes eingenommen und diese um jeden Preis zu retten bestrebt, nimmt er zu der wahrhaft abenteuerlichen Voraussetzung seine Zuflucht, zur Zeit des Hesiodus habe der böotische Landmann mit einer befremdlichen Polypragmosyne den Ueberfluß seines Korns und Weins selbst zu Schiffe gebracht und nach andern Gegenden ausgeführt. So kühn waren schwerlich jene Ueberarbeiter oder Rhapsoden, welche durch Einschiebung der oben bezeichneten dreyßig Verse Verbindung herstellen, die Lehren über Schiffahrt auf den Perses beziehen und nebenbey allerley Meinungen über Abstammung des Hesiodus und seine Lebensumstände einflechten wollten. Als Einschiebsel aber gibt sich die ganze Stelle theils durch den Mangel einer wahren Verbindung, theils durch Wiederholungen, theils durch innere Widersprüche deutlich zu erkennen. Von dem nämlichen Ueberarbeiter ist überdieß noch der 621ste Vers:

γῆν δ' ἐργάζεσθαι μεμνημένος, ὥς σε κελεύω,

eingeschoben. Die Gesammtheit der Lehren für den Schiffahrtslustigen bestehen demnach aus V. 616—620, 622—630, 661—703 ed. Gaisf. Die Angabe, in welcher Lebenszeit man ein Weib nehmen und wie man es sich aussuchen solle (693—703), ist für den Liebhaber der Schiffahrt bestimmt. Vielleicht enthielt das Schiffahrtsgedicht noch andere Vorschriften, allein derjenige, welcher dieses Stück mit dem landwirthschaftlichen Gedichte verbunden hat, glaubte nur die aufgenommenen mit dem Uebrigen in Verbindung setzen zu können. Was jetzt noch folgt, sind Verhaltungsregeln, welche theils im Verkehr mit Menschen, theils bey einzelnen Verrichtungen befolgt werden sollen (V. 704—762). Sie bilden eben so ein für sich bestehendes Stück, wie der Schluß, worin von den Tagen die Rede ist, an welchen dieses oder jenes Geschäft zu verrichten rathsam oder unräthlich sey. Beyde Stücke sind von dem Ordner der unter Hesiodus Namen überlieferten Poesien mit aufgenommen, weil sie den Codex der guten Lehren, welche dem böotischen Landmanne und Schiffer als Führer durch das Leben dienen sollten, zu vervollständigen schienen. Damals sind aber auch mit der Hauptmasse des Gedichtes (V. 11 — 615) große Veränderungen vorgenommen. Diese besteht zum wenigsten aus zwey verschiedenen Theilen, davon reicht der erste von V. 11 bis 380, der andere von 380 bis 615. Ob diese Theile ihrer Natur nach so verschieden seyen, daß zwey Urheber derselben angenommen werden müssen, oder ob der nämliche Sänger sie zu verschiedenen Zeiten verfaßt habe, kann hier nicht füglich untersucht werden. Ich glaube das Erstere, aber wenigstens Eins von Beyden anzunehmen scheint mir unabweisbar. Am bedenklichsten ist Müllers Versuch, den ich mit seinen eigenen Worten hiehersetze (S. 149): »Wenn man den Zusammenhang des Gedichts ... überblickt, wird man gestehen müssen, daß Alles für den gegebenen Fall vollkommen passend ist, und mit der Absicht des Dichters, seinen Bruder von dem Plane, durch ungerechte Prozesse sich zu bereichern, abzubringen, und zu arbeitsamer Landwirthschaft aufzumuntern, wohl übereinstimmt. Auf der andern Seite kann nicht geläugnet werden, daß es dem Dichter nicht gelungen ist, die Uebereinstimmung der einzelnen Stücke in ihrer Tendenz auszubilden zu einer vollkommenen Verschmelzung dieser Stücke zu einem Ganzen, in dem jeder Theil seine nothwendige Stellung fände, wie die Glieder eines organischen Körpers.« Das heißt die nämliche Sache behaupten und läugnen. Denn gerade der Naturdichter, welcher sich seinem Genius überläßt und durch keine unzeitige Reflexion abgeleitet wird, befolgt das Gesetz der Einheit am leichtesten und

Digitized by Google

vollkommensten. Wenn also der alte böotische Dichter sich vorgesetzt hätte, ein Ganzes zu bilden, wie Müller sich vorstellt, so würde es ihm an Fähigkeit und Kraft dazu gewiß nicht gefehlt haben. Aber demjenigen, welcher die aus dem Alterthume überlieferten einzelnen Massen von Lehren und Ermahnungen zu einem größeren Ganzen zu verbinden und dieses bald durch Auslassungen, bald durch eigene Zusätze zu erreichen strebte, was im Laufe des sechsten oder gegen Anfang des fünften Jahrhunderts vor Chr. Geb. geschehen seyn mag, dem ist es nicht gelungen, aus mehreren einzelnen poetischen Massen ein einziges und richtig zusammenhangendes Kunstwerk zu schaffen, und diesen trifft der Tadel, welchen Müller gegen den alten und ehrwürdigen Sänger ausgesprochen hat. Ein ähnliches Schicksal hat die hesiodische Theogonie erfahren. Auch in ihr sind Bestandtheile aus verschiedenen Zeiten verbunden; namentlich lassen sich rein epische und allegorisirende Bestandtheile in ihr noch erkennen. Die Natur der Theogonie ist eine ganz andere als in den Tagen und Werken, und die Poesie hat in ihr eine andere Richtung sowohl in den epischen als in den allegorischen Stücken. Müller wähnt zwischen jenen beyden Werken folgende innere Beziehung gefunden zu haben (S. 138): »Jetzt verkündet er (Hesiodus) Lehren einer bürgerlichen und hausväterlichen Weisheit, die in einen an schlimmen Gebrechen leidenden politischen Zustand und einen zerrütteten Hausstand Ordnung bringen sollen; jetzt sucht er die wuchernde Mannigfaltigkeit der Erzählungen über die Götter, die ein religiöses Gemüth nicht minder beunruhigen mußten als jener gesellige Zustand der Staatsbürger, in einen Zusammenhang zu bringen, worin jedem Götterwesen sein bestimmter Platz zugetheilt, und auch dem Menschengeschlecht sein Loos so festgestellt wurde, daß der Einzelne sich darein ergeben muß.« Wenn die Gemüther der Böotier durch die Mannigfaltigkeit der Erzählungen über die Götter beunruhigt waren und Hesiodus durch eine Art theologischen Systems in der Theogonie sie zu beschwichtigen suchte, so hat er, man muß es gestehen, seinen Zweck verfehlt. Denn gerade in der Theogonie ist eine solche Mannigfaltigkeit von göttlichen Wesen und solcher Wirrwarr, daß sie mehr Unruhe als Ruhe in ein religiöses Gemüth zu bringen ganz geeignet war. Allein diese Buntscheckigkeit der Theogonie ist nicht das Werk eines alten und klaren Sängers, sondern sie ist entstanden, als die älteren poetischen Ueberlieferungen über Entstehung der Natur und Götter zusammengestellt und niedergeschrieben wurden. Damals sind auch die Proömien (V. 1—115) zur Theogonie hinzugefügt, und in ihnen muß auch Müller heterogene Stücke anerkennen. Allein wie er aus diesen 115 Versen

drey Lieder bilden will, so daß V. 1 — 35, 68 — 74, 104 — 115 das eigentliche Proömium, 36 — 67 einen für sich bestehenden Musen-Hymnus, 75 — 103 den Schlußgesang der Theogonie ausmachen sollen, diese willkürliche Zusammenstellung würde nur dann einen Werth haben, wenn es darauf ankäme, noch jetzt aus diesen Stücken etwas zusammenzusetzen, was sich ohne besonderen Anstoß lesen ließe. Wenn es aber in der That solche drey Lieder gegeben hätte, so müßte nachgewiesen werden, wie aus ihnen unsere jetzige Aufeinanderfolge entstanden sey: denn dann wäre die ursprüngliche und wahre Ordnung heillos verfälscht. Allein je jünger jene Einleitungen sind, um so weniger scheint an ihrer ursprünglichen Gestalt und Folge geändert zu seyn. So ist es auch wirklich. An der Spitze steht ein Lied auf die helikonischen Musen (V. 1 — 24 und 26 — 35): der 25ste Vers, worin olympische Musen genannt werden, ist aus dem folgenden Musenliede (V. 52) verkehrter Weise wiederholt. Dieses zweyte aber feyert nicht die helikonischen, sondern die olympischen oder pierischen Musen (V. 36 — 74). Eine Erweiterung des zweyten Liedes ist, was V. 75 — 115 ausgeführt wird; darin werden nämlich die Gaben und Vorzüge der Musen zuerst im Allgemeinen gepriesen (V. 75—103), dann folgt (V. 104 — 115) eine nähere Beziehung auf die Theogonie, so daß dieses letzte Stückchen als das Proömium im engeren Sinne betrachtet werden kann. Hier aber können wir wieder einmal an einem auffallenden Beyspiele lernen, wie mißlich es ist, wenn wir an die schriftlichen Ueberreste des fernen Alterthums mit gewissen vorgefaßten Meinungen herangehen. Müller nämlich denkt sich unter Pierien einen Sitz uralter Kultur, leitet von dorther die Verehrung der Musen und ihre Verbreitung über Hellas ab. Dieser Vorstellung gemäß soll der Verfasser des eigentlichen Proömiums, wie Müller dieses konstruirt, die Abstammung der Musen aus Pierien voraussetzen, jedoch annehmen, daß die Musen von daher mitunter zum Helikon wandern. Wir wollen ihn selbst darüber vernehmen (S. 165): »Das eigentliche Proömium enthielt die schon oben erwähnte schöne Geschichte von dem Besuch der Musen auf dem Helikon und von der Weihung des Hesiod zum Dichter durch Uebergabe des Lorbeerzweigs. Darauf mußte die Stelle folgen, die die Rückkehr der Musen nach dem Olymp beschreibt, wo sie ihren Vater Zeus in seinem Pallaste als den Ueberwinder des Kronos und gegenwärtigen Herrscher und Ordner der Welt singen.« Aber der Verfasser des Proömiums sagt kein Wort von einem Besuche, den olympische oder pierische Musen auf dem Helikon gemacht hätten, und dann zum Olymp zurückgekehrt wären. Im Gegen-

theil, er spricht von helikonischen Musen, und nur mit Musen des Helikon und keinen andern hat derjenige es zu thun, welcher die Weihe des Hesiodus zum Sänger beschreibt. Daß er von dem alten Urheber der Theogonie verschieden ist, erhellet besonders klar aus V. 22 und 23, wo er von Hesiodus in der dritten Person spricht. Allein nachdem ihm diese Verse gleichsam in einem unbewachten Augenblicke entwischt waren, legt er die Maske des Hesiodus an, und sagt (V. 24 und 26) in dessen Namen:

τόνδε δέ με πρώτιστα θεαὶ πρὸς μῦθον ἔειπον·
ποιμένες ἄγραυλοι, κάκ᾽ ἐλέγχεα, γαστέρες οἶον u. s. w.

In Uebereinstimmung mit dem ersten Proömium zur Theogonie spricht die unechte Stelle der Tage und Werke, welche oben bezeichnet worden ist, ebenfalls von helikonischen Musen (V. 656 fg), und gedenkt der am Helikon durch die dortigen Musen vollzogenen Einweihung des Hesiodus zum Sänger. Daraus ziehe ich den Schluß, daß die unechte Stelle der Tage und Werke von der nämlichen Hand herrührt, welche das erste Proömium zur Theogonie verfertigt hat. Dagegen sind sämmtliche Stellen, worin olympische Musen in der Theogonie erwähnt werden, namentlich V. 915—917, 965—966, 1020—1021, von demjenigen ausgegangen, der das zweyte Proömium, d. h. das Lied auf die neun olympischen oder pierischen Musen, verfertigt hat.

Die bisher aus dem Müller'schen Werke mitgetheilten Proben sollen die etwas kühne und gefährliche Methode des Verfassers, nach welcher derselbe in schwierigen und zweifelhaften Fragen sich gewagten Combinationen gern überläßt und mit seiner fruchtbaren Phantasie über ausgedehnte Abgründe und Klüfte in schnellem Fluge hinwegeilt, darüber aber das Nächste und Vorliegende zu wenig berücksichtigt, bezeichnen, dann aber auch die jugendlichen Leser dieses anziehenden, gehaltreichen und selbst in seinen Verirrungen ausgezeichneten Werkes warnen, ihrem großartigen Führer nicht ohne eigene Prüfung zu folgen. Diese aber wird dadurch erschwert, daß der Verfasser abweichende Ansichten entweder ganz übergeht oder nur kurz andeutet, und daß er überhaupt einen mehr dogmatischen Ton annimmt. Diese dogmatische Weise hat den Referenten mehrmals daran erinnert, daß der größte Theil des vorliegenden Werkes ursprünglich für Engländer und für einen möglichst großen Leserkreis in England geschrieben ist. Dem Bedürfnisse solcher Leser aber scheint Müller in sofern entgegengekommen zu seyn, daß er über alle wichtigen Fragen der griechischen Literaturgeschichte eine ganz bestimmte und gleichsam handgreifliche Meinung auszusprechen und vorzutragen sich bemühte. Eine solche Methode läßt sich mit

Erfolg durchführen, wo man auf einem schon gebahnten Wege wandelt. Daher wird Müllers Führung auf dem Gebiete der griechischen Literatur zuverläßiger, je mehr er sich den Zeiten und Werken nähert, worüber das Urtheil der Alterthumsforscher im Allgemeinen bereits feststeht. Das merkt man schon in den Abschnitten über »die kyklischen Dichter und Gedichte«, über »die homerischen Hymnen« (S. 110—134), noch mehr in dem Kapitel über Pindar (S. 391—413), über Alcäus, Sappho und Anakreon (S. 299—339): allein am lehrreichsten und anziehendsten sind im zweyten Theile diejenigen Abhandlungen, worin von Aeschylus, Sophokles und Euripides (S. 77—179) die Rede ist, und jene Kapitel, worin über die Beredsamkeit und politische Geschichtschreibung gehandelt wird (S. 298—399). Auch die Geschichte der attischen Komödie ist vortrefflich gearbeitet, nur in dem Kapitel über Aristophanes liest man noch Manches, was Befremden erregt und von Müller wohl verbessert worden wäre, wenn er sein Werk selbst hätte herausgeben können. So wird S. 232 erzählt, Aristophanes habe sich durch die Zurücksetzung, welche er mit seinen Wolken beym athenischen Publikum erfahren habe, bestimmen lassen, sein Stück »umzuarbeiten«, und diese »Umarbeitung« sey von der ersten Gestalt »sehr verschieden« gewesen. Allein was von den Wolken überliefert ist, gilt mehr oder weniger von allen Stücken des Aristophanes, daß sie nämlich erst einige Zeit nach ihrer Aufführung auch zum Lesen herausgegeben wurden. Bey den Wolken ist nur das eigenthümlich, daß Aristophanes in die Parabase derselben ein neues Stück (514—558 ed. Herm.) einfügte, um dem athenischen Publikum Vorwürfe zu machen: was er sonst etwa noch geändert haben mag, wird sicher nur Kleinigkeiten betroffen haben. Weil aber jenes neu hinzugefügte Stück die Aufmerksamkeit der späteren Erklärer des Aristophanes auf sich zog, so haben diese von zwey Ausgaben der Wolken gesprochen, und zugleich allerley Vermuthungen über die Verschiedenheit derselben nach ihrer Weise vorgetragen. Diesen leeren Träumereyen schenkt Müller Glauben, und schreibt S. 232 Anm. 3: »Die ersten Wolken hatten nach bestimmter Ueberlieferung eine andere Parabase« (nur ihr Anfang war ein anderer), »sie hatten nicht den Streit des *δίκαιος* und *ἄδικος λόγος*, nicht die Verbrennung des Studierhauses am Schlusse. Auch ist nach Diog. Laert. II. 18 (aller Confusionen ungeachtet, die dort gemacht werden) wahrscheinlich, daß Sokrates in den ersten Wolken mit Euripides in Verbindung gebracht, und ihm ein Antheil an dessen Tragödien zugeschrieben wurde.« Sonst werden biographische und literarische Notizen in dem Müller'schen Buche zum großen Theil mit Aus-

wahl und Sorgfalt mitgetheilt: unzuverläßig aber wird er dann, wenn er vorgeblich richtige, aber unvollständige Nachrichten ergänzen oder aus verschiedenen Angaben etwas Neues hervorzubringen versucht. Ein Beyspiel dieser Art möge hier noch eine Stelle finden. S. 109 im zweyten Theile heißt es von Aeschylus: »Nur mit ihm starb seine Muse nicht, sagt Aristophanes, in dem Sinne, daß seine Stücke auch nach seinem Tode, und zwar als neue, aufgeführt werden durften; der Dichter, welcher sie dem Chor und den Schauspielern einübte, wurde vom Staate belohnt, der Kranz aber dem lange verstorbenen Dichter geweiht.« Woher ist nun diese seltsame Nachricht, welche die Athener als sentimentale Sonderlinge erscheinen läßt, auf uns gekommen? Müller citirt vier Zeugen, aber kein einziger von ihnen meldet, was er uns erzählt. Da soll dann die Müllersche Notiz als das Ergebniß jener vier Zeugenangaben hingenommen werden. Allein in der That ist sie eine ganz neue Erzählung, und warum sollte nicht später einmal Jemand auf den Einfall gerathen, aus dieser neuen und jenen vier älteren noch eine sechste zu schmieden?

Ein eigenthümlicher und nicht geringer Vorzug dieses Buches ist die klare und lebendige Darstellung und die auch darin sich bewährende Liebe des Verfassers zu dem Gegenstande seiner Erörterung. Wenn einer, so verstand es Müller, seine Leser zur Anerkennung und Bewunderung der großen hellenischen Kunstschöpfungen anzuregen und fortzureißen. Gewiß wird sein Werk auch durch diese Eigenschaft eine wohlthätige und nachhaltige Wirkung nicht verfehlen. Alle Ausstellungen aber, welche ich gemacht habe und noch zu machen hätte, werden mich bey den übrigen großen Vorzügen dieser Literaturgeschichte keineswegs abhalten, in das anerkennende Urtheil des Herausgebers derselben (Vorrede S. VII fg.) einzustimmen. Dieses lautet: »Ich besorge nicht der Täuschung Anderer geziehen zu werden, wenn ich auch dem Unterrichtetsten und Gereiftesten von dieser Schrift vielfache Anregung und Belehrung verspreche.«.... »Auch bricht nun dies letzte Werk des Verstorbenen gerade eben so ab wie sein Leben, ein Bild frischer Kraftäußerung, lebendiger, fröhlicher, die glänzendsten Höhepunkte hier erreichender, dort sich ihnen nähernder Entwicklung steht es uns vor Augen, von ermattender Kraft noch keine Spur.«

Bonn, im März 1844.

F. Ritter.

Art. V. Geschichte des großen deutschen Krieges, vom Tode Gustav Adolfs ab, mit besonderer Rücksicht auf Frankreich, verfaßt von F. W. Barthold. Erster und zweyter Theil, XIV. 400 S., XV. 696 S. Stuttgart, Verlag von S. G. Liesching, 1842 und 1843.

(Fortsetzung.)

Die Ereignisse der ersten Hälfte des Jahres 1636 waren von keiner großen Bedeutung, sie verliefen sich um Hin- und Hermärsche der verschiedenen Heeresabtheilungen und Eroberungen und Verluste einzelner Plätze. So machten die Franzosen glückliche Streifzüge im Elsaß, wobey das Elend auf den höchsten Grad stieg, Koblenz und Oberlahnstein ward von den Bayern genommen, Banner fiel plötzlich in Sachsen ein, die Festung Minden ging an die Schweden über, in Westphalen ward Paderborn erobert und der Landgraf Wilhelm zum Lohne seines zweydeutigen verrätherischen Benehmens aus seinem Lande getrieben. Demnächst aber trat eine glänzendere Epoche auf dem Kriegstheater ein. Der Kardinal-Infant mit Johann von Werth und Piccolomini vereinigt, ein Heer von 20,000 Reitern und 12,000 Mann zu Fuß, erschienen von Belgien aus an der nordöstlichen Gränze von Frankreich; in ähnlicher Weise, wie in neuesten Zeiten, den unversöhnlichen Feind und Dränger Deutschlands von der empfindlichsten und schwächsten Seite her in Mitten seines Landes und mit kühnem Marsch auf die Hauptstadt selbst anzugreifen. Zu spät wurde Richelieu der feindlichen Absichten inne, zu spät schleunige Befehle gegeben, die Gränzfestungen in Stand zu setzen, schon war am siebenten Tage die erste Vormauer der Picardie, La Capelle, übergeben und Johann von Werths schnelle Reiter breiteten sich in gewohnter Weise weit und breit in dieser Provinz aus. Ein Manifest des Kardinal-Infanten verursachte selbst unter den Einwohnern eine günstige Stimmung, die französischen Heerführer waren unter sich uneinig. Unterdeß durchstreifte Johann von Werth schon das Land dießseits der Somme und hatte in drey Treffen 37 Fahnen erbeutet. Entscheidend ward endlich der Uebergang der Kaiserlichen über die Somme. Zwar erfolgte dieser erst unter dem tapfersten Widerstande. Das Regiment Piemont unter Puysegur wich erst nach einem Verluste von 13 Kapitäns, 14 Lieutenants und 2400 Mann vom Platze. Jetzt aber ward das Heer von unüberwindlicher Muthlosigkeit überfallen und schien nur noch die Kräfte zur Flucht zu haben. Dagegen ergossen sich Johanns von Werth und Piccolominis Reiter unaufhaltsam in die Gegenden zwischen der Somme und Oise. Nirgend fanden sie mehr Widerstand, die Städte sandten ihre Schlüssel den Siegern

entgegen. Gerade auf Paris war Johann von Werths Absicht gerichtet; die Hauptstadt wollte er mit dem Schrecken seines Namens überwältigen, er vermaß sich mit wenigen tausend Reitern vor dem Louvre das Panier des Doppeladlers aufzustecken. Leider gingen die andern Befehlshaber auf diesen Plan nicht ein, der in der ersten Bestürzung vielleicht gelungen wäre und schon damals jenes Schauspiel der Bewährung deutscher Waffenmacht unter den Augen des stolzen Feindes selbst hervorgerufen hätte, was erst einer späteren Zeit nach mannigfachen unendlichen Leiden vorbehalten war. Man wollte sich zuvörderst eines festen Ortes an der Somme versichern, welches unerwartet gelang, indem man durch Feigheit des Befehlshabers sich Corbies bemächtigte. Die Einnahme dieses wichtigen Passes, weßhalb denn dieses verhängnißvolle Jahr das Jahr von Corbie genannt ward, die bis Pontoise und St. Denis streifenden Reiter Johanns von Werth, die Bedrohung von Amiens und Abbeville vollendete die Niedergeschlagenheit des Königs, die Furcht der Hauptstadt und die rathlose Bestürzung des aus aller Fassung gebrachten Kardinals. So weit war es gekommen, daß, als Ludwig um diese Tage eine Jagd an den nahen Ufern der Oise veranstaltete, und einen Mann in fremdem Reiterwamms sah, er erfahren mußte, es sey eine Sauvegarde Johanns von Werth. Unter diesen Umständen läßt sich der Schrecken und die Bestürzung in Paris selbst denken. Ein großer Theil der Einwohner dachte nur an feige Flucht; die Wege nach Orleans, Chartres waren mit Karossen, Wagen und Karren voll geflüchteter Habe bedeckt; die Furcht der Einzelnen steigerte die Angst der Andern; viele glaubten sich nur hinter der Loire sicher und flohen nach Tours. Wie ein deutscher Berichterstatter sich sehr naiv ausdrückt, war den Franzosen nie dergestalt »der Kompaß verrückt« worden. Wie aber gewöhnlich bey solchen allgemeinen Schrecknissen alle Befürchtungen in einem phantastischen Bilde in der Volksidee zusammenfließen, so war auch hier alles Grauen vor dem Gegner auf den einen Mann Jean le Wert übertragen, und nur dieser gespensterartige Eindruck, welchen der deutsche Reiterobrist in den Seelen der Franzosen zurückließ, »ein Name, mit welchem man weinende Kinder bedrohte«, macht das freudige Erstaunen, die scheue Ehrerbietung und wiederum die vertrauliche Zudringlichkeit erklärlich, mit welcher Hof und Volk später in ihm einen gewöhnlichen, deutschen Mann mit Fleisch und Blut, einen derbhöflichen, ritterlichen Soldaten erkannten, und das unauslöschliche Andenken an ihn in fröhlichen Volksliedern bis auf mehrere Geschlechter fortpflanzten.

Wie gewöhnlich vermehrten die übereilten tumultuarischen

Anordnungen der Regierung die Furcht in der Hauptstadt noch. Die Kompagnien der verschiedenen Rechts- und Finanzhöfe wurden zum Dienst aufgerufen, überhaupt eine allgemeine Landesbewaffnung ohne alle Ausnahme befohlen, Paris selbst durch allerley Vorsichtsmaßregeln gegen eine etwaige Belagerung geschützt, sechs alte Kanonen von ungebräuchlicher Größe aus dem Stadtzeughause gewunden; alle Werkstätten ruhten, außer denen, die für Waffen nnd Nahrungsmittel arbeiteten. Dies Alles brachte eine enorme Aufregung hervor, die zugleich in heftigen Verwünschungen des Kardinals ausbrach. Genug, ein Schauspiel, demjenigen nicht unähnlich, als in jüngster Zeit die damals Bedrängten, nun Sieger, nach langem Frieden die Hauptstädte und Festungen Deutschlands in schreckender Eile sich unterwarfen. Indeß Richelieu schien der Einzige, der endlich Muth und kaltblütige Ueberlegung in dieser anscheinend verzweifelten Lage wieder erhielt. Auf Rath des Pater Joseph durchzog erst der Oberintendant de Bouillon die Stadt, ließ ruhig die Schmähung des Pöbels und selbst die Gefahr, der er sich aussetzte, an sich vorübergehen, und ermunterte zum Muth und Widerstande. Ihm folgte der Cardinal, fuhr überall ohne Wachen und Leibdiener umher, hielt auf allen Plätzen, haranguirte das Volk und verhieß die glänzendsten Erfolge. Eine allgemeine Begeisterung erfüllte die Stadt, Alles flog zu den Waffen. Eben so in den Provinzen, überall sah man Musterplätze, und Ludwig XIII. sah sich am Ende des Augustmonats an der Spitze eines Heeres von 50,000 Mann. Bald war durch eine solche Macht die Gefahr für die Hauptstadt verschwunden, aber selbst sich länger noch auf französischem Boden zu halten, blieb nunmehr der verhältnißmäßig schwachen spanisch-kaiserlichen Armee nicht möglich. Dessen ungeachtet bedurfte es noch dreyer ganzer Monate, ehe die Franzosen ihr Land vom Feinde gereinigt sahen, und immer war es auch zuletzt noch Johann von Werth, der den deutschen Namen den Feinden schreckbar machte. So rückte er einst eines Abends mit 34 Kornets und 7 Fähnlein Dragonern auf das Quartier des in französischen Diensten befindlichen deutschen Generals Degenfeld (die Franzosen schrieben seinen Namen d'Eguefeld), überfiel 6 Regimenter so unvermuthet, daß erst das Feuer, an vier Orten ausbrechend, seine Ankunft verrieth, Standarten, Gepäck, Pferde verbrannten, ein Herzog von Würtemberg gefangen genommen wurde; die Schlechtberittenen so wie sämmtliche Packpferde nebst 18 Fähnlein fielen Johann von Werth in die Hände. Die gesammte Reiterey des naheliegenden Lagers saß auf, um Werth zu verfolgen. Er aber war eben so schnell mit seiner Beute entschwunden, und verstärkte nur durch sein

nächtliches unheilbringliches Erscheinen den gespenstigen Eindruck. Er war der Letzte des Heeres auf französischem Boden, nachdem er noch vorher vergeblich in kühner Waffenthat dem belagerten Corbie hatte Hülfe bringen wollen.

So endete diese, wenn auch nicht erfolgreiche, doch wahrhaft glorwürdige That deutscher Feldherren und deutscher Krieger. Und wer sollte es glauben, daß sich erst im Jahre 1842 eine Feder fand, welche dieses ruhmvolle Ereigniß der Nachwelt überlieferte. Während dem Griechen und Römer als die allein gefeyerten Heroen in unseren Geschichten und Schulen glänzten oder gar die Namen aller berühmter Männer des Auslandes, ja selbst die Thaten unserer Feinde überall bekannt waren, lagen die Helden des Vaterlandes aus nächstvergangener Zeit unter dem Schutte der Vergessenheit begraben. Man sprach und begeisterte sich in deutschen Gauen für Gustav Adolf und den Sieg von Lützen, man rühmte die französischen Helden unter Ludwig XIV., man leyerte bis zum Ueberdruß die Schlachten und Führer des siebenjährigen Krieges ab, ohnerachtet derselbe nur auf den gehässigsten Zwiespalt in dem eigenen Vaterlande deutete und die letzten Reste der Selbstständigkeit des Reichs verzehrte; wahrhaft deutsche Heldenthaten aber waren aus dem Gesichtskreise des Geschlechts wie entschwunden. Lebte ja selbst Eugen's Andenken nicht sowohl in der Geschichte als in der Volkstradition fort. Alles dieß aber hat jene unselige Spaltung verursacht, welche Deutschland in zwey feindliche Hälften schied, und mit dem gemeinsamen Nationalgefühl auch die gemeinsame Geschichte vernichtete. So kam es billig, daß wir eine Beute desjenigen Feindes wurden, den wir früher besiegten, der seine ersten Kriege gegen Deutschland nur mit deutschen Waffen (denn gegen Max und Karl V. fochten die Landsknechte und späterhin die Reistres hauptsächlich in den französischen Linien) unternehmen konnte, und dessen Unterbeugung unter die Kraft des Reichs wir kaum nach hundert Jahren schon gänzlich aus dem Gedächtniß verloren hatten.

Mit Piccolominis, Werths und des Kardinal-Infanten Eindringen auf der nordöstlichen Gränze Frankreichs stand der gleichmäßige Einbruch von Gallas vom Oberrheine her in Verbindung. Mit einem Heere von 40,000 Mann, nach französischen Angaben, brach dieser in Lothringen ein; indeß auch dieser Zug mißlang wie schon früherhin durch Hunger und Seuchen. Leider würden sich dort errungene Vortheile nicht haben behaupten lassen, da unglückliche Ereignisse im Norden die Armee zur Beschützung Deutschlands über den Rhein zurückriefen. Chamonts Kunst hatte die Wirkung des Prager Friedens in den

Gegenden Niedersachsens vereitelt. Banner, hiedurch von aller Furcht befreyt, konnte sich mit ganzer Stärke auf den Churfürsten von Sachsen werfen, überraschte ihn, ehe er noch die gehörigen Verstärkungen an sich gezogen, und schlug seine Armee bey Wittstock dergestalt, daß der Rückzug zur vollständigen Flucht und alles Geschütz und Gepäck Beute der Sieger wurde. 6000 Todte, größtentheils Deutsche, bedeckten das Schlachtfeld.

Die sittlichen Folgen, sagt der Verfasser p. 392, des Waffenglücks der Schweden bey Wittstock, ohne Vergleich geringer als das des Tages von Nördlingen, übertrafen doch bey Weitem die nächsten äußeren Vortheile; die ausländischen Feinde Oesterreichs und die Partey, welche sich unter den Fuß des Kaisers gebeugt, erwachten zu neuen Hoffnungen, blickten nach dem nordischen Helfer; die blindeifrigen Protestanten erkannten des Himmels Strafe für Undank und Bundbruch in des Churfürsten Niederlage, und deuteten dahin als warnende Vorzeichen gewöhnliche Naturerscheinungen, welche man im Sommer zahlreich in ganz Deutschland beobachtet hatte. Aber auch die äußeren Folgen waren für den Augenblick dringend genug, und hoben zum Theil den Segen von Nördlingen und des Prager Friedens auf, da das Kaiserhaus und die Reichsstände ihre Heere von Frankreichs Gränzen abrufen mußten, Frankreich aufathmete — und die Hauptfrucht aus diesem Siege, zu welchem Ludwigs Heer durch Fortschritt auf der Rheinseite, wie Beauregard, Resident des Königs bey Banner, verheißen, nicht im geringsten die Hand geboten; der König von Dänemark und der Holsteiner erschracken ob des plötzlichen Glückes, und ließen die kundbaren Zurüstungen ungesäumt fallen; nur Herzog Georg fand noch größere Gefahr, von den Schweden verschlungen zu werden, als von den Kaiserlichen, und gab dießmal noch politische Treue zu erkennen, die Verlockung Banners abweisend, während der Hesse, »der nichts mehr zu verlieren hatte«, das Morgenroth rückkehrenden Glückes angebrochen wähnte. Zwar konnte Banner anfangs nur langsam vorrücken, indeß allmälich drang er kühn, da die Vereinigung des sächsischen Heeres mit dem kaiserlichen Zuzuge sich nicht ausführen ließ, vorwärts und stand plötzlich in Mitteldeutschland, Schrecken bis Fulda und in die Wetterau verbreitend. Schon dachte er an eine Vereinigung mit Bernhard, wollte einstweilen nur Hessen befreyen, zog sich indeß bald, seine gefährliche Lage ohne Stützpunkt in seinem Rücken bedenkend, auf Chursachsen zurück. So viel war freylich, wie oben gesagt, gewonnen, daß der flüchtige Landgraf von Hessen, für den Augenblick in seine Hauptstadt zurückgekehrt, wieder neuen Muth und neuen Haß gegen den Kaiser schöpfen konnte,

und unverweilt von dem rastlosen französischen Diplomaten Chamont bearbeitet, wiederholt ein festes Bündniß mit Frankreich einging, bis zum Ende des Krieges ein Heer von 10,000 Mann zu unterhalten, dagegen außer einer bestimmten jährlichen Geldhülfe einen Gehalt von 15,000 Thalern als französischer Söldling zu erhalten Die Strafe aber folgte auf dem Fuße, der Hesse mußte nach Banners Rückzug eben so wieder das Weite suchen; jene spionenartige Betriebsamkeit aber des Franzosen im fremden Lande berechtigte die kaiserliche Partey, auf seinen Kopf einen Preis von 40,000 Thalern zu setzen, was ihn nöthigte, in der Neustadt Hamburg, seines Lebens vor Nachstellungen nicht sicher, mit entschlossenen Soldaten sich zu umgeben, die, zwölf an der Zahl, ohne »Casaque de garde,« ihm überall folgten, Karabiner und Pistolen unter dem Mantel, und mit dem übrigen bewaffneten Gesinde seine Wohnung Nachts bewachten.

Indeß hatte sich das Waffenglück wieder etwas günstiger gestaltet; Wrangel, der an der Oder zurückgeblieben, ward bis Stettin hinunter von den Sachsen zurückgedrängt; das aus Burgund gekommene Heer des Gallas hatte sich durch Schwaben bis nach Franken verbreitet, während Piccolomini, Johann von Werth und Hatzfeld den niederrheinischen und burgundischen Kreis behaupteten, und Götz und Geleen zur Strafe über Hessen sich anschickten. Was jedoch alles dieß überwog, war die Wahl Ferdinands des Dritten zum römischen König. »Ein entsetzliches Jahr,« sagt der Verfasser p. 398, »war blutig über der deutschen Welt geschieden; die Feinde unseres Vaterlandes standen, keinen Frieden als die Theilung Deutschlands begehrend, noch unter den Waffen; aber eine unschätzbare Bürgschaft für die Zukunft war, mitten unter so bedenklichem Wechsel des Kriegsglückes, unserem Vaterlande gegeben: die Churfürsten, der Mainzer, der Kölner, der Bayer, Brandenburg und Sachsen, hatten zur Stütze für das mürbe Alter des Kaisers und zur Sicherheit des Reiches einen römischen König in der Person des Königs von Ungarn, des gemäßigten Ferdinands, in der Domkirche zu Regensburg am 22. Dezember gewählt, und den römischen König am 30. Dezember gekrönt! Wir wissen aus dem Früheren, wie leicht es den Gesandten Ludwigs XIII. auf dem Tage zu Regensburg im Jahre 1630 gelungen war, die Wahl Ferdinands des Jüngern zu hintertreiben; wir kennen die Ränke, welche Richelieu Jahre hindurch anwandte, um die Kaiserkrone dem habsburgischen Geschlechte zu entreißen, und Deutschland entweder unter einem ohnmächtigen Kaiser zu mißhandeln oder ohne ein Haupt zu zerstückeln! Aber noch hatte der gute Genius sich nicht ganz von unserem Volke abgewandt; wer möchte den Ab-

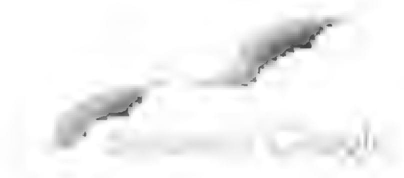
grund des Verderbens ermessen, welcher dem Vaterlande sich öffnete, wenn Richelieu den Prager Frieden vereitelt, oder Ferdinand II. am 15. Februar 1637 ohne Nachfolger starb, ein Zwischenreich eintrat, oder französische Künste einen Gegenkaiser aufstellten? Zwar nach der strengen Bestimmung der goldenen Bulle hafteten Gründe der Nichtigkeit an Ferdinands III. Erhebung; der Churfürst von Trier saß gefangen in Linz; die Churpfalz war nicht vertreten; Bayerns Churhut nicht überall anerkannt, und Richelieu's so wie Schwedens feile Publicisten bemühten sich, die Gültigkeit der Wahl erbittert zu bestreiten; aber wehe dem Volke, das seine höchste Wohlfahrt und seine wichtigste Lebensfrage abhängig seyn läßt von einem Pergamente, welches über dem Verständniß der Noth der Gegenwart stände! Darum ließen sich der Sachse und der Brandenburger nicht berücken, trotz der Schmähungen der Schweden und der Franzosen; ihre Beystimmung hat das Vaterland von einer schimpflicheren Theilung wie Polen gerettet! König Ferdinand, von ganz Deutschland, mit Ausnahme weniger Verblendeter oder Erkaufter, als rechtmäßiger Nachfolger seines Vaters anerkannt, hielt den Oberfeldherrn Gallas, welcher, der schlechten Verrichtung seines Befehls bezichtigt, nach Regensburg berufen war, nach gründlicher Vertheidigung entschuldigt, und sah gelassen dem kommenden Kriegsjahre entgegen.«

Denn allerdings konnte kein verständiger Beobachter der Zeit nahe Hoffnung auf den Frieden hegen; Pommerns so wie Lothringens und des Elsaß Hingabe an die Fremdlinge war mit des Reiches Ehre und Wohlfahrt, wie der Verfasser gleichfalls bekräftigt, unvereinbar, eben so die Herstellung der Pfalz in die Chur und früheren unverkürzten Länderbesitz bey der Lage der Dinge nicht möglich. Selbst die ungebändigte Feindseligkeit und Haß einzelner, schon hart bestrafter Reichsglieder, wie Eberhards von Würtemberg, der noch immer landflüchtig in Straßburg und ohne Unterlaß Ränke spinnend weilte, konnte dem Friedenszustande nicht förderlich seyn, obgleich, wie der Verfasser sehr richtig bemerkt, wenn der Kaiser nach dem Willen der Stände einmal Oberhaupt und Oberrichter, nicht im Besitze eines leeren Titels war, gemäßigte Strafe gegen schuldbeladene Reichsglieder nicht als Feindgehässigkeit gedeutet werden durfte.

Mit dieser Wahl Ferdinands III. zum römischen König schließt der erste Theil unseres Werkes, der Schluß des ersten der zwey Bände, worin dasselbe, wie wir schon früher bemerkten, zerfällt, und die Begebenheiten bis zur Schlacht von Rheinfelden fortführt, geht daher in den zweyten Theil hinüber.

Die Kriegsereignisse des Jahres 1637 waren also nicht sehr

günstig, trotz des Sieges bey Wittstock, für die herrschsüchtigen Pläne Richelieu's ausgegangen, was aber für ihn das Bitterste, das Haus Habsburg im Besitz der Kaiserkrone gesichert. Auch das Ende des Jahres 1637 bis im Anfange des folgenden bot eine gleiche günstige Wendung für die Geschicke des Reiches und für die endliche Vertreibung der gemietheten Söldlinge der Fremden vom Reichsboden dar. Hermann-Stein, das jetzige Ehrenbreitstein bey Koblenz, der letzte Punkt, den die Franzosen am Mittelrheine noch inne hatten, ward von Johann von Werth erobert. Vergebens hatte wiederum der rastlose Chamont, ein wahrhafter böser Geist für unser Vaterland, den kühnen Entschluß gefaßt, von Wesel aus vor Köln vorbey die schon ganz ausgehungerte Veste mit neuen Lebensmitteln zu versehen und mit eilf Fähnlein Reitern und vierhundert Musketieren dieselbe zu entsetzen; Johann von Werth, eben im Begriffe, sich in Köln, er der Bauernsohn mit der Gräfin Spaur, aus alttyrolischem Geschlecht zu den Visconti in Italien hinaufreichend, zu vermählen, ward während der Hochzeitsfeyer von diesem Plane unterrichtet. Mit achtzig Reitern verließ er des Nachts Köln, legte sich bey dem Dorfe Grenzhausen unfern Koblenz in Hinterhalt, und stürmte mit solcher Gewalt auf die einherziehenden Hessen und ihre achtzig hochbeladenen Wagen, daß er sofort hundert Mann niederhieb, Alles in die Flucht trieb, und mit der ganzen Beute und dem Reste der feindlichen Truppe nach Montabaur kam. So mußte sich denn auch endlich die Veste, wo man schon Hunde und Katzen mit Begierde verschlang, dem bayerischen Feldmarschall ergeben. Eben so ward das Gericht über den Landgrafen Wilhelm von Hessen bey seinem offenen Landfriedensbruche jetzt ohne Schonung vollzogen, und sein Land von den kaiserlichen Heeren, nachdem der Landgraf von Wien aus von Neuem geächtet, besetzt. Zwar schlug Wilhelm auf dem Rückzuge auf Rinteln noch weichend einige zerstreute kaiserliche Haufen, aber hinter ihm überschwemmten die Vollstrecker des Kaiserurtheils das unglückliche Land, gingen Eschwege, Allendorf, Lichtenberg, Homburg, zusammen siebzehn Städte, sieben und vierzig adelige Schlösser und dreyhundert Dörfer gräuelvoll in Flammen unter. Denn das war eben das Schreckliche der damaligen Zeit, daß jede Partey einen Rachekrieg zu führen glaubte, und so die überhaupt schon verwilderten Söldner zu der grauenvollsten Zerstörung steigerte. Alles ging jetzt darauf hinaus, mit gesammter Macht auf die Schweden zu fallen, und sie mit einem Hauptstreiche bis über die See aus den lange gemißhandelten Reichsländern zurückzutreiben. Banner stand im verschanzten Lager bey Torgau, Wrangel hütete ängstlich Pommern. Es



galt, den Ersteren so schnell wie möglich von diesem und dem Rückzuge nach der Seeküste abzuschneiden. Schon hatte das kaiserliche Heer mit großer Uebermacht ihn umgeben. Dessen ungeachtet verlor der alte, in allen Listen geübte Krieger den Muth nicht, den Feind täuschend, als wolle er nach Erfurt durchbrechen, wandte er sich plötzlich mit der größten Geschwindigkeit der Oder bey Fürstenberg zu. Jedoch eben so schnell folgt Gallas zur Seite nach der Warte zu, und der kaiserliche General Marzin steht drohend vor Landsberg, als auch Banner dort erscheint. Mit Gewalt durchzubrechen scheint selbst Banner ein Werk der Unmöglichkeit; schon jubeln die kaiserlichen Heerführer, trinken wie Götz durstiger und senden Briefe in die Heimat, der Schwede sey wie ein Wild im Netze gefangen. Doch Banner verliert die Fassung nicht. Der einzige Ausweg war, den Weg zur Oder wieder zurückzumessen und auf dem linken Ufer die Vereinigung mit Wrangel zu Stande zu bringen. Doch dazu mußte man den Feind täuschen; alle Anstalten werden getroffen, als wolle er nach Polen hinübergehen. Dieß wirkte; die kaiserlichen Heeresabtheilungen gingen aus der Gegend von Frankfurt nach der Netze zu: bey Göritz wadet er, zum zweyten Male Gepäck und Geschütz rettend, durch den seichten Strom, kommt unbemerkt vor Küstrin vorüber und vereinigt sich bey Neustadt mit der Vorhut Wrangels. Schwedens Anhänger und Banners Verehrer jubelten über die geniale List, man sang Spottlieder auf die Getäuschten, selbst bis nach Holland hin erschienen Schmähbilder, und sogar der geduldige Brandenburger Georg Wilhelm schalt auf die kaiserlichen Heerführer, denen der Fisch aus dem Netze entschlüpft. Dessen ungeachtet stand die schwedische Sache schlimm genug, und Banner schien zwar sein Heer, aber nicht seine Eroberungen gerettet zu haben. Unaufhaltsam rückte Gallas vor, ganz Vorderpommern ward erobert, alle in den Marken noch von den Schweden besetzten Punkte wurden von den Kaiserlichen und Sachsen genommen. Auch hier begann eben so der Verwüstungskrieg wie in andern Ländern. Alle alten historischen Denkmale früherer Zeit gingen auf immer zu Grunde. »Unbefangene Beobachter der Zeitläufte,« sagt der Verfasser, »urtheilten schon damals, daß Pommerland, welches den Fremdlingen die Schwelle des deutschen Reiches geöffnet, durch Gottes gerechte Fügung von einer Strafruthe heimgesucht sey, die es um das gemeinsame Vaterland verdient«, und fügt er noch hinzu: »Pommern hatte seine halbtausendjährige geschichtliche Verbindung mit Deutschland gebrochen; deßhalb wurden die Denkmale seiner Germanisirung gebrochen.«

Wie verderbt die damalige Gesinnung selbst unter den Reichs-

fürsten war, welche denn überhaupt den Schlüssel zu der fortschreitenden Auflösung des Reichs seit der Zeit der Reformation hergibt, bewiesen die letzten Thaten des aus seinem Lande flüchtenden Hessen. Statt etwa muthig noch einmal das Glück der Schlachten zu versuchen, warf er sich mit dem Reste seiner Truppen auf das ganz unschuldige, ihm niemals feindselige, wehrlose Ostfriesland, und erpreßte, damit die Grafschaft nicht ganz verheert würde, von der Landschaft eine hohe Summe. Daher sagt der Verfasser in bitterem Schmerz über solchen Verrath an der Wahrheit (p. 36): »So weit war es indeß früherhin mit der Unparteylichkeit deutscher Geschichtschreibung gekommen, daß man nicht anstand, diesen Mann, der bis auf den letzten Augenblick seines Lebens, denn nach jener glorreichen Waffenthat starb er eines schnellen Todes, nur dem schnödesten Egoismus gedienet hatte, als ein Muster aller fürstlichen Tugenden und einen Märtyrer für deutsche Freyheit zu preisen. Wenn der Kardinal Richelieu den Landgrafen Wilhelm V. mit Lob überschüttet und die schwedischen Geschichtschreiber älterer und neuerer Zeit ihn vielfach erheben, haben sie des guten Grund; denn der Hesse hielt einzig ihre Sache im westlichen Deutschland nach dem Tage von Nördlingen mühsam aufrecht. Wenn ferner die Feder seiner Unterthanen, knechtisch befangen und in blinder Anhänglichkeit dem Andenken des hartsinnigen Gebieters, der sein treues Volk zertreten ließ, um seinem ererbten Hasse gegen den Kaiser zu fröhnen und mit Fremden sich zu bereichern, fort und fort huldigt, ihn den »Beständigen« nennt, mögen wir es verzeihen, so wie dem Wahne und dem leidenschaftlich gedankenlosen kirchlichen Eifer der protestantischen Zeitgenossen ihre Bewunderung zu gute halten. Aber Schmach und Verrath an der Wahrheit und am Heiligsten wäre es, wollte die spätere Geschichtschreibung, über der Verwirrung jener Zeit stehend, in das Lob eines Fürsten einstimmen, welcher schon von seinem Vater, dem gelehrten Moritz, gelernt hatte, jedes Gefühl für das deutsche Reich und Volk zu verläugnen.«

Selbst aber die Witwe des Verstorbenen, die berüchtigte Amalia Elisabeth, war von gleicher Gesinnung wie ihr Gemahl, von brennendem Hasse gegen das Kaiserhaus entbrannt und mit Vorliebe schmeichelnder List und Gewandtheit französischer Diplomatie zugänglich; als sollte seit Philipp und der Reformation her jene undeutsche, nur auf die gemeinsten Interessen gerichtete Politik in diesem Fürstenhause traditionell bleiben. Einstweilen leitete sie mit dem Kaiser einen Waffenstillstand ein, stand jedoch mit den Franzosen und Schweden in geheimem Briefwechsel, und die französischen Minister waren von dem wandernden Hoflager der französirten Dame untrennbar.

Während dem dieß im Norden Deutschlands zum Glücke der kaiserlichen Waffen und zum Schimpfe und Verluste der inneren und äußeren Feinde des Reiches sich ergeben, war auch das Kriegsfeuer in dem entgegengesetzten Punkte am Oberrhein und in der Freygrafschaft nicht ausgegangen. Denn man darf nicht vergessen, daß alle Kriege der Zeit, eben weil man noch nicht in Massen, sondern Person gegen Person, Ort gegen Ort und Land gegen Land kämpfte, überhaupt der Selbstständigkeiten und daher auch der Widerstandsfähigkeiten höchst mannigfache waren, in lauter einzelne Befehdungen ausgingen; wie denn dieß der Charakter der europäischen Kriege gewisser Weise bis zum siebenjährigen Kriege hin blieb. So standen nun hier Johann von Werth und Bernhard nebst einem französischen Hülfskorps sich entgegen, indem man zeitig genug die Absicht Bernhards erspähte, über den Rhein zu gehen, welches auch wirklich bey Rheinau vollführt wurde, wo sich Bernhard verschanzte. Ganz dem romantisch ritterlichen Charakter Johann von Werths gemäß, der vor Allen den Erbfeind deutscher Nation, so wie den Sachsen Bernhard glühend haßte, wollte dieser jene, es koste was es wolle, über den Rhein zurückwerfen. In unbeschreiblicher Todesverachtung stürmte er mit den Seinen auf die festen Schanzen Bernhards bey Wittenweier; zwey ganzer Stunden dauerte der mörderische Kampf, bis die Angreifenden, nachdem tausend Todte und Verwundete die Gräben füllten, zurückweichen mußten. »Herzog Bernhard,« schrieb Werth an den Bischof von Bamberg, »hat ausgesagt, er fürchte keinen Feind in der Welt, nur meine Truppen, lebe also der Hoffnung, mit diesem, des h. römischen Reichs Erzfeind, die größte Ehre einzulegen, wie es mir denn gänzlich vorsteht, ihn selbst in der Person zu erwischen, wie denn nun zweymal geschehen, maßen dem Rittmeister Theiß von meinem Regimente einen Lieutenant bey ihm erstochen, wessen Pferdekopf auf des Herzogs Bernhard Pferd gelegen; weil er aber einen Küras angehabt, und wegen unserer Kürassiere nicht gekonnt, ist er mit seinem Küras durch das Wasser gesprungen.«

Auch waren wirklich im offenen Felde Werths Truppen gegen den Weimarer stets im Vortheile. Deßhalb ward ihm von München aus im Kanzleystyle damaliger Zeit eine Belobung mit der Warnung, »weil viel an seiner Person und seinem Corpo gelegen, wolle man ihn wohlmeinend erinnern, seine Person und das Corpo nicht zu hasardieren.« Dessen ungeachtet hätte er bald darauf bey einem nochmaligen verwegenen Sturme auf die Verschanzungen Bernhards, da er seinen beabsichtigten Rückzug über den Rhein merkte, beynahe sein Leben eingebüßt. Eine Pistolenkugel streifte ihm den Backen und blieb zwischen Ohr

und Hals stecken, vermochte aber den Feldherrn nicht, das Gefecht zu verlassen. Es habe, schrieb Werth hierüber nach München, ein scharfes Rencontre gegeben, als der Feind über den Rhein gegangen, er sey in den Backen geschossen unterm Ohr hinein, die Kugel stecke noch, er wisse demnach nicht, wie es gehen werde; Adrian von Enkevort sey krank, viele Offiziere verwundet, er bäte um Hülfe, die Seinen stünden seit zwey Jahren an dem Feinde, hätten keinen Heller empfangen, so oft den Feind geschlagen, sie hätten weder Brot noch Schuhe und dennoch keinen Unwillen, wäre also einmal nöthig, ihnen zu helfen. Noch schwach von der Wunde und da Bernhard über den Rhein schon zurückgegangen, war er dennoch begierig, die letzte französische Position am Rhein, die Rheinauer Schanzen, zu nehmen, die von französischen Truppen besetzt waren. Nichts vermochte dem unwiderstehlichen Angriffe des deutschen Helden zu widerstehen. Vor dem Schrecken seines Namens entfiel den Franzosen schon der Muth einer mannhaften Vertheidigung, im Sturme wurden sämmtliche Verschanzungen genommen. An diese Waffenthat reihte sich noch die Eroberung Hanaus, wo schon lange Frist der schwarze oder schöne Ramsai, nicht der stattlichste Mann in Gustav Adolfs Heere, von Geburt ein Schotte, sein Wesen trieb, und wie an vielen Punkten des heiligen deutschen Reichs einzelne Fremdlinge im Besitze irgend einer festen Stadt oder eines Schlosses zum Hohne deutscher Ehre und Macht, so auch hier Stadt und Umgegend in grauenvoller Herrschaft bedrückte. Gallas so wie Bernhard bezogen die Winterlager. Auch wurden Friedensverhandlungen zu Köln eingeleitet, obgleich durch Richelieu's Künste ganz fruchtlos, vielmehr ward das Bündniß zwischen Schweden und Frankreich noch fester geknüpft, indem man endlich die von Schweden geforderten Geldsummen bewilligte, weil nach Richelieu on reconnaisoit les Suédois, les Allemands et tous les peuples du Nord être d'une humeur si mercenaire, et si esclaves de leur profit, qu'il n'y a promesse, pour solennelle qu'elle pùt être, à laquelle ils ne manquent pour de l'argent. Gewiß ein handgreifliches Argument für das Verständniß der Zeit und der ehrenhaften Gesinnung der politischen Parteyen.

In dieser Zeit war auch Ferdinand II. aus seinem hochbewegten Leben in jene Welt hinübergegangen. Was der Verfasser über ihn sagt, kann als die beste Widerlegung der früheren oft ganz sinnlosen Urtheile einer parteyischen Geschichtschreibung gelten. »Ferdinand II.«, heißt es p. 13 des zweyten Theils, »entwickelte als Mensch und als Herrscher hochlöbliche Eigenschaften; wer war ihm gleich an Standhaftigkeit in der Noth, an Mäßi-

gung und Demuth bey raschem Glückswechsel? Die Fremdlinge, welche Oesterreichs Macht und Deutschlands Einheit fürchteten; jene Partey protestantischer Fürsten, welche die Reichssatzungen brach, den mit Recht gestraften Pfälzer unterstützte, und unbillig sich mit den Gütern der katholischen Religionspartey, der Danaergabe Gustav Adolfs, bereichern wollte, nannten ihn einen Tyrannen, den Unterdrücker der deutschen Freyheit. Wahr ist es, in den Tagen seiner Unüberwindlichkeit trat die Erinnerung an die Majestät und Herrschaft der Vorfahren lockend vor Ferdinands II. Seele, und war ihm das Streben nach größerer Machtvollkommenheit verzeihlich; aber nur Lästerung, nachgebetet den Fremdlingen, kann ihn beschuldigen, daß er die uralte Verfassung umstürzen und sich zum unumschränkten Herrscher des Reichs, die Stände zu blind unterworfenen Unterthanen machen wollte. Als Wohlthat hätte die Mit- und Nachwelt es erachten müssen, wenn Ferdinand Majestätsrechte mit der kaiserlichen Krone wieder vereinigte, welche zum Theil seit dem Falle der Hohenstaufen entfremdet worden waren; aber auch bey einer machtvolleren Stellung des Reichsoberhauptes und nothwendiger Abhängigkeit der Reichsglieder würde die freye, wünschenswürdige Verfassung Deutschlands, als des ersten constitutionellen Staates, nicht gefährdet gewesen seyn, welche Ferdinand persönlich achtete, von Fürsten und Ständen nicht sclavischen, blinden Gehorsam forderte, und eine hochsinnige Freude hatte, eine so eigenthümlich modificirte Herrschaft über ein zahlreiches, mächtig gegliedertes Ganze seinem Geschlechte nicht zu vererben, sondern durch verständig eingeleitete Wahl zu sichern.«

Auch Menzel bestätigt im Ganzen dieses Urtheil; denn, sagt er, gern ist zu glauben, daß Herrschsucht und Ehrgeiz einem Monarchen fremd waren, der sein Heer und seinen siegreichen Feldherrn gerade dann entließ, als nach vier Jahrhunderten die Stunde gekommen war, das Reich der Deutschen wieder aufzurichten. Nur scheint uns Menzel von der ihm eigenthümlichen, seinem ganzen Werke zu Grunde liegenden Ansicht, als hätten beyde Parteyen nur in sclavischem Sinne für die Aufrechthaltung einer bloß materiellen Kirchen- und politischen Form gestritten, auch hinsicht Ferdinands zu einem ganz falschen Urtheile verleitet zu seyn. Aus dieser Befangenheit nämlich hält er ihn für verschuldet, Schmach, Elend und Verwirrung ohne Maß über Nationen gebracht zu haben, zu deren Beglückung er durch edlen Charakter und durch manche Gaben großer Herrscher berufen zu seyn schien. Es war indeß in jenen großen Zerwürfnissen keineswegs von einer bloßen Form die Rede, sondern Form und Geist in gewisser Weise untrennbar verbunden bedingen sich in den

höchsten Verhältnissen des Lebens gegenseitig, und wie der Mensch an seinem Körper mannigfache Umwandelungen ohne Gefährde erleben und dulden kann, so hält er doch bis zum letzten Athemzuge an der von den ewigen Gesetzen der Natur und des Schöpfers ihm zugewiesenen Verbindung seines Geistes mit dem Körper fest. So auch in den großen Lebensorganismen der Kirche und des Staates stehen Form und Geist in gleich nothwendiger Verbindung, und nur der oberflächliche Begriff mag diese wesentlichen Formen des Bestandes mit den veränderlichen Erscheinungen untergeordneter Gebilde, die den bloßen Lebensprozeß auf der äußeren Oberfläche bethätigen, verwechseln. So auch Ferdinand gleich seinem Nachfolger waren sich dieses höheren Prinzips wohl bewußt und mußten es für ihre größte Lebensaufgabe halten, die Staats- und Kirchenformen, mit welcher Seyn und Nichtseyn ihrer ganzen Zeit gleichsam verschwistert war, bis zu ihrem letzten Blutstropfen zu vertheidigen. Anstatt sie daher zu tadeln, kann die Geschichte ihre That nur ruhmwürdig und einer höheren, den gemeinen Bahnen entrückten Regierungskunst angemessen finden.

Der größere Theil protestantischer Schriftsteller und Geschichtschreiber sieht die Reformation als den Anfang eines neuen religiösen und politischen, vollkommenern Zustandes der Dinge an, etwa wie zur Zeit des römischen und griechischen Heidenthums das aufkeimende Christenthum gedacht wird, ohne zu bemerken, daß es weit mehr eine Auflösung der bisherigen gesellschaftlichen Verhältnisse war, in welcher sich keineswegs ein neues schöpferisches Prinzip kund gab. Daher fallen auch die Urtheile über damalige hochstehende, in die Zeit tief eingreifende Persönlichkeiten häufig so schief, unwahr und parteyisch aus. Wann diese die alten Zustände erhalten und vertheidigen wollen, so widerfährt ihnen, wie heut zu Tage in ähnlichen Verhältnissen, eine gehässige und feindselige Opposition. Darum mußte besonders das Urtheil über Ferdinand II., der sich mit ganzer Macht dem Strome einer gewaltsamen religiösen und politischen Umwälzung entgegenstellte, von jener Seite aus höchst nachtheilig sich aussprechen. Dieß erweist sich sogar bey Schriftstellern der neuern Zeit, welche doch einer gewissen Unparteylichkeit huldigen wollen. So sagt Raumer im dritten Bande seiner Geschichte Europas seit dem Ende des fünfzehnten Jahrhunderts, daß im Vergleiche mit Heinrich IV., Maximilian II., Wilhelm von Oranien und Gustav Adolf, die sich über ihre Zeit erhoben und alle Kräfte daran setzten, sie von ihren Gebrechen zu reinigen, Ferdinand II. bey weitem im Hintergrunde stehe, und fügt sogar noch hinzu: Wüßte man auch nichts aus der argen Geschichte dieser Jahre, als daß

Böhmen beym Antritte seiner Regierung drey Millionen, beym Schlusse derselben aber nur 780,000 Einwohner hatte, dieß genügte ihn (nämlich Ferdinand II.), seine Umgebungen und die Zeit abzuschildern. Es läßt sich aber wahrlich schwer einsehen, wodurch sich jene Fürsten über ihre Zeit erhoben und sie von ihren Gebrechen haben reinigen wollen, man möchte denn eben die katholische Kirche und die darauf gegründeten politischen Institutionen als diese Gebrechen betrachten. Sie waren ja nicht sowohl Vermittler zwischen den beyden in Streit begriffenen Parteyen, sondern wahrhafte Repräsentanten oder geheime Beförderer einer derselben. Sie also deßhalb höher stellen, heißt nur, die Wahrheit zu gestehen, ihr Prinzip auch als das seinige anerkennen, also jeden Anspruch auf Unparteylichkeit aufgeben. Was aber gar die letzte Aeußerung anbetrifft, so könnte man eine gleiche Anwendung auf Friedrich II. machen, welcher nach Beendigung des schlesischen und des siebenjährigen Krieges die preußischen Staaten verheert und verödet hatte, und erst durch eine längere Friedenszeit den materiellen Wohlstand derselben wieder zurückführen konnte, was Ferdinand nicht möglich war. Ein Schluß, den Herr von Raumer wohl nicht zugeben würde.

Daß auch Pfister in seiner Geschichte der Deutschen den Kaiser nur eigenmächtig und die Rechte der Stände verletzend auftreten läßt, ist bey ihm noch weniger zu verwundern, da er von vorn herein jene religiöse und politische Integrität der Reformation als eine entschiedene Wahrheit annimmt, und daher nur auf dieser Seite das Recht, jenseits aber bloß Unrecht und gewaltthätiges Verfahren sieht.

Man könnte hinsichtlich des Reiches Ferdinand nur die Aechtung des Pfalzgrafen Friedrich, das Restitutionsedict und die Aechtung der Herzoge von Mecklenburg, rücksichtlich aber der eigenen Erblande das Verfahren gegen Böhmen und gegen die österreichischen Protestanten, endlich das gegen Wallenstein Unternommene zum Vorwurfe machen. Schwerlich möchte man jedoch in der ganzen Geschichte ein Beyspiel aufweisen können, wo Fürsten, die nur noch den Schatten einer oberherrlichen Gewalt zu behaupten verpflichtet waren, gegen ihre rebellischen Unterthanen, seyen es auch Fürsten, in anderer Weise verfahren wären, als Ferdinand gegen die Mecklenburger und den Pfälzer. Die Auflehnung gegen die kaiserliche Gewalt war in früheren Zeiten im Reiche, ja, wie wir bey Heinrich dem Löwen sehen, bey einfacher Verweigerung des Gehorsams stets mit der Acht belegt, und wenn in diesem Falle der verfassungsmäßige Gang nicht strenge eingehalten werden konnte, so lag dieß in den Zeitumständen und in der damaligen Zerspaltung des Reiches, wo

gemeinsame Schlußnahmen beynahe unmöglich, die strafbaren Thatsachen selbst aber sonnenklar vor Augen lagen, und der Obere, wollte er nicht Alles zu Grunde gehen lassen, aus eigener Machtvollkommenheit zu handeln gezwungen war. Nur weil seit der Reformation ein großer Theil der Reichsfürsten auf einen bloßen Föderativstaat im Reiche hinarbeiteten und ein selbstständige Landeshoheit zu behaupten suchten, hatte sich allmälich die Meinung von widerrechtlichen Uebergriffen überall da festgestellt, wo der Kaiser die Autorität des Reichsoberhauptes geltend machen wollte und mußte. Was nun das Restitutionsedict anbetrifft, so erscheint vielleicht die Ausführung desselben in seiner ganzen Strenge unpolitisch, wer möchte aber behaupten, daß es in Folge des abgeschlossenen Religionsfriedens und des Passauer Vertrages nicht zu vollständigem Rechte bestanden hätte? Was endlich Böhmen betrifft, so war hier die Auflehnung von Unterthanen gegen ihren rechtmäßigen Herrscher, den sie selbst gewählt hatten, so in die Augen springend, und die Aehnlichkeit der dortigen Zustände mit revolutionären Bewegungen der heutigen Zeit so unverkennbar, daß es eben nur jenes religiöse Vorurtheil ist, welches hier den so einfachen Standpunkt verrückt hat. Ein Gleiches findet auch auf die Maßnahmen Ferdinands hinsichtlich der Unruhen in Nieder= und Oberösterreich Anwendung. Ueber Wallenstein endlich haben wir schon früherhin das Nöthige gesagt. Nur wenn Förster in der neuesten Zeit, gegenüber den Forschungen des Grafen Mailath, bleibend die Unschuld seines Helden behauptet, und daß Wallenstein erst in der allerletzten Zeit zu seiner eigenen Rettung dem Feinde sich hingegeben: so scheint uns nach den vorliegenden Thatsachen Försters ganze Ausführung mehr der Vertheidigung eines für seinen Klienten in den Schranken des Gerichtes auftretenden Anwaltes, als der unparteyischen Geschichtschreibung gemäß. Daß der Kaiser gar dem Angeklagten hätte einen legalen Prozeß gestatten und ihn dann erst verurtheilen sollen, läßt sich wohl aus den engen Räumen der Schreibstube ganz anmuthig der Gegenwart verkünden, wenn man sich jedoch die welthistorische Stellung und Stärke Wallensteins, mit dem sogar der König von Frankreich wie mit einer unabhängigen Macht verhandeln wollte, vergegenwärtigt, stellt sich dieß in gleicher Weise dar, als wenn ein souveräner Fürst gegen den andern seine Rechte und seine Beleidigung vor den Schranken eines bürgerlichen Tribunals suchen wollte. In der neuesten Zeit möchte diese Affection für richterlichen Gang und Prozeß in so außerordentlichen Verhältnissen am wenigsten Belege für sich finden.

Ehe wir jetzt zur Schlacht von Nördlingen kommen, wird

es nicht unangemessen seyn, noch kurz die Lage des Reiches aus dem früher Gesagten ins Gedächtniß zurück zu rufen.

Nach dem Tode Gustav Adolfs sehen wir im Norden die Herzoge von Braunschweig, Brandenburg und Sachsen mit den Schweden vereint und in ihrem Interesse. Die Kaiserlichen besaßen nur in Westphalen aus der Tilly'schen Eroberung her mehrere feste Plätze. Eben so war der Landgraf Wilhelm IV. von Hessen in erklärter Feindschaft mit dem Reiche. Im Elsaß waren gleichfalls die Besitzungen des österreichischen Hauses und des Reiches in feindlichen Händen, Bernhard von Weimar und der Rheingraf Otto nebst dem Pfalzgrafen Christian von Birkenfeld im Verein mit den schwedischen Heeresabtheilungen hielten das ganze südwestliche Deutschland in Unterwürfigkeit, und bedrohten selbst Bayern und die Erblande des Kaisers. Der Kaiser und der ihm allein treu gebliebene Herzog von Bayern sahen sich also von einer Kette von Feinden gleichsam ringsher umschlossen, und ihr Untergang schien gewiß, hätte diese Umschließungslinie eine organisirte Verbindung und eine obere leitende Kraft besessen. Schweden und Frankreich gaben den Impuls und sandten Feldherrn, Truppen und Geld, um jene Massen in Bewegung zu setzen. Da dieß indeß nicht strategisch, sondern nur auf diplomatischem Wege geschehen konnte, so waren natürlich die Erfolge langsam und abgerissen, und erzeugten so jenen bisher unerhörten Krieg, der ohne Waffenstillstand und Friede Jahrzehnte hinter einander sich hinschleppte. Die Schlacht von Nördlingen veränderte allerdings den Zustand der Dinge für das Kaiserhaus und das Reich zum Bessern. Durch den Prager Frieden 1635 waren Sachsen, Brandenburg, der größere Theil der übrigen kleineren Fürsten und beynahe alle Reichsstädte mit dem Kaiser wieder vereint worden. Frankreich sah sich in seinen eigenen Gränzen bedroht, die Schweden unter Banner bis beynahe an die Seeküste zurückgetrieben. Unter diesen Umständen schien alle Hoffnung vorhanden, der Feinde Herr zu werden und einen ruhmvollen Frieden für das erschöpfte Reich zu bewirken. Es war indeß, wie bekannt, in den letzten Zeiten ein eigenthümlicher Charakter der kaiserlichen Waffen und Politik, vielleicht durch die schwerfällige Handhabung der Angelegenheiten und Zustände des Reichs hervorgerufen, daß nach einer bestimmten Kraftentwicklung eben so leicht eine gewisse Erschlaffung wieder einriß, welche von einem thätigen und umsichtigen Feinde benutzt, häufig zu den bittersten Verlusten führte. Eine Erfahrung, die sich noch öfter in den Türkenkriegen des vergangenen Jahrhunderts herausgestellt hat. So auch hatte sich bey den großen Heeresabtheilungen in Norddeutschland und am Rheine

ein hoher Grad von Sorglosigkeit eingeschlichen, was um so übler, als leider die kühnsten und unternehmendsten Feldherren der Zeit, Bernhard und Banner, gegenüber standen. Zuerst und am unglücklichsten und verhängnißvollsten entwickelte sich dieß am Rheine, wo der italienische Duca di Savelli und Johann von Werth um Rheinfelden herum die Winterquartiere bezogen hatten. Zwischen dem gewandten diplomatischen Italiener, der sein Ansehen nicht sowohl seinen Feldherrntalenten, als seinen Einflüssen und Verbindung am kaiserlichen Hofe verdankte, und dem geraden, deutschen Reitergeneral bildete sich von Anfang an eine Mißstimmung, um so mehr, als Savelli den Oberbefehl erhalten hatte. Bernhard lag schon seit längerer Zeit um Delsberg im Bisthume Basel in den Winterquartieren, und von ihm und dem französischen Hofe ward der Plan gefaßt, bald möglichst einen Rheinübergang zu vollführen, vor allen Dingen Breysach zu nehmen und den Krieg von Neuem in das Herz von Deutschland zu spielen. Am 1. Februar 1638, nachdem er vorher bey Sollingen einige Mannschaft über den Rhein geworfen, die sich plötzlich Laufenburgs bemächtigte und Bernhard den Uebergang über den Rhein leicht möglich machte, überfiel er Bücken und Waldshut, und drang rasch nach Rheinfelden vor, um diesen so wichtigen Paß, dessen Verlust die kaiserliche Armee in die höchste Gefahr bringen konnte, durch einen Ueberfall in seine Gewalt zu bringen. Unglücklicher Weise hatte Savelli, trotz der früheren Warnungen Johann von Werths, die Armee in den entferntesten Winterlagern sich von einander zerstreuen lassen, und keine Ahnung, wie es doch einem vorsichtigen Feldherrn gebührt hätte, von irgend einer Annäherung des Feindes. Dessen ungeachtet erreichte die Nachricht von der Gefahr Rheinfeldens noch zeitig genug die kaiserlichen Heerführer, von denen Werth in Augsburg, Savelli in Besançon, welches hinlänglich die große Sicherheit auf dieser Seite bezeichnet. In der größten Schnelligkeit eilten sie zu den zerstreut liegenden Regimentern und rückten gegen Rheinfelden, das eben im Begriffe stand, Bernhards heftigen Angriffen zu unterliegen. Savelli wollte noch die Ankunft der entfernter liegenden Truppen erwarten; indeß Werth drang auf eine Schlacht. Mit ungeheurer Wuth ging man auf einander los; der Graf von Nassau und Johann von Werth erreichten sich selbst im Handgemenge und feuerten ihre Pistolen gegen einander ab. Lange schwankte das Treffen hin und her, der einzige schwedische Offizier in Bernhards Heer, so wie der einzige Franzose in demselben, der Herzog von Rohan, eben aus Basel gekommen, geriethen in die Gefangenschaft der Kaiserlichen; der Rheingraf Johann Philipp fiel, als endlich

Bernhard mit Anbruch der Nacht das Schlachtfeld räumte und die Belagerung Rheinfeldens aufgab. Im Rausche des Sieges vergaßen die Sieger, überdieß nach der Schlacht, die sie nur mit zusammengerafften Haufen begonnen, ebenfalls in die größte Auflösung versetzt, alle nöthigen Vorsichtsmaßregeln. Nach allen Seiten sich zerstreuend, glaubten sie, süßer Ruhe und Genusses pflegen zu können. Unglücklicher Weise waren auch während der Schlacht durch einzelne Truppentheile, die in die Flucht getrieben, Gerüchte über die gänzliche Niederlage des Heeres im Rücken der Armee verbreitet worden und hatten den Marsch der noch zuziehenden Regimenter und des Proviantes und Geschützes theils in Stockung, theils sogar in fluchtähnlichen Rückzug gebracht. Von jener Sorglosigkeit der Feinde hatte Bernhard Nachricht. In einer verzweifelten Lage, da alle seine früherhin gefaßten Pläne gescheitert, faßte er den kühnen Entschluß, plötzlich noch einmal auf den Feind zurückzugehen, und im schnellen Anlauf das verlorne Glück gegen denselben wieder herzustellen. Sein Vorhaben gelang. Es war keine Schlacht, es war ein wahrhafter Ueberfall. Die in gar keiner Ordnung und Zusammenhang mühsam aufgerafften Truppen wurden von der geordneten Masse Bernhards nach dem ersten Anlaufe, wenn gleich nach tapferem Widerstande, über den Haufen geworfen, die Flucht bald allgemein, oder vielmehr alles niedergemacht oder gefangen. Das letztere Schicksal traf selbst Johann von Werth und Savelli. So war in einer Stunde ein unabsehbarer Verlust dem Kaiser und dem Reiche erwachsen, und was Niemand noch vor Kurzem geahnt, das Schicksal Deutschlands von Neuem der blutigsten Zukunft preisgegeben. Als Johann von Werth vor Bernhard geführt ward, rief dieser ihm spottend zu: »Ey, welch ein unerwartetes Zusammentreffen.« »Es ist das Glück Ew. fürstlichen Gnaden und mein Unglück, über welches ich mich nicht zu rechtfertigen habe,« antwortete dieser. »Der Herr wird Zeit haben, darüber nachzudenken,« erwiederte Bernhard. Eine so gleichsam wunderbare Rettung und Umschlag aus höchster Gefahr in Sieg ließ Bernhard, nach der religiösen Sitte der Zeit, auf dem Schlachtfelde ein Dankfest feyern. Alle Reiter stiegen ab, jedes rohe Gemüth schien von der allgemeinen Rührung ergriffen und stimmte in den Lutherischen Trostgesang: »Eine feste Burg ist unser Gott.« Darauf wurden die Gefangenen getheilt, Johann von Werth in ehrenvolle Haft nach Benfeld gebracht, Savelli blieb auf seine Bitte in Laufenburg.

»Eben als am südwestlichen Rande unseres Vaterlandes,« sagt der Verfasser, »die ungerechten Waffen des untreuen Sohnes zum Vortheile der Fremden siegten, ward drey Tage darauf

das erneute Bündniß der ländergierigen Kronen im fernen Hamburg untersiegelt. Beyde sahen sehr wohl ein, daß sie nur durch ihre gegenseitige, bleibende Verbindung, was sie dem Reiche genommen, behaupten konnten Am 6. März kam das Bündniß in achtzehn Artikeln zu Stande, und zwar auf drey Jahre gegen eine jährliche Zahlung von 400,000 Thalern an Schweden. Dafür sollte der Krieg gegen den Kaiser und seinen Sohn bis zum allgemeinen Frieden fortgesetzt werden, und beyde Theile gelobten, ihre Sache als eine und dieselbe gemeinschaftlich zu betreiben, mit Zuziehung aller deutschen Bundesgenossen und Freunde.« Dieses Letztere besonders waren jene verrätherischen Grundlagen, welche im westphälischen Frieden die herben Verluste Deutschlands herbeyführten. In dieser Weise, sagt der Verfasser, besiegelten hier die Nachbarn, welche nichts an Deutschland zu fordern, ja notorisch dermalen keinen Bundesgenossen in Deutschland hatten, als den heimatflüchtigen Markgrafen von Baden-Durchlach, nicht einmal den landlosen Pfälzer, welcher bey England Hülfe suchte, ihren verhängnißvollen Bund, halfen dem erdrückten Heere Banners auf, während die Fortschritte Bernhards am Oberrhein die Kriegsmacht des Reiches theilten. Aber Deutschland mußte noch den unsäglichen Jammer von fünf Kriegsjahren tragen, ehe Kaiser und Reich, ermattend, die Befugniß der Fremden anerkannten, ihre ungerechten Forderungen mit den wenigen empörten Reichsgliedern in Gemeinschaft durchzusetzen, und wieder fünf Jahre verstrichen, ehe das Reichsoberhaupt, fast von allen Gliedern verlassen, mehr für den Augenblick bestürzt als entkräftet, sich beugte, das Gesetz der Fremden und die Theilung Deutschlands zu unterschreiben.

Wir kommen jetzt zu der zweyten Hälfte des ganzen Werkes, welches das dritte und vierte Buch enthält, und von der Schlacht bey Rheinfelden bis zum Abschlusse des westphälischen Friedens geht.

Es ist ein besonderes Verdienst des Verfassers, daß er eben die Geschichte des unglücklichen Krieges da beginnt, wo gewisser Weise alle Uebrigen aufgehört haben, ihn zu beschreiben. Meistentheils sind in den betreffenden geschichtlichen Werken die Ereignisse nach der Nördlinger Schlacht nur mit einigen Bogen abgethan, wenn, wie z. B. bey Schiller, die Ereignisse vom Entstehen des Krieges bis zum Tode Gustav Adolfs beynahe das ganze Werk einnehmen. Es lag dieß freylich daran, daß die Nachrichten über die spätere Zeit in den mannigfachsten, überdieß oft mühsam aufzufindenden und schwierig zu erforschenden

Quellen sich befanden, anderntheils aber, wie wir früher schon bemerkten, diese letztere Zeit anscheinend dem Geschichtschreiber kein besonderes Interesse erwecken konnte. Der Verfasser hat indeß gezeigt, wie selbst auf dem unfruchtbarsten Felde höchst bedeutende Leistungen zu Tage gefördert werden können, und besonders in dieser zweyten Hälfte seines Werkes die deutschen Zustände damaliger Zeit mit einer unschätzbaren Zugabe bereichert, die sowohl die früher vergangene, als auch die nachfolgende Zeit in ihr wahres Licht stellt. Wenn daher früherhin sich die Geschichte nach der Schlacht von Rheinfelden gleichsam in Nichts auflöste, so werden wir bald sehen, welches reiche Leben sich vor unsern Augen entfaltet.

Natürlich nutzte ein Feldherr wie Bernhard seinen Sieg nach Kräften. Rheinfelden ergab sich, eben so bald Freyburg; Taupadel erstieg Hüningen, die Reste der kaiserlichen Truppen wurden aufgehoben und die nächsten Thäler des Schwarzwaldes und Breisgaues unterworfen, so daß man sich schon den Quellen der Donau und des Neckars näherte. Vor allen aber mußte Breysach, das gewaltige Bollwerk Deutschlands und Niederösterreichs, das Ziel Bernhards wie Frankreichs seyn. Denn damals, wo nur der partielle Krieg geführt ward, waren bedeutende Festungen der Schlüssel zu allen weitern und der Behauptung der gemachten Eroberungen. Daher hatte man auch für dieselbe kaiserlicher Seits besondere Sorge getragen, und der ältere Montecuculi, so wie der Italiener Graf Gualdo Priorato, zugleich ein nicht unbedeutender Geschichtschreiber dieser Zeit, zu neuen Befestigungen beygetragen. Diesen Platz also in seine Gewalt zu bekommen, vereinigte Bernhard alle seine Streitkräfte.

Während dem steigerte der Sieg von Rheinfelden in Frankreich die Hoffnungen von Neuem auf das Höchste. Die Fahnen, die bey Rheinfelden erbeutet, wurden im Triumph durch Lyon geführt, und in Paris angekommen, im feyerlichsten Pompe nach der Kathedralkirche gebracht, dreymal vor dem Altare geschwungen und unter dem Donner der Kanonen dem Heiligthume anvertraut. Im ganzen Reiche wurden kirchliche Dankfeste befohlen für einen Sieg, an welchem nicht ein französischer Soldat Theil genommen. Hugo Grotius, damals holländischer Gesandter in Paris, drückte dem Könige lebhaft seine Freude aus, daß der Frühling eher Lorbeeren für Se. Majestät hervorgebracht, als Blumen für die übrigen Sterblichen. So weit war in den höheren Verhältnissen damals schon die Schmeicheley als die nothwendige Begleiterin einer ränkevollen und lügenhaften Politik gediehen. Nichts aber erregte die bewegliche Masse der Franzosen mehr, als die Ankunft Johann von Werths in Frankreich

und in Paris. Einen solchen gefürchteten und berühmten Helden zum Schauspiele der Verherrlichung französischer Thatkraft zu machen, schien dem Könige und seinen Ministern für die öffentliche Stimmung von höchster Bedeutung. Daher ward des Gefangenen Ueberlassung an Frankreich von Bernhard begehrt, zwar von diesem verweigert, endlich aber doch zugestanden. Johann von Werth selbst gerieth über diese Nachricht beynahe in Wuth, und es wäre zu den äußersten Zwangsmitteln gekommen, hätte nicht Bernhard versprochen, daß er auch in Frankreich sein Gefangener bleiben werde. Unter einer Bedeckung von 750 Musketieren ward er nach Paris abgeführt. So groß aber war der Ruf des deutschen Helden selbst bey seinen Feinden, daß diese Reise einem wahren Triumphzuge glich. Alles strömte herbey, den Gefürchteten zu sehen. Sämmtliche Städte, welche er berührte, sandten ihm Abgeordnete entgegen, um ihn auf das Ehrenvollste zu empfangen und auf das Stattlichste zu bewirthen. Diese Bewegung zeigte sich besonders in Paris. Adlzreitter erzählt, man habe ihn überall, wohin er geführt wurde, mit staunenden Blicken angesehen: »Quam spectari solet leo aliquis Marmaricus aut Indicus elephantus.« Er ward in das Bois de Vincennes gebracht, damals königliches Schloß und Staatsgefängniß; da man ihm aber ungebührliche Beschränkungen zumuthete, hat der in ihm entbrannte furor teutonicus die französische Artigkeit sofort bewogen, gelindere Saiten aufzuspannen und ihm eine anständigere, freyere Haft zu bewilligen.

Bernhards Sieg bestimmte endlich das französische Kabinet, außer diplomatischen Künsten und Geldspendungen auch thätige Hülfe nach Deutschland zu senden. Hiezu ward der Marschall Guebriant erwählt, der 4000 Mann Franzosen an den Rhein führen sollte. Von Neuem war hier aber die Unlust der Franzosen, in Deutschland und mit Deutschen Krieg zu führen, ein schwer zu überwindendes Hinderniß. Wie unter Marius gegen Kimbern und Teutonen bey den römischen Legionen, so mußten auch hier alle möglichen Künste der Ueberredung und der Versprechungen reichlicher Belohnung angewandt werden, um sie dem gefürchteten Feinde und Lande entgegen zu führen. Den Soldaten sollte das Ziel des Kriegszuges so lange verhehlt werden, bis sie so weit gelockt, daß sie nicht mehr zurück könnten, ohne in die Hände der Bauern zu fallen. Man sieht, Deutschland war damals noch für die Franzosen dasselbe, was späterhin und in den neuesten Zeiten Spanien. Jeden Abend schloß der General, im Quartier angekommen, die Soldaten in Scheunen ein, deren Schlüssel er entweder selbst behielt, oder zuverläßigen Personen anvertraute. Guebriants Zug bis zu Bernhard ward

daher im In- und Auslande als ein Wunder der Geschicklichkeit gepriesen. Mit vieler Mühe hatte der Kaiser ein Heer unter Götz versammelt, um es gegen Bernhard und zur Rettung Breysachs abzusenden, welches sich auch an den Schluchten des Schwarzwaldes aufstellte. Den damaligen Zustand der Heere kann man daraus abnehmen, daß das aus 12,000 Mann bestehende kaiserliche Heer mit dem ungeheuren Troß liederlichen Gesindels, welcher demselben nachfolgte, auf 80,000 Menschen angeschlagen wurde. Bey dieser Gelegenheit gedenkt der Verfasser jener berüchtigten Marodebrüder, der Schrecken der Heere wie aller friedlichen Bewohner, aus den witzigen Erzählungen des Simplicissimus bekannt. »Sie wachen nicht, sie schanzen nicht, sie stürmen nicht und kommen auch in keine Schlachtordnung, und sie ernähren sich doch,« heißt es von ihnen dort. Eine Art moralischen Ungeziefers, welches die gänzliche Fäulniß des gesellschaftlichen Körpers nach vieljährigem Kriegszustande oder vielmehr nach Aufhören aller Bande der Sitte, der Zucht und des Gesetzes erzeugt hatte, und das nun in Raub und Mord die Heere umschwärmte und begleitete. Nach langem Hin- und Herziehen kam es endlich zwischen beyden Heeren bey Wittenweiher zur Schlacht, 6. August 1638, worin Götz und Savelli, welcher sich früherhin der Gefangenschaft entzogen und wieder beym Heere angestellt war, vollständig geschlagen wurden.

Während dem führte Johann von Werth in der Gefangenschaft unter den Feinden, freylich zu seinem höchsten Unmuth, ein poetisches Daseyn. Man hielt ihm im Schlosse zu Vincennes prächtige Tafel und, wie der Verfasser erzählt, fanden in wunderlicher Mischung chevaleresker Sitte und steifer Etikette die vornehmsten Damen der Stadt das seltenste Vergnügen darin, die Gefangenen in ihrer Haft zu besuchen und sie speisen zu sehen. Und dergestalt zeigte sich hier die Großartigkeit des, wenn auch aus dem niedrigsten Stande entsprossenen, deutschen Helden, daß er, ohne den Charakter seiner vaterländischen Natur zu verleugnen, seine ganze Umgebung durch sein Betragen bezauberte. Sogar zwey der edelsten und namhaftesten Frauen des Jahrhunderts, die Gemahlin Guebriants, dessen wir so eben erwähnten, und die späterhin durch Muth und Treue gegen ihren Mann so berühmt gewordene Frau des Hugo Grotius, standen mit ihm in vertrauten gesellschaftlichen Beziehungen. Außerdem konnte Johann von Werth unvergleichlich trinken, und auch dieser Rest alter ritterlicher Sitte gewann ihm nach dem Stande damaliger Verhältnisse nicht weniger Gunst und Beyfall, als daß er mit vortrefflichem Anstande Tabak rauchte und schnupfte. Selbst der Cardinal veranstaltete zu Ehren des Gefangenen ein prächtiges

Gastmahl auf seinem Schlosse zu Conslans, wobey die berühmtesten französischen Heerführer schmausten. Endlich, nachdem Werth auch dem Könige seine Aufwartung gemacht, und dieser ihn mit Liebkosungen überschüttet, begann zu seinen Ehren eine Reihe von Festen, indem die angesehensten Herren sich beeiferten, den Gefangenen prächtig zu bewirthen. Die Ungezwungenheit, mit welcher er in vornehmer Haltung in allen Begegnissen dieses schon damals raffinirten Hoflebens sich zu bewegen verstand, veranlaßte wahrscheinlich die unter den Franzosen noch gehörte Redensart: Je m'en soucie comme Jean de Wert. Sogar auf dem Pont neuf an den Stufen des Reiterbildnisses König Heinrichs, wo die Volksmuse ihren Parnaß aufgeschlagen, ward sein Andenken in Liedern besungen, in deren einem sich stets die Worte wiederholten: et Jean de Wert et Jean de Wert. Noch ein Jahrhundert hindurch blieb dieses Lied den Franzosen vertraut. Hof und Stadt sangen dasselbe. Man nannte die Zeit seines Aufenthaltes in Paris le temps de Jean de Wert, so wie die Melodie seinen Namen trug. Noch später verfertigte man angenehme Gesänge sur l'air de Jean de Wert, selbst 1699 und 1702 und länger waren Gedichte sur l'air de Jean de Wert in dem Munde des Volkes.

Alles dieß sollte freylich einer gewissen, zu allen Zeiten prunkenden Nationaleitelkeit der Franzosen dienen, die auch hier einen Triumph ihrer Macht und Stärke feyern wollte, obgleich gerade in diesem Falle, wie wir gesehen haben, französische Macht und Thatkraft sich den geringsten Theil zulegen konnten. Andrerseits bleibt stets die ritterliche und edle Weise der Behandlung eines so gefürchteten und gehaßten Feindes ein ehrenvolles Denkmal für den französischen Hof und das Volk.

Doch nicht allein am Oberrhein, sondern auch im Norden Deutschlands ging das Waffenglück des Kaisers rückwärts; Gallas mußte im Herbste des Jahres 1638 vor Banner, der Verstärkung aus Schweden erhalten, an die Elbe zurückweichen. Eben so ward durch das fortgesetzte zweydeutige Betragen der Landgräfin Amalie von Hessen auch hier keine Sicherheit für das Reich und den Kaiser möglich. Zwar hatte sie sich zu Mainz in Friedensunterhandlungen eingelassen, allein sie wollte listiger Weise durchaus die Klausel festhalten, daß nicht allein ihr und ihrem Lande, sondern auch allen andern deutschen Ständen freye Uebung des kalvinischen Bekenntnisses zugesichert werde, also gleichsam die Errichtung eines neuen Religionsfriedens, was natürlich der Kaiser selbst gegenüber den lutherischen Ständen nicht vermochte. Daher sagt der Verfasser wohl mit Recht: »Feyern würden wir die Landgräfin als das erhabenste, christ-

lichste Gemüth des Jahrhunderts, hätte sie nicht eher die Waffen niederzulegen gelobt, bis unumschränkte Gewissensfreyheit allen deutschen Landsleuten, nicht bloß den herrschenden Ständen reformatorische Willkür erkämpft sey. Ein so hoher Gedanke kam aber nicht in ihre enge Seele; sie bezweckte nur Verbreitung ihres kalvinischen Bekenntnisses, einen Gewissenszwang, vor welchem der Kaiser die Stifte zu schützen hatte, welche man ihrer Eroberungssucht preisgab.

Auch Bernhard von Weimar, jetzt von dem Kaiser durch Vermittelung Savelli's zum Anschluß an die Sache des Reichs angegangen, gegen besondere Vortheile für sein Haus und eine einträgliche Feldherrnstelle seinen Arm zu leihen, wies diese Anträge schnöde zurück. Wie sollte der Sachse, sagt der Verfasser S. 142, durch Gustav Adolfs Ermunterung losgesagt von jedem altgeschichtlichen Vorurtheile, sich leiten lassen durch so kleinliche Beweggründe, er, mitten unter seinen Eroberungen, das Schwert niederlegen, um die tausend blutenden Wunden des Vaterlandes zu heilen? Ehrgeiz, Ländergier und Haß gegen Oesterreich ließen ihn nicht zur Besinnung kommen, daß ein Ende des Krieges, durch ihn herbeygeführt, ihn zum Wohlthäter des gesammten Vaterlandes erhob, und daß er seinen Freunden die Gewährung mäßiger Wünsche schaffen konnte, wenn er mit dem Reiche sich aussöhnte. Er focht nicht, um etwa seinen Glaubensgenossen die streitigen Stiftsgüter zuzuwenden, welche doch der Hauptgegenstand ihrer Klage waren; an den vertriebenen Pfälzer wurde kaum gedacht; er focht, um sich ein Reich zu erobern, und, unduldsam gegen anders Glaubende, dasselbe auf die Partey der Protestanten zu stützen. Bernhard fuhr also in seinen Kriegsunternehmungen fort, und nachdem Götz in den Linien von Breisach von ihm geschlagen und vergebliche Versuche zum Entsatz der Feste gemacht worden, mußte sich ihm dieselbe ergeben, nachdem die Belagerung 24,000 Menschen das Leben und eine Million Thaler gekostet hatte.

Das war offenbar der härteste Schlag für die Sache des Kaisers und des Reichs, denn hiedurch ging der Hauptwaffenplatz, das südliche Deutschland vor Frankreich zu schützen, verloren. Die katholischen Eidgenossen erhielten einen Gefahr drohenden Nachbar, eben so die protestantischen und die freye Stadt Straßburg; Lothringen und die Freygrafschaft waren nun gänzlich preisgegeben. In Spanien wurden freylich die Franzosen mit Schimpf zurückgetrieben, denn, sagt der Verfasser, das hochmüthige Frankreich hatte überall nur da gesiegt, wo es über fremde Kräfte, über Deutsche gebot. Desto mächtiger waren die Fortschritte Banners. Nachdem er bey Chemnitz das kaiserliche

Heer unter Marzin überfallen und gänzlich geschlagen, drang er bis Prag vor, May 1639, richtete bey seinem Rückzuge, da selbst die Studenten in Prag die Waffen gegen den Feind ergriffen, und er an der Einnahme der Stadt verzweifelte, die schrecklichste Verwüstung an, und zog sich gegen Sachsen, nachdem auch ein kaiserliches Heer von 30,000 Mann Prag zu Hülfe kam. Wenn auf der einen Seite Ferdinands III. Bruder, der Erzherzog Leopold Wilhelm, strenger als ein Mönch, enthaltsam in den erlaubtesten Genüssen, wie ein Eremit aus den Wüsten Thebens, früherhin zum geistlichen Stande bestimmt und Inhaber mehrerer Bisthümer, mit größerem Glücke den Feldherrnstab für die kaiserliche Armee übernahm, so sollte auch das böse Prinzip auf der andern Seite sich in einer Persönlichkeit darstellen, welche, wie der Verfasser sagt, verhängnißvoll dem letzten empörenden Charakter auflegte. Dieß war Johann Christian von Königsmark, der jetzt in Westphalen aus Banners Händen den Commandostab erhalten. Die nachfolgende Schilderung desselben S. 177 unseres Werkes, können wir dem Leser nicht vorenthalten, weil sie ein helles Licht auf diejenigen Persönlichkeiten wirft, die damals, wie wir schon öfter sagten, von der strafenden Ruthe der Vorsehung gleichsam zu Geißeln für unser Vaterland hervorgerufen wurden. Eines uralten, aber armen brandenburgischen Adelsgeschlechtes, heißt es dort, dessen einer Zweig schon im vierzehnten Jahrhundert in Schweden geblüht hatte, im Jahre 1600 zu Ketzlin bey Kiritz in der Priegnitz geboren, von seinem Vater zu einem Feldherrn nach Geldern geschickt, »um ihm auf den Trunk zu warten;« dann Edelknabe Friedrich Ulrichs zu Wolfenbüttel, begab er sich, nach schläfriger Jugend, als Reiter in kaiserlichen Dienst, bildete dann in Gustav Adolfs Schule sich zumal zum kühnsten Parteygänger aus, mit der persönlichsten Theilnahme an jedem Strauße, handfest in jedem »Gebalge.« Sein Verhältniß zu Speerreuter, seine Gefahr als brandenburgischer Unterthan und ausgetretener kaiserlicher Offizier in Gefangenschaft; seine Betriebsamkeit, die schwedischen Regimenter im J. 1635 der fremden Krone zu erhalten, haben wir schon angedeutet, so wie sein Mißgeschick bey Blotho und sein Zerwürfniß mit King, welches ihm vor anderen Bewerbern den Oberbefehl eines Heeres erwirkte. Königsmark, jede Theilnahme für Brandenburg, für sein deutsches Vaterland verleugnend, geliebt von seinen Soldaten, die lustiges Leben und reiche Beute unter seinen Fahnen erwarteten, und, auf schonungslosen Ritten von einem Ende Deutschlands zum andern an Zahl vermindert, immer neuen Zulauf lockten, hatte nur Gelderwerb und derley Sinnengenuß zum Ziele eines Feldherrnlebens, der-

gleichen ihm die fremde Krone allein bieten konnte. Obgleich früh vermählt und in der Festung Minden haushaltend, charakterisirt auch ihn schon jene abenteuerliche Romantik, oder besser jene heroische Liederlichkeit, die wir bey allen Gliedern eines hochstrebenden Geschlechtes finden, dem das glückliche Räuberhandwerk des Ahnherrn unermeßliche Reichthümer vererbt hatte. Berühmt sind seine Söhne und Enkel, welche verzogen durch die launenvolle Christine, in dem Kriegsdienste fast aller Mächte Europas, auch Venedigs, auf entfernten Schlachtfeldern in Morea und in Portugal, nach Rittterehre jagten; wie jener Karl Johann, dessen liederliches Treiben die Pfälzerin Charlotte d'Orleans so naiv erzählt, trugen alle das sittliche Gepräge ihres Geschlechtes, das Niemand an Philipp Christoph, dem unglücklichen Buhlen der Gattin Georgs von Hannover, später des ersten Georgs von England, noch weniger an der Enkelin unseres Johann Christian, der berühmten Aurora, verkennen wird.

Wie früherhin gegen Gustav Adolf, als er seine siegreichen Waffen bis an den Rhein trug, sich mißtrauende Angst der Diplomaten Frankreichs bemächtigte, so auch war Richelieu in sorgender Furcht, daß der Weimar'sche Held nach der Eroberung Breysachs und nachdem er auch in der Freygrafschaft bedeutende Fortschritte errungen, seinen fein angelegten Netzen entschlüpfen und zu einer selbstständigen Macht, ohne weiter um das Interesse Frankreichs sich zu kümmern, sich erheben dürfte. Denn bey den damaligen deutschen Heerführern im Dienste der Fremden blieb stets hervorstechender Charakter ihres nationellen Gefühls, daß, wenn sie auch für irgend ein schnödes Interesse jener ihr Blut hingaben, sie doch ihre Persönlichkeit selbst nicht unterbeugen ließen, sondern vielmehr im Bewußtseyn deutscher Mannhaftigkeit den Fremdlingen eine gewisse Geringschätzung fühlen ließen, wie früherhin in ältester Zeit jene Standarten im römischen Dienste. So auch Bernhard. Stets behauptet er den Franzosen gegenüber den deutschen Reichsfürsten und den auf seine ritterliche Kraft sich stützenden Helden, der unter keinem Preise auch seine Person selbst daran geben wollte. Es war dieß noch der letzte Rest jener Standesehre, der aus den alten germanischen Gefolgschaften bis hin durch die Verhältnisse der Ministerialen in der ganzen deutschen Geschichte sich kund gibt, und eigentlich noch das einzige erfreuliche Moment in dieser so verkommenen und elenden Zeit darbietet. Ueberhaupt treten im dreyßigjährigen Kriege noch wahrhafte Persönlichkeiten hervor, eine Erscheinung, die späterhin gänzlich verschwindet.

Daher war auch Bernhard gar nicht gesonnen, die von ihm gewisser Weise ohne französische Hülfe eroberten Landschaften

gehorsam an Frankreich herauszugeben, er dachte vielmehr daran, auf Kosten des Kaiserhauses und leidender Nachbarn sich ein mächtiges Fürstenthum zu errichten, und am Ende in Mitteldeutschland selbst jene gebieterische Stellung wieder zu gewinnen, die sein Vorfahr Johann Friedrich gegen Karl V. eingebüßt hatte. Diese Absicht, sich von Frankreich zu emancipiren, verkündeten ganz besonders zum Schrecken des Kardinals seine selbstständigen Verfügungen in Breysach und im Elsaß, so wie in Burgund, endlich aber der unverkennbare Plan, zwischen dem Kaiser und den fremden Kronen eine gebieterische dritte Partey zu bilden, wozu die übrigen mit Frankreich und Schweden verbündeten Fürsten Lüneburg und Hessen leicht die Hand geboten haben würden. Eine mit der Landgräfin von Hessen projectirte Heirat würde dieser Stellung eine beynahe unwiderstehliche Kraft gegeben haben. Hieraus entwickelte sich ein mit allen Künsten der Intrigue Seitens Frankreich geführter diplomatischer Kampf. Guebriant mußte alles aufbieten, um den starr festhaltenden Deutschen zu bewegen, wenigstens Breysach den Franzosen einzuräumen. Noch mehr aber wirkte man im Geheimen durch den Schweizer Erlach, der sich des Vertrauens Bernhards bemächtigt hatte. Ein Patrizier aus Bern, machte er in dieser Zeit gänzlichen moralischen und religiösen Verfalls, mit allen Talenten der Intrigue ausgerüstet, für jede Partey, die ihm Vortheile bot, den unermüdlichen und gewandten Unterhändler. Ihn hatte bey dieser Gelegenheit Bernhard nach Paris gesandt, dort aber von Richelieu gewonnen, war er selbst ein gefährlicher Beobachter Bernhards geworden. Dieser widerstand indeß allen Lockungen, und um dem Netze, womit man ihn umspinnen wollte, ganz zu entrinnen, beschloß er, aus der Freygrafschaft nach dem Rheine zu rücken, und den Krieg nach Deutschland hinüber zu spielen. Doch auch ihm war seine Zeit in dem Plane der Vorsehung zugerechnet. Als er gleich Heinrich IV. mit großen schöpferischen Plänen sich trug, traf ihn zwar nicht die Hand des Mörders, aber eine pestartige Krankheit, die freylich Mehrere für eine Vergiftung ausgaben, um Frankreich eines so gefährlichen Gegners zu entledigen, entriß ihn am 18. July 1639 der Welt.

Es ist eine peinliche Aufgabe des allgemeinen Geschichtschreibers, sagt der Verfasser S. 206, das politische Leben Bernhards zu würdigen, welcher einer fast abgöttischen Verehrung bey seiner Partey genoß, und auch von den Gegnern wegen seiner glänzenden persönlichen Eigenschaften gepriesen wurde. Aber betrachten wir den Herzog vom Standpunkte der deutschen Geschichte, so ergibt sich das Urtheil leichter. Auch Bernhard von Weimar stellte seinen ererbten Haß gegen Oesterreich und seinen eigenen

Vortheil weit über Ehre, Wohlfahrt und Sicherheit des Vaterlandes, und sein gewaltthätiger kirchlicher Eifer forderte, wie zu Regensburg, in Franken, am Rhein, die Vergeltung der Gegenpartey heraus. Sein Söldnerverhältniß zu Frankreich hat nach dem Prager Frieden wider seine Absicht dem Vaterlande unsäglichen Schaden zugefügt. Daß er, zum Höchsten aufstrebend, das Recht des fremden Besitzes und historische Grundlagen nicht ehrte, erkennen wir aus dem Herzogthume Franken; daß er die politischen Trugkünste nicht scheute, sowohl aus der Uebernahme der schmachvollen Lehensverpflichtung zu Schweden, da es ihm wohl nimmer Ernst um solche verrätherische Zerstückelung des uralten Reiches seyn konnte, als aus dem Verhältniß zu Frankreich, welches er unredlich eingegangen und mit Selbstbefriedigung nur lösen konnte, indem er die Listigen überlistete. Was er in berechneter Nachgiebigkeit gegen die Gesetze der Fremden that, geschah mit dem geheimen Vorbehalte, in besseren Tagen alles umzustoßen; aber er ist strafbar für den Wahn, daß er, ohne Bürgschaft für die Dauer seines Lebens, sich vermaß, seine Sünde am Vaterlande in der Zukunft gut zu machen. Denn der Mensch darf Böses auch in der Absicht nicht thun, dasselbe künftig zum Besseren zu gestalten, er weiß nicht, ob das Geschick ihn nicht vor der Erfüllung seiner Pläne, vor der Buße abruft, und auf seine Rechnung fällt dann die böse That mit ihren Folgen. Hätte Bernhard geahnet, daß Frankreich, durch ihn an unserer Westgränze sieghaft, allen Lohn der Mühe an sich raffen werde; hätte er im Geiste nach der Schlacht bey Nördlingen geschaut, wie die fremden Kronen, im Besitze der deutschen Streitkräfte, das geschändete, blutende Vaterland zerstückeln; wie Ludwig XIV., auf seinem Schwertgewinn weiter fußend, Deutschland über ein halbes Jahrhundert hindurch mißhandeln werde; hätte er den Wendepunkt des Schicksals unseres Volkes, von ihm i. J. 1638 herbeygeführt, ermessen; wir zweifeln nicht, Bernhard, für Deutschlands Nationalehre nicht ohne Wärme, würde seit dem Jahre 1634 seinen Lebensweg anders eingerichtet haben. So aber muß die Geschichte, auf die Entwicklung der Dinge und die Folgezeit blickend, ihn mit Trauer einen Verderber Deutschlands heißen, war Verrath am Höchsten gleich nicht seine Absicht; er ist der Nachwelt verantwortlich für seine Thaten, nicht für seinen geheimen Willen! Hugo Grotius, unfähig über Deutschlands Wohl zu urtheilen, nennt den Tag den unglücklichsten Deutschlands, an welchem es »seine Zierde, seine letzte Hoffnung, fast den Einzigen, welcher des Namens eines deutschen Fürsten würdig,« verloren! Auch wir beklagen das Verhängniß, aber in einem andern Sinne, als der heimat-

lose Niederländer. Bernhards Tod war nicht ein Glück für den Kaiser, sondern eine Fügung des günstigen Geschicks für die fremden Kronen, und deßhalb ein Unglück für Deutschland. Kraftvoll und siegreich fortwaltend, würde er, von der Halbscheid der Nation vergöttert, an der Spitze der richtigen, geistesstarken und mittelreichen dritten Partey, den Fremden das Schiedsrichteramt wieder entrungen, und, wenn auch der Begründer einer Macht auf Kosten Oesterreichs und ihm gegenüber gestellt, die Schutzherrschaft des protestantischen Interesses würdevoller und wohlthätiger für die Gesammtheit übernommen haben, als die nordische Krone, nach deren Demüthigung zu spät Brandenburg diesen seinen Beruf erfaßte.«

Der schnelle Tod des Herzogs hatte jede sichernde Verfügung über seine Errungenschaft unmöglich gemacht. In seinem Testamente zwar vermachte er seine Eroberungen einem seiner Brüder, oder wenn dieser sie nicht annehme an Frankreich zur Ueberwachung bis zum allgemeinen Frieden. Die einzige Bürgschaft indeß für dies Alles, das von ihm hinterlassene Heer, übergab er an Erlach, den Obersten Ehm, Rosen und den Prinzen Adolf von Nassau. So ward es der französischen Diplomatie leicht, aus dem Tode des Herzogs alle diejenigen Vortheile zu ziehen, welche sie vergeblich bey seinem Leben zu erringen sich bemühte. Vergebens sandten die Truppen einen Abgeordneten nach Paris, um sich eine selbstständige Stellung zu bewirken, vergebens suchte der Kaiser das Heer für sich zu gewinnen, oder die Herzoge von Braunschweig und Lüneburg für die dritte Partey es zu bearbeiten, und eben so die Brüder des Herzogs und die Anhänger der pfälzischen Partey es zu ihren Zwecken zu benutzen. Die Künste Erlachs und Guebriants siegten. Man bemächtigte sich des Heeres für den Willen Frankreichs. Ein Vertrag mit demselben wurde abgeschlossen, bey dem es wie bey jenen römischen Prätorianern nur auf die schnellste Baarzahlung ankam, um auch die schmählichsten Bedingungen einzugehen. Hiefür gelobten Deutsche dem Könige von Frankreich treu und beständig gegen Jedermann zu dienen, was für ein Befehl auch irgend anderwärts her ihnen zukommen könne. Hierauf folgte bald die Besetzung von Breysach durch französische Truppen, und eben so ward Freyburg, Rheinfelden, Neuenburg und Laufenburg der französischen Verfügung überlassen; Erlach aber zur Belohnung seiner treuen Dienste die Oberstatthalterschaft über Vorderösterreich und im Breisgau anvertraut. Welche Gesinnung damals herrschte, und wie man den Verrath in Treue umstempelte, zeigt, daß einer der Obersten jenes angeblich deutschen, für die Freyheit des Vaterlandes fechtenden Heeres, dem von einem

spanischen Befehlshaber Anträge gemacht wurden, dem kaiserlichen Heere sich anzuschließen, entrüstet antwortete: Wie einem deutschen Edelmanne der König von Spanien, der doch auch aus deutschem Blute stamme, so schmachvolle Anträge machen könne? Er möge sich an Juden und Sarazenen wenden, denn die deutsche Biederkeit sey für Geld nicht feil, ließe sich nicht verkaufen. So redete ein Mann, welcher einen Geldgehalt von 6000 Francs vom französischen Könige bezog. Auch der Sohn des unglücklichen Churfürsten Friedrich, der Pfalzgraf Karl Ludwig, der gleichfalls bey der Verlassenschaft Bernhards seinen Vortheil wahrzunehmen suchte, mußte erfahren, daß es keineswegs die Absicht der großmüthigen Bundesgenossen für die gute deutsche Sache war, den, wie man sagte, vom Kaiser Bedrückten wieder zu ihren Rechten zu verhelfen. Als er in jener Absicht heimlich und verkleidet durch Frankreich ging, ward er auf Richelieu's Befehl verhaftet und in das Bois de Vincennes geführt, wo er bis zum Jahre 1640 in Gefangenschaft blieb. Dies Geschick warnte die Brüder Bernhards, sich nicht persönlich auf den Schauplatz zu begeben, um etwa wegen der Nachlassenschaft ihres Bruders gefährliche Versuche zu machen. Sie suchten nur durch Unterhandlungen irgend etwas von den großen Eroberungen und Schätzen des Verstorbenen zu erlangen. Ihre großen Erwartungen wurden aber bitter getäuscht, als sie nur mit Mühe die vermoderten Gebeine des Herzogs erhielten, welche in der Stadtkirche zu Weimar ihre Ruhestätte fanden. So rächte das Schicksal selbst die Untreue eines großen deutschen Fürsten, der lieber aus Feindeshand als von dem Vaterlande den Lohn für seine Verdienste empfangen wollte. Schärfer blickende Zeitgenossen sahen freylich jenes trügerische Spiel durch, wodurch sich so viele selbst hochstehende Personen des Vaterlandes und noch mehr die Massen berücken ließen. So sagt ein damals lebender Schriftsteller in einem satyrischen Briefe, der um diese Zeit erschien, und wo die Eroberung Breysachs mit einem Kartenspiele verglichen wird: der letzte Stich gewinnt das Spiel, die Dame, um welche wir Deutsche mit Granaten, die Franzosen mit Dukaten, wir mit Musketen, sie mit Pistolen, wir mit Pferd und Infanterie, sie mit Furfanterie und geladenen Mauleseln, wir mit Schanzen, sie mit Schanken, wir mit Feld=, sie mit Hofstücken, wir mit Schlagen, sie mit Salben, wir mit Schießen und Stechen, sie mit Bestreichen und Schmieren, wir mit Blut, sie mit Gut, wir mit Kriegen, sie mit Trügen geworben; was wir gewonnen mit Stürmen, haben wir mit Schwüren verloren. Der Hahn ist im Korbe, sitzt auf fremden Eyern, er hat den Nutzen, das Kränzlein und den Preis, die andern nur den Sack.

Nach dem Tode Bernhards war allerdings die Großartigkeit kriegerischer Unternehmungen von dieser Seite her gewichen, dafür aber ein innigerer Zusammenhang zwischen den französischen und schwedischen Waffen gewonnen. Guebriant suchte vor allen Dingen wieder über den Rhein zu gehen. Dieß geschah am Ende des Jahres 1639 in der Gegend um Bacharach, und der erste Vortheil war ein erneuertes Bündniß mit der Landgräfin von Hessen. Zwar hatte sie noch kurz vorher den Prager Frieden gleichfalls angenommen, jedoch stets mit Frankreich unterhandelt. Jetzt, wo das Weimar'sche Heer ihr Land berührte, indem es vom Rheine nach Hessen vordrang, fand sie gar kein weiteres Bedenken, mit dem Reichsfeinde von Neuem förmlich abzuschließen. Allerdings gab dies wiederholte zweydeutige Betragen zu Anfragen Seitens der eben zu Nürnberg versammelten churfürstlichen Gesandten Veranlassung. Indem sie jedoch dieselben mit nichtssagenden Ausflüchten abwies, glaubte sie Alles gethan zu haben, wenn sie mit den damals reichlich gespendeten Worten ihre Sehnsucht nach dem Brunnquell des allgemeinen Friedens des Vaterlandes betheuerte, den bösen Willen der Feinde eingestand, die Reinheit ihrer Absichten erhärtete, sodann aber ganz offen zu verstehen gab, daß der richtigste Weg zur Wohlfahrt des Reiches von einer General-Amnestie und der Begütigung der fremden Kronen allein abhinge.

Indessen war Banner durch des Erzherzogs und Piccolomini's kluges strategisches Verfahren durch geschickte Märsche aus Böhmen nach Sachsen zurückgetrieben. Sein Heer nach der Weise aller jener damaligen Partengänger nur durch glückliche Kriegsfälle in Ordnung erhalten, und überhaupt auf Beute und Gewinn gerichtet, keineswegs von einer höhern Idee beseelt, der Auflösung nahe, so daß ihm nichts übrig blieb, als schleunigst den Zuzug der Hessen und Lüneburger ins Werk zu setzen, und endlich auch mit dem Weimar'schen Truppenkorps, dessen Obersten schon lange hierauf harrten, sich zu vereinen. Mit dem Lüneburger, der nur den gemeinsten augenblicklichen Vortheil im Auge hatte, war der Handel, obgleich er auch mit dem Kaiser fortwährend täuschendes Friedensspiel trieb, bald abgeschlossen. Schwerer fiel es aber bey den Weimarern, obgleich sie sich selbst, wie gesagt, der Vereinigung hinneigten. Die französischen Führer hingegen, Guebriant und der Prinz von Longueville, sahen bey Banners umherschweifender abenteuerlicher Kriegführung, umgeben kaum von einigen hundert ihrer Landsleute, mit Schrecken von der beliebten Rheingränze in den ganzen Wechsel der Kriegsereignisse Mitteldeutschlands als bloße Instrumente sich hineingezogen. Dessen ungeachtet waren sie der Neigung und dem

Willen der Obersten nicht gewachsen, und unmuthig mußten sie sich dem Anschlusse an Banner fügen. Nachdem auch die Hessen zu diesem gestoßen, musterte der Schwede am 16. May 1639 in der Ebene um Erfurt aus seinem Lager reitend mit Siegerbehagen ein stattliches, wohlgerüstetes Heer von 16,000 Mann, alle Deutsche, bis auf einige Hundert Franzosen. So war denn wieder dem staunenden Deutschland klar vor Augen gestellt, daß es sich selbst zu Gunsten der Fremden gegenseitig zur Schlachtbank führte, und es zeigte den ganzen Verfall vaterländischer Gesinnung und Gefühls, und auch die Wehrlosigkeit des einzelnen Bürgers und die Erschlaffung aller korporativen Thätigkeiten, daß dieser Zustand der Dinge in leidender Haltung konnte betrachtet werden. Nach solchen Zeichen kann man mit Gewißheit behaupten, daß nur in dem unerschöpflichen Muthe des Kaiserhauses, vereint mit dem bayerischen Fürsten, die alleinige Gewährleistung vor der Unterjochung des Vaterlandes lag, und die Urtheile jener Schriftsteller, welche sich zeither bemühten, das selbstsüchtige Streben der Reichsfürsten von der Reformation an als glorwürdige That und als preiswürdiges Beyspiel für die Nachkommen darzustellen, zeigen sich hiernach von selbst in ihrer ganzen Armuth und Einseitigkeit.

Ungeachtet jener bedeutenden feindlichen Waffenmacht war man doch nicht im Stande, gegen das bedeutend verstärkte Heer der Kaiserlichen, welches sich bey Saalfeld aufgestellt hatte, etwas Entscheidendes auszuführen. Hiezu trug die Uneinigkeit unter den Verbündeten selbst, sodann aber die unmäßige Trauer Banners über den Tod seiner Gattin bey, die im Lager vor Saalfeld starb, und ihn zur Führung des Heeres beynahe ganz unfähig machte. Ein neuer Beweis, wie der Krieg sich mit dem Familienleben gleichsam schon verschwistert hatte, und beyde sich gegenseitig bald in Freude, bald in Schmerz begegneten. Endlich trat auch eine gefährliche Meuterey unter den Weimarern ein, die den französischen Heerführern und vor allem ihren eigenmächtigen Verfügungen über sie jetzt, wo sie sich gleichsam mitten in Deutschland ganz selbstständig fühlten, nicht mehr unbedingt nachkommen wollten. Nur mit Mühe wurde diese Bewegung gestillt. So schleppten sich die Kriegsereignisse das ganze Jahr 1640 bis Anfang 1641 hin, wo der Tod Banners den Schauplatz von Neuem veränderte. In dieser Zeit waren der Reichstag zu Regensburg, welchen der Kaiser mit Mühe zusammenbrachte, und Banners höchste Gefahr, von der kaiserlichen Armee gänzlich vernichtet zu werden, die merkwürdigsten Ereignisse. Der Reichstag zu Regensburg, September 1640, sollte wo möglich die Vorbereitungen zum endlichen Frieden einleiten,

und die Churfürsten selbst hatten den Kaiser dazu dringend aufgefordert. Es war aber leicht einzusehen, wie wenig an die Verwirklichung dieses Wunsches zu denken, da ja nur eine siegende Gewalt, keine Unterhandlungen die fremden Kronen, die allein im Kriege ihren Vortheil fanden, oder den Frieden unter den schmählichsten Bedingungen für das Reich eingehen wollten, zur Niederlegung der Waffen bewegen konnte. Daher erschienen die dort beschlossenen Maßregeln zur besseren Bekämpfung der Feinde, wären sie nicht von der deutschen Langsamkeit und Unentschlossenheit begleitet gewesen, als die einzigen ersprießlichen Früchte, wenigstens weit mehr, als die selbst vom Kaiser bis aufs Höchste gesteigerte Nachgiebigkeit gegen die schnöden Forderungen der Fremden und ihrer deutschen Helfershelfer. Welch ein Gefühl mußte es wohl für eine deutsche Reichsversammlung seyn, gegenüber einiger abenteuernder Heerführer an der Spitze meistens deutscher Bewaffneter, zusammengelaufener, beutelustiger Haufen mitten im Vaterlande sich Gesetze dictiren zu lassen. Kaum hatte einen solchen Zustand Rom in seiner verderbtesten Epoche erfahren, als die Sclaven unter Spartacus die weltgebietende Stadt an den Rand des Unterganges brachten. Um das höchste Maß solcher Erniedrigung zu vollenden, geschah es sogar, daß der Reichstag selbst unter Hohn und Spott der Feinde beynahe in die Waffengewalt derselben gerathen wäre. Banner, begierig durch einen bedeutenden Schlag den Ruhm seiner Waffen wieder herzustellen, beschloß Regensburg, obgleich mitten im Winter, zu überfallen. Am 5. Dezember 1640 verließ er Niedersachsen, vereinigte sich mit dem Weimar'schen Heere und eilte über Hof im Januar 1641 auf Baireuth. So geheim war dieser Plan gehalten, daß erst am 12. Januar die kaiserlichen Truppen im Gebiete von Nürnberg von der Annäherung des Feindes Kunde hatten. Glücklicher Weise schien indeß Banner selbst, als schleunig die kaiserlichen Feldherren Anstalt zur Abwehr trafen, an der Ausführung seines abenteuerlichen Planes zu verzagen. Auch verlor der Kaiser die Fassung nicht, ließ Regensburg in Vertheidigungszustand setzen, ermuthigte die Versammlung, am Orte beharrlich zu verbleiben, und so blieb Banner nichts anderes übrig, als mit starker Bedeckung von Reitern und Fußvolk mit zwölf Kanonen auf Hof vorzurücken und einige hundert Kanonenschüsse auf Regensburg, nur durch die Donau von ihr getrennt, abzufeuern. Wie sie sagten, dem Könige von Hungarn einen Affront zu erweisen. Welche Schmach, sagt der Verfasser, für das streitbarste Volk der damaligen Welt, daß ein paar Fremdlinge, umgeben von kaum einigen Hundert ihrer Landsleute, geschützt dagegen durch Tausende feiler Söldner

Deutschlands, solchen Hohn wagen konnten. Freylich geriethen nun auch die feindlichen Heerführer in eine peinliche Verlegenheit, da sie in der Kälte des Winters, im ausgehungerten Lande, den Feind vor sich, ihres Bleibens nicht sahen. Guebriant besonders fühlte das Unheimliche seiner Lage, mitten in Deutschland Banners Phantasie und Tollkühnheit sich preis gegeben zu sehen. Was dieser daher auch beginnen mochte, er bewirkte mit den Weimarern die Trennung von demselben. So war Banner sich selbst überlassen, während dem das kaiserliche Heer unter Piccolomini und Mercy in großen Massen auf ihn heraneilte. Nur indem er seinen Unterfeldherrn Slange in Neuenburg mit 4000 Mann und 4000 Pferden und vielen vornehmen Offizieren aufopferte, die im wechselnden Geschick jetzt als Gefangene dem Reichstage in Regensburg vorgeführt wurden, gelang es ihm, über Eger und Annaberg glücklich zu entwischen und von Neuem seinen Ruhm als der Unerreichbare zu bethätigen. Doch war dieß seine letzte That. Schon trug er den Tod im Herzen. Am 16. May gelang den Kaiserlichen der Uebergang bey Bernburg, als kurz vorher sich Banner auf einer Senfte schon höchst erkrankt hatte nach Halberstadt tragen lassen. Er war nach der Aerzte Behauptung dem Tode noch zu entziehen, wenn ihm die Feinde die Ruhe weniger Wochen gestatteten. Aber, sagt der Verfasser, der Mann, welcher Brand und Mord seit zehn Jahren von einem Ende Deutschlands zum anderen getragen, sollte keine ruhige Sterbestätte finden. Am 20. May setzten die Kaiserlichen an allen Punkten über die Saale, übereilten im nahen Quedlinburg ein starkes Regiment Banners, und in der Frühstunde desselben Tages verschied Banner unter qualvollen Bildern nach einem harten Todeskampfe. Die Witwe des Gestorbenen ward unter der allgemeinen Verwirrung mit ihren Frauenzimmern fast aus ihrem Hause geworfen, Kisten und Kasten erbrochen, die Kriegszahlmeister und Geheimschreiber flüchtig und verfolgt.

So war das Ende Johann Banners, sagt der Verfasser S. 315, geboren zu Djursholm in Roslagen (Upland) am $\frac{\text{23 Juny}}{\text{3. July}}$ 1596 aus einem der vornehmsten und höchsten Geschlechter Schwedens; früh, ohne gelehrte und gesellschaftliche Bildung, welche seine Standesgenossen sich anzueignen bemühten, den Waffen folgend, Schüler und Genosse Gustav Adolfs auf allen seinen Zügen, geliebt vom Könige, ihm ähnlich an Gestalt und Haltung, ohne Zweifel einer der größten Feldherrn seines Jahrhunderts und allein fähig, nach dem Nördlinger Tage und dem Prager Frieden den Krieg in Deutschland fortzusetzen. Von seinen Eigenschaften als Feldherr heben wir nur hervor: daß er im

Geiste der neueren Strategie die Hauptwendung des Krieges in Schlachten suchte, Belagerungen mied, und daß es ihm in der Regel gelang, den Nachtheil, welchen der Sommer seinem Heere gebracht, im Winter durch die harte Gewöhnung seiner Soldaten zu ersetzen, und alle Frühjahre streitbarer wieder da zu stehen, nachdem er den Gegner auf den eigenen Boden gedrängt. Es wird ihm nachgerühmt, daß er 60,000 kaiserliche Krieger und 40,000 Sachsen aufgerieben habe, daß 600 Fahnen als Trophäen seiner Siege die Kathedrale Stockholms schmücken; der eigene Verlust blieb unberechnet, da es Deutsche waren, die unter ihm fochten, litten, umkamen, und immer neuer Ersatz unerschöpflich ihm zufloß. Stille Selbstberathung und Geheimniß vor der Ausführung erleichterten seine Thaten; so formlos er mit seinen Obersten zechte, bewahrte er scheugebietende Achtung; sich selbst nur zur Rechenschaft verpflichtet, im Gegensatze der kaiserlichen Heerführer, welche in beklagenswerther Abhängigkeit vom Wiener Hofkriegsrathe und von den Mitfeldherren erhalten wurden. Im Heerbefehle duldete sein Selbstvertrauen Niemand neben sich; Hermann Wrangel hatte ihm weichen müssen; dem Stålhandske konnte er noch auf dem Todbette nicht vergeben; selbst der nachsichtig kluge Torstensohn harrte bey ihm nicht immer aus, und ward, obenein kränklich, auf sein Gesuch im Herbste 1640 aus Bückeburg heimberufen; Karl Gustav Wrangels Verhältniß zu Banner war oft ein gestörtes. Daß Banner die deutschen Fürsten mit Hochmuth und Geringschätzung, ja Grobheit behandelte, hatten sie hinlänglich verdient. Daß er schonungslos barbarisch den Krieg im feindlichen oder im befreundeten Lande führte, brachte der entsetzliche Charakter der Zeit mit sich. Dabey liebte er aber doch die Deutschen, deren Vaterland er züchtigte; sie waren, von ihm zu Soldaten gezogen, die besten Krieger der Welt; »er hätte es für seine größte That gehalten, der Nation den Frieden zu erkämpfen.« In ununterbrochenem Umgange mit den Deutschen hatte er das Schwedenthum, das erst später wieder spröde wurde, ganz abgestreift; sein Briefwechsel selbst mit Guebriant war deutsch; denn französisch verstand er nicht; in der Sprache der Kriegskanzley, selbst an Schweden kommt kein schwedisches Wort vor. Die deutsche Bildung hatte die Fremdlinge wider Willen unterworfen; obenein war Stab, Kanzley, Heer nur deutsch.

Weiterhin heißt es S. 317, um das Verhältniß Banners zur protestantischen Sache zu bezeichnen: »Was die sittliche Erscheinung Banners, will man sie ohne Haß und Uebertreibung würdigen, betrifft, bemerken wir, daß das Bild des bleichen Ritters, welcher den Frauen und derber Lust des Bechers bis

zum letzten Lebenshauche fröhnend, aus der Umarmung der Geliebten und vom Zechgelage zu Roß springt, zwar für die Poesie anziehend seyn kann; daß jedoch eine so frevle Verschwendung der Lebenskräfte keineswegs den Erwartungen von Millionen bethörter Protestanten entspricht, welche das Heil ihrer Sache auf diesen Makkabäer einzig setzten. Bey aller bodenlosen Untreue, Falschheit, Tücke und Begriffsverwirrung zeigte die Zeit dennoch einen tiefen Rückhalt in frommen deutschen Gemüthern und einen zu kolossalen Ernst, als daß nicht der Widerspruch zwischen selbstsüchtiger Politik und gleißnerischem kirchlichen Eifer häßlich in der Persönlichkeit des obersten Feldherrn sich kund gethan hätte, welcher die salbungsvollen Worte von der »Errettung der bedrängten Gewissen und dem Verderben der gesammten evangelischen Sache« stehend im Munde und im Kanzleystyle führte!«

Dieß das Urtheil des Verfassers über Banner, nachdem leider beynahe zwey Jahrhunderte hindurch eine ganz andere Geschichte auch ganz andere politische und sittliche Maßstäbe zur Fälschung der Wahrheit an die Erscheinungen jener Zeit gelegt hatte. Was wir schon früher einmal andeuteten, die hervorragenden Persönlichkeiten auf jener undeutschen Seite hätten den unparteyischen Blicken längst das Haltlose und Betrügerische der Sache selbst aufdecken müssen. Eben Banner, die beyden Wrangel, Königsmark, den wir noch später kennen lernen werden, Ranzau, endlich Torstensohn selbst und mit ihnen jene beyden berüchtigten Parteygänger, welche gleich im Anfange des unglückseligen Krieges die Brandfackel der Zerstörung durch ganz Deutschland trugen, Mansfeld und Christian von Braunschweig, zeigen ein solches Uebermaß sittlicher Verkommenheit oder, wie Bernhard von Weimar und der Rheingraf Otto, ein so selbstsüchtiges, wahrlich unter keinen Verhältnissen ehrenhaftes Treiben, daß sie jedem Parteykampfe nothwendig eine höchst verdächtige Farbe geben. Auf der kaiserlichen Seite hingegen findet sich, wenn das allgemeine Verderben der Zeit auch dort nicht ohne Wirkung blieb, bey weitem mehr eine religiöse und ehrenhafte, nicht auf die Zerstörung, sondern auf die Erhaltung des Ganzen gerichtete Tendenz. Den einzigen Wallenstein ausgenommen, sehen wir in Tilly, so man nur die Verfälschungen, die Parteyhaß erdichtet, wie dieß besonders Menzel und Graf Mailath unwiderleglich nachgewiesen, entfernt, in Pappenheim, Johann von Werth, Piccolomini, Hatzfeld, selbst Gallas, Gransfeld und Geelen, vor allen aber in dem oben gedachten Erzherzog Leopold Wilhelm, ernste, ehrenhafte Männer, die zwar auch das Kriegshandwerk nach damaligem Gebrauche zu führen gezwungen sind, indeß

dasselbe nicht wie jene in ganz gemeiner Richtung zur wilden Lust und bacchantischer Genußsucht, mit Aufgebung aller moralischen und religiösen Pflicht trieben. Ein deutlicher Beweis hievon ist, daß selbst protestantische Feldherren von höherer Gesinnung, wie Arnim und Melander, sich späterhin der kaiserlichen Sache wieder anschlossen.

Mit Banners Tod fällt auch das Lebensende des Herzogs Georg von Lüneburg zusammen, der im April 1641 noch kurz vor dem schwedischen Feldherrn von der Welt schied. Auch die Persönlichkeit dieses Fürsten, der bis zu seinem Tode in unverbrüchlicher Feindschaft gegen Kaiser und Reich und in Verbindung mit ihren Feinden verharrte, bestätigt nicht weniger das Obige. Denn von ihm sagt der Verfasser, denjenigen freylich, die hier gerne Alles in der schönsten Ordnung finden möchten, eben nicht sehr erwünscht (S. 309): »Wenn Georgs verdunkelter Blick in den letzten Stunden noch fähig war, die Lage seines Hauses zu fassen, so mußte ihn schwere Reue über die Vereitelung eines zwanzigjährigen vielbescholtenen Strebens erfüllen. Nur seinem Eigennutze und keiner anderen Sache treu, und doch ohne Bürgschaft an die Fremden hingegeben, verließ der Ehrgeizige seinen Staat, nach dem unseligsten Macchiavellismus und sechsfachem Abfalle von einer Partey zur andern, vom Kaiser zu den Dänen, von den Dänen zum Kaiser, vom Kaiser zu den Schweden, von den Schweden nach der Schlacht von Nördlingen und dem Prager Frieden zum Kaiser, und seit zwey Jahren vom Kaiser wieder zu den Schweden; überall bemüht, sich höhere Geltung, Zuwachs und Unabhängigkeit von der natürlichen Oberherrschaft des Kaisers sowohl, als von den fremden Kronen zu verschaffen, in der traurigsten Verfassung. Sein Land durch den Krieg verödet, sein Heer meuternd und fast aufgelöst, Wolfenbüttel in der Gewalt der Feinde; viele andere Punkte von den Schweden besetzt und jetzt von neuer Heimsuchung bedroht! Fast in bitterm Grimme gegen sich selbst, durch einen Federstrich das Gebäude seiner Pläne für alle Zukunft vernichtend, den Stab brechend über alle früheren Bestrebungen, hatte er am $\frac{1}{10}$. März ein Testament unterzeichnet, welches gegen alle bösen Erfahrungen der Gegenwart und Vergangenheit, gegen alle gesunde Fürstenpolitik, sein Land in die beyden Fürstenthümer Celle und Hannover spaltete, »so lange noch Abkömmlinge von seinen Söhnen vorhanden wären.« Hannovers spätere Erhebung zum Churfürstenthume und steigende Bedeutung, wie zu Heinrichs des Löwen Zeit, war nicht die Folge einer so sich selbst zerstörenden Politik des Herzogs, sondern der Anhänglichkeit des nächsten Geschlechtes an Kaiser und Reich! Schmerzlich wurde Georgs

Tod von seiner Partey empfunden, zumal von Amalia Elisabeth. Selbst Banner bewunderte, ungeachtet jahrelangen Unfriedens mit dem Verstorbenen, die großen Feldherrneigenschaften desselben, und konnte die weltkundige Thatsache nicht leugnen, daß seit dem Herbste 1638 des Lüneburgers Beystand der schwedischen Sache zur einzigen Aushülfe gereicht habe. Und das ist denn die verhängnißvolle Bedeutung; das ist die Erbschaft, die der Sterbende dem Vaterlande hinterließ; er hat die abgestumpften Waffen der Fremden in den Eingeweiden Deutschlands festgehalten!«

(Der Schluß folgt.)

Art. VI. Fragmenta Historicorum Graecorum — Hecataei, Antiochi Philisti, Timaei Ephori, Theopompi, Phylarchi, Clitodemi, Phanodemi, Androtionis, Demonis, Philochori, Istri — ediderunt Car. et Theod. Mulleri. Parisiis, ap. A. Firm. Didot, 1841.

Zweyter Artikel.

Das wäre also die Entstehung und anfangende Fortbildung der griechischen Geschichtschreibung, deren Erkenntniß wir nur nothdürftig aus den Bruchstücken der logographischen Schriften schöpfen können, die uns bis dahin beschäftigt haben. An sie schließen sich die drey Meister der eigentlichen Historie, Herodotus, Thucydides und Xenophon, an, deren Werke uns größtentheils vollständig erhalten worden. Die zunächst folgenden Entwicklungen dieser Kunst liegen uns wiederum in bloßen Fragmenten vor, da von Philistus an bis auf Polybius kein einziges Geschichtswerk nur in so relativer Integrität gerettet worden, wie das des Letzteren.

Bevor wir jedoch zur Betrachtung des Einzelnen dieser zweyten Masse von Bruchstücken schreiten, muß Ref. zur allgemeinen Bezeichnung der veränderten Wege, welche die Geschichtschreibung seit Xenophon eingeschlagen, eine Schlußbetrachtung aus seiner historischen Kunst der Griechen (S. 318 — 320) hier einschalten, zumal er jetzt einige Zusätze und Berichtigungen anzufügen hat:

Von den drey ersten Meistern (Herodotos, Thukydides und Xenophon) faßte jeder die Historie in einem eigenthümlichen Geiste auf. Die historische Ansicht des ersten war religiös, die des zweyten politisch-praktisch, die des dritten ethisch. Der vorzüglichste Werth der Historie des Herodotos ist die Vollkommenheit eines großen Planes; der des Thukydides die strenge

Bewahrung des öffentlichen Charakters; die Werke des Xenophon stellen das vollendetste Muster des gebildetsten Vortrags auf. Die verschiedene Art, wie diese drey Geschichtschreiber sich die historischen Erscheinungen deuteten, brachte drey verschiedene Formen der Geschichte hervor. Die erste kann die epische heißen, weil der Historiker das Ganze der Handlungen und Begebenheiten durch göttliche Einwirkung bedingt darstellt. Die zweyte die demegorische, weil hier alle Handlungen in der Versammlung des Volks oder des Raths durch öffentliche Vorträge vorbereitet erscheinen. In der dritten enthalten ebenfalls Reden und Gespräche den Erklärungsgrund für alle Erscheinungen. Weil aber diese Reden und Gespräche sich zur Darstellung der Individualität bestimmter Charaktere hinneigen, ist sie dramatisch *).

Bey aller Verschiedenheit dieser Formen der älteren griechischen Historie ist diese doch im Wesentlichen nur Eine. Sie ist Naturproduct und als solches eine Reproduction des Lebens; d. h. der Historiker auf dieser Stufe stellt die Wahrheit seiner Erfahrung dar. Dieß zeigt sich darin: Die Handlungen und Begebenheiten sind ihm als solche an sich, d. h. als nackte Erscheinungen, gegeben, da ihr Grund entweder in den Organen des göttlichen Willens, in den Orakeln und dergleichen, oder in dem Willen des freyen Volks, in der Gesinnung, Ansicht und in der Kunst des Volksredners, oder in dem moralischen Charakter des Individuums liegt. Weil er nun aus dem Leben und für das Leben darstellt, so gibt er die Erscheinungen in ihrer lebendigen Wahrheit wieder; er erzählt folglich die Thatsachen rein, und läßt die Orakel, die Propheten, d. i. die

---

*) Auch den Ktesias, um jetzt nachträglich doch auch dieses berühmten Zeitgenossen Xenephon's zu gedenken, fand man dramatisch, aber in einem ganz andern Sinn. Man höre den Plutarchus, vit. Artax. cap. 6 fin., wo von seiner Darstellung gesagt wird: πρὸς τὸ μυθῶδες καὶ δραματικὸν ἐκτρεπόμενος τῆς ἀληθείας, und cap. 17. wo ihm das ἐπιτραγῳδεῖν Schuld gegeben wird. Das will sagen: Ktesias ergab sich dramatischer Darstellung fabelhafter Dinge, und lenkte vom Wege der Wahrheit ab; er gefiel sich in Uebertreibungen. — Hierdurch ward er der Urheber einer leidigen historischen Manier, die sich im folgenden Zeitalter der Alexandriner besonders geltend machte. Dieses ist also für einige Richtungen, welche die Geschichtschreibung der Griechen genommen, bemerkenswerth. Uebrigens hatte Ktesias auch schriftstellerische Tugenden, namentlich Lieblichkeit und Klarheit (s. die Zeugnisse der Alten in Ctesiae Reliqq. p. 22, ed. Baehr.). In ersterer Eigenschaft wird er mit Xenophon verglichen, doch ohne daß die Schönheit des Ausdrucks genüge (Dionys. Hal. de Compos. 10. p. 53, ed. Reiske).

Gottheit oder die handelnden Personen selbst reden. Nach dieser Erklärung ist die Benennung: *poetische* Form der Historie, womit ich diese erste Gattung bezeichne, wohl keinem Mißverständniß unterworfen.

Die entgegengesetzte Form mag man immer, wie gewöhnlich, die *pragmatische* nennen [1]). Ihr Charakter ist dieser: Die Handlungen und Begebenheiten werden so vorgetragen, wie sie sich im betrachtenden Geiste des Erzählers reflectiren. Der Historiker schaut die geschichtlichen Erscheinungen an, erklärt sie sich, beurtheilt sie, und diese Erklärungen und Urtheile spricht er neben der Erzählung direct *in seiner Person* aus. Diese Richtung führt Räsonnements über Handlungen, Urtheile über die handelnden Personen u. s. w. herbey. — Daher Proömien, Parallelen, Elogien, directe Charakterschilderungen u. dgl. in dieser Gattung eine gewöhnliche Erscheinung sind.

Der Repräsentant dieser ganzen Form ist für uns Polybios. Ohne Zweifel haben aber schon die Schüler des Isokrates, Theopompos und Ephoros [2]), die alte poetische Gestalt der Geschichtschreibung zerstört. Wir wissen nämlich, daß diese Historiker es in ihren Werken auf rhetorische Wirkung anlegten. Hiermit war aber Reflexion in die Historie eingeführt, und folglich die Unschuld natürlicher, unräsonnirter Darstellung vernichtet. Der Verlust dieser in so mancher Hinsicht großen Historiker ist auch in sofern zu beklagen, als wir dadurch außer Stand gesetzt sind, diese neue Form in ihren ursprünglichen Bedingungen historisch zu erklären, in ihrem individuellen Charakter zu beurtheilen, und in ihrer Ausbildung stufenweise bis zum Polybios fortzuleiten. — Welcher Entwicklungsgang, wie am Schlusse gesagt wird, sich alsdann erst deutlicher erkennen lassen werde, wenn die Bruchstücke der Werke dieser und anderer Historiker möglichst vollständig gesammelt seyn würden.

Dieses ist nun seit vierzig Jahren, da ich dieses schrieb, zum Theil auf verdienstliche Weise geschehen. Ehe ich aber aus Anlaß vorliegender Müller'schen Sammlung im Einzelnen spreche, muß ich im Nächstvorhergehenden Einiges berichtigen.

---

1) Besser wohl die *apodeiktische* (ἀποδεικτική), wie Polybios sie nennt, bemerke ich jetzt, oder die *demonstrirende*.

2) Vorher schon Philistos. S. die gleich folgenden Berichtigungen. Hier nur noch dieß; das wahre Verhältniß der drey Geschichtschreiber Philistos, Ktesias und Ephoros hat Wyttenbach ad Select. historicorum p. XV treffend in den Worten bezeichnet: »Philistus et Ctesias aequales Xenophontis in eiusdem laudis societatem pervenire non potuerunt.« Ktesias ward auch wegen seiner Untreue und Uebertreibungen getadelt; s. C. Fridr. Herman ad Lucian. de conscrib. historia p. 238 sq.

Zuvörderst will ich hier von einer Bemerkung des trefflichen Justus Möser in der Vorrede zu seiner osnabrückischen Geschichte ausgehen, wie ich denn niemals über der Betrachtung der Meister der alten Historie die neueren außer Acht gelassen. »Vielleicht,« sagt er dort S. 4, »habe ich auch darin gefehlt, daß ich die Charaktere der vorkommenden Personen niemals in einem besonderen Gemälde entworfen, und nur sehr selten einige Betrachtungen mit eingestreut habe. Ich bin aber gewiß, daß die ersten sehr viel von meiner eigenen Erfindung behalten haben würden, und halte in Ansehung der letzteren dafür, daß in der Geschichte, so wie auf einem Gemälde, bloß die Thaten reden, und Eindruck, Betrachtung und Urtheil jedem Zuschauer eigen bleiben müssen. Im Alter und fast in jeder Periode des Lebens sehen wir die Begebenheiten von einer ganz anderen Seite an, machen ganz neue Betrachtungen darüber, und vertragen diejenigen nicht mehr, welche uns in jüngern Jahren die prächtigsten schienen. Daher thut in der Geschichte die Handlung, wenn sie moralisch vorgestellt oder mit ihren Ursachen und Folgen erzählt wird, und schnell und stark fortgeht, eben das, was sie auf der Schaubühne thut. Sie erweckt, nährt und füllt die Aufmerksamkeit der Zuschauer mehr, als alle dabey angebrachte Sittenlehre.«

Man sieht, wie unserm deutschen Geschichtschreiber dabey die drey großen Altmeister derjenigen Historie vorgeschwebt haben, die ich die poetische nenne, und daß er dem docirenden Polybius den erzählenden Thucydides vorgezogen; obschon der letztere doch auch einige directe Charakterschilderungen sich erlaubt hat, wenn man die Elogien des Themistokles und des Perikles so nennen will, und mithin nicht durchaus mit seiner Person in den Hintergrund tritt, wie ich dorten im Verfolg gesagt hatte. Ueberhaupt ward Thucydides von den alten Kunstrichtern auch den Rednern beygesellt, wenn er gleich fast durchweg nur Andere redend einführt. In diesen betrachtungsvollen Reden aber, die von der Fülle der Erfahrungsweisheit überströmen, liegt doch schon ein Keim jener reflectirenden Rhetorik, der sich in der Geschichtschreibung der nachfolgenden Periode vollkommen und vorherrschend ausgebildet hat. Und dieß hätte ebenfalls bemerkt werden sollen.

Sodann wäre noch anzudeuten gewesen, wie von jener alten Familie der drey Historiker sich neue Familien ausgebildet hatten: eine herodoteische, wozu aber der dritte, Xenophon, selbst gezählt wurde, der aber doch auch selbst seine Nachahmer hatte, wie z. B. den Arrianus, der sogar Xenophon genannt seyn wollte. Jener herodoteischen Familie würden wir aber vielleicht den Kte-

sias, den Ephorus und gewissermaßen auch den Theopompus beyzuzählen veranlaßt seyn, wenn wir von jedem nur Ein ganzes Werk übrig hätten. Zur thucydideischen Schule wird bestimmt Philistus gerechnet (Cic. ad Q. Fr. II. 13. Dionys. Hal. Epist. ad Pomp. V. p 45, cf. IV. p. 42 ed. Krüger.). Wie viele andere Vertreter diese Familie hatte in dieser wie in den folgenden Perioden, läßt sich, nach dem Untergange der meisten Geschichtswerke, eben so wenig mit Sicherheit angeben.

Endlich hätte ich nicht den Theopompus und Ephorus als die ersten rhetorisirenden Geschichtschreiber bezeichnen sollen, sondern eben diesen Philistus, den Zeitgenossen des Plato, auf den nachher erst die beyden Schüler des Isokrates gefolgt sind (Cic. de orat. II. 13 57).

Zu ihm zunächst, wie er denn in der vorliegenden Sammlung die nächste Stelle einnimmt, haben wir uns nun zu wenden.

Hier muß ich zuerst einen Satz unsers Verfassers gegen das Ende seines Artikels vom Philistus (p. XLIX) ausheben, weil er einen Punct betrifft, der die meisten classischen Geschichtschreiber der Griechen angeht. Er sagt nämlich: Philistus sey in den alexandrinischen Kanon der Historiker nicht aufgenommen gewesen.

Ich will hier nicht wiederholen, was ich neuerlich über diesen Kanon der Kritiker Aristophanes und Aristarchus im Allgemeinen zu bemerken und anzuführen veranlaßt war *). Ich beschränke mich auf den Kanon der Historiker, d. h. auf die Sammlung der griechischen Geschichtschreiber, die von jenen Kunstrichtern für classisch und vor andern für nachahmenswerth und für würdig erklärt worden, als Muster für Mit- und Nachwelt erhalten zu werden. Daß die griechischen Philosophen der vorhergehenden Periode schon über das Wesen und die Regeln der Geschichtschreibung nachgedacht und Grundsätze aufgestellt, davon zeigen sich selbst im Plato Spuren, besonders aber beym Aristoteles. Man lese nur das neunte Capitel der Poetik und in den Problemen Nr. 19. p. 132 Sylb., und dessen Schüler Theophrastus hatte in einem eigenen Werke wahrscheinlich die Theorie der Historiographie abgehandelt (Diogen. Laert. V. 47). Hieran schlossen sich die Kritiker der folgenden Periode, die in den Bibliotheken zu Pergamus und Alexandria wohlredigirte Exemplare der Historiker vor sich hatten, und nun an jeden einzelnen den Maßstab der ausgebildeten Kritik anlegten; und so wurde denn, neben

*) In den Mannheimer Verhandlungen der Philologen, Mannheim 1840. S. 13 f., und in der Abhandlung über die Bilderpersonalien des Varro, Anmerk. 6.

denen der Dichter und Redner, auch ein Kanon der Geschichtschreiber aufgestellt.

Was nun den Philistus betrifft, so hatte ich selbst (in der histor. K. der Griech. S. 225) darin gefehlt, daß ich ihn in der Aufzählung der kanonischen Historiker weggelassen, aber behauptet, daß er nicht dazu gerechnet worden, wie Herr K. Müller thut, hatte ich nicht. Gerade das Gegentheil ist auch das Wahre [1]. Folgende Geschichtschreiber waren nämlich in den Kanon aufgenommen: Herodotus, Thucydides, Xenophon, Theopompus, Ephorus, Philistus, Anaximenes, Kallisthenes und Klitarchus [2]. Hierbey ist aber Mehreres zu bemerken: mochte auch jener alte Kanon der zwey genannten alexandrinischen Kritiker diese Geschichtschreiber und vielleicht auch in dieser Ordnung enthalten haben, so ist doch nicht zu zweifeln, daß die nachfolgenden Grammatiker in Zahl und Ordnung Manches daran geändert haben; wie denn der angeführte Anonymus den Thucydides dem Herodotus vorsetzt, dem Philistus den vierten Platz anweist, den Klitarchus ganz ausläßt, und statt dessen zwey andere, nämlich den Hellanikus und Polybius anführt. Sodann finden wir überall Belege, daß trotz dem großen Ansehen, worin jene ersten Ordner des Kanons standen, die nachfolgenden Kunstlehrer sich in ihren Kritiken dennoch keineswegs daran banden, sondern die Historiker ganz nach ihrem eigenen Ermessen beurtheilten. Daher man sich denn nicht wundern darf, wenn man hierbey auf die verschiedensten Ansichten trifft. So hatte z. B. Dionysius von Halik. in seinem Buche über die Nachahmung über Herodotus, Thucydides, Xenophon, Philistus und Theopompus geurtheilt, diese Männer wären vorzugsweise geeignet, um zur Nachahmung empfohlen zu werden. Dagegen behauptet Hermogenes, man habe den Theopompus, Ephorus, Hellanicus und Philistus unter den Griechen nicht so nachahmenswürdig gefunden als den Herodotus, Thucydides, Hecatäus und Xenophon; wogegen wieder Quintilianus den Theopompus und Philistus zunächst nach Herodotus und Thucydides mit Achtung nennt, und noch der Patriarch Photius im neunten Jahrhundert den Hellanicus und Philistus dem Theopompus als Schriftsteller an die Seite setzt [3]).

---

[1]) S. den ungenannten Ausleger des Aphthonius in Monfaucon Biblioth. Coisl. p. 597 und in Fabric. Bibl. gr. Tom. IX. p. 600, wo aber beydesmal Φίλιππος in Φίλιστος zu ändern ist. Vgl. Goeller de situ et orig. Syracus. p. 134.

[2]) S. jetzt Ruhnkenii Opuscull. I. p. 336 sqq. ed. Bergmann. Vgl. Wyttenbachii Opusec. I. p. 660.

[3]) Dionys. Hal. Epist. ad Pompei. p. 767 Reisk. p. 26 Krüger. Hermogenes de Formis II. p. 514 ed. Laurent. Ingleichen:

Bemerkenswerth ist übrigens, daß der berühmte sicilische Historiker Timäus von Niemand unter den Geschichtschreibern des Kanon, auch der später hinzugesellten nicht, genannt wird, da doch sein beständiger Tadler Polybius, wie wir gesehen, dieser Ehre theilhaftig geworden, ein Schriftsteller, von dessen Schriften Dionysius der Halikarnasser, freylich vom kunstrichterlichen Standpunct, sagt, sie seyen so geschrieben, daß kein Mensch die Geduld haben werde, sie bis ans Ende zu lesen (De composit. verborr. IV. p. 30 Reisk. p. 64 — 66 Schaefer).

Ueber Philistus hatten früher Bayle und Sevin und neuerlich Goeller, de situ et origine Syracusarum, Lips. 1818, Abhandlungen geschrieben; letzterer mit Beyfügung der Fragmente seiner Schriften, und ihn hat hier im Wesentlichen K. Müller (p. XLV sqq.) excerpirt. Wenn gleich zu Anfang Beyde (vgl. Göller p. 104) schreiben: Philistus Syracusanus, Archimenidae filius, so schreiben sie dem Hemsterhuys (ad Polluc. X. 42, p. 1191) nach, der so aus Pausanias (V. 23. 6) citirt, aber dorten steht nach den Handschriften Ἀρχομενίδου (ed. Schub. et Walz p 313), und damit stimmt das Ἀρχωνίδου des Suidas mehr überein. Uebrigens hat dieser Lexikograph in diesem Artikel die größten Fehler begangen, welche widerlegen zu müssen glücklicher Weise unnöthig ist. In das Einzelne seiner Lebensgeschichte einzugehen ist zu unserm Zweck eben so wenig nöthig, da über seiner Jugendzeit ein Schleyer liegt, sein Mannsalter aber, als das eines Staatsmanns und Feldherrn, der allgemeinen Geschichte angehört. Geboren in der 86sten oder 87sten Olympiade kann er wohl eben so wenig ein Schüler des Isokrates, als eines der beyden Elegiendichter Evenus von Paros gewesen seyn. Seine weiteren Schicksale sind mit denen der beyden syrakusanischen Tyrannen, des älteren und jüngeren Dionysius, aufs engste verbunden. Dem älteren verhalf er durch Rath und That, d. i. durch Geldmittel und Rathschläge, durch die Macht politischer Wirksamkeit und standhaften Muth zur Herrschaft, und erhielt ihn im Besitze derselben, den jener schon selbst verloren geben wollte, wurde aber von ihm wegen eingetretener Familienverhältnisse verbannt, und lebte bis zum Tode desselben bey Gastfreunden in Adria, wo er seine Muße zur Abfassung eines großen Theiles seiner Werke benutzt, worin er, von Natur ein Freund der despotischen Allgewalt, noch mehr durch den sehnlichen Wunsch der Rückkehr ins Vaterland bewogen, den Tyrannen schmeichelte, und als er diese endlich von dem jüngern Dio-

---

Quintiliani Inst. orat. X 1. 74. p. 62 Spalding. Photius, Cod. 176. p. 121 ed. Bekker.

nysius erwirkt hatte, an dem Hofe und im Staatsrath gegen Dion und dessen Freunde, worunter Platon war, systematische Opposition machte, wodurch er es auch endlich, bey seiner neugewonnenen Macht und gestützt auf die großen Dienste, die er im Rath und im Felde den Regenten leistete, dahin brachte, daß Dion aus dem Vaterlande vertrieben und Platon zur Rückkehr nach Athen bestimmt wurde. Nach Dions Rückkunft fielen diesem Siciliens Städte eine nach der andern bey, und als er selbst Syrakus genommen und sein Admiral Herakleides mit einer Kriegsflotte erschien, wurde Philistus zum Oberbefehlshaber der königlichen Seemacht bestellt, und in einem für ihn anfangs glücklichen Seetreffen endlich überwunden und umzingelt, gab er sich entweder selbst den Tod, oder er ward als siebzigjähriger Greis in der Gefangenschaft (Olymp. 106) auf eine schmähliche Weise um's Leben gebracht [1]).

Die von den Alten, vom verwirrten Suidas abgesehen, anerkannten Schriften des Philistus bestanden in den sicilischen Geschichten, einschließlich der des ältern Dionysius; wozu die Geschichte des jüngern als dritter Theil hinzukam. Jenes erste Werk enthielt in sieben Büchern die Geschichte der Insel von der Urzeit an bis Olymp. 93, 3 mehr als 800 Jahre umfassend, sodann von da an bis Olymp. 103, 2 mit den Thaten des ältern Dionysius, in vier Büchern, woran sich zwey Bücher über den jüngern anschlossen. So daß manchmal von verschiedenen Theilen, manchmal von einem einzigen, beysammen in dreyzehn Büchern bestehend, die Rede ist. Die Geschichte des jüngern Dionysius, welche Philistus, durch den Tod verhindert, nicht hatte vollenden können, setzte der Syrakusaner Athanas fort [2]).

[1]) Diodor. XIII. 9. XIV. 7. XVI. 9—11. XX. 78, zum Theil nach Timäus; Plutarch. Dion. 11. 35. 36 nach dem Timonides. Idem, de exilio p. 439 Wyttenbach. Cornel. Nep. Dion. cap. 3. Dionys. Halic. Cens. vett. scriptorr. Tom. V. p. 427 Reisk. Vgl. Wyttenbachii Opuscull. I. p. 149, der in das strenge Urtheil des Timäus, Dionysius u. A. über den Charakter des Mannes und seiner Geschichtswerke vollkommen einstimmt. In Betreff seines Verhältnisses zum Dion und Platon bemerke ich: Im zweyten Briefe unter den Werken des Plato p. 314 kommt unter den Freunden dieses Philosophen ein Philistion (Φιλιστίων) vor; im dritten wird unter den Feinden desselben eines Philistides (Φιλιστίδου, oder nach einer Handschrift bey Bekker III. 3. p. 273 Φιλιστείδου) gedacht, woraus Sevin Φιλίστου geändert hat, und ihm stimmt Göller p. 121 bey; mit Recht, denn von Philistus mußte hier die Rede seyn; woraus Groen van Prinsterer, prosopographia Platonis p. 153 zu ergänzen ist. — Ueber das Ganze dieser Verhältnisse muß man jetzt K. Friedr. Hermann's Geschichte der platonischen Philosophie I. S. 61 ff. nachlesen.

[2]) Vossius de historicc. Grr. p. 56 ed. Westermann mit dessen

Daß Philistus den Thucydides nachgeahmt, haben wir oben, wo vom Kanon die Rede war, bereits bemerkt. Wenn er aber diese Nachahmung so weit getrieben, daß er nach dem Beyspiel dieses seines Musters sein Werk ebenfalls unvollendet gelassen, und deswegen vom Halikarnasser Dionysius getadelt werde, so hat man dieß mit Recht unglaublich, ja lächerlich gefunden, aber nicht gefragt, ob dieser Kunstrichter auch so etwas gesagt haben möchte *). Die bekannte treffliche Charakteristik, die Cicero (ad Quint. fratr. II. 13) von unserm Historiker gibt, ist nicht weniger mißverstanden worden: »Siculus ille capitalis, creber, acutus, brevis, paene pusillus Thucydides«; und weil Göller und Müller darüber hinweggehen, so muß ich dabey ein wenig verweilen. Den Mißverstand des Paul Manuzzi, daß die letzten Worte auf die Kürze des Werks im Gegensatz des Thucydideischen gehen, hat schon Vossius beseitigt. Wyttenbach gibt den Worten eine moralische Wendung: »Igitur, quum natura et ingenio Thucydidis magnitudinem assequi non posset; arte et praestigiis nitebatur, ac Thucydidis verbis dictionibusque se quasi vestiebat. Quae quidem verissima est caussa, cur eum Cicero pusillum Thucydidem vocaverit.« Aber nach dem Zusammenhang ist bey Cicero von einer sittlichen Würdigung nicht die Rede Wieland übersetzt: »Der Sicilianer hingegen geht immer auf den Grund der Sache, ist gedankenreich, scharfsinnig, gedrängt, beynahe ein kleiner Thukydides.« Alles Uebrige gut, aber capitalis geht nicht auf die Gründlichkeit, sondern

---

Anmerkungen, vgl. p. 407, Goeller p. 16 sqq. p 131 sqq. und C. Müller p. XLVIII sq. Der Fortsetzer heißt Ἄθανις, verfälscht in Ἄθωνις, Ἀθάνης und Ἀθάνας (Diodor. XV. 94. Plutarch. Timol. 23 et 37, wo unsere Handschrift Ἄθανις gibt, wie auch Athen. III. 98, d. p. 383 Schwgh. hat. — Ἀθάνας ist aber das Dorische statt Ἀθάνης, Athanes, wie ihn Heeren, de fontib. Plutarchi p. 55 nennt, und Vulcanius irrt, wenn er das erstere wegwerfen will. Eher könnte man vielleicht vermuthen, daß Ἀθάνης zur Schreibung Ἄθανις mit verändertem Accent Anlaß gegeben). Er scheint weiter nichts geschrieben zu haben.

*) Dionysius de vett. scriptt. censura II. p. 427 Reisk.: ἐζήλωκε δὲ (Φίλιστος Θουκυδίδην) πρῶτον μὲν τὸ τὴν ὑπόθεσιν ἀτελῆ καταλιπεῖν, τὸν αὐτὸν ἐκείνῳ τρόπον, woran Göller p. 126 sq. großen Anstoß nimmt, während K. Müller es bloß lächerlich nennt. Letzterer hätte es doch bemerken sollen, daß Krüger p. 46 das Lächerliche weggeschafft, indem er, mit der Vorbemerkung, daß Dionysius in seinen Charakteristiken der Schriftsteller immer zuerst mit der Wahl, ἐκλογῆ, des Gegenstandes beginne, die Lesart ändert: τὸ τὴν ὑπόθεσιν ἀφελῆ ἐκλέγειν, d. h. Philistus habe in der Wahl eines einfachen Geschichtsstoffes den Thucydides nachgeahmt.

auf das Genie *). Theon (Progymnasmm. p. 44. Dan. Heins.) tadelt an diesem Geschichtschreiber, daß er durch Vermeidung aller Episoden seinen Lesern keine Ruhepuncte gönne, und Dionysius an einem andern Ort (Epist. ad Pomp. 5. p. 49 Krüger) rügt seine Einförmigkeit, indem er mehrere Perioden hinter einander auf ein und dieselbe Weise schmucklos bilde, welches einen unangenehmen Eindruck mache; und man muß gestehen, daß die Stelle, die er zum Beleg aus der sicilischen Geschichte anführt (s. Fragm. 8), dieses Urtheil vollkommen bestätigt; und Longinus (vom Erhabenen 40. p. 138—140 Weisk. p. 57 Egger.) rechnet ihn zu den Schriftstellern, die, obschon von Natur ohne Sinn für das Erhabene und gewöhnlich ganz gemeiner und volksmäßiger Ausdrücke sich bedienend, gleichwohl zuweilen durch bloße Stellung und harmonische Verbindung der Worte das Gemeine zu verbergen und sich einen gewissen Schwung zu geben wußten. (So muß diese Stelle verstanden werden.) Sein Nachfolger auf demselben Gebiet, Timäus, hatte ihn sogar einen unangenehmen und ungebildeten Schreiber genannt, wogegen ihn Harpalus würdig gefunden, seine Werke, zugleich mit denen der größten Dichter, Alexander dem Großen auf dessen Befehl nach Asien zu senden (Plutarch. Nic. 1 und Alexand. 8).

Die Fragmente des Philistus sind in dieser Sammlung (p. 184 — 192) nach Göller (p. 145—176) mitgetheilt, und um Eins vermehrt worden (Nr. 64). Ich vermuthe aber, daß sie um mehrere zu bereichern gewesen wären, wie ich an zwey Beyspielen zeigen werde. Uebrigens habe ich nur Weniges zu bemerken. Zu Nr. 5 muß, außer Göller p. 151 und zum Timäus Nr. 232, jetzt Ebert, Dissertatt. Siculae p. 196 verglichen werden. — Zu Nr. 15 vergl. man, außer Göller p. 156, meine Note ad Plotin. I. 4. 8. p. 29 sq. ed. Oxon. — Aus dem achten Buche ist ein Fragment ausgelassen: Steph. Byz. p. 477 Berkel: *Κρασέριον, Σικελίας χωρίον· Φίλιστος ὀγδόῳ. τὸ ἐθνικὸν, Κρασερῖνος.* Aus dem zehnten Buche wird nur ein Fragment angeführt. Hier ist noch eins: Steph. Byz. p. 576: *Μυτισέρατα·*

*) Muretus V. Lectt. II. 5. p. 37 sq. Ruhnk.: »Capitalem accipiam ingeniosum et ut paullo post dicitur acutum. — Vossius de historicc. grr. p. 56 Westerm. Wyttenbach Opuscc. I p. 150. Uebrigens vergl. Cicero de Orator. II. 13. 57; Brut. 17 et 85. Quintilian Inst. or. X. 1. 74. p. 62 Spalding: »Philistus — imitator Thucydidis, et ut multo infirmior ita aliquatenus lucidior.« Mit Cicero stimmt auch Dionysius a. a. O. in mehreren Zügen überein. [Moser übersetzt die Stelle des Cicero so: »Jener Sicilier aber trifft den Nagel auf den Kopf, ist gedankenreich, scharfsinnig, gedrängt, fast ein Thucydides im Kleinen.«]

φρούριον Σικελίας. Φίλιστος δεκάτῃ. τὸ ἐθνικὸν Μυτισερατῖνος, ὡς αὐτός, wo Cluver und Berkel corrigiren: Μυτίστρατα und Μυτιστρατῖνος. Man vergleiche Luc. Holstein p. 216. — Zu Nr. 58. p. 191 (p. 174 Göller) hätten in einer Pariser Ausgabe die schönen Beyträge des Herrn Sinner zu Steph. Thes. I. p. 651 ed. Paris., wo unter ἀδδηφάγος dasselbe Fragment angeführt ist, doch Erwähnung verdient. Jetzt vergleiche man noch Jacobs ad Aelian. H. A. p. 293.

Einen größeren Raum in der sicilisch-griechischen Literatur füllet Timäus, von dessen Werken auch viel mehrere Fragmente übrig geblieben, und seit Wiederherstellung der Wissenschaften vielfach, namentlich von Vossius, Bayle, Heyne, Schmidt und Göller, welcher letzte auch seine Fragmente in dem angeführten Werke zusammengestellt, besprochen worden. Die Göller'sche Anordnung mußte aber K. Müller in vorliegender Sammlung gänzlich verlassen, weil durch die neu aufgefundenen vaticanischen Excerpte aus Polybius die Bruchstücke des Timäus so ansehnlich vermehrt worden waren, daß er sich zu einer veränderten Anordnung, welche den ursprünglichen Plan des Timäischen Geschichtswerks anschaulicher machte, aufgefordert sah (Praefat. p. VII).

Timäus (Τίμαιος), aus der von seinem Vater Andromachus gegründeten Colonialstadt Tauromenium, gehörte somit schon einem großen begüterten Hause an. Geboren Olymp. 107, vor Chr. 310, oder Ol. 108, wurde er Olymp. 117 oder 118 in seinem 42sten Lebensjahre von Agathokles verbannt, lebte funfzig Jahre in Athen, kehrte von da Olymp. 130, 1 nach Sicilien zurück, und starb daselbst in dem hohen Alter von 96 Jahren Olymp. 131, vor Chr. 256, oder kurz nachher (p. L; vergl. Clinton Fast. Hell. Tom. III. p. 489 sq. und Westermann zum Vossius p. 120). In Athen benutzte er seine lange Muße zur Abfassung seines großen Werkes, wahrscheinlich mit Einschluß der ganzen Geschichte des Agathokles, aber mit Ausschluß der des Pyrrhus, die er als ein abgesondertes Buch (Cic. ad famill. V. 12) wahrscheinlich erst nach seiner Rückkehr aus der Verbannung abgefaßt hatte.

Das Hauptwerk, von Siciliens Urgeschichte an bis auf die letzten Ereignisse unter Agathokles, war vom Geschichtschreiber selbst vermuthlich an Einem Faden fortgeführt, umfaßte daher wahrscheinlich die große Masse von 68 Büchern unter einem einzigen Titel Σικελικά, wurde aber, wie die meisten umfangreichen Geschichtswerke, partienweise abgeschrieben, und unter besondern Aufschriften in's Publikum gegeben; daher wir es mit Zusätzen zu dem obigen Haupttitel, wie Ἰταλικὰ und Ἑλληνικά,

angeführt finden. Was es mit dem unter Timäus Namen von Suidas, dem unklaren Compilator, angeführten Werke über Syrien (περὶ Συρίας) und dessen Städte und Könige von drey Büchern für ein Bewandtniß haben möchte, ist schwer zu sagen. Jedoch ist K. Müller's Gedanke, daß unter diesem Titel die Schrift über den Krieg des epirotischen Königs Pyrrhus versteckt liegen möge, gar nicht so übel (p. LI; vergl. Göller p. 182, Heeren, de fontibus vitar. Plutarchi p. 52 und Westermann ad Voss. p. 118). Daß endlich eine große rhetorische Schrift unserm Timäus nur aus Mißverstand oder aus Tadelsucht beygelegt werde, bedarf keiner weiteren Erörterung. Dagegen die Ὀλυμπιονῖκαι, ein Werk, chronologische Zusammenstellungen enthaltend (Polyb. XII. 11), gehört ihm unstreitig an, weil ihm gerade die Aufmerksamkeit auf die Zeitrechnung als besonderes Verdienst nachgerühmt wird; sey es nun, daß es eine besondere Schrift bildete, oder ein Capitel des umfassenden Hauptwerks ausmachte (p. LII).

Dieses letztere hat aber bey der Mit- und Nachwelt die strengsten Urtheile bestehen müssen. Es konnte nicht fehlen, daß ein durch Geburt, Glücksgüter und Schicksale so ausgezeichneter Schriftsteller, der auf allumfassendes Wissen Anspruch machte, der alle seine Vorgänger scharfem Tadel unterwarf, durch ein Werk, das er in behaglicher Muße von funfzig Jahren unter dem reichen Zuströmen aller Quellen, im gelehrten Zeitalter des zweyten Ptolemäus in der Musenstadt Athen abgefaßt, und nun als eine Art von Abschluß in die Welt gab, — daß ein solcher die zahlreichsten Kritiken herauszufordern scheinen mußte. — Diese blieben denn auch nicht aus. Gegen ihn schrieben des Kallimachus Schüler, Ister (Ἴστρος) und Polemon (Πολέμων) der Periegete; und, sey es nun, daß ersterer seinen Namen Τίμαιος in Ἐπιτίμαιος, Tadler, verwandelt hatte, oder die witzigen Athener insgemein, so zeigt sich schon darin der erste Anlaß der strengen Urtheile, denen er unterworfen wurde. Doch beweist ein anderer Spitzname, den man ihm beylegte, Γραοσυλλέκτρια, das sammelnde alte Weib, daß man an seinem Werke auch die compilirende Breite ausstellen wollte, womit allerley Geschichten und Schilderungen ohne Wahl und Urtheil darin zusammengelesen seyen *). — Alle Hebel gegen die stolzen Gebäude des Sicilianers setzt aber Polybius in Bewegung, und seitdem wir die vaticanischen Excerpte gewonnen haben, besitzen wir eine vollständigere Kenntniß seiner Ausstellungen und ihrer Gründe. Von

*) Siebelis ad Istri fragg. p. XXII unter dem Titel: Πρὸς Τίμαιον ἀντιγραφαί. Preller ad Polemonis Fragg. p. 69 sq. Cf. Goeller p. 194—196.

den Fragmenten des zwölften Buchs, welches Polybius der Kritik verschiedener Historiker gewidmet hatte, beschäftigen sich 31 Abschnitte (Collect. Vatic. ed. Ang. Mai II. p. 380—404) hauptsächlich mit Timäus. Herr K. Müller hat (p. LIV sq.) die Ergebnisse dieser Kritiken ausgezogen. Da er aber den sehr sprechenden Anfang ausgelassen, wodurch das 133ste Fragment (p. 225) vorne unvollständig geworden, so will ich diese Lücke hier ausfüllen: »Polybios, nachdem er den Timaios an vielen Stellen durchgezogen, sagt wiederum: Wer möchte solchen Fehlern noch Verzeihung angedeihen lassen, besonders dem Timaios, der bey Andern sich an solche Kleinigkeiten anhängt *), wie an folgende des Theopompos — ingleichen des Ephoros?«

Die Hauptausstellungen des Polybius laufen darauf hinaus: Timäus habe sich zum Geschichteschreiben weder durch Reisen gebildet, noch im Kriege oder in Raths- oder Volksversammlungen politische Einsicht erworben, sondern zu Athen mit aller Muße aus den Bibliotheken den Geschichtsstoff zusammengetragen, sey daher nicht mit praktischem Verstande an's Werk geschritten, und habe wegen seines schwachen, kindischen Urtheils sogar von Oertern, die er selbst besucht, und von Gegenständen, die er selbst gesehen, nichts Gesundes berichtet, über dem Unwichtigen das Wichtige zu erzählen unterlassen, sey bey albernen Fabeln und uralten Sagen umständlich gewesen, habe in den älteren Geschichten der Colonien- und Städtegründungen Fehler begangen und namentlich in der Erdkunde manche Versehen sich zu Schulden kommen lassen.

Unser Verfasser urtheilt (p. LIV sq.), Polybius würde vielleicht den Timäus mit mehr Milde behandelt haben, hätte er ihm nicht absichtliche Unredlichkeit zugetraut, welche ihn zum Tadel des Homerus, Aristoteles, Philistus, Theopompus, Ephorus, Theophrastus, Demochares und Kallisthenes verleitet; während er anderseits in den Lobeserhebungen Anderer, namentlich des Timoleon, und dieß durch persönliche Motive geleitet, alle Schranken überschritten habe. Möchten aber auch hierin und in

---

*) — ἄλλως τε καὶ Τιμαίῳ, τῷ προσφυομένῳ τοῖς ἄλλοις πρὸς τὰς τοιαύτας παρωνυχίας, eine sprichwörtliche Redensart, die Ang. Mai ächt Ciceronisch übersetzt hat: »qui ceterorum historicorum tam importune reduviam curat;« s. Cic. pro Rosc. Amer. 44. §. 128. Das Griechische kommt zweymal beym Plutarchus vor, de Audit. p. 43. p. 163 Wytt. und de discrim. adul. ab amic. p. 277, B. Deutsch würde es heißen: Sich an den Niednagel hangen, d. h. um Kleinigkeiten sich bekümmern. — Uebrigens wiederholt Polybius denselben Vorwurf unter Nr. 28, p. 401, ed. A. Mai.

vielen andern Hinsichten, z. B. daß die von Timäus in die Geschichte eingeflochtenen Reden zu sehr nach der Schule geschmeckt, die Vorwürfe des Kritikers ihren Grund haben, so seyen sie theils doch übertrieben, theils müßten sie aus der ganz verschiedenen Denkart beyder Geschichtschreiber erklärt werden, indem der durchaus praktische Polybius für viele Dinge, die der alten Sagengeschichte angehörten, und die der sicilische Historiker nach seinem Plane erzählen mußte, gar keinen Sinn hatte. Doch bleiben diesem seine Verdienste ungeschmälert, und Polybius müsse sie einigemal selbst anerkennen. Von andern Schriftstellern werden aber bald seine Mäßigung in geschichtlichen Angaben, wie seine geographischen Mittheilungen, bald und insbesondere aber seine Bemühungen in der Chronologie gerühmt. Und so möchte denn am Ende folgender Ausspruch der billigste seyn: »Aber der vorzüglichste sicilische Geschichtschreiber war, bey allen den verschiedenen Urtheilen, die man von ihm gefällt hat, Timäus von Taormina« [1]).

Sein umfassendes Wissen, seinen Gedankenreichthum und seine Beredsamkeit rühmt Cicero, der ihn unter den Geschichtschreibern für ein Muster des bessern asiatischen Styles erklärt; wogegen die nachfolgenden Kunstrichter an seiner Schreibart die Fehler der isokratischen Schule, wie Mangel an Erhebung, Magerkeit, Frostigkeit und daneben wieder Schwulst und Plumpheit auszusetzen finden [2]). — Hierin könnte man nun den Grund vermuthen, warum des Isokratikers Philiskos Schüler Timäos vom Kanon der Alexandriner ausgeschlossen blieb, während die unmittelbaren Zöglinge des Isokrates, Ephorus und Theopompus, darin aufgenommen waren, die doch auch ihrem Ausdruck rhetorische Farbe gegeben hatten. Es mußten also individuelle Mängel seyn, die jenem Sicilier diesen Bann zugezogen.

Dagegen hätte aber Timäus, nach K. Müller's Urtheil, vor diesen beyden Historikern einen entschiedenen Vorzug gehabt, nämlich in der Behandlung der Mythen. Diese Isokratiker hätten, sagt er, das mythische Zeitalter der Vergessenheit entreißen wollen, und daher die Erzählung der Mythen in ihre Historien aufgenommen, aber darin gefehlt, daß sie nach einem damals herrschenden Pragmatismus die Mythen zur Historie zu machen gesucht. Diese Manier habe Timäus verlassen, den Mythen, wie er sie bey den alten Schriftstellern vorfand,

[1]) Chr. Dan. Beck, Einleitung zu Goldsmith's Geschichte der Griechen S. XXXVII. Vgl. Göller p. 194 sqq.

[2]) Siehe die Zeugnisse bey Göller pag. 185 und bey K. Müller p. LVII.

ihre naive Einfalt wieder zurückgegeben *), und sich enthalten, nach trügerischen philosophischen Vorschriften ihnen eine seinem Zeitalter verständliche Erklärung zu geben. Das Streben, die Mythen deuten zu wollen, sey zwar ein natürliches und an sich nicht zu mißbilligendes, allein Ephorus, mit seiner philosophischen und rhetorischen Schulbildung, sey doch nicht fähig gewesen, die Mythen richtig zu erklären, und hätte sie mithin besser unberührt gelassen. Theopompus endlich, der viele Mythen in seine Geschichtserzählung aufgenommen, habe dieß meistens mit dem sogenannten Historischen gethan. Wenn er sich selbst anheischig mache, daß er die Mythen besser als Herodotus, Ktesias, Hellanikos und die Schreiber indischer Geschichten erzählen wolle, so beziehe sich das auf solche Mythen, die er entweder selbst erdichtet, oder zu seinem Zwecke accommodirt habe, wie Platon in seinen Dialogen gethan; wohin z. B. der theopompeische Mythos von Silenos und König Midas gehöre. Mit solchen Zierrathen habe er aber die Geschichte nicht ausstaffiren sollen, zumal er auf andere Weise sie mehr als billig ausgeschmückt habe.

In diesen letzten Sätzen scheint unser Verf. selbst seinen Führer K. O. Müller zu überbieten. Dieser sagt (Prolegomm. zur Mythol. S. 97 f.): »So verfuhr Ephorus, der seine Geschichtsbücher zwar erst mit dem Zuge der Herakliden anhob, aber doch viele Mythen, wie es scheint, episodisch einflocht und nach seiner Weise behandelte. Das Streben nach jener scheinbaren Historie verhinderte ihn, den Inhalt der Sagen zu erforschen, und seine mythhistorischen Darstellungen sind daher meistens sehr willkürlich zusammen gesponnen. Ephoros' Zeitgenosse Theopompos zog auch Mythen in seine Geschichte hinein, und meinte sie richtiger zu behandeln als seine Vorgänger, doch wahrscheinlich auch im pragmatischen Geiste.« Hiebey ist aber nicht aus der Acht zu lassen, daß K. O. Müller den Ephoros überhaupt mehr als billig herabzusetzen sucht. Billiger äußert sich in dieser Hinsicht Westermann (in Pauly's Encyklop. XXXV. S. 170): »Endlich scheint ihm zunächst die Nothwendigkeit, die Fabel von der Geschichte zu trennen, deutlich zum Bewußtseyn gekommen zu seyn; deßhalb begann er die eigentliche Geschichte erst mit der Rückkehr der Herakliden (Diodor. IV. 1), und suchte die alten Mythen ihres fabelhaften Gewandes zu entkleiden und auf ein bestimmtes Maß historischen Gehaltes zurückzuführen, ein Streben, dem er sich freylich mit weniger Willkür, als er that, hingeben mußte, um seinen Resultaten eine mehr als momentane

*) C. Müller, de Timaeo p. LV; vergl. de Ephoro p. LXII und de Theopompo p. LXXVI.

Geltung zu verschaffen (Strabo XII. p. 550. p. 95 — 97 Tzsch.).« Dagegen haben wir Beyspiele, wo Ephorus fabelhafte Traditionen verläßt und die historischen Sagen vorzieht (s. z. B. Frag. 93. p. 202. ed. Marx.). Er blieb sich aber in dieser Sonderung des Mythischen und Historischen nicht gleich; welches ihm aber deswegen nachzusehen ist, weil er auf diesem Felde der Kritik zuerst die Bahn brechen mußte.

Schon sichereren Schrittes ging darauf sein Mitschüler Theopompus, und mit diesem kommen wir zur Hauptsache. Dieser hatte kühn erklärt: er wolle die Mythen in den Historien besser erzählen als Herodotus u. A. (Strabo I. p. 74. p. 116 Tzsch.) Und doch wird er mit diesem zusammengestellt in den Worten Cicero's (de Legib. I. 1): Beym Vater der Geschichte Herodotus und beym Theopompus finden sich unzählige Sagen«, denn das heißt hier fabulae. Was wir Fabeln nennen, hätte fabulae fictae heißen müssen. — Wie hat er denn aber die Sagen besser als seine Vorgänger erzählt? Ich gebe zuerst ein Beyspiel eines historischen Mythus. Da hatte er in der Ur- und Kulturgeschichte Athens gesagt: Cecrops werde als Mannweib beschrieben, weil er durch die Stiftung der Ehe Mann und Weib verbunden habe (Justin. II. 1). War das nicht im Geiste der alten Symbolik und Bildersprache? Oder verehrten die Athener nicht einen Ehegott, den sie als Doppelgeschlechtlich Hermaphroditos nannten, und einen Gott des Ackerbaus Erichthonios, der halb Mensch halb Schlange war? Ich komme zu den physischen Mythen. Hatte Theopompus nicht die Volkssagen von der Scylla, vom Hephästos und seinen Cyklopen und von den ätnäischen Göttern aus Siciliens Naturgeschichte, als eines Eilandes mit Meerengen und Küstenhöhlen und mit einem vulkanischen Boden und Gebirgen glücklich zu erklären gewußt? (Justin. IV. 1.) Und wenn er auch in seinen Erklärungen nicht immer gleich glücklich war, wie er z. B. dem Strabo (p. 488) beym adriatischen Meere nicht Genüge that, war dennoch das Princip nicht richtig und das Streben nicht löblich? — Ja das war recht eigentlich, was Plutarch (in Alexandr. cap. 35) so treffend bezeichnet: »ein Retten des Mythus ins Gebiet der Wahrheit.«

Dionysius von Halikarnaß (Epist. ad Pompei. p. 787 Reisk. p. 57 Krüg.) führt die Erzählung vom Silenos und König Midas als einen Beleg an, daß Theopompos sich in ungehörigen Abschweifungen gefalle, und um der Ergötzung willen ungehörige Mythen in die Geschichtserzählungen einflechte. — Aber gerade dieses Beyspiel zeigt deutlich, wie richtig Theopomp den Beruf erkannte, die geistigen Bedürfnisse seines fortgeschrittenen Zeit-

alters zu befriedigen. Oder sollte er, wie Herodot (VIII. 138), sich begnügen zu erzählen: »In diesen Gärten des Midas wurde auch Silenos gefangen, wie die Makedonier erzählen«? Oder sollte er sich nicht eben durch diesen mährchenhaften Bericht des kindlichen Herodotus bewogen finden, seinen mündigen Lesern mitzutheilen, was große Dichter wie Pindar und Bakchylides ihren Zuhörern schon mitgetheilt hatten, nämlich den innern Sinn dieser alten Mysteriensage, welche einen tiefen Blick in die Natur des Menschen und eine Aussicht auf das jenseitige Leben enthielt [1]? Hieraus wird man ermessen können, warum gerade bey dieser Erzählung Aelian den Theopompus den ausgezeichneten Mythologen (δεινὸς μυθολόγος) nennt. — Was sagt aber Herr K. Müller (p. LXXVI)? Die Ankündigung des Theopompus beziehe sich auf Mythen, wie den vom Midas und Silenus, worauf er fortfährt: »Etenim allegoricae sunt, ut moralia praecepta quaedam exprimeret ab ipso inventae vel ad usus suos accommodatae.« Was sagt dagegen Wyttenbach? »Jam Theopompus non dixit, ὅτι πλάσει μύθους, se fingere posse fabulas, sed ὅτι ἐρεῖ μύθους, se narraturum esse fabulas«, worauf er eben diese Sage vom Silenus anführt [2]. — Und somit ergibt sich, daß Müller einen Rückschritt anpreist, wenn er den Timäus deswegen lobt, weil er zur bloßen natürlichen Erzählung der Mythen zurückgekehrt sey.

Die Fragmente des Timäus betreffend, so hat Ref. neuerlich mehrere Puncte des Inhalts derselben zu besprechen Gelegenheit gehabt, als er an einem andern Orte von dem schönen Werke des Herrn Duca di Serradifalco, le Antichità della Sicilia, Bericht abstattete [3]. Darauf einigemal hinzudeuten wird hier genügen; z. B. gleich zum dritten Fragment p. 193 über den Zeus Atabyrios, dessen Cult die Geläer als Colonisten von Rhodus nach Agrigent, ihrer eigenen Colonie, verpflanzt hatten, Ἀταβύριος, nach dem rhodischen Berg Ἀτάβυρον be-

---

[1]) Theopomp. ap. Aelian. V. H. III. 18. Vgl. Fragm. Nr. 76. Pindari Fragg. III. p. 149 Heyn. Nr. 25 et Dissen II. p. 675. Bacchylidis Frgg. p. 63 ed. Neue, Roulez ad Ptol. Hephaest. p. 138. Vergl. Fil. Gargallo Grimaldi sopra un vaso greco inedito, Roma 1841, p. 7; Welcker, Theognis p. 31. Moser ad Cic. Tuscull. I. 48. p. 390 sq. G. Frommel de Theopompi Epitome Herodetea (Meletemm. III. p. 140).

[2]) Wyttenbach, Philomath. III. p. 301 — 303. Vergl. meine Praefatio ad Ephorum ed. Marx. p. VII — XI.

[3]) In den Heidelb. Jahrbb. der Literatur 1836, Nr. 23 und 1840 Nr. 22.

nannt, s. Heidelb. Jahrbb. 1840. S. 347; wobey ich jetzt nachträglich noch auf Rhiani quae supersunt, ed. N. Saal, Bonn 1831, p. 27 sqq. verweise. — Zu Fragment 27, p. 198. Ueber die Insel Sardinien, wo, außer Timaeus, Pseudo-Aristoteles de mir. ausc. 104 angeführt wird, muß der Commentar von Beckmann p. 208—211 über die uralten Bauten, Nur-hag's und Talayóts genannt, jetzt aber die treffliche Voyage de Sardaigne des Herrn Conte Albert de la Marmora, Paris 1840, Seconde Partie, chap. 3. p. 36 sqq. und Suppl. I. p. 543 sqq. nachgelesen werden; in welchem letzteren Werke diese Untersuchungen erschöpft sind. — Zu Nr. 39 und 40, p. 201, wo, bey Massilia (*Μασσαλία*), Timäus als geographische Autorität genannt wird, vergl. man jetzt: De la Saussaye, Numismatique de la Gaule Narbonnaise p. 57 sqq.

Zu Nr. 56 p. 204 muß zum sechsten Buch der sicilischen Geschichten ein Fragment nachgetragen werden, welches Göller und K. Müller übersehen haben. Es steht beym Scholiasten des Aeschines, de falsa legat. (Oratorr. graecc. Vol III. p. 751 Reisk.) und fängt so an: *Τίμαιος γὰρ ἐν τῇ ἕκτῃ ἱστορεῖ, γυναῖκά τινα, Ἱμεραῖαν τὸ γένος, ἰδεῖν ὄναρ.* Es folgt die Erzählung des Traumes einer angesehenen Frau aus Himera, wodurch die tyrannische Regierung des älteren Dionysius vorbedeutet wurde; welche Erzählung Valerius Max. I. 7 extern. 6 aus dem Timäus entlehnt hat, wie Muretus Var. Lectt. lib. XIV. cap. 15 nachgewiesen, der jedoch unseren Geschichtschreiber, wie Ruhnkenius bemerkte (p. 233), irrig Timesias nennt. S. jetzt A. Meineke, Analecta Alexandrina, Epimetron IV: Timaei historici locus de somnio Himeraeae. Hierzu will ich nur bemerken: wenn Schneidewin (in der Marburger Zeitschrift für Alterthumswissenschaft 1843, Nr. 117, S. 929) an den nachfolgenden Worten dieser Erzählung: *περιαναστᾶσαν δὲ χρόνοις ὑστέροις ὑπαντῆσαι Διονυσίῳ*, Anstoß nahm, so hatte er Recht (s. Heyne, not. crit. ad Apollodor I. 4. p. 121); wenn er aber vorschlägt, *περιπατήσασαν* zu schreiben, so hat er übersehen, daß Muret aus seiner Handschrift *ἀναστᾶσαν* gibt, welches das Wahre ist (s. Apollodor I. 4. 2: *ἐκ τῆς κοίτης ἀναστᾶσαι* und mehrere Beyspiele in Sturz Lex. Xenoph. I. p. 249 sq.), und aus dem vorhergehenden *φθερεῖ* konnte leicht *περι* sich vorne ansetzen. Wenn wir aber in der Abschrift des van Goens finden: *περιαναστα* (sic), und beym Valerius Max. lesen: »quod somnium postero die sermone vulgavit«, so dürfen wir im griechischen Text wohl eine Lücke vermuthen, worin gestanden hatte was der lateinische ausdrückt, daß die Frau gleich am folgenden Morgen ihren Traum erzählt hatte.

— Einen bessern, desselben Dionysius Größe verkündenden Traum seiner eigenen Mutter erzählt der andere sicilische Historiker Philistus beym Cicero (de Divinat. I. 20. p. 102 Moseri), und ein die Herrschaft dieses Dionysius andeutendes Gewieher seines von einem Bienenschwarm befallenen Pferdes (welches an Roß-Orakel und an das königliche Insekt, die Biene, erinnert) derselbe Philistus ebendaselbst I. 34. p. 170 Mos.

Zu Nr. 77. p. 211. Ueber den sprichwörtlich gewordenen Ausspruch des Pythagoras s. man jetzt Leutsch et Schneidewin ad Zenob. IV. 79. p. 106; womit nur noch verbunden werden muß Chr. Eberh. Finckh Annott. in Zenobii proverbia, Heilbronn 1843. p. 18, der nach Suidas so lesen lehrt: *Κοινὰ τὰ φίλων Τίμαιός φησιν, ὅτι τοὺς προσιόντας Πυθαγόρᾳ μαθητὰς περὶ τὴν Ἰταλίαν ἔπειθεν ὁ φιλόσοφος κοινὰς τὰς οὐσίας ποιεῖσθαι.* — Zum folgenden Fragment, Nr. 78, wo Porphyrius Vit. Pyth. (§. 4. p. 8 Küster) nach Timäus erzählt, des Pythagoras' Tochter habe zu Kroton als Jungfrau den Jungfrauen und als Frau den Frauen vorgestanden, und die Krotoniaten hätten des Philosophen Haus zum Tempel der Demeter gemacht, und seine Gasse Museum genannt, bemerke ich zuerst, daß Jamblichus V. Pyth. §. 170. p. 360 dasselbe von den Metapontinern erzählt, aber vom Hause schöner sagt: *τὴν μὲν οἰκίαν αὐτοῦ Δήμητρος ἱερὸν τελέσαι*, geweihet, wie auch Kiesling hat drucken lassen, statt *ποιῆσαι*, gemacht; sodann, wenn Brandis, Handb. der Gesch. der griech.-röm. Philos. I. S. 429 sagt: *ὁμακόϊον* wird je eine pythagorische Verbindung und der Versammlungsort genannt — und die Mitglieder *ὀμάκοοια* — so hätte doch wohl die ältere pythagorische Benennung angeführt werden sollen. Eustath. ad Iliad. λ. Tom. III. p. 45 ed. Lips.: *Τὸ δὲ ἄϊεν, οὗ θέμα τὸ ἀΐω, τουτέστιν ἀκούω, ὀνόματος Πυθαγορικοῦ ἐστὶ παραγωγὸν, — οὕτω καὶ τὸ ὁμάϊον τὸ αὐτὸ παρὰ τοῦ ὁμοῦ ἀΐειν, ὅ πέρ ἐστιν ἀκούειν*, welche Form *ὁμάϊον* schon Salmasius für die ältere erklärt hatte (s. meine Note zum Olympiodor. in Alcib. pr. p. 132 und vergl. Wakefield im Steph. Thesaur. p. 6734, D. ed. Londin.). — Zu Nr. 86 habe ich über die Demareta und die von ihr genannte silberne Großmünze Demaretion in den Heidelb. Jahrbb. 1840, Nr. 22. S. 351 ein Mehreres bemerkt; wie auch zu Nr. 93 (vergl. p. 233 Göller); ebendaselbst S. 35 über die leidenschaftliche Lust der Agrigentiner am Pferderennen und des Empedokles Tadel derselben, worauf Nr. 113 p. 221 ed. Carol. Müller angespielt wird; desgleichen zu Nr. 166 (Göller p. 272 sqq.), was ich ebendaselbst S. 350 über den ehernen Ochsen des Phalaris zusammengestellt. — Was Nr. 133 aus Ang. Mai's Collect. Vatic. II. 380 vorne zu ergänzen war, ist von

mir schon im Vorhergehenden geschehen. — Das Fragment Nr. 137 muß wegfallen, wenn, wie Ruhnkenius (Opuscull. I. p. 381) behauptet, der von Alten und Neuern theils belobte, theils getadelte Einfall, Diana habe ihren Tempel zu Ephesus nicht vom Brande retten können, weil sie in derselben Nacht bey der Geburt Alexanders des Großen gegenwärtig seyn müssen, nicht dem Timäus, sondern dem Hegesias angehört; worüber man weiter Saintecroix Examen p. 47 ed. second. und Coray zum Plutarch in vit. Alex. p. 404 nachlesen muß. — Zu Nr. 148 p. 231, wo neben Timäus Kallias und Antander (Ἄνταvδρος) genannt werden, vergleiche Eberti Sicula II. p. 78, wo bemerkt wird, daß Diodor auf des Timäus Bücher über Agathokles nichts gehalten, sich daher an jene beyden andern Historiker angeschlossen, und daß er überhaupt mit vieler Treue und Sorgfalt das Leben des Agathokles bearbeitet habe. — Zu Nr. 151. Ueber den König Pyrrhus führt Heeren, de fontib. Plutarchi p. 72 sq. den Timäus nicht an, wohl aber seine Sicula und seine Olympionicae p. 25, 52 sq. und p. 101.

Wir kommen zum Ephorus (p. LVII — LXVII). Nach Vossius haben Bougainville, Heyne, Westermann, Marx und K. Müller von diesem ersten Verfasser einer allgemeinen Geschichte gehandelt. Westermann hat Müller's Werk weder in den Noten zum Vossius noch in Pauly's Real-Encyclop. (III. S. 169 — 171) benützen können. Meier Marx gab, aufgefordert von mir, mit Erläuterungen diese Bruchstücke unter dem Titel heraus: Ephori Cumaei Fragmenta. Collegit atque illustravit M. M. Praefatus est Frid. Creuzer. Caroliruhae 1815, und später einige wenige Nachträge (in Friedemann's und Seebode's Miscellanea crit. II. 4. p. 754—756), und Müller hat dessen Anordnung der Fragmente in dieser Sammlung beybehalten. — Mit welchem Erfolg Marx, damals noch Seminarist bey uns, gearbeitet hatte, muß ich bey dieser Gelegenheit doch erzählen: Wyttenbach wollte gar nicht glauben, daß er dieses Buch allein verfaßt, bis ich ihm versicherte, daß nur die Vorrede mir angehöre; worauf dieser gelehrte Veteran (in der Philomathia III. p. 299 — 309) eine sehr aufmunternde Anzeige davon machte, welche so anfängt: »Sequitur ipse liber, supra nostram exspectationem ille doctrinae copia refertus« etc. — Damit soll nicht gesagt seyn, daß Herr Müller jetzt nicht Manches zu verbessern gefunden hätte, und von des Letztern Leistung hierbey ist nun kürzlich zu berichten.

Ephorus, Sohn des Demophilus, war zu Kyme in Aeolis gegen Olymp. 98 — 100, vor Chr. 388 — 380 geboren, und hat noch Alexanders d. Gr. Thronbesteigung und Uebergang nach

Asien erlebt, Olymp. 111, vor Chr. 333, 334 (s. p. VIII, vergl. Clinton Fast. Hell. p. 163 und p. 384 sq. ed. Krüger). An ihm schien Anfangs das Sprichwort sich bewahrheiten zu wollen: »Cumaei sero sapiunt« (Marx p. 12), weil Ephorus in der Schule des Isokrates lange keine Fortschritte machte, während der feurige Theopompus desto schneller vorausgeeilt war. Daher die Erzählung vom Sporn und vom Zügel, den der Lehrer bey dem einen und andern für nöthig gehalten, und der Rath, den er, indem er sie beyde von der praktischen Redekunst abmahnte, dem ersteren gab, sich der alten, und dem zweyten, der neuern Geschichte sich zu widmen. Daß Ephoros, nach der Sitte der alten Historiker, weite Reisen unternommen, ist zwar eine wahrscheinliche, aber durch kein ausdrückliches Zeugniß bestätigte Vermuthung; wie wir denn von seinem Leben nichts weiter wissen, als daß er nicht, gleich dem Geschichtschreiber Kallisthenes, einen Ruf zu Alexander dem Gr. angenommen, sondern ihn ausgeschlagen.

Unter seinen Werken waren bey weitem am ausgezeichnetsten seine Ἱστορίαι in dreyßig Büchern, worin (ein Zeitraum von 750 Jahren) die Geschichten der Hellenen und der Ausländer von der Rückkehr der Herakliden an bis zur Belagerung von Perinthus erzählt, und somit auf griechischem Standpunct eine Art von Universalgeschichte geliefert war, und zwar so, daß der Verfasser in einem jeden einzelnen, besonders überschriebenen Buche (wie z. B. Εὐρώπη) einen in sich abgeschlossenen Kreis geschichtlicher Ereignisse umfaßt hatte (Strabo VII. p. 302. Diodor V. I).

Bey dem Untergang ganzer Partien, oder vielmehr bey der großen Anzahl so vieler, die ungenannt in größeren Werken, namentlich in der historischen Bibliothek des Diodorus begraben liegen (s. meine Praefat. ad Ephor. p. XVII sq. p. XXI), ist es zwar schwer, die Oekonomie des Werks im Einzelnen deutlich aufzuzeigen; doch lassen sich die Fäden des Plans noch so ziemlich verfolgen, und es ist schon der Mühe werth, nach dem Vorgang von Heyne, Clinton und K. Müller, diesen Spuren übersichtlich nachzugehen.

Also im ersten Buche hatte Ephorus in Folge der Rückkehr der Herakliden in den Peloponnes die Ländertheilung unter ihre Herzoge und die Einrichtung ihrer Herrschaften erzählt; im zweyten die Veränderungen, welche diese Völkerwanderung in ganz Griechenland hervorgebracht; im dritten die in Folge derselben in die vorderasiatischen Küstenländer geschehenen Uebersiedlungen und die Gründung äolischer, dorischer und jonischer Herrschaften daselbst. Da eine sogenannte Weltgeschichte eine

Erkenntniß des Weltschauplatzes erforderte, so folgte nun eine geographische Uebersicht der den Griechen bekannten Länder im vierten Buch von Iberien oder dem äußersten Westen an über Sicilien, Italien, Griechenland (in dessen Beschreibung Scymnus der Chier den Ephorus zu seinem Führer gewählt) bis nach Scythien im Norden und Nordwesten hinauf; im fünften sodann über Asien und Afrika; wobey denn Aegypten und dessen Nilstrom mit seinen wunderbaren Erscheinungen und deren Ursachen zu ausführlichen Erörterungen Stoff genug lieferten. Mit dem Rücktritt nach Griechenland hatte der Geschichtschreiber sich vermuthlich zunächst im sechsten über die peloponnesischen Begebenheiten und insbesondere über die Kriege der Spartaner in Arkadien, Argolis und Messene verbreitet. Im siebenten möchte Ephorus, aus Anlaß der von Korinth ausgegangenen syrakusischen Colonie, wohl die ganze Urgeschichte Siciliens, so wie, aus Anlaß der lacedämonischen Staatsveränderungen während der messenischen Kriege, die Verfassungen Kreta's mit der spartanischen, und somit die kretischen Urgeschichten erzählt haben. Denn aus Mangel an Bruchstücken und Nachweis, wohin sie gehören, läßt sich in diesen wie in einigen andern Partien nichts Sicheres ausmitteln. Im achten Buch waren die damaligen asiatischen Zustände bis auf Cyrus und Krösus behandelt; im neunten des Darius Feldzüge gegen die Scythen mit den Sagen von den Amazonen; sodann aber beschäftigten sich die folgenden Bücher ganz mit den hellenischen Begebenheiten; das zehnte enthielt vermuthlich die griechische Geschichte bis auf die Besitznahme von Paros durch Miltiades; das eilfte die Perserkriege bis auf die Schlacht von Salamis; das zwölfte und dreyzehnte die folgenden griechischen Geschichten, mit Inbegriff der gleichzeitigen sicilischen; das vierzehnte den peloponnesischen Krieg; das fünf- und sechzehnte Hannibals Feldzüge nach Sicilien und die Herrschaft der dreyßig Tyrannen in Athen; das siebzehnte die Land- und Seeherrschaft der Lacedämonier und Cyrus des Jüngern Feldzug gegen Artaxerxes; das achtzehnte Thimbron's, Dercyllidas und des Agesilaus asiatische Feldzüge; das neunzehnte den korinthischen Krieg bis zum Frieden des Antalkidas. Die übrigen Begebenheiten waren der Inhalt der übrigen Bücher vom zwanzigsten bis zum neun und zwanzigsten, oder bis zum heiligen Krieg.

Bis hierher hatte Ephorus selbst sein Werk fortgeführt, als er vermuthlich durch den Tod unterbrochen ward; in einem einzigen, dem dreyßigsten, setzte es sein Sohn Demophilus fort, nämlich die Ereignisse des heiligen Kriegs und die nachfolgenden bis zur Belagerung von Perinth Olymp. 110, 1. —

Darauf nahm aber den hier abgebrochenen Faden Diyllos aus Athen wieder auf in sechs und zwanzig Büchern, und dessen Werk setzte weiter fort in dreyßig Büchern [1]) Psaon aus Platäa.

Außerdem werden dem Ephorus noch verschiedene Schriften beygelegt, die aber fast alle nur unter eigenen Titeln herausgegebene Excerpte seines großen Werks seyn möchten: Von den Erfindungen, in zwey Büchern, vermuthlich ein Auszug aus den Historien; denn da dieser Geschichtschreiber sowohl in den geographischen als in den historischen Partien seines umfassenden Hauptwerks auf die Merkwürdigkeiten der Länder, die Gebräuche, Sagen, Sprichwörter der Völker und auf Alles aufmerksam gewesen, woraus die Culturzustände derselben ermessen werden konnten, so hatte er ohne Zweifel auch der Erfindungen und der Erfinder gedacht. — Gleiche Bewandtniß hatte es unstreitig mit dem Auffatz über vaterländische Dinge (*Σύνταγμα ἐπιχώριον*, vergl. Fragm. 164); denn da Ephorus aus angestammter Vorliebe für seine Vaterstadt keine Gelegenheit versäumte, ihrer auch in seiner Geschichte zu gedenken, wozu besonders das fünfte Buch einen schicklichen Ort darbot, so konnte von ihm oder von einem andern Patrioten auch dieses Capitel davon abgesondert werden. Einen ähnlichen Ursprung verrathen die unter den Titeln vom Guten und Bösen (*περὶ ἀγαθῶν καὶ κακῶν*), so wie die mit der Aufschrift: Von den aller Orts vorhandenen Wunderbarkeiten (*Παραδόξων τῶν ἑκασταχοῦ*) vorkommenden Bücher, da die Literaturgeschichte von ganz ähnlichen Excerpten aus andern Geschichtschreibern gleiche oder verwandte Titel aufzuweisen hat. — Dagegen scheint das Buch vom Ausdruck (*περὶ λέξεως*) eine selbstständige Schrift, und nicht ein Auszug aus einem Geschichts-Proömium des Ephorus, wie K. Müller meint, gewesen zu seyn, einmal weil die Anführungen des Cicero, Quintilian und Theo darauf hindeuten, und dann, weil ein Schüler des Isokrates zum Abfassen eines Buches solchen Inhalts leicht veranlaßt seyn konnte [2]).

---

[1]) Wenn nämlich die Zahlen nicht verschrieben sind. Ich finde darüber bey K. Müller nichts, wohl aber bey Clinton F. H. p. 135 und p. 191 ed. Krüger. — Also drey Fortsetzer des Ephoreischen Werkes Demophilus (Δημόφιλος), Diyllus (Δίυλλος) und Psaon (Ψάων). Letzterer wird beym Dionys. Halic. de Dinarcho p. 115, nach Ruhnkenius' Verbesserung, und de compos. verborr. IV genannt (s. Ruhnken. Opuscc. I. p. 335 und die Ausleger zum letzten Buch des Dionysius p. 66 sq. ed. Schaefer).

[2]) Uebrigens vergl. man Marx p. 24—35, Westermann a. a. O. S. 196 f. und K. Müller p. LXI.

Die Frage nach dem wirklich geschichtlichen Werthe der Historien des Ephorus ist zwar schon oben berührt worden, wo seiner und seiner Zeitgenossen Behandlung der Mythen gedacht worden. Hier muß jedoch von seinem Beruf zur Geschichtschreibung noch etwas weiter die Rede seyn. Schon im Alterthum hatte er die verschiedensten Urtheile erfahren. Am Timäus hatte er einen erbitterten Gegner, Alexinus hatte wohl nicht mit größerer Milde gegen ihn geschrieben. Der Peripatetiker Strato hatte an einem Theil seiner Werke Ausstellungen gemacht, nicht minder Heraklides Ponticus und Porphyrius. Dagegen nehmen ihn Polybius, Strabo, Diodorus, Josephus und Scymnus, obwohl meistens mit Einschränkungen, in Schutz. — Im Ganzen möchte wohl folgende Beurtheilung die billigste seyn, die Westermann (a. a. O. S. 170) ausgesprochen, und an welche ich einiges Wenige anknüpfen will. »Ephorus war nicht frey von Irrthümern, allein eine solche Beurtheilung, wie sie der gehässige Timäus ihm angedeihen ließ, verdiente er auf keinen Fall, noch weniger den Vorwurf des Plagiats in dem Maße, wie ihn Porphyrius gegen ihn ausspricht. Ohne Zweifel hatte Ephorus die Werke seiner Vorgänger benutzt; daß er sie jedoch nicht geradezu und ohne eigene Kritik ausgeschrieben, ergibt sich schon daraus, daß er viele Irrthümer in jenen Werken verbesserte, auch das Studium der besten Quellen, wohin namentlich die Inschriften gehören (Strabo X. p. 463, p. 139 sq. Tzsch.), sich angelegen seyn ließ. — Eben so ist die Selbstständigkeit seiner Forschung wie seiner Methode von stimmberechtigten Männern des Alterthums hinreichend anerkannt. Polybius (V. 33. 2, (p. 279 Schwgh.) rühmt ihn als den ersten, der eine allgemeine Geschichte geschrieben. Strabo (VIII. p. 332) hebt an ihm hervor, daß er das historische Element von dem rein geographischen geschieden und abgesondert behandelt habe, und daß er sich bey dem letztern nicht bloß auf Nomenclatur beschränkte, sondern dasselbe durch Untersuchungen über den Ursprung, die Verfassungen, die Sitten der einzelnen Völker und Staaten zu veredeln und dem eigentlichen Zweck der Geschichte näher zu bringen wußte, erhellt sowohl aus Polybius (IX. 1. 4) und Strabo (X. p. 165, p. 146 Tzsch.), als auch insbesondere aus einzelnen uns erhaltenen Schilderungen, wie z. B. der von Böotien bey Strabo IX. p. 400 f., von Kreta (ebendas. X. p. 465) u. a. m.«

Ich habe diese Darstellung absichtlich aufgenommen, weil ich glaube, daß K. Müller die wirklichen Verdienste des Ephorus nicht genug hervorgehoben, wozu doch bereits Marx (p. 63 sqq.) Data genug an die Hand gegeben hatte. Zwar wird man unserm Verfasser zugeben müssen, daß man sehr zu unterscheiden

habe zwischen dem, was Ephorus aus dem hohen Alterthum und was er aus späteren historischen Zeiten erzählt; und selbst was er aus den letztern berichtet, muß zum Theil mit Mißtrauen betrachtet werden, z. B. seine Angaben von den Ursachen des peloponnesischen Kriegs. Wo er von Herodot, Thucydides und Xenophon abweicht, mochte er zwar zuweilen seine Gründe haben, aber dennoch müssen solche Berichte mit großer Vorsicht aufgenommen werden, besonders wegen seiner Unerfahrenheit im Kriegswesen, denn wenn ihm selbst sein Schutzredner Polybius (XII. 25, vergl. Excerpta Vaticana p. 391) Kenntnisse im Seewesen und somit genügende Erzählungen der Seetreffen zugesteht, so spricht er ihm dagegen alle Einsicht in die militärischen Operationen der Landheere geradezu ab, und decket große Blößen auf, die er in Beschreibungen der letztern gegeben; wie er denn auch in den Angaben der Stärke der Streitkräfte sich manche Uebertreibungen erlaubt hatte; welches wohl zum Theil auf Rechnung seines rhetorischen Charakters zu setzen ist; in Folge dessen er sich auch erlaubt hatte, epideiktische Reden seinen Geschichtserzählungen einzuflechten (Polyb. Excerpt. Vatic. p. 402, vergl. K. Müller p. LXIII sq.). — Unter den neuesten Geschichtsforschern haben einige in Betreff der älteren Geschichte, wie ich zum Schluß noch beyfügen will, manche Mängel seiner Untersuchungen und bestimmte irrige Ansichten nachgewiesen, namentlich Niebuhr (Röm. Gesch. I. S. 30 zweyte Ausg. und S. 256) und K. O. Müller (in den Geschichten hellenischer Stämme I. S. 442. II. 1. S. 94 ff. und II. 16 ff. u. a. m. Orten). Bey dem Allen wird man am Ende dem Urtheil von Saintecroix (Examen crit. p. 12 ed. second.) beyzustimmen geneigt seyn: »Ephore eut une diction pure et assez élégante, mais il aimoit trop les formes oratoires, et manquoit d'élévation. — Il avoit mis beaucoup d'ordre et de méthode dans son ouvrage, dont on ne sauroit trop regretter la perte.«

Zuletzt wendet sich Herr K. Müller zu einer Betrachtung (p. LXIV sqq.) über das, was die Alten den λεκτικὸς χαρακτὴρ (Dionys. Hal. Epist. ad Pompei. p. 786 Reisk.) nennen, das heißt über den Styl und Ausdruck des Ephorus, und ob er gleich über den Theopompus (p. LXXVII) noch besonders mehrere Urtheile der Alten zusammenstellt, so verbreitet er sich doch hier gleich über diese beyden Isokratiker, und sucht zu zeigen, wie sehr ihre rhetorische Manier vom historischen Geist des Herodot, Thucydides und Xenophon abfalle. Ich enthalte mich um so mehr hierauf näher einzugehen, da ich diese Puncte zum Theil schon oben im Anfang dieses zweyten Artikels, theils früher in der Vorrede zum Marxischen Ephorus (p. XX sqq.) besprochen

habe; welcher Herausgeber in seiner Sammlung selbst (p. 36—44) unserm Verfasser tüchtig vorgearbeitet hat.

Doch will ich noch Einiges berühren, was zur Beurtheilung beyder Classen der griechischen Historiker gehört, und was zu einigen kritischen Bemerkungen Anlaß geben wird.

Zuvörderst muß es doch auffallen, daß dieser Isokratiker, obschon sie mit Philistus in den Kanon aufgenommen waren, und auch von den folgenden Kunstrichtern der römischen Periode mitunter sehr belobt und in den Rhetorenschulen aus ihnen Aufgaben zu Ausarbeitungen für junge Leute (Chrien vergl. z. B. Theon. Progymn. cap. 2) gewählt wurden, — dennoch von Griechen und Römern nicht eine so öffentliche und allgemeine Erwähnung geschieht, wie jener drey alten Geschichtschreiber, von denen man sagen konnte, sie waren Volksmänner geworden, und ihre Werke waren als Nationalgüter betrachtet. Davon gibt die griechische Anthologie Zeugniß. Sie vereinigt die Dichterstimmen vieler Jahrhunderte, und schweigt von jenen, während Herodotus als Liebling und Gastfreund der Musen, als Meister der altjonischen Historie, als göttlich singende Nachtigall von Halikarnassos gepriesen wird [1]); Thucydides als Hort des volksthümlichen Vortrags, als Sänger des erbarmungslosen Ares, der die Nährmutter Hellas grausam hinwürgt; Xenophon als die wachsame Biene, als glücklicher Nachahmer Platon's, der, eben so beredt als dieser, zur Philosophie noch die Historie zu gesellen gewußt [2]). Es möchte nicht unpassend seyn, hier an einen vom Geiste der Alten genährten brittischen Sänger zu erinnern, der in seinen Episteln an Gibbon sich auch auf jene drey Altmeister der griechischen Geschichtschreibung beschränkt hat [3]). Hier nur einige Stellen aus dem ersten Gesang dieses Lehrgedichts:

(Herodot):

— — — Behold th' Historic Sire!
Jonic roses mark his soft attire. — —

---

[1]) Antholog. gr. Tom. III. p. 175 Jacobs, wo nämlich jetzt aus dem cod. Vatic. gelesen werden muß: Οὐδ' Ἀλικαρνησοῦ με παρέδραμε Θέσπις ἀηδών, statt ἀοιδός, s. Schaefer Meletemm. in Dionys. Hal. Art. rhetor. p. 2 und p. 65 und Jacobs ad Anthol. Palatin. p. 227. Die übrigen Epigramme auf den Herodotus s. ibid. Tom. IV. p. 230.

[2]) Ibid. Tom. III. p. 174 sq. vs. 370—392.

[3]) An Essay on History; in three epistles to Edward Gibbon, Esq. — by William Hayley, the second edition London 1781.

Soft as the stream, whose dimpling waters play
And wind in lucid lapse their pleasing way,
His rich Homeric elocution flows,
For all the Muses modulate his prose. —

(Thucydides):

— Pure from the stain of favor, or of hate,
His nervous line unfolds the deep Debate;
Explores the seeds of War; which matchless force
Draws Discord, springing from Ambition's source,
With all her Demagogues, who murder Peace,
In the fierce struggels of contentious Greece. —
The deep-ton'd trumpet of renown he blows,
In sage retirement' mid the Thracian snows.

(Xenophon):

Accomplish'd Xenophon! —
O rich in all the blended gifts, that grace
Minerva's darling sons of Attic race! —
Thy simple diction, free from glaring art,
Whith sweet allurement steals upon the heart;
Pure, as the rill, that Nature's hand refines,
A cloudless mirror of thy soul it shines etc.

Von hier kehren wir zu den Alten zurück, und zwar an der Hand eines den Alten ähnlichen Kunstrichters, der uns schon oben einmal bey den Logographen als Führer gedient, um nun weiter zu erfahren, wie sie sich selbst den Unterschied zwischen jenen drey Altmeistern der Historie und diesen Nachfolgern derselben gedacht haben. Ich meine Dio Chrysostomus [1]), der in seiner Rede an einen Staatsmann vom practischen Standpuncte sich über jenes Verhältniß der gedachten Historiker erklärt. »Dem Herodotos«, sagt er [2]), »wirst du, wenn du einmal der Erheiterung bedarfst [3]), mit vieler Behaglichkeit dich nähern können. Denn das Läßige und Süße seines Ausdrucks wird die Vermuthung erregen, daß dieses Werk mehr mythenreich als historisch ist. Zu den höchsten aber, scheint mir, gehört Thukydides und zu denen zweyter Ordnung Theopompos, denn er hat etwas

---

[1]) Jetzt erinnere ich noch, daß auch Ed. Müller in seiner Geschichte der Theorie der Kunst bey den Alten II. S. 248 ihn den geistreichen nnd feinsinnigen griechischen Rhetor nennt.

[2]) Dio Chrysost. Orat. XVIII, de dicendi exercitatione p. 479 Reisk. p. 296 ed Adolph. Emperii. Ich theile diese Stelle nach dem verbesserten Texte dieser so eben erschienenen kritischen Ausgabe mit, und füge einige kurze Noten bey.

[3]) εἴ ποτε εὐφροσύνης σοι δεῖ. δεῖ σοι Geel. Vergl. Wyttenbach ad Plutarch Moral. p. 389 ed. Oxon. und L. Kayser in den Münchner gelehrt. Anz. 1840. Nr. 142.

Rednerisches [1]) in dem Ausdruck seiner Gedanken. Er ist nicht unkräftig noch geringfügig [2]) in seinem Ausdruck, und das Nachläßige in seinen Redensarten ist nicht so schlecht, daß es dich beleidigen könnte. Ephoros aber gibt zwar einen reichen Schatz von Historie, aber das Schleppende und Schlaffe seines Vortrags ist für dich nicht dienlich«; womit die Schilderung, die derselbe Kenner von der milden, reizvollen, einnehmenden, klaren und bey höchster Einfachheit bezaubernden Sprache des Xenophon macht (p. 481; 298), verglichen zu werden verdient. Besonders aber verdient das Vorhergehende bemerkt zu werden, wo es heißt, Xenophon könne schon allein unter den Alten einem Staatsmanne genügen, sey es daß er an der Spitze eines Kriegsheeres oder im Regiment einer Stadt, sey es daß er vor dem Volk, oder im Rath, oder vor Gericht zu sprechen habe, falls er nicht nur als Rhetor, sondern auch als staatskundiger und königlicher Mann, was einem solchen zukomme, gehörig vortragen lernen wolle. — Und gerade in seinen politischen Vorschriften gibt Plutarchus dem Ephorus, Theopompus und Anaximenes rhetorische Declamationen und künstliche Periodenbildungen [3]) Schuld, die vor den Heeren bey Schlachtenanordnungen von ihnen der Geschichte eingelegt, sich als bloße Spiegelfechtereyen erwiesen. Man konnte solche Urtheile hart finden, aber sie waren im Geiste der alten strengen Kritiker, die in ihrer Würdigung der Geschichtschreiber vom durchaus praktischen Volkssinn ihrer Altvordern sich leiten ließen. Gedanken, Gegenstände, Darstellungen, Wörter und Redensarten, kurz alles Rhetorische,

---

1) ῥητορικὸν aus Handschriften statt des bisherigen ἱστορικόν. Vgl. L. Kayser ad Philostrat. Vit. Sophist. p. 231. Wozu ich noch bemerke, daß Fronto, Epist. ad Marcum Caes. II. 1. p. 68 den Theopomp disertissimum nennt.

2) Oder schwach οὐδ' ὀλίγος περὶ τὴν ἑρμηνείαν. Beym Suidas p. 1554 Gaisford, wo Theopomp und Ephorus auch mit einander verglichen werden, heißt es vom ersteren: ὁ δὲ Θεόπομπος τῇ φράσει πολὺς καὶ συνεχὴς καὶ φορᾶς μεστός. Welche Zusammenstellung wohl aber nicht dem Polybius angehört, wie Kuster und Marx (p. 39) vermutheten, denn in dem neuerlich gewonnenen vaticanischen Excerpt (Vol. II. p. 402 ed. Angel. Mai) erklärt sich Polybius viel vortheilhafter über den Ephorus, als hier geschieht, wo seine Sprache auch als schleppend, träge und der Spannkraft ermangelnd bezeichnet wird.

3) Plutarch. praecept. reipubl. ger. 6. p. 244 Wyttenb. ῥητορειῶν καὶ περιόδων, worüber man nachsehe C. Fr. Hermann ad Lucian. Quomodo historia conscribenda sit p. 162 und meine Anmerk. zum Plotinus p. 232 Oxon.

und war es von einem Isokrates [1]) erlernt, wurde für schulmäßig [2]) erklärt, und von der Natürlichkeit und Unmittelbarkeit der Historie, die aus dem Leben und für das Leben sprechen und wirken sollte, durchaus unterschieden.

Hiermit scheint nun einigermaßen im Widerspruch zu stehen, was ein alter Geschichtschreiber selbst über den Ephorus sagt, und was ich aus einer neu entdeckten Sammlung zum Schlusse hier beyfügen will. In den frühern Excerpten aus Polybius brach nämlich eine seiner Kritiken gegen den Timäus plötzlich ab; jetzt aber fährt das Vaticaner Mspt. so fort und liefert uns dessen vollständiges Urtheil über die Composition des Ephorus [3]): »Ephorus jedoch ist in seinem ganzen Werk höchst bewundernswürdig, sowohl hinsichtlich des Ausdrucks, als auch in der Behandlung des Gegenstandes und in der Erfindung der Beweise. Besonders hat er seine Stärke in den Episoden und in den aus sich selbst geschöpften Sentenzen, und vorzüglich wo er außer der Hauptsache eine mit Sorgfalt ausgearbeitete Rede einlegt. Aus irgend einem zufälligen Anlaß erklärt er sich auch auf die anmuthigste und überzeugendste Weise über die Vergleichung der Geschichtschreiber und Redner.«

Man sieht hieraus, daß Polybius zu seiner Zeit an die rhetorische Geschichtschreibung bereits gewöhnt war, daß er sich aber auch wohl um so günstiger über Ephorus erklärte, je bitterer ihn der tadelsüchtige Timäus getadelt hatte. — Auf jeden Fall bilden jene Lobsprüche auf Ephorus einen grellen Gegensatz gegen das Urtheil, das sich ein anderer Geschichtschreiber gegen Ephorus und Theopompus erlaubt hatte [4]).

---

[1]) Von dem man übrigens urtheilte, daß keiner seiner Schüler, selbst Theopompus nicht, ihn ganz erreicht habe (s. Dionysii Hal. Judicium de Isaeo p. 626 ed. Reiske).

[2]) Σχολικὸν, σχολαστικόν, declamatorium. Daher Schreibarten wie die dieser Isokratiker, σχολικοὶ χαρακτῆρες hießen, Dionys. de admir. vi Demosth. 46. p. 1099 Reisk. Daher σχολαστικὴ νόησις, die durch Uebermaß in Kälte endigt. Longin. de Subl. III. 4. p. 12 Weisk. Daher Scholastici, qui scholae scribunt, non vitae. Sueton de clar. Rhetorr. 6. Vgl. Ernesti Lexicon technol. graecc. rhetor. p. 345.

[3]) Polybii Excerpt. lib. XII. cap. 28. p. 440 Schweigh. und dazu nun Collect. nov. Scriptorr. ed. Angel. Mai. Tom. II. p. 402; vergl. Carol. Müller p. LXIV und p. 204.

[4]) Duris Samius ap. Phot. cod. 176. p. 121 ed. Imm. Bekker. Dieses Urtheil mochte Theopompus wohl durch seine folgenden Aeußerungen über andere Historiker veranlaßt haben; wogegen Duris in seiner Selbsttäuschung den Styl der Tragödie, den er in seinem eigenen Werke eingeführt, auch Andern als Muster aufdringen wollte (vgl. Marx p. 40 und C. Müller p. LXXVII).

Zu den Fragmenten des Ephorus wird es nicht viel nachzutragen geben:

Zu Nr. 27. In diesem Fragment hat neulich F. W. Schneidewin in der Marburger Zeitschrift der Alterthums-Wiss. 1843 S. 468 vier Stellen verbessert. Ueber die Mythen vom Achelous vergl. Symbolik II. 651. III 82 f. 194. 231 f. IV. 280 f. 303, dritte Ausg. — Zu Nr. 32 a. f. den Nachtrag von Marx in Seebode Miscell. p. 754 Nro. 3 und K. Friedr. Hermann's Lehrb. der griech. Staatsalterthümer S. 60 not. 9 dritte Ausg. über die Klaroten in Kreta. — Zu Nr. 54 p. 284 widerspricht Niebuhr in der röm. Gesch. I. 30 f. der Vorstellung des Ephorus von den Pelasgern als einer Schaar von fahrenden Miethsoldaten, da sie eines der mächtigsten Stammvölker gewesen. — Zu Nr. 70 über den thessalischen Berg Homolos vergl. Photii Lexic. p. 243. Istri Fragg. p. 56 sq. ed. Siebelis und Reinesii Observv. in Suid. p. 185 ed. Müller. — Zu Nr. 76 ist ein Fragment beyzufügen: Steph. Byz. p. 406 Berkel. *Ἰαζαβάται, ἔθνος παρὰ Μαιῶτιν, οὓς Σαυρομάτας φησὶν Ἔφορος.* Vgl. Luc. Holsten. p. 141. Zum folgenden Nr. 78 vgl. Mannert Geographie der Griechen und Römer IV. S. 137 ff. — Zu Nr. 121 über den theatralischen Einzug des Alcibiades in Athen s. Baehr ad Plutarch. Alcib. p. 232 und Praefat. p. XX — XXVI.

Heidelberg. Creuzer.

(Der Schluß folgt.)

Art. VII. Geschichte der italienischen Poesie, von Dr. E. Ruth. Erster Theil. Leipzig, F. A. Brockhaus, 1844. 592 S. gr. 8.

Dieses vortreffliche, in kunstgeschichtlicher Hinsicht fast unentbehrliche Werk ist die Frucht vierjähriger Studien, welche der Verfasser in dem Lande der Apenninen gemacht hat. Die Schwierigkeiten, auf welche er in der Vorrede aufmerksam macht, waren bedeutend. Sie bestanden besonders darin, daß den Italienern eine einseitige Geisteskultur zu Theil wurde, daß sie große Fortschritte der Entwicklung, aber in einem engen Kreise machten, und daß die äußern historischen Einflüsse auf diese Kultur in so reichem Maße und so großer Mannigfaltigkeit wirkten, daß nur ein innerer, tief in dem Charakter des Volkes liegender Grund, der eben auch durch die Geschichte seine Befestigung erhielt, diese auffallende Erscheinung der Einseitigkeit erklären kann. Den Charakter des italienischen Volkes also zu erforschen, die verschiedenen Stufen seiner Bildung zu verfolgen, und daraus die italienische Poesie gleichsam als die Blüthe desselben heraus-

zuheben und zu erklären, war die Aufgabe, die der Verfasser sich gesetzt hatte. Sein Werk sollte nicht bloß eine historische, sondern auch eine psychologische Darstellung der italienischen Poesie seyn. Daher mußten die verschiedenen Zustände, welche jenes Volk bis zur eigentlichen Bestimmtheit seines Charakters durchzugehen hatte, die verschiedenen äußern Einflüsse auf denselben, besonders die Vermischung des altheidnischen und christlichen Elements aufgezeichnet, und ihnen die Zusammensetzung des italienischen Charakters, und aus diesem wieder die nothwendig bestimmte Richtung der Poesie nachgewiesen werden.

Von diesem Standpunkte aus ist das vorliegende Werk zu betrachten und zu würdigen. Die Poesie eines Volkes wird, wie der Verfasser sehr richtig bemerkt, erst recht verstanden, indem wir den Ausdruck der Gesammtseele desselben im Zusammenhange mit dem erblicken, wovon sie bewegt wird und was sie herangebildet und erhoben hat; eine Art der Auffassung, welche, obschon sie die beste bey einer Geschichte der Poesie ist, bey einer Geschichte der Wissenschaft unmöglich wird.

Der erste Band des ursprünglich auf vier, später auf zwey Bände berechneten Werkes zerfällt in sechs Abschnitte.

Der erste handelt von der Grundlage der italienischen Poesie. Die italienische Poesie blühte auf dem Grabe der römischen auf. Es war den italienischen Völkern nicht vergönnt, sich einer nationalen Entwicklung und folglich einer nationalen Poesie zu erfreuen. Ein ehernes Volk, dessen Väter ein unglücklicher Krieg an das Ufer der Tiber geworfen, schnitt den Faden der etruskischen Kultur ab, welche schon mit der griechischen wetteiferte, und Krieg ward die Losung mehrere Jahrhunderte lang, Krieg, dessen Zweck Habsucht und Herrschsucht war. So senkte sich eine finstere Zeit über Italien, bis ein glückliches Gegengewicht den römischen tödtenden Druck aufhob, und der volksthümlichen Entwicklung toskanischer und somit auch italienischer Kultur und Kunst eine neue Bahn eröffnete.

Der Verfasser schildert umständlich die Beschaffenheit des Zustandes der Kunst und Wissenschaft unter den Römern, und gibt die Gründe an, warum beyde sich wenig mit dem römischen Charakter vertrugen. Die griechische Kunst siedelte sich nach Rom hinüber, und zeigte sich in den mannigfaltigsten Formen ihrer Schöpferkraft. Aber der römische Sinn hatte eine ganz andere Richtung seiner Thätigkeit, nur die Form wurde gefaßt und festgehalten. Der Geist, statt sich von Innen her, von dem göttlichen Funken entflammt, seine eigene originale Ausdrucksweise zu schaffen, lernte sich in die aufgedrungene Form schmiegen, und die Form überhaupt behielt seitdem in Allem die Oberhand.

Cäsar rüttelte an der republikanischen Form und mußte untergehen; Octavius stürzte die ganze Republik um, ließ aber vorsichtig die Form stehen und wurde als Augustus begrüßt. Nichts war in der That geeigneter, den alten Charakter der Römer zu zerstören, als das Hervorheben der Form, und erstaunlich schnell ging die Veränderung von Statten. Die Kraft war plötzlich gebrochen, und das Volk hatte sich von der höchsten Thatkraft in einen passiven Zustand versetzt. So konnte es nicht fehlen, daß die geist- und willenlose Masse durch alle Phasen der menschlichen und politischen Erniedrigung bis zum tiefsten Grade des Elends sank. Die Kaiser bemächtigten sich bald auch der Form, so daß alles von ihrer Persönlichkeit abhing. Die rauhe Hand der Römer griff zerstörend in die Pflanzschule der Musen, und alle fröhlichen Zweige, die sie schon getrieben hatte, verdorrten, und kaum blieb die Triebkraft für eine bessere Zeit in der Wurzel lebendig. So lange jene Fremdlinge Italien unter ihrem Joche hielten, war die Kunst in diesem Erdstriche erstorben; die Römer entlehnten griechische Hände und griechischen Geist, um ihr gewaltsam erworbenes Eigenthum zu schmücken; die griechische Muse arbeitete selbst zum Theil als Sklavin des römischen Schwertes. Eben so waren die Römer auch nur kurze Zeit oder nur theilweise empfänglich für diese schönsten Werke des Friedens; immer knüpften sie das Schicksal der Musen an ihre Eroberungen, und wie ein Land nach dem andern wieder an bessere Völker verloren ging, verwischte sich auch jener Glanz eines höhern Geistes, der ja doch nur durch das Schwert an Rom gebunden war. Lange Zeit verging nach ihrem Sturz, bis sich Italien aus der Betäubung des Waffenlärms und dem Todesschlafe der Ueppigkeit erholt hatte; dann aber fing auch sogleich wieder die Kunst an, in dem etrurischen Lande neue kräftige Zweige zu treiben, die bis jetzt immer den alten, eingebornen Kunstsinn bewährt haben. Also nur hemmend und zerstörend für die Entwicklung der italienischen Kultur traten die Römer in der Geschichte dieses Landes auf, ihre überwiegend kräftige Natur wußte alle Völker der Halbinsel in den Gang und die Richtung ihres Geistes fortzureißen. Ihre ganze Literatur ist eine entlehnte, die Begeisterung tönte von Griechenland herüber, und mußte, da sie kein selbstständiges Wirken fand, bald erkalten. Selbst für die Musen und ihren ewig jugendlichen Führer Apollo haben die Römer keinen originalen Namen geschaffen, sondern ihn unverändert von den Griechen angenommen.

Als Hauptursache des Verfalls der römischen Literatur erkennt der Verfasser erstens eine innere, den Charakter des römischen Volkes, welcher in seiner ursprünglichen Reinheit der Wis-

senschaft und Kunst durchaus fremd blieb und die Liebe zu denselben gänzlich von sich ausschloß, in seiner späteren Verdorbenheit aber eben so wenig das reine Gefühl der Kunst als etwas ganz Fremdes sich anzueignen vermochte. Daher die merkwürdige Erscheinung der goldenen Zeit seiner Literatur in der ganz kurzen Epoche, wo die Republik und der Kaiserdespotismus über den Häuptern der Römer einander ablösten. Der Staat, früher das allgemeine theure Eigenthum, war dem Römer aus den Händen entrückt, er war sich selbst in dieser Uebergangsperiode fremd geworden, und befand sich in einem unsichern, gleichsam bewußtlosen politischen Zustande, und gerade in dieser Zeit blühte bey ihm die ihm fremde Beschäftigung der Musen. Dieß ist eine merkwürdige Thatsache, die unsers Erachtens viel Licht auf die römische Literaturgeschichte wirft. Bey einer solchen Lage sind äußere Ursachen wenig zu rechnen. Kriege, Verderbniß der Sitten und des Geschmacks, Vernachläßigung oder gar Verfolgungen von Seiten der Regierung sind Wunden, welche der Literatur jedes Volkes von Zeit zu Zeit geschlagen werden, welche aber nicht einen Verfall in der Art der römischen bewirken können, sobald der wissenschaftliche und Kunstsinn Eigenthum und einen Theil des innersten Wesens eines Volkes ausmacht. Hier kommt nun zweytens eine äußere Ursache hinzu, welche insofern höchst wichtig ist, als sie bald zu einer innern wird, und dem Charakter des Volkes eine ganz neue Seite gibt, nämlich die Ausbreitung des Christenthums oder vielmehr die Entstehung der christlichen Kirche.

Der zweyte Abschnitt handelt von der Verjüngung Italiens durch die germanischen Völker, welche als eine doppelte erscheint, als eine Verjüngung in der Politik und eine Verjüngung in der Kultur.

Der dritte Abschnitt, einer der wichtigsten und vollendetsten des Werkes, führt die Zeit des Aufschwunges des italienischen Volkes und die Bildung des Volkscharakters vorüber. Die erste Betrachtung betrifft die geographische Lage Italiens. Ein Land, weder von Bergen noch Steppen rings eingeschlossen, sondern seiner ganzen Länge nach von einem Gebirge in zwey große Küsten getheilt, nicht nur eine oder einige Seiten, sondern vielmehr gleichsam sich selbst ganz dem Meere, dem großen Kanale der Civilisation, öffnend, ließ schon an sich eine große Circulation zu. Das Gebirge bewahrte mehr den Kern, die stabile Masse der Bevölkerung, an den Ufern war beständige Gährung und Auffrischung. Und nicht einem nordischen Meere war Italien zugänglich, sondern dem Mittelmeere, welches von den ältesten Zeiten her die höchste Kultur vermittelt, dessen Wogen

die Weisheit ägyptischer Priester nach Palästina, Jonien und Griechenland gebracht, die griechischen Musen nach Italien geführt, und zum Ersatz der Etrusker Kunst und des Pythagoras edlen Orden in das heitere Griechenland getragen. Welche Vielseitigkeit der Kultur war hier zu erwarten, welche mächtige Hebel und Hülfsmittel hatten die Italiener! Nach welcher Seite ihre Kiele sie trugen, fanden sie Muster und Aufmunterung; im Osten die Griechen, welche die Vermächtnisse einer großen Vorzeit wieder hervorsuchten und dem Verständnisse der Nachwelt klar und zugänglich machten; im Süden und Westen das begeisterte und Begeisterung einhauchende Volk der Araber, das ebenfalls an der unverlöschlichen Flamme altgriechischer Philosophie seine Wissenschaft entzündete, aber seine eigenthümliche Kunst in jungfräulicher Reinheit mit Stolz und Liebe bewahrt hatte. Konnte Italien zu jener Zeit glücklicher gelegen seyn? Doch ein geistiges Geschick that noch mehr. Es führte ihm selbst jene kultivirten Nationen zu, und gab ihm gerade zur rechten Zeit Männer, welche jene zu fesseln und den fremden Samen zum Keimen zu bringen wußten. Italien war von jeher der Sammelplatz der kühnen, unternehmenden, wie der kultivirten Nationen, die Brücke, die den Norden mit dem Süden verband, die große Heerstraße, welche bey der beständigen Ausgleichung des Menschengeschlechtes fast nie leer von Wanderern war. Gehen wir seine Geschichte durch, so bietet sie ein fast beständiges Hin- und Herwogen zwischen Süden und Norden dar. Frühe drängten von Süden her die Pelasger, dann die Kleinasiaten, die Griechen, die Karthager; gegen diese wogten von Norden die Schaaren der Gallier und teutonischen Völkerschaften, während in der Mitte der kräftige Stamm der Römer, ebenfalls Fremdlinge, sich herrisch ausbreitete. Nur unter der römischen Kaiserzeit war ein Stillstand eingetreten, und gerade dieß war die finsterste Zeit für Italien. In der Epoche, an deren Schwelle wir jetzt stehen, übten die Wanderungen der Völker einen mächtigern Einfluß als je. Im Süden schufen die Araber, Normanen und Kaiser Friedrich eine neue Aere der Kunst und Wissenschaft, während im Norden die germanischen Völker ihre Kraft und Thätigkeit, ihre Ordnungsliebe, ihren Rechtssinn und ihre Freyheitsliebe einhauchten, und eine politische Wiedergeburt bewirkten, welcher die mit Eifer aufgefaßte provenzalische Poesie einen freundlichen Jugendschimmer gab. Das Werk dieser Wanderungen vollendeten die Kreuzzüge, welche Italien über ein Jahrhundert lang zum Stapelplatz von Heeren wie von Waaren machten, und eine ungemeine Lebendigkeit und Circulation aller Lebenskräfte bewirkte. Also gerade in der Zeit, wo die Italiener

anfingen, eine Rolle zu spielen, brachte ihnen die geographische Lage ihres Landes den großen Vorschub, ja sie führte sie selbst zu dieser großen Rolle, und machte sie zu Leitern der Bewegung nach dem Orient, zum Centrum der allgemeinen Begeisterung für das heilige Grab. Wenn ohnedieß schon das Meer sein ewig bewegliches Element auch den Küstenbewohnern mittheilt, wenn die häufigen Wanderungen den Geist stets frisch und wach erhalten, und der mannigfaltige Verkehr mit Nationen aller Art die Bildung ungemein befördert, so mußten alle diese Vortheile sich während der Kreuzzüge auf eine unglaubliche Art steigern, da sie durch einen religiösen Enthusiasmus gehoben waren, da die ganze Christenheit auf gleiche Art für dieselbe Idee glühte, und folglich die Wanderungen der Kreuzheere nach Italien nichts feindlich Lähmendes, sondern nur Erhebendes hatten.

Nicht weniger müssen wir hier die klimatische Lage Italiens herrechnen. Ein meist heiterer Himmel, besonders gegen Süden hin, der die Menschen beständig aus ihren Wohnungen lockte und in immerwährenden Verkehr mit einander setzte, gab dem allgemeinen Leben eine sehr wohlthuende Oeffentlichkeit. Das schöne, fruchtbare Land enthob der zu angestrengten Arbeit, und erweckte dagegen den Sinn für das Schöne und Anmuthige. Eine lachende Natur lud zur Fröhlichkeit und Herzensergötzungen ein, und es ist überhaupt eine bekannte Sache, daß die Menschen in lieblichen und anmuthigen Gegenden schneller zur Bildung heranreifen, als in finstern und rauhen, und beweist zugleich, wie vielen Antheil das Herz an der Bildung der Menschen nimmt. In Italien gab das milde Klima noch den Vortheil, daß die Kunst nicht hinter schützende Mauern sich bergen mußte, sondern sich frey vor den Augen des Volkes entfaltete; sie ward Eigenthum Aller, Lehrerin Aller. Nur durch den beständigen Anblick der antiken Meisterwerke, durch die beständige Uebung des Urtheils und die Anwendung der Gesetze der Harmonie, mit Einem Worte, durch das Aufwachsen in den Armen der Kunst, läßt sich, wie früher in Griechenland, so jetzt in Italien der feine Kunstsinn erklären, der alle Klassen der Bevölkerung leitet.

Höchst wichtige Betrachtungen betreffen die geschichtlichen Vermächtnisse und Erinnerungen, die geschichtliche Entwicklung, den Handel und das Ritterwesen. Einer der wichtigsten Theile handelt von den Arabern. Der Verfasser erweist, daß sie von dem ihnen oft gemachten Vorwurf frey zu sprechen seyen, sie hätten die Werke des Alterthums zerstört, und zeigt im Gegensatz zu jener Behauptung die Wohlthat, die sie durch Erhaltung und Verbreitung griechischer Schriften Europa erwiesen haben.

Unter der glücklichen Regierung und durch den Enthusiasmus mehrerer Kalifen, worunter besonders die Namen Almanzor, Harun-al-Raschid und Almamon glänzen, feyerten die griechischen Wissenschaften ein neues alexandrinisches Zeitalter. Eine Menge christlicher Gelehrten aus Constantinopel fanden an dem unchristlichen Hofe zu Bagdad Aufnahme und Ehre, brachten die Medizin, Astronomie, Rechtswissenschaft mit in das Land der Ungläubigen, und öffneten ihnen die Schätze der Philosophie. Welche Empfänglichkeit die Araber für jene tiefe Weisheit hatten, erhellt daraus, daß sie den Koryphäen der Philosophen, Sokrates, Plato, Aristoteles und Pythagoras, den Namen der Göttlichen beylegten. Es scheint, daß christliche Theologen nicht hinüber gewandert sind, oder daß sie wenigstens nicht viel ausrichteten; Constantinopel war innerlich zu sehr zerrüttet, um auf die kräftig aufblühende Nation irgend eine Wirkung äußern zu können. Eher zu verwundern ist es, daß die aristotelischen Schriften den arabischen Glauben nicht gefährdeten, da sie der christlichen Theologie so viel zu schaffen machten. Der Aufschwung, den die Kalifen gaben, bemächtigte sich bald der ganzen Nation, und so weit das arabische Schwert den Ruhm seines Namens trug, so weit pflanzte auch die Wissenschaft den edlen Samen der Gesittung in die eroberte Furche. Bagdad ward der Sitz hoher Kultur, Alexandria gründete seinen Ruf in der Gelehrsamkeit auf's Neue, über ganz Nordafrika bis nach Fez und Marokko hin ging das neue Licht auf, gerade in den Gegenden, wo die Intoleranz berühmter Patriarchen die alte Kultur kurz vorher gänzlich ausgerottet hatte. In allen arabischen Städten blühten Schulen auf, gelehrte Gesellschaften und Akademien bildeten sich, und arbeiteten mit Eifer, wenn auch nicht an der Erweiterung aller Wissenschaften, doch an der Verbreitung und Ueberlieferung derselben. Am meisten wirkten die Araber auf Europa durch ihre spanischen Besitzungen. Dort vereinigten sich überhaupt zu einer wundersamen Blüthe alle jene Richtungen, die dem verjüngten Europa den neuen Schwung gaben, Ritterthum, nordische Thatkraft, südliche Gluth, wissenschaftliches Streben, Schulen, Collegien und Akademien gaben den Städten einen Glanz und eine Berühmtheit, welche die Blicke von ganz Europa auf sich zogen, und öffneten den Musen eine neue Heimat. Philosophie, Geschichte, Geographie, Grammatik, Mathematik, Chemie, Medizin fanden dort eifrige Verehrer und glückliche Bearbeiter. Besonders wetteiferten in diesem Ruhme die Städte Granada, Sevilla, Valencia und Cordova; sie waren mehrere Jahrhunderte lang das Ziel gelehrter Pilgerfahrten aus ganz Europa, und nährten die übrige Welt mit ihren emsig

gesammelten Schätzen. Siebzig Bibliotheken waren in Spanien eben so viele Fundgruben der Wissenschaft, in welchen der Fleiß der Araber die Werke des griechischen Genies niedergelegt hatte. Dort suchte das neu erwachende Abendland sich wieder auf die Stufe einer untergegangenen Bildung zu schwingen, während Rom und Constantinopel die Meisterwerke ihrer Vorfahren kaum noch verstanden. Ueber dreyhundert Jahre hatten die Araber in Spanien das Monopol, die Lehrer des übrigen Europa zu seyn, und alle Wißbegierigen zu sich pilgern zu sehen, welche dann, so hoch standen die Araber über dem Abendlande, in ihrer Heimat für Zauberer gehalten wurden. Doch gewann nach und nach durch die fortwährenden Reisen das Licht immer mehr Raum, die Copien der griechischen und arabischen Schriften verbreiteten sich über die andern Länder, und man fing an, dieselben in's Lateinische zu übersetzen. Friedrich II., dessen großer Geist die Araber zu würdigen wußte, ging hiermit in seinem Neapel mit gutem Beyspiele voran, und pflanzte zuerst Aristoteles Dialectik auf christliche Universitäten. Haben sich die Araber auch nicht als tiefe Philosophen durch ihr Eindringen in den Geist der Griechen ausgezeichnet, wie man ihnen besonders vorwirft, über den Aristoteles wenig Licht gegeben zu haben, so haben sie die größten Ansprüche auf den Dank der Nachwelt durch die Erhaltung vieler Werke, welche ohne sie für immer verloren wären, wie des Hippokrates, Dioskorides, Euklides, Ptolemäos u. A.

Desto reicher und eigenthümlicher offenbarte sich aber der arabische Geist in ihrer Poesie; keine Spur von fremden Einwirkungen und Lehrern erscheint darin.

Von bedeutendem Interesse sind die Bemerkungen des Verfassers über die Provenzalen. Es ist nicht zu läugnen, daß die Dichtkunst der Troubadours, so wie diese sie von den Arabern erhielten, ungemein begeisternd wirkte, durch ihre harmonische Anmuth, durch ihren echt ritterlichen Geist das Herz verfeinerte, Sprache und Sitten bildete. Allein sie nahm die Blüthen der arabischen Poesie, ohne ihre Wurzel zu besitzen. Die Araber waren ein äußerst thatkräftiges Volk, bey welchem die Poesie nicht erschlaffen konnte, sondern in dem Waffengetümmel neue Reize gewann. Unter den Provenzalen, die ein hundertjähriger Friede erschlaffte, konnte die Poesie nicht gleichen Schritt mit der arabischen halten; sie hatten keine Thaten, keinen patriotischen Aufschwung, kein vertheidigtes oder siegreich gehobenes Nationalbewußtseyn zu besingen, sondern nur Zustände, lediglich Gefühle und Zustände, und mußten sich also nothwendig an diesem Gegenstand erschöpfen und verzehren. Die ersten Gesänge der Troubadours sind daher die frischesten, obgleich man auch

ihnen in den vielen arabischen Bildern und Figuren die Nachahmung zu sehr ansieht. Als nach den unendlichen Wiederholungen ihre Dichtkunst den Reiz der Neuheit verloren hatte, kamen sie auf den unglücklichen Einfall, derselben durch die Metaphysik aufzuhelfen, während zugleich durch hundertfältige Verdrehung der Form eine Ueberraschung bereitet wurde, und das gefällige Anschmiegen der edlen Kunst an die verschiedenen Sitten ihr ein kümmerliches Daseyn fristen sollte.

Die Poesie der Provenzalen war nach ihrem Verfalle lange Zeit ganz in Vergessenheit gerathen und ihre Sprache selbst unverständlich geworden. Erst spät erregten Dante's und Petrarca's Lobreden die Neugierde der Gelehrten und den Wunsch, die verschollene Poesie wieder an's Licht zu bringen. Man fand sich in seinen Erwartungen sehr betrogen und war in Gefahr, den beyden italienischen Dichtern Mangel an Geschmack vorzuwerfen. Das so sehr verschiedene Urtheil über diese Poesie, welche für ihre eigene Zeit einen unbestrittenen Werth hatte, lag eben in der Verschiedenheit der Zeit. Dante und Petrarca lebten freylich während des Verfalls der Troubadours; aber sie kannten doch auch noch edle Sänger unter ihnen, und wußten überhaupt den Werth derselben für ihre Epoche zu würdigen, da sie die italienische Poesie als Tochter der provenzalischen mit vollem Rechte betrachteten, und wohl anerkannten, was diese ihrer Mutter zu danken hatte. Wir betrachten die provenzalische Poesie unter anderm Gesichtspunkte, nämlich an sich, und finden, daß die Troubadours von den Dichtern anderer Völker weit überholt worden sind, und daß keiner derselben etwas geschaffen hat, das den Stempel der Unsterblichkeit an sich trägt. Die glänzendste Zeit für die Troubadours war die letzte Hälfte des zwölften Jahrhunderts, als der Kaiser Friedrich Barbarossa zur Feyer des mit der Lombardey geschlossenen Friedens einen Hof in Mailand hielt, dessen glänzende Feste, Turniere und Gelage alle Sänger der Liebe und der Waffen vereinigte, und dann in Turin, wo er 1162 den Grafen Raimund Berengar III. aus der Provence belehnte. Der glänzendste Hof für die italienischen Troubadours war der des Grafen Azzo VII. von Este (1215—1264); dort war der Mittelpunkt der Feste und Wettgesänge, dort der Sammelplatz aller derjenigen, deren einziges Geschäft Lieben und Singen war. Der älteste der italienischen Provenzalen, welcher unbezweifelte Notizen von sich hinterlassen hat, ist Folchetto, von Geburt ein Genuese, der sich aber meist in Marseille aufhielt, daher er von dieser Stadt den Beynamen erhielt.

Einen für sich bestehenden wichtigen Theil macht die detaillirte Abhandlung über die Geschichte der italienischen Sprache, wobey gezeigt wird, daß sie in Sicilien ihren Ursprung nahm.

Ueber den Ursprung ihrer Sprache sind die italienischen Gelehrten in ihren Meinungen sehr getheilt, und lassen sich im Allgemeinen in zwey Hauptparteyen zusammenfassen. Leonardo Bruni und nach ihm Celso Cittadini, Ercole Strozzi, Gravina, Bembo und selbst in neuern Zeiten noch Quadrio behaupten, die jetzige italienische Sprache sey mit unbedeutenden Veränderungen dieselbe, wie die altrömische Volkssprache, und beyde seyen zu gleicher Zeit in Rom gebräuchlich gewesen, die erstere im Munde des Volks und in den vertrauten Unterhaltungen, die andere als Sprache der Gebildeten, Gelehrten und Redner. Ihre Beweise sind ziemlich leichtfertig und stützen sich allein auf die römischen Komödiendichter, welche in ihren Schilderungen des Volkslebens auch die Sprache des Volks nachahmten, und in ihren Dialogen viele Worte gebrauchten, welche aus dem edlen Latein verbannt waren, aber später in der italienischen Sprache blieben. Quadrio geht in dieser Partey am weitesten, indem er behauptet, daß die italienische Sprache schon vor dem klassischen Latein, und dieses letztere eigentlich nur eine ausgebildete italienische Sprache gewesen sey. Nicht weniger sonderbar ist die Meinung des Marchese Maffei, daß die Sprache der fremden Eroberer auf die Bildung der italienischen gar keinen Einfluß gehabt, sondern diese sich von selbst durch fortgesetzte Veränderung und schlechte Aussprache des Lateins sowohl in Rom als in den Provinzen gebildet habe.

Die andere Partey, deren hervorragendste Wortführer Muratori, Apostolo Zeno, Fontanini, Giambullari sind, und welchen sich in neuerer Zeit Tiraboschi, Perticari und wohl die meisten italienischen Sprachforscher anschließen, behauptet, die italienische Sprache habe sich gebildet aus der verdorbenen lateinischen, vermischt mit vielen fremden Wörtern und Redensarten; die lateinische Sprache sey auch nach der Einwanderung der nordischen Völker die Hauptsprache geblieben, habe sich aber mit den übrigen so sehr vermengt, verhärtet, abgeschliffen, daß eine ganz neue entstanden sey. Die lateinische Wurzel der italienischen Sprache und der Antheil, den die nördlichen Eroberer an der Bildung derselben hatten, ist allerdings nicht zu verkennen; es bleibt dabey merkwürdig, daß die fremdgebornen Wörter in sehr geringem Verhältniß zu denjenigen von lateinischem Ursprung stehen.

In dem jener Abhandlung beygegebenen Anhang werden zur Uebersicht der Fortschritte der italienischen Sprache eine Anzahl Proben von verschiedenen Dichtern und Prosaikern von dem Ursprunge bis zu dem klassischen Jahrhundert der Sprache gegeben, welchen einige lateinische und Eine provenzalische Probe voraus-

gehen. Das Latein ist aus dem neunten, eilften und zwölften Jahrhundert. Die italienischen Sprachproben gehen von der ersten Hälfte des dreyzehnten bis in's sechzehnte Jahrhundert.

Nach dem neunten, von der Wissenschaft handelnden Paragraph, in dem gezeigt wird, daß die wissenschaftliche Kultur trotz der ungemeinen Lebendigkeit, womit man nach dem neuen Lichte tappte, und des großen Lärms, womit der Eifer sich Luft machte, doch die schwächste Seite der früheren Jahrhunderte war, geht der Verfasser zur Untersuchung des Charakters der Italiener als Grundlage ihrer Poesie über. Er erklärt die Eigenthümlichkeit der letzteren aus den Verhältnissen zu der Natur, die den Italiener umgibt, aus seiner geschichtlichen Entwicklung und seinen Verhältnissen zu den Völkern, in welcher Hinsicht der physische Charakter vom historischen getrennt und beyde untersucht werden.

Als Grundcharakter der italienischen Poesie wird mit Recht das Lyrische erkannt. — Zur Lyrik trieb den Italiener mit unwiderstehlicher Macht sein ganzer Charakter, so wie seine Geschichte; dahin trieb ihn die ungestörte Herrschaft des Gefühls, die reizbare Sinnlichkeit, die heitere Lebenslust, der Trieb zum Genuß des Augenblicks, die Neigung, seine Persönlichkeit geltend zu machen und vorzustellen. Denn die Lyrik stellt das innere Leben des Dichters dar, seine Persönlichkeit, in sofern sie in das Gefühl heraustritt. Daher die nur auf den Augenblick beschränkte, aber desto mächtigere Wirkung derselben; daher der Reiz in der Mannigfaltigkeit der Form, die gerade dem Wechsel liebenden Italiener zusagt. In der Lyrik allein kann er sein inneres Leben, seine Persönlichkeit in der vortheilhaftesten Form darstellen und geltend machen. Zur Lyrik führte ihn endlich auch seine Neigung zur Musik, denn je unmittelbarer die Poesie das Gefühl ausdrückt, je mehr nähert sie sich der Tonkunst, und wie überhaupt in jener ersten Zeit der Gefühlsmacht in allen Nationen Dichter und Sänger Eine Person waren, so haben die Italiener diese musikalische Richtung und Form ihrer Poesie rein bewahrt, und keine Nation als die Italiener hat einen Metastasio aufzuweisen. Keine Nation hat daher auch die Lyrik in so mannigfaltige Form gebracht, keine hat gleichsam eine Nationalform für diese Dichtart geschaffen, wie der Italiener das Sonett.

Der vierte Abschnitt handelt von den italienischen Dichtern vor Dante.

Ueber die Zeit des Anfangs der italienischen Poesie wird man wohl immer im Dunkel bleiben müssen, um so mehr, da der Municipaleifer der Gelehrten ihre Untersuchung meistens trübt.

Ciullo von Alcamo, welcher von den Hauptliteratoren als der erste italienische Dichter gesetzt wird, verliert doch zuweilen durch den Angriff der Kritik wenigstens die Sicherheit seiner Ansprüche. Denn wenn die meisten ihn vor das Jahr 1193 setzen, weil er in dem einzigen noch von ihm vorhandenen Gedicht von dem Sultan Saladin als lebend spricht, so beweist ein neuerer Kritiker, Professor Vincenzio Nannucci, sein späteres Auftreten dadurch, daß Ciullo einer gewissen Goldmünze erwähne, welche zuerst von dem König Friedrich II. von Sicilien geprägt worden sey, und daß dieser 1193 noch nicht gelebt habe. Es wird das Sicherste seyn, den Anfang der noch vorhandenen Denkmale der Poesie aus jener Epoche in das Jahr 1200 zu setzen. — Hallam wundert sich über diese späte Erscheinung der italienischen Poesie, da die glücklichen Kriege der stolzen Republiken gegen die Kaiser eine Nationalsprache früher befördern, und manchen Dichter der Triumph seiner Vaterstadt hätte begeistern können. Allein der Krieg gegen die Kaiser war eben zugleich ein Kampf gegen das Ritterthum, und die Unterdrückung des letztern erklärt genügend die verspätete Erscheinung der Nationalpoesie, die ja auch gerade in der entgegengesetzten Seite Italiens erwachte, wo die kaiserliche Macht ungestört blieb. — Als erster italienischer Dichter erscheint Ciullo d'Alcamo, von welchem nichts bekannt ist, als daß er zu Ende des zwölften und Anfang des dreyzehnten Jahrhunderts gelebt habe. Leone Allacci, in seiner Sammlung der Poeti antichi p. 408, hat ein einziges Gedicht von ihm der Nachwelt erhalten, eine Canzone von 32 Strophen, deren Inhalt ein Gespräch zwischen einem Liebhaber und seiner Dame ist. Mit Ciullo beginnt nun eine unabsehbare Reihe von Dichtern (Crescimbeni führt sie in seiner großen Literaturgeschichte hundertweis vor), deren Mehrzahl sowohl der rohen Form als dem Inhalt nach vergessen werden können, von welchen aber doch einige sich durch frisches Colorit, neue gefällige Wendungen, edle Gedanken und treffende Bilder auszeichnen. Der Kern dieser italienischen Troubadours befand sich in Sicilien um den Thron des Kaisers Friedrich II. — Der hervorragendste Geist in diesem sicilianischen Dichterverein war Pier delle Vigne. In Kaiser Friedrich's Familie pflanzte sich die Liebe zur gaia Scienza fort, und seine beyden natürlichen Söhne, König Enzio von Sardinien und König Manfred von Sicilien, waren zu ihrer Zeit gerühmte Troubadours. Von Enzio findet sich eine Canzone in der Raccolta de' Poeti antichi von Giunti (Florenz 1727, S. 219), eine andere Canzone, die gewöhnlich Friedrich's Sohn Heinrich fälschlich zugeschrieben wird, nebst einem Sonett in Crescimbeni's großem Werke (Tom. III. p 24) und einige andere

Poesien, welche ebenfalls Crescimbeni angeführt (Tom. II. Part. II. p. 19) und Nannucci mitgetheilt hat. Von Manfred ist kein Gedicht auf uns gekommen, und wir müssen uns in Beziehung auf ihn an das Lob halten, das ihm Dante und die gleichzeitigen Historiker ertheilen.

Dieß war der Kern, aus welchem die italienische Poesie hervorging, und wenn Friedrich und seine Familie nicht als große Dichter glänzten, so verdankt ihnen Italien unendlich mehr dadurch, daß sie gewissermaßen die Dichter schufen und die Begeisterung erweckten und unterhielten.

Mit Uebergehung der übrigen, weniger bedeutenden Sicilianer werden nun die vorzüglichsten Vorgänger Dante's, von dem Bologneser Guido Guinicelli, dem Dante das schöne Denkmal in seinem Purgatorio setzte, bis zu Dante's Lehrer Brunetto Latini vorübergeführt, und von Vielen Dichtungsproben mitgetheilt.

Der fünfte, einen großen Theil des Bandes füllende Abschnitt handelt von Dante. — Darin hat die italienische Poesie vor den andern ein ganz eigenes Schicksal gehabt, daß sie fast als ersten Dichter gleich ihren größten erhielt, und dieser doch, so zu sagen, außer der italienischen Natur stand, so daß er weder volksthümlich noch Muster werden konnte, ja auf die Richtung der italienischen Poesie so viel als gar keinen Einfluß hatte. Dante steht als erster unerreichter Dichter mehreren Jahrhunderten voran, er ist die Freude und der Stolz Italiens, das seinem Genius einen würdigen Cultus zollt; er hat in seinem Gedichte alle Elemente eines nationalen Epos, des eigentlichen Volksgedichtes, ausgesäet, und doch war er von seinen nächsten Nachfolgern, worunter selbst Petrarca, sehr wenig anerkannt, fast aus ihrer Zunft ausgestoßen, von der spätern Nachwelt zwar bewundert worden, hatte aber keinen Dichter so zum Schaffen begeistert, wie der tief unter ihm stehende Petrarca eine zahllose Menge von Nachahmern, und steht noch immer allein in oder vielmehr außer der italienischen Poesie.

Der Abschnitt bringt zuerst eine ausführliche Lebensbeschreibung Dante's, eine zum Verständniß seines großen Werkes eben so nothwendige, als bey der Mannigfaltigkeit der Quellen mühsame, ja unerreichte Aufgabe. Dante hat ein ganzes Jahrhundert gleichsam aufgewühlt, und eine unzählige Menge Menschen der Vergessenheit entrissen, mit welchen sich ohne ihn die Geschichte schwerlich befaßt haben würde. Er stand in der mannigfaltigsten Beziehung zu allen Tonangebern der damaligen Zeit, sowohl Welfen als Ghibellinen, Kaisern, Königen, Grafen und Häuptern der Städte; aber selbst von seiner großartigen Weltanschauung eine ungemeine Kraft schöpfend, schien er alle nur

für sein Ideal handeln zu lassen, und stand über allen, so daß kaum zu sagen ist, wie viel oder wenig Einfluß jene auf sein inneres Leben gehabt haben mögen.

Nachdem alle Biographen des Dichters gewürdigt, und daher auch die Verdienste der Deutschen, namentlich Merian's, Witte's und Kopisch' anerkannt werden, erkennt der Verfasser als Hauptquelle zu einer Biographie Dante's seine eigenen Werke. »Sie sind um so schwieriger zu gebrauchen, da wir oft Dante's Riesenschritten durch die Geschichte seines Jahrhunderts und das damalige Gebiet der Wissenschaften nur mit der größten Mühe folgen können, und der Dichter, der für die Ewigkeit schrieb, in dem, was ihn selbst anging, oft kaum der nächsten Nachwelt noch deutlich war. Sein erstes Werk, außer zerstreuten lyrischen Gedichten, war seine Vita nuova, worin er uns einen Abschnitt seines Jugendlebens, besonders seine so wirkungsreiche Liebe zu Beatrice mittheilt. Seine Sonette und Canzonen können zu einer Bearbeitung seines Lebens von Einfluß seyn, wenn einmal eine sichere Ausscheidung der echten Gedichte gelungen ist, da gerade manche der noch als zweifelhaft betrachteten nicht uninteressante Aufschlüsse geben, wenn sie sich als echt herausstellen. Wenn die Vita nuova voller Liebesgedichte der Jugend Dante's angehört, so ist das Convito ein Werk des reifen Alters, voll scholastischer Gelehrsamkeit, eine Frucht seiner Studien, so wie auch das lateinische Werk: De vulgari Locutione, worin er als Gründer der italienischen Sprache auftrat. Sein Tractatus de Monarchia enthüllt uns das System seiner politischen Ansichten, die er während seines vielbewegten Lebens gewonnen hatte. Zuletzt besitzen wir noch, außer der Divina Commedia, welche die Aufgabe seines ganzen Lebens war, die italienische gereimte Uebersetzung der sieben Bußpsalmen und des Credo, und als letzte Arbeit zwey italienische Eclogen. Ohne Zweifel hat Dante viele Briefe geschrieben; dieß bezeugen auch Boccaccio und Leonardo Bruni, welche viele selbst gesehen haben. Sie würden bey seiner Biographie von unendlichem Nutzen seyn, wenn sie noch alle vorhanden wären. Leider sind aber bis jetzt nur sieben unbezweifelte bekannt geworden.«

Nach den von S. 359 bis 425 gehenden biographischen, höchst interessanten Resultaten geht der Verfasser zur detaillirten Würdigung und Inhaltsangabe der Divina Commedia über, ein Unternehmen, welches um so verdienstlicher ist, als die Klagen über die, durch mangelnde Kenntniß der Zeit- und der Personenverhältnisse entstehende Unklarheit jenes unerreichten Meisterwerks ziemlich allgemein sind. Die Erklärungen gehen von S. 424 bis 527.

Den sechsten Abschnitt des Bandes bilden die Untersuchungen über Petrarca. — Petrarca ist einer von jenen sonderbaren Männern, welche von zwey Seiten betrachtet werden können und müssen; ein Mann, der in seinem Leben viel Schein machte und auf Schein hielt, um die Literatur aber ein außerordentliches wirkliches Verdienst hatte; ein Mann, den der Schein unter seinem Volke zum höchsten Grade des Ruhmes erhob, den die Nachwelt ohne sein scheinloses, stilles Verdienst wenig achten würde, ein echter Troubadour, an allen Höfen beliebt, allen schmeichelnd, der doch zugleich das der Troubadourpoesie feindliche und widersprechende Element der alten Klassiker eifrig hegte; ein Mann, der in seinen Schriften in die Politik spielte, immer den alten Ruhm und die Tugenden der freyen Römer im Munde führte, dabey aber allen großen und kleinen, weltlichen und geistlichen Tyrannen und Unterdrückern der Freyheit den Hof machte, der in seinen Schriften die glühendste Vaterlandsliebe zum Besten gab, aber nie in seinem Vaterlande war und nichts dafür gethan hat, der nach seinem Charakter und poetischen Genie unendlich tief unter Dante steht, und leider einen unendlich größern Einfluß auf die italienische Poesie gehabt hat. — Den Anhang bilden die biographischen Mittheilungen, den Schluß die Kritik seiner Werke.

Petrarca's größtes Verdienst, das um die Wiederbelebung der alten Literatur, wird nur im Allgemeinen gewürdigt. Seinen Bemühungen und seinem Enthusiasmus, besonders für die Römer, verdankt die Philologie und Alterthumskunde außerordentlich viel, denn nicht nur ging er selbst unabläßig auf Entdeckungen der klassischen Schriften aus, sondern jene Wissenschaften gelangten durch ihn zu Ansehen und wurden selbst zu einer Liebhaberey, deren Uebermaß im sechzehnten Jahrhundert der italienischen Poesie nachtheilig war. Er zuerst legte eine Sammlung römischer Münzen zum Behuf der Geschichte und Chronologie an, und trieb überall geographische Karten und Bücher zusammen. Doch am meisten suchte er mit unermüdlichem Eifer Schriften der Alten, und begeisterte zu denselben Anstrengungen in seiner ausgebreiteten Correspondenz alle seine Freunde in Italien und selbst in Frankreich, England und Spanien. Von allen Orten erhielt er auch durch Geschenke erfreuliche Beweise der Anerkennung seines Eifers. Von Constantinopel aus ward ihm eine vollständige Copie der homerischen Gedichte geschickt. Da ihm aber die griechische Sprache immer mehr fremd blieb, so wandte er seine besondern Nachforschungen auf die römischen Schriftsteller, und sein Brief an seinen Bruder Gherardo (Famil. Lib. III. ep. 18) gibt ein Zeugniß von seiner stets wachsenden

Leidenschaft für dieselben. Er gab sich alle Mühe, den Livius zu vervollständigen, von welchem damals nur die erste, dritte und vierte Decade vorhanden war; auch das Buch des Varro: Rerum humanarum et divinarum antiquitates, das er in seiner Jugend einmal gesehen hatte, suchte er, wiewohl vergebens, wieder auf, so wie Cicero's Abhandlung de Gloria, die er einmal besessen hatte, und die durch einen Freund, dem er sie geliehen und der sie aus Noth verkaufte, auf immer verloren ging. Glücklich war er durch den Fund von Quintilians Institutionen 1350 in Florenz, obgleich sein Exemplar noch unvollständig war, und erst im folgenden Jahrhundert ergänzt worden ist. Am meisten verdanken ihm die Freunde des Cicero. Dieser war nebst Virgil sein beständiger Begleiter und der Gegenstand seiner unablässigen Nachforschungen. In Lüttich entdeckte er zwey Reden des Cicero und nahm sogleich eine Copie davon; mehrere Jahre später schrieb er eigenhändig eine große Sammlung dieser Reden ab. In Verona fand er die Briefe ad Familiares, und nahm eine Copie derselben, so wie die ad Atticum, welche beyde Manuscripte noch in der Laurenziana in Florenz aufbewahrt werden. Die umfassenden Betrachtungen treffen die Rime und die Sonette.

Aus den Betrachtungen des Verfassers erhellt, daß Petrarca durch seine Werke keine so hohe Stelle in einer Geschichte der italienischen Poesie, keine so ausführliche Bearbeitung verdient hatte, denn im Allgemeinen ist schon Alles über die Provenzalen Erklärte vollkommen auf ihn anzuwenden. Aber er hat leider auf die italienische Poesie einen unberechenbaren Einfluß ausgeübt. Durch ihn riß die furchtbare Sonettenwuth ein, die alle Lyrik zu Grunde richtete, und dadurch später selbst die italienische Poesie in einen tödtlichen Schlaf versenkte, aus dem sie erst durch Tasso wieder erweckt wurde. Dem Nationalcharakter ganz zuwider erhielt das Sonett eine nationale Bedeutung. Die Zahl der Nachahmer Petrarca's ist unermeßlich, die Zahl seiner Erklärer und Bewunderer noch viel größer, und so wurde das Volk, das bis in die untersten Klassen so durchaus poetisch ist, durch diese armselige Form mehrere Jahrhunderte lang in Lethargie versenkt. Einer sprach dem Andern die Bewunderung nach, die Nationalität mischte wohl etwas Selbsttäuschung hinzu, und so stieg der Kultus bis zur Vergötterung Tiraboschi's und Guinguené's.

Der siebente Abschnitt, der letzte des Bandes, handelt von Boccaccio. Der Verfasser nennt ihn einen echten Sohn seiner Zeit, ganz durchdrungen von ihrer Kraft wie von ihren Schwächen; er verläugnet sie auch nicht, erhebt sich auch nicht über sie, sondern bildet sie getreu ab, bald mit Spott, bald mit

wahrhaftigem Ernst, immer aber mit meisterhafter Lebendigkeit. Er steht in dieser Hinsicht als Dichter weit über Petrarca. Man erkennt aber in seinen Werken die reichliche Nahrung des sinnlichen, plastischen Alterthums, und es gibt ein eigenes Interesse zu beobachten, wie dieses darin oft mit der scholastischen Atmosphäre seiner Zeit in Conflict geräth. Es scheint eine Ungerechtigkeit, Boccaccio Petrarca nachzusetzen, die nur aus dem Mißverstehen der Verdienste beyder Dichter entstehen kann; denn so wie überhaupt Boccaccio schon dem Charakter nach unendlich höher als Petrarca steht, wie er allein durch sein männliches Wort zur Ehre Dante's an seine undankbaren Mitbürger (Origine, Vita e costumi di Dante) unendlich Größeres leistete, als Petrarca durch alle seine kraftlosen Declamationen zu Ehren der verschwundenen römischen Republik; wie er im Allgemeinen, in entgegengesetzter Weise zu seinem Freunde, ein Mann der That war, der mit voller Kraft in seiner Zeit lebte und den Augenblick zu nützen verstand, der mit voller Seele für die Sache der Menschheit begeistert war, und sich selbst darüber vergaß, was sich in seinen bewundernswürdigen Aufopferungen, in seinen lateinischen Schriften voll echter, solider Wissenschaft bewährt, während Petrarca in seinen ausgeschmückten Philosophien über das Glück der Einsamkeit, über den Trost bey widrigen Schicksalen ꝛc. viel mehr sich selbst und seine Eitelkeit am Herzen hat; eben so steht Boccaccio auch als Dichter weit über Petrarca. Seine Gedichte haben allerdings die Flecken ihrer Zeit an sich, woran die unglückliche Scholastik mit ihrer Verwirrung und Pedanterie einen großen Theil der Schuld trägt, aber durch jene hindurch glänzt doch unverkennbar ein Plan, in der Verwicklung, in dem Feuer und der Wahrheit der Schilderungen, in der meisterhaften Plastik das echte dichterische Genie, während man in Petrarca's Epos die mühsame Nachahmung und das Haschen nach Effect bey mißlungenem Plane bemerkt. Und wenn Petrarca's Sonette mehr Einfluß auf die italienische Poesie gehabt haben, als die vielen echten Kunstproben in Boccaccio's Werken, so ist dieß eben ein Unglück für die italienische Poesie gewesen. Uebrigens war des Letztern Einfluß, wenn auch nicht in der Ausdehnung bemerklich, doch keineswegs gering. Er brach zuerst die Bahn zum italienischen Epos, und seine Ottave rime blieben die stetige Form für die spätern vollendetern Werke des Bojardo, Ariosto und Tasso; sein Ameto wurde ein Muster für die spätern Hirtengedichte des Sannazzaro, Bembo, Mangini, und bereitete die Meisterwerke des Tasso und Guarini vor. 9.

(Der Schluß folgt.)

Art. VIII. Essai historique sur l'origine des Hongrois, par *A. de Gérando*. *Paris* 1844. 8°. 163 S.

Ref. hat bereits in dem C. Bande dieser Jahrbücher einen kritischen, die ungarische Urgeschichte betreffenden Aufsatz dem geehrten Publikum vorgelegt. Gegenstand desselben waren die vom ungarischen Geschichtsforscher Georg Fejér herausgegebenen aborigines et incunabula Magyarorum ac gentium cognatarum. Zur Motivirung seiner Besprechung dieses Werkes hatte er damals die Wichtigkeit des Gegenstandes an sich, so wie das allgemeine Interesse angeführt, welches demselben nicht bloß in Ungarn, sondern auch im Auslande zugewendet wird. Und in der That ist dieses Interesse, zeuge der angesehensten Stimmführer der historisch-ethnographischen Literatur, auch in der neuesten Zeit nicht bloß rege geblieben, sondern sogar und zwar insbesondere in demselben Maße gewachsen, in dem es slawischen Gelehrten gelang, den Forschungen über Alterthümer und Urgeschichte ihres Stammes beym Publikum mehr Eingang zu verschaffen. Denn möge man die Geschichte des östlichen Europa wie immer fassen, so viel steht außer Zweifel, daß diejenige Völkerfamilie, zu der auch die Ungarn gehören, darin eine äußerst wichtige Rolle gespielt hat. Möge immerhin den Hellenen der Ruhm bleiben, der Kultur zuerst jenen höheren, edleren Schwung gegeben zu haben, vermöge dessen griechische Wissenschaft und Kunst, griechisches Leben und Streben der gesammten Nachwelt als herrliches Muster vorleuchtet; — mögen immerhin die Waffenthaten eines Pyrrhus, Philipp's, Alexander des Großen u. A. unsere Bewunderung erregen; — möge römisch-byzantinisches Wesen in den unteren Donauländern und im Süden des Balkan immerhin noch heute würdiger Gegenstand unserer Studien seyn: so erscheinen doch auch die Scythen, unter welcher Gesammtbenennung allen Anzeichen und namentlich der Beschreibung nach, welche von ihnen Herodot und Hippokrates geben, auch Völker begriffen waren, die wir später als die Stammgenossen und Vorfahren der Ungarn in den westlichen Hochebenen Mittelasiens finden, in nicht minder interessantem Lichte, wenn gleich auf eine ganz andere, eigenthümliche Weise. Und später, als zuerst germanische und dann slawische Völkerschaften im Osten Europas in diejenige Bewegung versetzt wurden, welche unter der Benennung der großen Völkerwanderung die sociellen und nationellen Verhältnisse daselbst fast ganz umwälzte, und im Westen dieses Welttheils als begründende Veranlassung neuer politischer Gebilde auf den Trümmern des römischen Weltreichs wirksam war; trat dieses Element noch viel mehr in den Vordergrund, und die Hunnen und ihr großer König Ethele (Etzel, Attila), dessen

Macht von weit jenseits der Wolga bis an die Gestade des baltischen und in die Nähe des adriatischen Meeres reichte, — bey dem beyde römischen Kaiser um Frieden flehten, während die sogenannten barbarischen Völkerschaften ihren größten Ruhm darin fanden, ihm treu und eifrig zu dienen, und von dessen Größe und Ansehen nicht bloß die heimischen ungarischen, sondern auch die ihnen in dieser Hinsicht höchst wahrscheinlich nachgebildeten alten deutschen Heldensagen, aber auch die glaubwürdigsten gleichzeitigen Quellen berichten, — erscheinen als die eigentlichen Erschütterer der Grundfesten des Römerreichs, wodurch den anderen Nationen erst der Weg zu dessen gänzlicher Zertrümmerung gebahnt wurde. Und auf dieselbe Weise finden wir während der späteren Jahrhunderte Avaren, Bulgaren, Chazaren, Palóczen, Oroszen, Ungaren, Pacinaciten, Uzen, Cumanen u. s. w., so daß dieser Völkerstamm sich als vorzüglichster Factor in den Begebenheiten Osteuropas während des Mittelalters, bis erst die Mogolen und dann die Türken seine Uebermacht bekämpften, herausstellt, und über die ältere Geschichte und die Alterthümer anderer in diesen Gegenden wohnhafter Völker, namentlich derjenigen, die man heute unter der Gesammtbenennung der slawischen zusammenzufassen pflegt, keinerley Untersuchung angestellt werden können, ohne bey jedem Schritt auf hunno-scythische Völker zu stoßen.

Ein Beleg, daß die Aufmerksamkeit des ausländischen Publikums sich der Urgeschichte der Ungarn und ihrer Stammverwandten mehr und mehr zuwendet, dürfte wohl auch das gegenwärtige Werk seyn, unseres Wissens das erste, welches über diesen Gegenstand von einem Franzosen in Frankreich erschien *). Ja wenn wir bedenken, wie die deutsche historische Literatur seit Schlözer's Zeiten kaum irgend etwas Bedeutendes zur weiteren Förderung der hierher gehörenden Forschungen aufweist; die Forschungen der slawischen Gelehrten, wie sie bisher vorliegen, aber bezüglich der höchsten Fragen der ungarischen Urgeschichte zu sehr in Einseitigkeit befangen sind, um, trotz der tiefen Gelehrsamkeit z. B. eines Schafarik, dort, wo es sich um Ansichten und Aussprüche handelt, bestimmend und entscheidend in Betracht kommen zu können: so muß das Erscheinen eines französischen Werkes doppelt erfreulich seyn, da sich von einem solchen, wenn auch wohl nicht diejenige Gründlichkeit der Forschung, deren ja ohnedieß hier fast nur die Eingeborenen sich bis jetzt rühmen können, doch Unbefangenheit in der Auffassung, von National-

*) De Guignes, Histoire des Huns, kann wohl der Anlage und ganzen Haltung nach nicht hierher gerechnet werden.

vorurtheilen eben so wie von Antipathieen gegen die Nation gleich frey, zu erwarten steht. Möge daher die Besprechung dieses, von einem uns ferne stehenden Ausländer an den Ufern der Seine herausgegebenen Werkes gleichsam als ein Seitenstück und in gewissem Sinne Ergänzung derjenigen hier betrachtet werden, welche wir von dem Fejér's, als eines eingebornen Ungarn, über denselben Gegenstand vor zwey Jahren gegeben haben. Möge diese Besprechung zugleich ein Zeichen der Anerkennung seyn, die wir der sich den welthistorischen Begebenheiten der ungarischen Nation mit Liebe — wie es scheint — zuwendenden Richtung der französischen Geschichtsforschung darbringen *).

Das Werk zerfällt in eine Einleitung, welche der Verf. Préambule nennt, und acht Paragraphe, denen dann noch Anmerkungen beygefügt sind. In der Einleitung wird die eigenthümliche Stellung des Gegenstandes angedeutet, und darauf hingewiesen, welche Mißgriffe und Mißbräuche hier unterlaufen, und wie folgenreich solche auch in praktischer, ja selbst politischer Hinsicht seyn können. Hierauf wird die Frage besprochen, ob die Ungarn Finnen seyen? — Dann die ungarischen Traditionen, die Berichte der nationalen und die der ausländischen Geschichtschreiber über die Abstammung der Ungarn untersucht, eine Parallele zwischen den Hunnen, Avaren und Ungarn gezogen, und nachdem noch ein kurzer Blick auf die Wanderungen der Hunnen und der Ungarn, und auf die Reiseunternehmungen mehrerer neuerer Ungarn zur Auffindung der Stammsitze ihres Volkes geworfen wurde, ein kurzes Resumé gegeben, auf welches dann noch in den Anmerkungen Excerpte aus dem Werke des Herrn Johann Carl von Besse über seine Reise im Caucasus, Bemerkungen, wie man verfahren müsse, um das zwischen zwey Sprachen Statt findende Schwesterverhältniß nachzuweisen, und eine französische Uebersetzung der Nachrichten, welche Hr. Baron von Hügel über die letzten Mittheilungen Alexanders Csoma von Körös an Hrn. Campbell im österreichischen Beobachter 1842 Nr. 227 und 228 veröffentlicht hat, folgen.

Man entnimmt wohl schon aus dieser Uebersicht, wie reichhaltig der Stoff ist, den der Verf. auf den verhältnißmäßig sehr geringen Raum von 163 Octavseiten bey einem Drucke mit ziemlich großen Lettern zusammengedrängt hat. Um nun über das eigentliche Ergebniß seiner Leistung gerecht urtheilen zu können,

*) Bereits 1839 erschien in Paris ein anderes, die Geschichte der Ungarn gleich nach Eroberung ihres heutigen Vaterlandes betreffendes, sehr werthvolles Werk: Essai historique sur les invasions des Hongrois en Europe et spécialement en France, par L. Dussieux.

möge es Ref. gestattet seyn, vor Allem seine Vorbereitungen und seinen Standpunkt, von seinen Forschungen und den Ansichten, welche er uns als deren Ergebniß bietet, zu unterscheiden.

Hr. de Gérando berichtet, selbst Ungarn und Siebenbürgen bereist zu haben. Doch waren Untersuchungen über den Ursprung der Ungarn nicht der von vorn her angestrebte Zweck seiner Reise. Bevor er die Ungarn gesehen und näher kennen gelernt hatte, genügten ihm die Ansichten, welche über diesen Gegenstand gäng und gäbe sind, als deren Begründerin er die historische Schule Schlözer's bezeichnet, und von denen er es ganz natürlich findet, daß — da es den, den Ungarn viel näher wohnenden deutschen Forschern möglich ist, sich zuverläßigerer Quellen zu bedienen — sie auch in Frankreich Eingang gefunden haben. Als er Ungarn betrat, brachte er daher einen abgeschlossenen Kreis von Ansichten über die Abkunft der Ungarn mit, und diese waren ganz andere, als welche er jetzt veröffentlicht *). Diese selbst aber seyen nicht Ansichten, welche er aus sich geschöpft hätte, sondern solche, auf welche ihn die Betrachtung und nähere Bekanntschaft der Ungarn geführt haben, ja von denen er sogar sagt: qu'elles appartiennent aux Hongrois eux-mêmes. Auch trete er nicht mit dem Anspruche auf, diese Frage zu entscheiden. Wohl aber sey sein Zweck, geltend zu machen, was die Ungarn selbst über diesen sie zunächst betreffenden Gegenstand gedacht und geschrieben haben, und worauf man nach seiner Ansicht bisher zu wenig Rücksicht nahm.

Obgleich wir nun diesem Standpunkte des Verfassers, so wie den Ansichten überhaupt, von denen er sich bey seinen Betrachtungen leiten läßt, und welche von den Resultaten der letzteren wohl zu unterscheiden sind, unsere volle Beystimmung geben: so können wir doch gleich hier einige Bedenken nicht unterdrücken.

Nach dem heutigen Standpunkte der historischen Wissenschaft gehören die Forschungen auf dem Gebiete der Urgeschichte der Völker zu den schwierigsten Aufgaben des Geschichtsforschers. Es gab einst eine Zeit, in der man ganz anders dachte. Dieß war die Zeit, als man sich mit den von den Voreltern traditionell überkommenen Nachrichten begnügte; eine Zeit, die, weil selbst einen gesunden historischen Kern enthaltend, zu der Alles bezweifelnden Skepsis in der Gesichte keinen Hang fühlte, und dabey wohl manches Vortheils, welchen die historische Kritik bringt, nicht theilhaftig war; dagegen aber auch in der Unge-

*) J'étais arrivé avec des idées toutes faites. Je publie celles que j'ai rapportées (S. 2).

theiltheit und einfachen natürlichen Unbefangenheit ihrer Anschauung oft, durch ein bloßes Gefühl des Rechten und Wahren geleitet, weiter drang, als wir heute mit all unserer Vielseitigkeit und Tiefe, Bedachtsamkeit und Kritik zu dringen vermögen. Daß eine solche Anschauung bey den veränderten Richtungen im Entwicklungsgange der Wissenschaften nicht Grundlage der Geschichtskenntniß bleiben konnte, war wohl natürlich. Aber ein Zeichen großer Leichtfertigkeit wäre es, wenn wir uns dieser veränderten Richtung so blindlings hingeben würden, daß wir jene frühere und ihre Gebilde gar nicht mehr für beachtenswerth hielten. Allerdings müssen wir uns heute ganz anderer Hülfsmittel beym Forschen und ganz anderer Gründe zum Beweise der als wahr erkannten Thatsachen bedienen als ehemals, — wie sie uns nämlich die mit der kritischen Fackel vorwärts schreitende historische Wissenschaft an die Hand gibt; — doch dürfen wir dabey auch nicht die Mängel vergessen, welchen jede menschliche Wissenschaft und auch die historische Kritik gleichsam durch eine innere Nothwendigkeit ausgesetzt ist *). Eine bewährte Vorsichtsmaßregel gegen Fehler und Irrthümer, welche besonders in die zur Urgeschichte gehörigen Forschungen leicht einschleichen, wird es stets bleiben, wenn wir uns bey denselben auf dem von den nationellen historischen Urquellen angenommenen Standpunkte erhalten, und nur dann und in so weit uns durch neuere Ansichten von ihm abbringen lassen, als solche mit unumstößlichen Beweisen belegt sind.

Und dieß dürfte auch wohl das vorzüglichste Verdienst des Verfassers seyn, daß er den Standpunkt seiner Betrachtungen dem sich ihm bey näherer Bekanntschaft mit der ungarischen Nation kund gegebenen Geiste derselben und den Ansichten und noch nicht widerlegten Ueberlieferungen anzupassen wußte, welche er über seinen Gegenstand bey Nationalschriftstellern seit den ältesten Zeiten, die überhaupt ungarische Geschichtskunde erreicht, fand. Ja Ref. glaubt, bey den vielen Mißbräuchen, die man wirklich mit der ungarischen Geschichte getrieben hat, dieses Verdienst dem Verf. um so höher anrechnen zu müssen, da es einem Ausländer nicht einmal hätte übel genommen werden können, wenn er sich durch das Beyspiel so vieler Anderer, ja selbst durch

*) Wir bemerken hier, was der Verf. S. 65 sagt: A la fin du siècle dernier, des écrivains distingués par leur science ont donné pour la première fois quelques histoires critiques de la Hongrie. — — Il faut tenir compte sans doute de leurs travaux; mais par cela même que ces histoires sont critiques, raisonnées, elles sont faites sous l'influence de certaines idées.

das Ansehen bedeutender literärischer Notabilitäten in dieser Hinsicht ebenfalls hätte auf Irrwege ablenken lassen. Er scheint hierbey von einem, den Franzosen oft eigenen, glücklichen Takte geleitet worden zu seyn.

Aber anders muß unser Urtheil über den Verf. lauten, wenn wir über die Gründlichkeit der von ihm gemachten Vorstudien sprechen sollen. Wir erkennen mit Vergnügen an, daß er dem Ganzen eine recht zweckmäßige und passende Haltung zu geben wußte; wir glauben auch die Methode im Hauptgange seiner Untersuchung für lobenswerth erklären zu können; frägt es sich aber um die zur Motivirung seiner Behauptungen und Ansichten gelieferten Beweise: so können wir nicht umhin, bey vielen derselben uns bedenklich zu zeigen. Unstreitig ging der Verf. nicht tief genug auf seinen Gegenstand ein, wodurch es denn geschah, daß ihm jene Vielseitigkeit und Gründlichkeit der Anschauung desselben abgeht, welche dessen scharfe und genaue Erfassung, so wie klare und umsichtige Darstellung unbedingt fordern, und ohne die heute kein historisches Werk, welcher Art es auch immer sey, auf Gediegenheit Anspruch machen darf. Um dieses unser Urtheil zu begründen, wollen wir unsere Bemerkungen über das Buch nach der Reihenfolge der Ansichten und Gedanken des Verfassers hier beysetzen.

In §. 1 stellt sich der Verf. die Frage: Ob die Ungarn Finnen seyen? und spricht sich nach einer 54 Seiten langen Untersuchung, — in der er die vorzüglichsten von der historischen Schule Schlözer's zum Beweise dieser Ansicht benützten Gründe, und zwar zuerst (S. 9 bis 22) die bekannte Erzählung des russischen Chronisten Nestor von der Ungarn Wanderzug bey Kiew vorbey; dann (S. 22 bis 50) die besonders von Gyarmathi angestellte Vergleichung der ungarischen mit den finnischen Sprachen einer Prüfung unterzieht; und hierauf noch die vor einigen Jahrzehenden in Ungarn im Schwang gewesene, nun aber bereits schon lange verbrauchte Behauptung, daß die kräftigen und tapferen Ungarn, welche im zehnten Jahrhunderte ganz Europa in Schrecken versetzt haben, seither aber immer noch ihres Kriegsruhms, so wie ihrer Herz- und Sieghaftigkeit wegen in größtem Ansehen stehen, von den Finnen, die in der Geschichte immer nur als von anderen Völkern besiegt und unterjocht erscheinen, unmöglich abstammen können, da selbst nach dem Gesetze der physischen Natur von einem Schwächling nur wieder ein Schwächling seine Existenz erhalten kann, auf 12 Seiten und mit derselben literarischen Ausstattung aufstellt, wie man sie damals in Ungarn hörte, — auf diese Frage verneinend aus.

Nachdem wir bereits im C. Bande dieser Jahrb. (S. 266 folg.)

das Fejér'sche Werk über die ungarische Urgeschichte zur Kenntniß des gelehrten Publikums gebracht, und daselbst mitgetheilt haben, in welch ganz anderem und viel natürlicherem, auch mit dem Verlaufe der Geschichte viel mehr im Einklange stehendem Sinne Fejér die Stammverwandtschaft zwischen den Ungarn und Finnen auffaßt; glauben wir schon die Frage vom Verf. höchst unglücklich gestellt. Nicht darum handelt es sich heute mehr, nachzuweisen, ob die Ungarn von den Finnen abstammen oder nicht? — sondern darum, zu entscheiden, ob die Ungarn und Finnen stammverwandte Völker sind? Die Ansicht der Schlözer'schen Schule, gegen welche der Verf. mit so vielem Aufwande zu Felde zieht, ist schon lange antiquirt, und findet nur noch bey einigen slawischen Alterthumsforschern Anklang, welche die Ursitze jener großen Völkerfamilie, deren ein Glied auch die Ungarn sind, nach dem fernen Norden zu verlegen suchen, um für ihre Schooßkinder, die Vorfahren der heutigen Slawen, ein um so größeres und freyeres historisches Terrain zwischen dem schwarzen und adriatischen Meere zu gewinnen. Es war also ganz überflüssig, sich auf diese Weise abzumühen. Hiezu aber kommt noch, daß auch die Gründe, deren sich der Verf. bedient, ja sein ganzes Raisonnement gar nicht mehr zeitgemäß sind, und dem gegenwärtigen Standpunkte der Forschungen über ungarische Urgeschichte nicht entsprechen.

In die historische Combination, welche die nordischen Alterthums- und Geschichtsforscher aus der Schlözer'schen Schule über die Abkunft und Ursitze der Ungarn mit der in Frage gestellten Erzählung des Nestor in Verbindung setzten, geht er noch am tiefsten ein. Er theilt sie in ziemlich klar gehaltener Form mit, stellt ihr dann seine eigene Ansicht, wonach von den genannten Alterthumsforschern die historischen Zeugnisse, welche von den Mündungen der Wolga gelten, fälschlich auf deren Quellen bezogen wurden, entgegen, und erläutert diese aus den Berichten der ungarischen, so wie überhaupt der christlichen Missionäre des dreyzehnten Jahrhunderts, welche die Gegenden, in denen damals noch ungarisch sprechende Völker wohnten, besucht und über sie Nachrichten hinterlassen haben, und aus den Erzählungen byzantinischer Geschichtschreiber. Wie oberflächlich er jedoch hierbey zu Werke geht, und wie wenig gründliche historische Kenntnisse er überhaupt zu erkennen gibt, sieht man z. B. daraus, daß er die bekannte Stelle des Constantinus Porphyrogeneta, wonach die Ungarn drey Jahre zunächst den Chazaren gewohnt haben, und welche durch Thunmann's scharfsinnige Kritik eine so überraschende Erklärung erhielt, daß die berühmte Streitfrage, ob die Ungarn in der genannten Gegend wirklich

nur 3 oder 203 Jahre gewohnt haben, daraus entstand, die noch immer nicht genügend gelöst werden konnte — dem Geschichtschreiber Engel beylegt. Das bloße Anführen vieler Geschichtsquellen und der Namen von berühmten Geschichtschreibern beweist noch immer nicht, daß man dieselben auch studirt habe. Und was muß sich wohl jeder unbefangene Leser denken, wenn der Verf. S. 21 den sichersten Beweis gegen die finnische Abkunft der Ungarn in der Abstammung der mit ihnen stammverwandten Szekler von den Hunnen gefunden zu haben meint, wo doch die ganze literarische Welt weiß, daß die meisten neueren Forscher über asiatische Geschichte, z. B. Klaproth und seine Anhänger, auch die Hunnen für ein finnisches Volk halten? —

Viel schwächer noch ist des Verfassers Erörterung über die in Gyarmathi's Werke: Affinitas linguae Hungaricae cum linguis Fennicae originis etc. (Göttingen 1799) entwickelten Ansichten und Vergleiche des grammatischen Baues der ungarischen und der unter einem gemeinsamen Namen zusammengefaßten sogenannten finnischen Sprachen. Dieser Theil des Werkes zeigt, daß der Verf. noch nicht einmal eine Ahnung von der durch die neueren philologischen und besonders vergleichenden Sprachstudien in's klare Licht gestellten Wahrheit hat, der gemäß die menschlichen Sprachen nach gewissen, in ihrem Organismus liegenden, von außen ganz unabhängigen Gesetzen sich entwickeln und ausbilden, so daß diese Gesetze gleich den Gesetzen der Natur mittelst eines in das Wesen der menschlichen Sprache überhaupt, so wie der einzelnen Sprachen und ihrer Familien eindringenden Studiums erkannt, und wieder als Mittel zur Erkenntniß der Verwandtschaft von Sprachen und der sie sprechenden Völker benützt werden können. Zur Zeit als Gyarmathi sein Werk schrieb, waren Sprachstudien noch bey weitem nicht zu dem Grade von Vollkommenheit gediehen, wie heute. Man begnügte sich meistens mit dem Vergleiche einzelner Wörter, und glaubte schon viel gethan zu haben, wenn man auch die grammatikalischen Formen mit in Betracht zog und solche Wörter verglich, die als Wurzelwörter anzusehen man sich für berechtigt hielt. Die Gesetze dieser grammatikalischen Formen selbst oder gar das Lautsystem und seine Principien blieben entweder ganz ausgeschlossen, oder man fertigte sie mit einer oder der anderen, gewöhnlich mehr witzigen als gründlichen Bemerkung ab. Und in diesem Geiste ist nicht bloß das genannte Werk Gyarmathi's, sondern auch Paul Beregszászi's: Ueber die Aehnlichkeit der hungarischen Sprache mit den morgenländischen ꝛc. (Erlangen 1796), und das noch viel unbedeutendere Werk Sajnovics's: Demonstratio idioma Hungarorum et Laponum idem esse (Kopenhagen 1770).

Anders dagegen ist es heute geworden, und bey dem gegenwärtigen Standpunkte der Sprachwissenschaft scheint dem Ref. auch der S. 45 ausgesprochene Grundsatz des Verfassers weder ausreichend, noch bestimmt genug gefaßt. Pour démontrer, lautet dieser, grammaticalement (weiter geht der Verf. gar nicht) que deux langues sont soeurs, il faut faire voir dans ces deux langues non pas quelques similitudes et quelques terminaisons semblables plus ou moins défigurées, mais les mêmes racines, les mêmes caractères, les mêmes originalités, le même génie. Es dürfte vielmehr eine Conditio sine qua non seyn, daß wer von dieser Seite her über die Verwandtschaft zweyer oder mehrerer Sprachen urtheilen, und hierauf gestützt vielleicht auch noch Untersuchungen über die Abstammungsverhältnisse von Nationen anstellen will, vor Allem das dreyfache, nämlich phonologische, lexikalische und grammatische System jeder der zu vergleichenden Sprachen genau studire, und alle seine weiteren Forschungen auf diese seine Vorstudien beziehe.

Der Verf. hat dieser gerechten Forderung nicht nur nicht Genüge geleistet, sondern ist überhaupt auf eine die in Frage stehenden Sprachen auch nur halbwegs etwas tiefer fassende Behandlung gar nicht eingegangen. Statt sich über Gyarmathi's Forschungen zu erheben, sich auf den Standpunkt des heutigen Sprachstudiums zu stellen, und von diesem aus ihm die in Ansehung des angedeuteten dreyfachen Systems gegen den Geist der ungarischen oder der finnischen Sprachen etwa gemachten Verstöße nachzuweisen, zu berichtigen und nach dem seinem Werke zu Grunde gelegten Plane auf eine richtigere Basis zurückzuführen, oder von dem gewonnenen neuen Standpunkte aus weiter fortzuführen: ist es ihm genug, die von Gyarmathi verglichenen Worte und Sätze bloß äußerlich zu nehmen, und dazu, aber auch dieß nicht in Form eines Beweises, sondern bloß einer durch Beyspiele etwas erläuterten Versicherung, zu bemerken, daß in dieser Vergleichung viele Unrichtigkeiten vorkommen, daß Gyarmathi sehr willkürlich verfuhr, ja daß er der ungarischen Sprache Zwang anthat, wenn er nur so zu einem eben vorgefaßten bestimmten Vergleichungsresultate gelangen konnte. Auch den grammatikalischen Disquisitionen Gyarmathi's folgt er auf dieselbe Weise immer nur äußerlich, ohne irgendwo den Nagel auf den Kopf zu treffen. Weßhalb er denn auch die zahlreichen, in Gyarmathi's Werke wirklich vorhandenen Unrichtigkeiten und irrigen Ansichten keineswegs aufdeckte, und zu einem wissenschaftlich begründeten Resultate zu gelangen nicht vermochte. Wenn er daher S. 47 behauptet, daß Gyarmathi's Vergleich der un-

garischen mit den finnischen Sprachen bezüglich einer Aehnlichkeit derselben a prouvé jusqu'à l'évidence qu'elle n'existe pas; und sich auf Sajnovics's Erfahrung beruft, um zu motiviren, qu'il est impossible d'admettre une ressemblance quelconque: so erlaubt sich Ref. hier das Beyspiel eines tiefen Kenners der finnischen Sprachen anzuführen, bey dem das Studium des Gyarmathi'schen Werkes einen ganz anderen Eindruck hervorgebracht hat. Der Petersburger Akademiker Andr. Johann Sjögren, ein geborner Finne, hat ein äußerst schätzbares Werk: »Ueber die finnische Sprache und Literatur,« verfaßt, welches 1821 in Petersburg im Drucke erschien. S. 43 dieses Werkes, bevor er noch Gyarmathi's Affinitas linguae Hungaricae cum linguis Fennicae originis gelesen hatte, äußerte er sich über das Verhältniß der ungarischen Sprache zu der finnischen folgendermaßen: »Was die ungrische Sprache betrifft, die man »mit der finnischen hat vergleichen wollen, so müssen wir geste»hen, daß wir davon zu wenig Kenntniß haben, um behaupten »zu können, ob die Aehnlichkeiten eine Folge der inneren, wenn »auch entfernteren Verwandtschaft sind, oder ob sie nicht auch »eben so gut aus der Nachbarschaft der Vorältern der Ungern mit »finnischen Völkerstämmen in den früheren Wohnsitzen an der »Grenze zwischen Asien und Europa erklärt werden können.« Aber in der Vorrede S. VII sagt derselbe Sprachforscher, daß er nach Beendigung seines Aufsatzes Gelegenheit erhalten habe, Gyarmathi's Werk zu sehen und zu lesen, und nunmehr »kaum mehr »zweifle, daß die ungrische Sprache ebenfalls »eine (obgleich entferntere) Verwandtschaft mit »dem Finnischen habe.«

Uebrigens erlaubt sich Ref. nochmals hier auf seine bereits vor zwey Jahren *) gemachte Bemerkungen über die schwierige Aufgabe desjenigen, der das Verwandtschaftsverhältniß der hier in Frage stehenden Sprachen zum Gegenstande seiner Forschungen macht, und namentlich über die Schwierigkeit, bey dem gegenwärtigen Standpunkte dieser Forschungen auch nur den Begriff einer Sprache aufzustellen, die als gemeinsame Mutter ihrer aller erschiene, hinzuweisen. Und in dieser Hinsicht stimmt er auch ganz unbedingt in die Klage des Verfassers S. 50 ein: que parmi les écrivains qui ont voulu prouver l'affinité du hongrois et du finnois, il ne s'en trouvait pas un qui connût les deux langues. Er bezieht sich jedoch bey dieser Gelegenheit zugleich auf seinen jungen Freund und Landsmann aus der Weßprimer Gegend, Anton Reguly, der als ein geborener, seiner

*) Im C. Bande dieser Jahrbücher S. 274.

Muttersprache vollkommen mächtiger Ungar es aus einem edlen Triebe für die Wissenschaft und Liebe für die Sache seines Vaterlandes bereits 1839 unternahm, die Wohnplätze derjenigen Völker zu besuchen, welche man unter der Gesammtbenennung der finnischen zusammenzufassen pflegt, um deren Sprachen zu studiren und an Ort und Stelle Forschungen über ihre Verwandtschaft mit den Ungarn anzustellen. Er hat bereits, mit Mühseligkeiten und Schwierigkeiten aller Art kämpfend, die meisten dieser Völker besucht, ist gegenwärtig im Begriffe, den noch übrigen Theil seiner Reise zu vollführen, und seine uns bekannten ausgezeichneten Talente, seine vielseitige sprachwissenschaftliche Vorbildung, verbunden mit den theils unmittelbar theils mittelbar an die ungarische Akademie der Wissenschaften erstatteten Berichten sind uns ein erfreuliches Zeugniß, daß eine baldige vollkommene Lösung dieser so interessanten und in literärischer Hinsicht höchst wichtigen Frage zur Erhöhung des wissenschaftlichen Ruhmes seines Vaterlandes in sicherer Aussicht steht *). Damit wird dann zugleich auch die Klage, daß die Forscher über die Verwandtschaft der ungarischen und finnischen Sprachen bisher noch nie mit beyderseitig genügenden linguistischen und philologischen Kenntnissen ausgestattet waren, eine befriedigende Abhilfe erhalten, und zur Ausfüllung einer namhaften, bey philologischen und historischen Forschungen von Tag zu Tag immer fühlbarer werdenden Lücke ein fester Grund gelegt werden.

In Betreff der dritten Abtheilung dieses Paragraphs, worin der Verf. eine Seite berührt, die der physischen Geschichte des ungarischen Volkes angehört, verweist Ref. ebenfalls auf seine vor zwey Jahren am angeführten Orte S. 276 folg. ausgesprochene Ansichten. Wobey er jedoch die auch hier den Forscher, selbst wenn er sein Feld noch so klein abgränzt, erwartenden Schwierigkeiten nicht verkennt, wonach bey dem Mangel von nur halbwegs umständlichen, aus glaubwürdigen Quellen entnommenen Nachrichten älterer Zeit; bey der Flüchtigkeit, häufigen Befangenheit und Vernachläßigung dieser Seite in den Berichten neuerer Reisenden, wo es sich um die muthmaßlichen Stammgenossen der Ungarn handelt; bey den im Verlaufe der Zeit vor sich gegangenen Blutvermischungen der verschiedenen Racen und Nationen, namentlich auch in Ungarn; — endlich bey den geringen bis jetzt vorhandenen Vorarbeiten der dort aus-

*) Sollte keine hierzu mehr berufene Feder es unternehmen, so behält sich Ref. vor, seiner Zeit in diesen Jahrbüchern einen Bericht über Reguly's wissenschaftliche Reise und deren Ergebnisse dem geehrten Publikum vorzulegen.

gesprochene Wunsch des Ref. sich leider als einen solchen herausstellen dürfte, der wenigstens vor der Hand befürchten läßt, das Schicksal der zahlreichen literarischen pia desideria erfahren zu müssen.

Viel mehr befriedigt fühlte sich Ref. durch §. 2 des vorliegenden Werkes, Traditions hongroises überschrieben, und durch den darauf folgenden §. 3. Zwar läßt auch hier die Ausführung noch so manches zu wünschen übrig, doch ist die Grundansicht des Paragraphs adäquat, und im Ganzen auch die Fassung des Gegenstandes recht zweckmäßig.

Es ist nicht bloß Modesache, sondern wahrhaftes, wohlbegründetes literarisches Bedürfniß, daß man auch die Sagen und Traditionen, welche noch im Munde des Volkes vorhanden sind, sorgfältig sammle, und sie mit in den Kreis der historischen Forschungen ziehe. Auch in Ungarn hat seit neuerer Zeit der Kisfaludy-Verein (ein zur Förderung der ungarischen Sprache und Literatur zusammengetretener und zum Andenken des beliebten verstorbenen ungarischen Dichters Carl Kisfaludy so benannter Verein) eine Sammlung der beym ungarischen Volke noch vorkommenden Sagen aller Art zum besonderen Gegenstande seines Wirkens erhoben. Gegenwärtig scheint jedoch nur wenig Aussicht vorhanden zu seyn, dergleichen Volkstraditionen, welche die ältere Geschichte betreffen, mehr in einer für den Geschichtsforscher als Quelle seiner Forschungen zu benützenden Form und in größerer Anzahl vorzufinden. Aber die ältesten Aufzeichner der Begebenheiten der ungarischen Nation entnahmen noch sehr Vieles unmittelbar dem Munde des Volks; und wie einerseits der Vater der ungarischen Geschichtschreibung, der Anonymus Belae Regis Notarius, trotz seiner zur Schau getragenen Geringschätzung der falsae fabulae rusticorum und des garrulus cantus joculatorum, und der angestrebten Richtung, die Haltung eines Literator anzunehmen, der de certa scripturarum explanatione et aperta historiarum interpretatione rerum veritatem, nämlich die Geschichte der ungarischen Nation nobiliter erzähle, dennoch augenscheinlich die meisten Angaben seines unschätzbar werthvollen Werkes den Volkstraditionen entnahm; so daß er sich vielfach von jenen Volkssängern nur dadurch unterscheidet, daß, was diese ungarisch und in mündlicher Erzählung oder im Gesange vortrugen, er in einem dem Pseudohistoriographen Dares Phrygius nachgebildeten geschmacklosen lateinischen Gewande mittelst Schrift aufgezeichnet hat: so ist andrerseits bey der ungarischen Chronik ein Schöpfen der Kunde von den älteren Ereignissen aus der nämlichen Quelle nicht zu verkennen. Wenn wir somit die Berichte des Anonymus oder die Erzählungen

der ungarischen Chronik der ihnen naturwidrigen mittelalterlich lateinischen Sprachform entkleidet denken, haben wir noch heute den materiellen Gehalt von Erzählungen vor uns, welche im eilften, zwölften und dreyzehnten Jahrhunderte beym ungarischen Volke über die Schicksale seiner Vorfahren, und zwar allem Anscheine nach, wenigstens großentheils in metrisch gebundener Form oder in rhythmischen Weisen von Munde zu Munde gingen.

Wir müssen hier dem Verf. unseren Beyfall zollen, daß er §. 2 die Traditionen als glaubwürdige Quelle über der Ungarn Urgeschichte anführt, was er dann §. 3 durch Berichte des Anonymus, Simon de Keza und der ungarischen Chronik überhaupt motivirt und weiter ausführt. In wiefern jedoch eben bey Benützung solcher Quellen zu historisch-wissenschaftlichen Zwecken die größte Genauigkeit und Umsicht unumgänglich nothwendig sind: wäre es uns beym Verf. sehr lieb gewesen, wenn er die Einfachheit bey Wiedergabe dessen, was er in den genannten Quellenschriften vorfand, mit mehr kritischem Geiste verbunden hätte. Denn was soll wohl S. 73 in der Note die Mittheilung seines Gespräches mit einem Szekler Bauern, in welchem ihm dieser im neunzehnten Jahrhunderte berichtet, daß Attila König der Szekler gewesen, und daß dieß mit König der Ungarn synonym sey, in einem der historischen Forschung gewidmeten Werke für eine Bedeutung haben? Wobey wir ihm jedoch vollkommen unsere Beystimmung geben, wenn er S. 83 folg. sich dahin ausspricht, daß en disant que les Hongrois sont des Huns, les historiens nationaux sont appuyés par les traditions hongroises; und daß man bey Forschungen über diese Seite der ungarischen Urgeschichte auf das Verhalten der siebenbürgischen Szekler, als echter Hunnenabkömmlinge, zu den Ungarn ein besonderes Gewicht legen müsse; — wenn er ferner den anmaßenden Behauptungen der historischen Schule Schlözer's eine scharfe Rüge ertheilt. »Quand les récits des historiens nationaux,« sagt er, »sont si clairs et si simples, où est la nécessité d'aller chercher si loin, pour les Hongrois, une origine à laquelle ils »n'ont jamais songé, et de les convertir en Lapons, en Es»thoniens, en Kalmouks, en Baschkirs, en Groënlandais etc., »etc. etc., car on a peine à suivre l'imagination teutonique »dans toutes les régions où il lui a plu de s'égarer. Il faut »avoir visité l'Allemagne pour comprendre comment certaines »erreurs naissent et prennent consistance dans cette docte et »studieuse contrée. Il faut avoir vu les hommes de talent, »vivant dispersés dans de petites villes, au milieu d'un cercle »de partisans, et s'attachant plus à leurs opinions qu'elles »sont moins contestées autour d'eux.«

Indem alles Andere, was der Verf. noch in seinem Werkchen anführt, größtentheils bekannte Sachen sind, die er zur Unterstützung seines bereits entwickelten Raisonnements zusammenträgt — wie er überhaupt keine eigenen Forschungen über die Geschichte der Ungarn in historischer Zeit, die er bis zur Europäisirung der Nation durch Annahme des Christenthums verfolgt, anstellt, vielmehr sich nicht selten sehr arge Verstöße zu Schulden kommen läßt, und z. B. S. 81 die Ungarn 955 bey Augsburg durch den Kaiser Heinrich den Vogelsteller (!!) besiegt werden läßt —: so glauben wir uns hier nur noch auf einige Bemerkungen über seine Auffassung von den Reisen zur Auffindung des alten Vaterlandes der Ungarn in neuerer Zeit beschränken zu können. Daß er hiebey die erhabenen Aufopferungen Csóma's von Körös für eine schöne wissenschaftliche Aufgabe anerkennend würdigt, der dieser gleich seinem Ideale alle Bestrebungen und Studien seines Geistes und alle Kräfte seines Körpers unterordnete, ist nicht anders als recht und billig. Csóma's Name ist ganz Europa bekannt, und es wird wohl Niemand, der irgend einen Sinn für die den Menschen über die Schlacken des Alltagslebens erhebende höhere Weihe und Kraft der Wissenschaft und Vaterlandsliebe hat, unserem theueren, innig verehrten verblichenen Landsmanne die ihm gebührende Anerkennung versagen. Wir wollen uns hier nicht weiter über die Verdienste desselben aussprechen, da dessen nun ebenfalls dahingeschiedener väterlicher Freund, der frühere Szászvároser reformirte Pfarrer Hegedüs, in einem Nekrologe im Pesti hirlap vor zwey Jahren, und der bekannte ungarische Schriftsteller Baron Joseph Eötvös in einer Gedächtnißrede in der großen Sitzung der ungarischen Akademie am 8. October 1843, die in Druck gelegt, vom ungarischen Publikum mit einer ihm Ehre machenden Anerkennung in allen Theilen des Landes auf eine Weise aufgenommen wurde, welche nur die ausgezeichnetsten Erscheinungen zu erfahren pflegen, — nächst dem Baron Hügel im österr. Beobachter 1842, Nr. 227 und 228 dieselben viel trefflicher gefeyert haben, als daß es hiezu noch unserer schwachen Feder Noth thäte. Wir billigen es daher auch recht sehr, daß der Verf. S. 157 folg. eine vollständige Uebersetzung des Baron Hügel'schen Nekrologs über Csóma aus den genannten Nummern des österreichischen Beobachters seinem Werke beygefügt. Dabey aber erregte es in uns ein unangenehmes Gefühl, mit einem Gelehrten wie Csóma den nach seinen bisherigen Leistungen doch so wenig bedeutend erscheinenden Carl Besse zusammen, ja in dieselbe Kategorie gestellt zu finden. Wir sind weit entfernt, den mehr witzigen als gegründeten Ausfällen gegen Besse im LXXXVII. Bande dieser Jahrb. (S. 42, 50 folg.)

beyzupflichten; um so mehr, da das in Paris 1838 über seine, angeblich im Interesse der ungarischen Urgeschichte 1829 und 1830 unternommene Reise in der Krimm, im Kaukasus, in Georgien, Armenien und Kleinasien französisch erschienene Werk an dem ungarischen Akademiker Johann Jerney in dem damals in Pesth herausgegebenen ungarischen literarischen Blatte: Figyelmezö az egyetemes literatura' körében, Jahrgang 1840, Nr. 6 bis 9 einen umsichtigen, die Licht- und Schattenseiten und seine hieraus hervorgehende literarische Bedeutung gehörig würdigenden Besprecher gefunden hat. Besse gehört zu den leider noch immer in Ungarn in zu großer Anzahl vorhandenen Literaten, welche sich bey historischen Arbeiten mehr durch äußere Einflüsse und Rücksichten, als durch die Anforderungen der Wissenschaften beherrschen lassen. So geschah es, daß er so Manches, was er vermöge einer eben vorgefaßten Meinung sehen wollte, vorfand, und so die sehr vortheilhafte Gelegenheit, in Begleitung der vom russischen Generale Emanuel 1829 in das Innere des Kaukasus bis zum Elbrus unternommenen Expedition, welche mit den meisten der daselbst angesessenen kaukasischen Völkern in friedlichen Verkehr trat, sich anschließen zu können, nicht so benützte, wie es ein wahres Interesse der Wissenschaft wünschenswerth gemacht hätte. Der Leser seines Werkes wird selbst bemerken, wie häufig er die passendsten Gelegenheiten zu Forschungen auf wahre Tändeleyen vergeudete. Daraus folgt zwar noch keineswegs, daß das Buch ganz ohne Werth sey, und wie einerseits viele seiner Angaben in dem Werke seines Reisegefährten, des Petersburger Akademikers Kupffer: Voyage dans les environs du mont Elbrous en 1829, eine ganz unbefangene Bestätigung finden: so ist auch Ref. zur Steuer der Wahrheit zu bekennen verpflichtet, daß ihm mehrere im Sommer 1843 gehabte Gespräche mit Hrn. Prof. Carl Koch aus Jena, der nun das zweyte Mal den Kaukasus bereist, und die von diesem Gelehrten über seinen ersten dortigen Aufenthalt gemachten Mittheilungen dargethan haben, wie die von Besse zuerst bekannt gemachte Ansicht von der Stammverwandtschaft der Karatschai, Oruspié, Bizinghi und eines Theils der Dugur, alle kaukasische Völker, mit den Magyaren höchst wahrscheinlich sey. Dennoch aber halten wir eine Gleichstellung Csóma's mit Besse für nichts weniger als passend, da — ohne weiter dem letzteren näher zu treten — wir ihm doch so viel Bescheidenheit zutrauen, daß er selbst anerkennen werde, wie wenig Grund bey ihm vorhanden sey, mit Csóma auch nur in Vergleich gezogen werden zu können.

Eine noch schwächere Partie des vorliegenden Werkes ist die mehrmal vorkommende historische Gleichstellung der die Moldau be-

wohnenden Ungarn mit denen in Ungarn und den Szeklern Siebenbürgens. Nachdem über diese gegen 60,000 Seelen sich heute belaufende ungarisch sprechende Bevölkerung der Moldau bereits P. Alexius Gegö sehr beachtenswerthe Forschungen angestellt [1]), und Gabriel Döbrentei durch einen ihrer Geistlichen, Innocenz Petrás, höchst werthvolle statistische Mittheilungen erhalten und veröffentlicht hat [2]), kann man wohl ansprechen, daß jeder, der diesen Gegenstand in den Kreis seiner literarischen Arbeiten zieht, früher sich mit den bereits veröffentlichten Daten über sie bekannt mache; — was der nur nach Hörensagen schreibende Verfasser unterließ.

Und hiernach möge es uns nun gestattet seyn, auf die Frage, welchen Gewinn die Literatur der ungarischen Urgeschichte aus dem vorliegenden Werke ziehe? — zu antworten: daß wir wohl der Richtung und Tendenz des Schriftchens im Ganzen unsere Beystimmung nicht versagen und über dessen Erscheinung am Ufer der Seine deßhalb herzlich erfreut sind; daß wir jedoch auch hierin bloß einen negativen Vorzug, nicht in die argen Vorurtheile verfallen zu seyn, die außerhalb Ungarns noch immer über die Urgeschichte des ungarischen Volkes gäng und gäbe sind, erblicken. Einen positiven Gewinn für die Forschung auf diesem Gebiete glauben wir daraus nicht zu entnehmen. Doch will der Verf. auch nicht als Forscher glänzen; weßhalb man an sein Werk den strengen Maßstab der wissenschaftlichen Kritik nur im Interesse der Literatur und mit der dem von ihm allein angesprochenen Standpunkte entsprechenden Schonung anlegen darf.

Dr. Gustav Wenzel.

---

1) A' moldvai magyar telepekröl. Ofen 1838.

2) In der ungarischen gelehrten Zeitschrift Tudománytár, Jahrgang 1842, Monatshefte July, August und September. — Es möge uns noch hier gestattet seyn, eines von Alexander Ürmösy über die ungarisch sprechenden 12,500 Bewohner der Walachey unlängst erschienenen Reiseberichts zu gedenken: Az elbujdosodott magyarok Oláhországban, Klausenburg 1844. Nach den hier enthaltenen Berichten sollen sich auch noch in Bulgarien Ortschaften befinden, welche von Ungarn bewohnt werden. Wir glauben, daß historisch-statistische Untersuchungen über diese in ehemaligen Provinzen des ungarischen Reichs vorhandenen Ungarn um so interessanter seyn dürften, da nicht bloß Ürmösy, sondern auch der vormalige k. preußische Consul C. A. Kuch, also ein ganz Unbefangener, in seiner Schrift: Moldauisch-Walachische Zustände in den Jahren 1828 bis 1843, Leipzig 1844, S. 54 und 55, eine sehr günstige Schilderung von dem Charakter, den Sitten, der Rechtlichkeit, dem Fleiße und der Betriebsamkeit derselben gibt.

Art. IX. 1) Judith, eine Tragödie in fünf Akten von Friedrich Hebbel. Hamburg, bey Hoffmann und Campe, 1841. 136 S. kl. 8.

2) Genoveva, eine Tragödie in fünf Akten von Friedrich Hebbel. Hamburg, bey Hoffmann und Campe, 1843. 243 S. kl. 8.

Wir haben bereits bey Beurtheilung der Gedichte Hebbel's im CIV. Bande der Jahrbücher auf die poetische Bedeutenheit dieses seltenen Dichters der Gegenwart aufmerksam gemacht, und finden unsere Ansicht durch die Betrachtung der vorliegenden neuesten dramatischen Werke desselben vollkommen bestätigt.

Judith ist das Werk eines gereiften Geistes. Anlage sowohl als Charakteristik sind ausgezeichnet, nur in der Ausführung wird hin und wieder die nöthige Berücksichtigung der Bühnenverhältnisse vermißt, welche von jedem Dichter, der die Aufführung seines Werkes beabsichtigt, was man auch dagegen sagen möge, in's Auge genommen werden muß. Hebbel hat bey der dramatischen Kraft, die er besitzt, nicht nothwendig, dem Vorurtheile der unvermögenden sogenannten dramatischen Dichter zu huldigen, welche alles Heil der dramatischen Poesie davon erwarten, daß man ohne alle Rücksicht auf Bühnen-Eigenthümlichkeit und Bühnen-Anforderung unaufführbare Werke zur Darstellung bringt. Der dramatische Dichter muß nicht zum Volke herabsteigen, er muß nicht seiner Schaulust huldigen, muß nicht die Nebensache zur Hauptsache machen; aber wenn er für die Bühne schreibt, muß er auch die Anforderungen berücksichtigen, welche jedes gebildete Publikum seit Jahrhunderten an Bühnendarstellungen macht und fortwährend machen wird. Große Meister aller Zeiten haben es gezeigt, wie innig die poetischen Anforderungen sich mit den theatralischen verbinden lassen. Judith ist in der letzten Beziehung wenigstens theilweise nicht so gestellt, wie es den Bühnenverhältnissen gemäß hätte geschehen sollen und den Kräften des Dichters gemäß hätte geschehen können.

In der Durchführung des Ganzen ist vorzugsweise die echt poetische Grund-Idee, dann die Haltung der Charaktere der Judith und des Holofernes zu loben.

Das Stück beginnt im Lager des Holofernes, und mit seinem Auftreten wird gleich der Grund gelegt zur Entwicklung seines Charakters; unbegrenzte Selbstsucht, Hohn der Gottheit, in der Ueberzeugung der eigenen Kraft ihrer nicht zu bedürfen. Darum geht er auch unter von der Hand eines Weibes, aber eines Weibes das Gott vertraut. Die ersten Scenen schildern seinen Hohn gegen die Gottheit, seine Herrschsucht, seine Ge-

ringschätzung der Menschen. Grausamkeiten aller Art werden von ihm ausgeübt. Alles hat sich knechtisch ihm unterworfen, die Ebräer sind die Einzigen unter Allen, die trotzen wollen und sich verschanzt haben. Die Hauptleute der Moabiter und Ammoniter erscheinen im Lager. Die Ebräer werden geschildert. Dies Volk, sagt Achior, ist verächtlich, wenn es auszieht mit Spießen und Schwertern, die Waffen sind eitel Spielwerk in seiner Hand, das sein eigener Gott zerbricht, denn er will nicht, daß es kämpfen und sich mit Blut beflecken soll, er allein will seine Feinde vernichten; aber furchtbar ist dies Volk, wenn es sich demüthigt vor seinem Gott, wie er es verlangt! wenn es sich auf die Kniee wirft und sich das Haupt mit Asche bestreut, wenn es Wehklagen ausstößt und sich selbst verflucht; dann ist es, als ob die Welt eine andere würde, als ob die Natur ihre eigenen Gesetze vergäße, das Unmögliche wird wirklich, das Meer theilt sich, also, daß die Gewässer fest auf beyden Seiten stehen, wie Mauern, zwischen denen eine Straße sich hinzieht, vom Himmel fällt Brot herab und aus dem Wüstensande quillt ein frischer Trank. — Holofernes befiehlt, gegen das belagerte Bethulien loszurücken.

Der zweyte Akt, nächst dem letzten der vollendetste des Stückes, beginnt im Gemache der Judith. Sie erzählt der Magd Mirza die Verhältnisse ihrer ersten Ehe, die wir als Probe der Behandlung des Ganzen, und da sie mit den späteren Verhältnissen zu Holofernes den Charakter der Hauptperson anschaulich machen, im Auszuge mittheilen:

Judith. Ich muß dir ein Geheimniß anvertrauen. Mein Mann war wahnsinnig.

Mirza. Unmöglich. Wie wäre mir das entgangen?

Judith. Er war es, ich muß es so nennen, wenn ich nicht vor mir selbst erschrecken, wenn ich nicht glauben soll, daß ich ein grauenhaftes, fürchterliches Wesen bin. Sieh, keine vierzehn Jahre war ich alt, da ward ich dem Manasses zugeführt. Du wirst des Abends noch gedenken, du folgtest mir. Mit jedem Schritt, den ich that, ward mir beklommener; bald meint' ich, ich sollte aufhören zu leben, bald, ich sollte erst anfangen. Ach, und der Abend war so lockend, so verführerisch, man konnt' ihm nicht widerstehen; der warme Wind hob meinen Schleyer, als wollt' er sagen: Nun ist's Zeit; aber ich hielt ihn fest, denn ich fühlte, wie mein Gesicht glühte, und ich schämte mich dessen. Mein Vater ging an meiner Seite, er war sehr ernsthaft und sprach manches, worauf ich nicht hörte; zuweilen schaut' ich zu ihm auf, dann dacht' ich: Manasses sieht gewiß anders aus. Hast du denn all das nicht bemerkt? Du warst ja auch dabey.

Mirza. Ich schämte mich mit dir.

Judith. Endlich kam ich in sein Haus, und seine alte Mutter kam mir mit einem feyerlichen Gesicht entgegen. Es kostete mir Ueberwindung, sie Mutter zu nennen; ich glaubte, meine Mutter müsse das

in ihrem Grabe fühlen, und es müsse ihr weh thun. Dann salbtest du mich mit Narden und Oel, da hatt' ich doch wahrlich eine Empfindung, als wäre ich todt und würde als Todte gesalbt; du sagtest auch, ich würde bleich. Nun kam Manasses, und als er mich anschaute, erst schüchtern, dann dreist und immer dreister, als er zuletzt meine Hand faßte und etwas sagen wollte und nicht konnte, da war mir's ganz so, als ob ich in Brand gesteckt würde, als ob es lichterloh aus mir herausflammte. Verzeih, daß ich dieß sage.

Mirza. Du preßtest dein Gesicht erst einige Augenblicke in deine Hände, dann sprangst du schnell auf und fielst mir um den Hals. Ich erschrak ordentlich.

Judith. Ich sah es und lachte dich aus, ich dünkte mich mit einmal viel klüger als du. Nun höre weiter, Mirza. Wir gingen in die Kammer hinein; die Alte that allerley seltsame Dinge und sprach etwas wie einen Segen; mir ward doch wieder schwer und ängstlich, als ich mich mit Manasses allein befand. Drey Lichter brannten, er wollte sie auslöschen. »Laß, laß!« sagte ich bittend. »Närrin!« sagte er, und wollte mich fassen — da ging eins der Lichter aus, wir bemerkten's kaum; er küßte mich — da erlosch das zweyte. — Er schauderte und ich nach ihm, dann lacht' er und sprach: das dritte lösch' ich selbst; schnell, schnell, sagte ich, denn es überlief mich kalt; er that's. Der Mond schien hell in die Kammer, ich schlüpfte in's Bett, er schien mir gerade in's Gesicht. Manasses rief: ich sehe dich so deutlich wie am Tage, und kam auf mich zu. Auf einmal blieb er stehen; es war, als ob die schwarze Erde eine Hand ausgestreckt und ihn von unten damit gepackt hätte. Mir ward's unheimlich. »Komm, komm!« rief ich, und schämte mich gar nicht, daß ich's that. »Ich kann ja nicht,« antwortete er dumpf und bleyern; »ich kann nicht!« wiederholte er noch einmal, und starrte schrecklich mit weit aufgerissenen Augen zu mir herüber, dann schwankte er zum Fenster, und sagte wohl zehnmal hinter einander: »Ich kann nicht!« Er schien nicht mich, er schien etwas Fremdes, Entsetzliches zu sehen.

Mirza. Unglückliche!

Judith. Ich fing an, heftig zu weinen, ich kam mir verunreinigt vor, ich haßte und verabscheute mich. Er gab mir liebe, liebe Worte, ich streckte die Arme nach ihm aus, aber statt zu kommen, begann er leise zu beten. Mein Herz hörte auf zu schlagen, mir war, als ob ich einfröre in meinem Blut; ich wühlte mich in mich selbst hinein, wie in etwas Fremdes, und als ich mich zuletzt nach und nach in Schlaf verlor hatt' ich ein Gefühl, als ob ich erwachte. Am andern Morgen stand Manasses vor meinem Bett, er sah mich mit unendlichem Mitleid an, mir ward's schwer, ich hätte ersticken mögen; da war's, als ob etwas in mir riß, ich brach in ein wildes Gelächter aus und konnte wieder athmen. Seine Mutter blickte finster und spöttisch auf mich, ich merkte, daß sie gelauscht hatte; sie sagte kein Wort zu mir und trat flüsternd mit ihrem Sohn in eine Ecke. »Pfui!« rief er auf einmal laut und zornig; »Judith ist ein Engel!« setzte er hinzu und wollte mich küssen, ich weigerte ihm meinen Mund, er nickte sonderbar mit dem Kopf, es schien ihm recht zu seyn. (Nach einer langen Pause.) Sechs Monate war ich sein Weib — er hat mich nie berührt.

Mirza. Und —?

Judith. Wir gingen so Eins neben dem Andern hin, wir fühlten, daß wir zu einander gehörten, aber es war, als ob etwas

zwischen uns stände, etwas Dunkeles, Unbekanntes. Zuweilen ruhte sein Auge mit einem Ausdruck auf mir, der mich schaudern machte; ich hätte ihn in einem solchen Moment erwürgen können, aus Angst, aus Nothwehr; sein Blick bohrte wie ein Giftpfeil in mich hinein. Du weißt, es war vor drey Jahren in der Gerstenernte, da kam er krank vom Felde zurück und lag nach drittehalb Tagen im Sterben. Mir war's, als wollt' er sich mit einem Raub an meinem Innersten davon schleichen; ich haßte ihn, seiner Krankheit wegen; mir schien's, als ob er mich mit seinem Tode wie mit einem Frevel bedrohte. Er darf nicht sterben — rief's in meiner Brust — er darf sein Geheimniß nicht mit in's Grab hinunter nehmen, du mußt Muth fassen und ihn endlich fragen. »Manasses,« sprach ich, und beugte mich über ihn — »was war das in unserer Hochzeitsnacht?« — Sein dunkles Auge war schon zugefallen, er schlug es mühsam wieder auf; ich schauderte, denn er schien sich aus seinem Leibe wie aus einem Sarge zu erheben. Er sah mich lange an, dann sagte er: »Ja, ja, ja, jetzt darf ich's dir sagen, Du« — Aber schnell, als ob ich's nimmermehr wissen dürfte, trat der Tod zwischen mich und ihn, und verschloß seinen Mund auf ewig. (Nach einem großen Stillschweigen.) Sag', Mirza, muß ich nicht selbst wahnsinnig werden, wenn ich aufhöre, Manasses für wahnsinnig zu halten?

Mirza. Ich schaudere.

Judith. Du hast oft gesehen, daß ich manchmal, wenn ich still beym Webstuhl oder bey sonst einer Arbeit zu sitzen scheine, plötzlich ganz zusammenfalle und zu beten anfange. Man hat mich deßwegen fromm und gottesfürchtig genannt. Ich sage dir, Mirza, wenn ich das thue, so geschieht's, weil ich mich vor meinen Gedanken nicht mehr zu retten weiß. Mein Gebet ist dann ein Untertauchen in Gott, es ist nur eine andere Art von Selbstmord, ich springe in den Ewigen hinein, wie Verzweifelnde in ein tiefes Wasser.

Nur von einem solchen Charakter wird die Handlung begreiflich, welche sich im Verlaufe des Stücks naturnothwendig entwickelt, der Entschluß, um ihres Gottes und ihres Volkes willen den Feind, büßend, zu tödten, und die That.

In der folgenden Scene schildert der, in Liebe zu Judith entbrannte Ephraim die schaudervollen Thaten des Holofernes und die Bedrängniß der Ebräer durch ihn. »Er läßt Dörfer und Städte in Brand stecken und sagt: dieß sind meine Fackeln! ich hab' sie billiger wie andere. Und er meint sehr gnädig zu seyn, wenn er bey der Glut einer und derselben Stadt sein Schwert putzen und seinen Braten schmoren läßt. Als er Bethulien erblickte, soll er gelacht und seinen Koch spöttisch gefragt haben: Meinst du, daß du ein Straußenen dabey rösten kannst?«

Judith erklärt Ephraim, sein Weib werden zu wollen, wenn er Holofernes tödte. Ephraim stellt ihr die Unmöglichkeit dar. Judith erklärt seine Liebe zu ihr für die Strafe seiner armseligen Natur, die ihm zum Fluche ward, daß sie ihn verzehre. Sie ist sich bewußt, daß wenn die Männer in der Gefahr nur die

Warnung sehen, sie zu vermeiden, ein Weib das Recht auf eine große That erlangt habe. Ihr Entschluß, selbst Holofernes zu tödten, ist gefaßt.

Der dritte Akt beginnt wieder im Gemache der Judith. Die Qualen der Ebräer und ihre eigenen, durch das Schicksal ihres Volkes und die Betrachtung ihrer Lage entstanden, füllen die erste vortrefflich gehaltene Scene. Nach ihr geht die Handlung vor auf öffentlichem Platze in Bethulien. Die folgenden Scenen schildern bis zu Ende des Akts die traurige Lage der Ebräer. Sie enthalten mehr eine Kette von Ereignissen, als ein Fortschreiten der Handlung. Da, wo der Verfasser humoristisch und scherzschaft seyn will, wird er durch den Ernst seiner Natur an der Wirksamkeit des Erfolges gehindert. Scenen wie z. B. folgende sind ein Beleg davon:

Hosea. Man sollte die Unmäßigen immer dahin stellen, wo die meisten Pfeile fallen; siegen sie, so braucht man nicht ihnen, sondern den Ochsen und Mastkälbern zu danken, deren Mark in ihnen rumort; kommen sie um, so ist auch das ein Vortheil.

Ammon (gibt ihm eine Ohrfeige).

Hosea. Glaube nicht, daß ich wiedergebe, was ich empfange. Aber das merk' dir: Wenn du in Gefahr kommst, so erwarte nicht von mir, daß ich dir beyspringe. Ich trag's dem Holofernes auf, mich zu rächen.

Ammon. Undankbarer! Einen prügeln heißt, ihm einen Panzer aus seiner eigenen Haut schneiden. Die Ohrfeige von heute macht dich unempfindlich gegen die, welche dich morgen erwartet.

Der vierte Akt beginnt im Zelte des Holofernes. Judith wird gemeldet. Sie tritt herein, von Mirza und dem Hauptmanne, die beyde an der Thüre stehen bleiben, begleitet. Sie ist anfangs verwirrt, faßt sich aber schnell, geht auf Holofernes zu und fällt ihm zu Füßen. Sie bittet ihn um Schonung ihres Volkes — er verhöhnt sie. Der Entschluß, ihn zu vertilgen, tritt immer entschiedener hervor. Sie sucht ihn durch die Gewalt ihrer Reize zu blenden, und beschließt, sich selbst moralisch vernichten zu lassen, um durch seinen Tod ihr Volk befreyen zu können.

Beym Beginne des fünften Aktes ist es Abend. Wir erblicken das erleuchtete Zelt des Holofernes. Hinten ein Vorhang, der das Schlafgemach verdeckt. Die erste Scene eröffnet ein Mord des Holofernes an seinem Hauptmanne, der äußert, daß er Judith schön, aber spröde finde, wovon er sich überzeugt habe. Eine Lästerung Jehovahs geht vorher. Judith erscheint. In einer meisterhaft gearbeiteten Scene stellt sich die männliche, dabey aber durch Unglauben und Selbstüberschätzung verderbte Natur des Holofernes und die Eindrücke der Vollkommenheiten

und Laster desselben auf Judith dar. »Gott, mein Vater!« — ruft sie aus — »schütze mich vor mir selbst, daß ich nicht verehren muß, was ich verabscheue — er ist ein Mann!« — Holofernes läßt sich das Lager bereiten — er führt Judith ab. — »Ich muß,« sagt sie im Abgehen — »ich will, pfuy über mich in Zeit und Ewigkeit, wenn ich nicht kann.« — Nach einer Scene zwischen dem Kämmerer und Mirza stürzt Judith mit aufgelös'tem Haare schwankend herein. Ein zweyter Vorhang wird zurückgeschlagen — man sieht den Holofernes schlafen. Zu seinem Haupte hängt ein Schwert. Vom Sturm der widersprechendsten Gefühle wird sie hier- und dorthin gerissen. Sie sagt zu Mirza:

Auf die Kniee warf ich mich nieder vor dem Gräßlichen, und stöhnte: »Verschone mich!« Hätte er auf den Angstschrey meiner Seele gehört, nimmer, nimmer würd' ich ihn — — doch, seine Antwort war, daß er mir das Brusttuch abriß und meine Brüste pries. In die Lippen biß ich ihn, als er mich küßte. »Mäßige deine Glut! du gehst zu weit!« hohnlachte er, und — o, mein Bewußtseyn wollte mich verlassen, ich war nur noch ein Krampf, da blickte mir was Gräßliches in's Auge — es war sein Schwert. An dies Schwert klammerten sich meine schwindelnden Gedanken an, und hab' ich in meiner Entwürdigung das Recht des Daseyns eingebüßt, mit diesem Schwert will ich's mir wieder erkämpfen! Bete für mich! jetzt thu' ich's! (Sie stürzt in die Kammer und langt das Schwert herunter.)

Die weibliche Natur überkommt sie, sie läßt das Schwert wieder sinken, die Heiligkeit des Schlafes flößt ihr Schauder und Ehrfurcht ein.

Er schläft ruhig, er ahnt nicht, daß der Mord sein eigenes Schwert wider ihn zückt. Er schläft ruhig — ha, feiges Weib, was dich empören sollte, macht dich mitleidig? Dieser ruhige Schlaf nach einer solchen Stunde, ist er nicht der ärgste Frevel? Bin ich denn ein Wurm, daß man mich zertreten, und als ob Nichts geschehen wäre, ruhig einschlafen darf? Ich bin kein Wurm. (Sie zieht das Schwert aus der Scheide.) Er lächelt. Ich kenn' es, dies Höllenlächeln; so lächelte er, als er mich zu sich niederzog, als er — Tödt' ihn, Judith, er entehrt dich zum zweyten Male in seinem Traum; sein Schlaf ist nichts, als ein hündisches Wiederkäuen deiner Schmach. Er regt sich — willst du zögern, bis die wieder hungrige Begier ihn weckt, bis er dich abermals ergreift und — (sie haut Holofernes Haupt herunter).

Nun hat sie sich ermannt, das fließende Blut gibt ihr Kraft und das Bewußtseyn ihres Rechtes. Sie ruft:

Mein Volk ist erlöst, doch wenn ein Stein den Holofernes zerschmettert hätte — es wäre dem Stein mehr Dank schuldig, als jetzt mir! Dank? wer will den? Aber jetzt muß ich meine That allein tragen, und sie zermalmet mich! (Sie geht mit dem Kopfe des Holofernes ab.)

Die letzten Scenen des Stückes spielen in der Stadt Bethulien. Oeffentlicher Platz mit Aussicht auf das Thor. Wachen am Thore — Volk in verschiedenen Gruppen — es wird Morgen.

Die Qual der Belagerten steigt immer höher und höher, da erscheint Judith mit dem Kopfe des Holofernes. Die Noth ist geendet — ein Priester will, daß der Kopf auf einen Spieß gesteckt und vorangetragen werde. Judith tritt vor den Kopf. »Er soll« — will sie — »begraben werden.« Ein herrlicher, echt charakteristischer Zug Judith's. Die Priester und Aeltesten dringen in sie, ihren Lohn für die Befreyung ihres Volkes zu fordern.

Judith. Spottet Ihr mein? (Zu den Aeltesten.) Wenn's nicht heilige Pflicht war, wenn ich's lassen durfte, ist's dann nicht Hochmuth und Frevel? (Zu den Priestern.) Wenn das Opfer verröchelnd am Altare niederstürzt, quält Ihr's mit der Frage, welchen Preis es auf sein Blut und Leben setzt? (Nach einer Pause wie von einem plötzlichen Gedanken erfaßt.) Und doch, ich fordere meinen Lohn! Gelobt mir zuvor, daß Ihr ihn nicht weigern wollt.

Aelteste und Priester. Wir gelobens! Im Namen von ganz Israel!

Judith. So sollt Ihr mich tödten, wenn ich's begehre.

Alle (entsetzt). Dich tödten?

Judith. Ja, und ich hab' Euer Wort.

Mirza (ergreift Judith beym Arm und führt sie vorwärts aus dem Kreis heraus). Judith! Judith!

Judith. Ich will dem Holofernes keinen Sohn gebären! Bete zu Gott, daß mein Schooß unfruchtbar sey. — Vielleicht ist er mir gnädig.

Mit diesen Worten Judith's endet das Stück.

In anderen Verhältnissen als Judith erscheint Genoveva mit voller poetischer Pracht große Bühnenwirksamkeit verbindend. Die bekannte Geschichte der schuldlosen Dulderin ist mit möglichster Schonung ihrer Eigenthümlichkeit wieder zur Anschauung gebracht, die Charaktere sind scharf gezeichnet und naturgetreu, die Situationen von großem Interesse. Selbst die untergeordneten, ja scheinbar außer der Handlung stehenden Personen wirken als dienende Glieder zur Vollendung des Ganzen.

Im ersten Akte entwickeln sich die Hauptcharaktere Genoveva's, Siegfried's und Golo's. In den kurzen herrlichen Versen spricht sich das Denken und Fühlen Genoveva's deutlich aus. Auf die Worte Siegfried's:

Daß ich die Schwäche dir bekenne: oft
Hab' ich gewünscht, auf einem Augenblick
Der Ungeduld, des Zorns, der Leidenschaft
Dich zu ertappen, aber stets umsonst.
Als deiner Mutter Tod so plötzlich uns
Ward angesagt, und du zusammenbrachst,
Bewußtlos niedersinkend, aber erst
Die Hand noch faltend — sieh, da weint' ich still,

Weil ich's verehren mußte, was ich sah,
Und doch verflucht' ich fast die Möglichkeit.
Ein holdes Wunder scheinst du mir zu seyn,
Das, wie ein Vogel wohl die Flügel netzt,
Nur gaukelnd sich in Fleisch und Blut versenkt,
Und das, in unverlornen Adels Kraft,
Mit allem Ernst der Zeitlichkeit nur spielt,
Weil es sich schwingen kann, sobald es mag.

erwiedert sie:

Ich bin ein Weib. Ein Weib verhüllt den Schmerz,
Denn er ist häßlich und befleckt die Welt.
Ich bin ein Mensch. Nicht jammern darf ein Mensch,
Seitdem am Kreuz der Heiland stumm verblich.
D'rum in der Brust begrab ich still mein Weh,
Wie man mich selbst, bin ich einst todt, begräbt.

Wie wird mit diesen einfachen Reden wahrer und tiefer als mit all den gezierten poetischen Floskeln und Blumen gewirkt, mit welchen viele moderne Dichter so verschwenderisch zu seyn pflegen. — Sie ist übrigens des sinnlichen Gefühles nicht bar, nur gemäßigt wird es, verschönert, geheiligt durch die reine Weiblichkeit. Sie spricht zum scheidenden Siegfried, ihm um den Hals fallend:

Gefangen nehm' ich dich!
Sag', hast du's wohl gefühlt, wie ich dich stets
Geliebt? Nur selten hab' ich's dir gezeigt,
Hab' oft den Kuß noch, den du raubtest, halb
Zurück gehalten, und ihn Gott geweiht,
Als Zoll des Danks für unsern schönen Bund.
Die ganze Ewigkeit, so schien es mir,
Stand vor uns, um uns in einander tief
Und immer tiefer zu verlieren. Sieh,
Da zögert' ich, wie Einer, der am Quell
Den heißen Durst zu löschen sich noch wehrt.

Golo, dem Siegfried im Vertrauen die Sorge für Genoveva überträgt, ist in Liebe zu ihr entbrannt, und selten ist das Entstehen und Wachsen dieser Leidenschaft in einer Männerbrust und die Kämpfe mit den Gefühlen des Rechts, der Ehre und der Sittlichkeit wahrer und naturgetreuer geschildert worden als hier. Den ersten Zustand der erwachenden Empfindung spricht er aus, Genoveva in Siegfried's Armen sehend:

Von Bildern spricht man, heilig-fremd und kalt,
Wovor man alle Sünden doppelt fühlt,
Daß sie, die Gläub'gen sah'n es schaudernd an,
Geseufzt, geweint, geächzt und Blut geschwitzt.
Mir däucht, ein solches Wunder sah' ich hier,
Denn Genoveva, der ich selten nur
In's Aug' zu schauen wagte, weil, so oft

Ich's that, ein Licht durch meine Seele fuhr,
Das mich erröthen machte vor mir selbst;
Ja, weil ihr Auge mir ein Spiegel schien,
So rein, daß Alles d'rin zum Flecken ward;
Dieselbe Genoveva liebt und weint,
Sie ist ein Weib! Sie ist ein Weib, wie keins!

Siegfried scheidet schnell, Genoveva, die in Ohnmacht gefallen ist, in Golo's Arme legend. Die Sehnsucht übermannt ihn, er küßt Genoveva, aber noch ist sein Gefühl reiner Art. Er bekämpft um des Freundes Willen und in Verehrung für Genoveva das Aufstürmen sinnlicher Leidenschaft.

Auch im Beginn des zweyten Aktes tritt das Edlere seiner Natur siegreich aus dem Kampfe hervor.

Kein Vaterunser will ich sprechen mehr,
Kein Ave, wie ich sonst doch gerne sprach,
Wenn Morgens eine erste Lerche stieg,
Wenn Abends eine ferne Glocke klang.
Von jetzt an soll mir zum Legendenbuch
Das Leben Siegfrieds dienen, meines Herrn;
Gedenken will ich all der Tugenden,
Der Tapferkeit, des hohen Edelmuths,
Wodurch er seinen Feinden selbst so oft
Die Thränen in die Augen hat gelockt;
Will mich der Zeit erinnern, wo kein Held,
Kein Heiliger mir anders denkbar war,
Als nur in seiner herrlichen Gestalt;
Will seine Thaten, seine Worte mir,
Wie Perlen, die er, wo er ging, gesä't,
Zusammenreih'n zu einem Rosenkranz,
Und den beschämt abbetend Tag für Tag,
Ersticken mein Gefühl, damit ich bald,
Von dem Gedanken seiner Trefflichkeit
Durchbohrt, verschwinde in das leere Nichts.

In der nächsten Scene mit Genoveva wird seine Leidenschaft zur Gluth aufgestachelt, aber noch weiß er sie zu bekämpfen.

»Nimm,« sagt er, von der engelreinen Genoveva scheidend —

Nimm, Ewiger, nimm sie zu dir empor!
Nur, weil es Edelsteine gibt und Gold,
Gibt's Räuber. O ich fühl' es, dieses Weib,
Wenn du nicht schnell sie unserm Blick entziehst,
Ruft Sünd' in's Daseyn, außerordentlich,
Wie ihre Schönheit, einzig, wie sie selbst!

Wie vortrefflich, wie charakterwahr nüancirt ist diese Schilderung Golo's, der so oft als gemeiner Lüstling und abgefeimter Bösewicht dargestellt wurde.

Der dritte Akt lehrt uns Katharina, Golo's Amme, und die alte Margaretha, eine tief verdorbene, von den gemeinsten

Leidenschaften zerrissene weibliche Natur kennen, die tief in das Räderwerk des Ganzen eingreift. Die Schönheit und die Sittenreinheit Genoveva's sind ihr ein Gräuel, und sie beschließt, sie zu verderben. In einer Scene zwischen Golo und Genoveva, die für Siegfried ihr Bild malen ließ, bricht in Betrachtung desselben seine Leidenschaft glühend und schamlos hervor. Ein Meisterzug! denn der Einwirkung der sinnlichen Schönheit Genoveva's vermag er nicht zu widerstehen, wenn sie, wie es im Bilde der Fall ist, von ihren geistigen Vorzügen getrennt erscheint. Nach dem heftigsten Ausbruche der sich überstürzenden Leidenschaft begehrt er Liebe von ihr, er tritt ihr nahe, nachdem er ihr früher erklärte, sich mit seinem eigenen Schwerte, das er dem Schutze bedrohter Frauen geweiht hat, zu tödten, wenn sie es begehre, da sie von ihm jetzt bedrängt sey. Sie hält ihm das Kruzifix entgegen, er entreißt es ihr und schleudert es fort. Seine Leidenschaft glüht immer heftiger empor, er umschlingt sie mit den Worten:

Nun hab' ich dich!
Nun halt' ich dich! in Flammen tauch ich dich.

Katharina tritt ein — Genoveva entfernt sich im Bewußtseyn ihrer Reinheit ruhig. Die Worte Katharina's:

Ich — habe nichts gesehen —

erfüllen sie nicht mit Besorgniß. Sie geht ab, mit den zu Golo gesprochenen Worten:

Wohl Euch, daß Keiner kam — ich schweige.

Die erwachte Sinnlichkeit Golo's ist durch keine Fessel der Ehre und Pflicht mehr zu bändigen, er sinnt nur auf Vereinigung mit Genoveva, und wirft sich der alten Margareth in die Arme, die ihm räth, den Diener Drago Nachts in ihr Zimmer zu bringen, dort unter dem Bette zu verstecken und dann durch Zeugen finden zu lassen. Golo's Begünstigung soll der Preis ihrer, durch ihn geretteten Ehre seyn. Es geschieht nach wieder erwachenden heftigen Kämpfen, in welchen Golo das Auflodern seiner bessern Natur erstickt. Drago wird durch ihn unter dem Vorwande, der Herrin dadurch nützlich seyn zu können, unter das Bett Genoveva's versteckt, und von den Dienern Kaspar, Hanns, Balthasar, Katharina und der alten Margarethe, die in's verschlossene Zimmer eindringen, gefunden. Kaspar, Siegfried's Diener, ermordet im Aufwallen des Zornes den Drago. Genoveva wird ergriffen und in den Thurm geführt. Sie läßt es ruhig geschehen. Damit, daß der Verfasser Drago alt und häßlich seyn läßt, können wir nicht einverstanden seyn. Es soll seiner Ansicht nach die Wahrscheinlichkeit des Glaubens Sieg=

fried's an die Verläumdung Golo's vermehren, weil es ihm unmöglich scheint, eine solche Unwahrheit zu erfinden, aber es vermindert die allgemeine Wahrscheinlichkeit.

Im vierten Akte erzählt Golo seiner Amme Katharina den Vorgang seiner Erscheinung im Thurme bey Genoveva. Eine vollendete Schilderung des Seelenzustandes jener Frau.

Ich eilte in den Thurm. »Sie soll von ihm« —
Rief ich mir zu — »sich trennen, wie von mir,
Damit sie Keinem angehört als Gott!«
Ich trat vor sie. Sie wich entsetzt zurück,
Als wär' ich, was ich damals nicht mehr war,
Was ich erst wieder ward, als ich sie so
Mit stiller Angst vor mir entweichen sah.
Ich stand und schwieg, die Furcht, die sie verrieth,
Die ausgestreckte Hand, erfüllte mich
Mit dumpfem Grimm, doch ihre Schönheit drang
Wie Licht in meine tiefste Seele ein.
Und sie war schön wie nie. Nur kaum vom Schlaf
Erwacht, erst halb bekleidet, drängte sich
Jedweder Reiz, den unter ernster Tracht
Sie sonst gefangen hielt, muthwillig vor.
Sie war der Juwelier, dem eben jetzt
Das Kästchen, d'rin er Gold und Edelstein
Vor fremder Blicke Neid verwahrt, zerbrach,
Und ich der Räuber, der ihn überrascht.
Sie wandte ihr Gesicht, da sagte ich:
»Mißfällt dir's, daß du mir gefällst? Was gibst
Du für ein Mittel, das dich häßlich macht?«
»O nenn' es!« rief sie. »Rede mir von ihm!«
Versetzt' ich spöttisch. »Siegfried, reite schnell!«
Rief sie, als säh' sie ihn. Ich sah ihn auch
Gemächlich schreitend und den Stern der Welt
An's Knopfloch heftend, wie'n Vergißmeinnicht.
Ich knirschte, und nicht ruhig-ernst, wie ich's
Beschlossen, als ich ging, nein, rasend, wild,
Beschwor ich sie, durch einen theuren Eid
Von ihm sich abzuscheiden, wie von mir.
Sie kehrte sich entrüstet ab. Ich sprach:
»Gleichviel! Wenn du's nicht thust, so thut er's selbst,
Denn Drago steht schon zwischen dir und ihm!«
»Du wagst es?« rief sie — doch, dann hielt sie ein
Und schien zu sinnen, nun mit einem Blick
Voll stolzen Mitleids sah sie auf zu mir,
Und sprach halblaut: »Es gibt nur Einen Mann,
Der mir vertrauen muß, denn Einen nur
Ließ ich hinab in meine Seele schau'n!«
Doch dann, als ob sie das Gefühl der Schmach
Jetzt übermannte, trat sie vor mich hin,
Erhob die Hand und rief erglühend aus:
»Auf deine Kniee! Noch kann ich dir verzeih'n!
Du säumst, als ob dich nicht dein Innerstes

Der Lüge zeihe? O dann zeig es kühn
Mir durch die That, daß du mich schuldig glaubst.
Bin ich ein schändlich-ehebrech'risch Weib,
Wie ziemte mir ein Bett und Frucht und Wein?
Kaum Brot und Wasser, kaum ein Bündel Stroh!«
Nicht Hochmuth war's, nicht Trotz, das aus ihr sprach,
Nur das Vertrau'n, das Menschliche in mir
Zu wecken, nur kindliche Zuversicht,
Ich würde, vor des Frevels Aeußerstem
Erzitternd, ihn bereu'n.

In der vierten Scene finden wir Golo, dessen bessere Natur früher oft und kräftig gegen seine Sinnlichkeit kämpfte, in Straßburg bey Siegfried. Er klagt Genoveva des Ehebruchs an. Der ungeheure Schmerz Siegfrieds und die Erinnerung an die Makellosigkeit Genoveva's bringen ihn dahin, sich in einer späteren Scene, in welcher auch die alte Margareth erscheint, zu Siegfrieds Füßen zu werfen und zu bekennen, daß er log. Siegfried glaubt ihm nach dem Früheren nicht, es ist ihm klar, daß er Genoveva nur vor der Strafe retten wolle. Er will sich von Margaretha, die in geheimen Künsten erfahren ist, Ueberzeugung schaffen. Diese zeigt ihm Genoveva's und Drago's Bild im Spiegel. Golo erkennt einen Wink des Schicksals darin. Die Lust, an Genoveva, die ihn ohne Erhörung ließ, sich zu rächen, glüht in ihm auf. Er fügt sich darein, im Auftrage Siegfrieds sie und das Kind zu tödten, das Genoveva in Siegfrieds Abwesenheit gebar. Margaretha wird vom Bewußtseyn ihrer gelungenen Schauerthaten ergriffen — ein Geist von Gott an sie gesendet erscheint; er spricht zu ihr:

Die Zeit ist um, wo der befleckte Ball
Der Erde neu entsündigt werden muß,
Wenn nicht der Donner aus der Hand des Herrn,
Die schon sich hob, zermalmend fallen soll.
Er that im Anbeginn den Gnadenschwur,
Daß er das arme menschliche Geschlecht
Nie tilgen will, wenn alle tausend Jahr'
Auch nur ein Einziger vor ihm besteht.
Auf Genoveva schaut sein Auge jetzt
Herab, und sieht die Andern alle nicht;
In sieben langen, langen Jahren wird
Sie dulden, was ein Mensch nur dulden kann.
Ich seh's mit Schaudern, und ich sah doch auch
Von fern die Krone schon, die ihrer harrt.
Denn endlich ist die Zeit der Prüfung aus,
Still geht sie ein zur ew'gen Herrlichkeit,
Und ein Gefühl erneuter Zuversicht
Durchdringt belebend jede Menschenbrust.
Du aber reinigst ihr beflecktes Bild,
Damit die Welt die neue Heilige

Erkennt und preis't, zu der sie beten soll.
Nicht früher thust du's, später thust du's nicht!
Eröffnest du aufrührerisch den Mund
Vor dem bestimmten Tag, so wirst du stumm,
Und lahm, wenn du durch Zeichen reden willst!

Im fünften Akt ertheilt Golo den Dienern Hanns und Balthasar den Befehl, Genoveva und das Kind zu tödten. Genoveva, der Golo ihren Tod angekündigt hat, wird mit ihrem Kinde in den Wald gebracht. Die Diener vermögen nicht, des Blutauftrages sich so zu entledigen, daß sie selbst Hand an Mutter und Kind legen. Sie suchen den willenlosen tollen Klaus dazu zu vermögen. Hanns reicht ihm das Schwert, und erklärt ihm, was er zu thun habe. Klaus durchsticht ihn damit, zugleich wüthend auf Balthasar eindringend. Genoveva tritt zwischen beyde, und rettet so Balthasar das Leben. Dieser vermag im Gefühle des Dankes nicht mehr, Hand an sie zu legen, doch er erklärt ihr die Furcht, selbst das Leben zu verlieren, wenn er Genoveva schont, wie ihm angedroht worden. Sie gelobt ihm, sich mit dem Kinde in des Waldes Dunkel zeitlebens zu verbergen, er schneidet ihr das Haar ab zum Zeichen, daß er den Auftrag vollzog.

Die letzten Scenen gehen vor in einem andern Theile des Waldes, wo Golo von Gewissensbissen gemartert sich aufhält. Balthasar tritt ihm mit Genoveva's Haar und einem blutigen Schwerte entgegen. Golo vermag der inneren Qual nicht Herr zu werden, er erklärt Balthasar, daß er Genoveva verläumdet habe und sie unschuldig sey.

Von hundert Dichtern würden nun neun und neunzig den nahe liegenden, die Menge befriedigenden Ausgang gewählt haben. Balthasar hat in übermäßiger Lust erklärt, daß Genoveva nicht todt sey, der reuige Golo hätte sich Siegfried mit dieser Nachricht zu Füßen geworfen, und dieser hätte sein Weib im Triumphe nach Hause geführt. Anders unser Dichter. — Man weiß, daß Genoveva und ihr Kind leben, aber die Charakterentwicklung Golo's ist nicht vollendet. Hier also war der Schlußstein zu setzen. Im Wüthen über Balthasar's vorschnelle That, der Golo bekennt, er habe geglaubt, daß sie schuldlos sey, und sie doch gemordet, durchbohrt er ihn mit dem Schwerte.

Siegfried erscheint. Er ernennt Golo zum Pfalzgrafen, und vererbt ihm, wofür der Sohn ihm fehlt, Hab und Gut. Schweigsam steht ihm Golo gegenüber. Das Erkenntniß seiner Schuld hat ihn erfüllt, und die Nothwendigkeit der Strafe dafür. Kein anderer Richter ist da, der so, wie er es verdient, ihn zu strafen vermag, darum vollzieht er die Strafe an sich selbst.

Seine letzten Worte, die er zu Kaspar, der mit einem Schwerte auf ihn eindringen will, spricht, sind:

Nicht so! Was wäre das! Der Rache Geist
Verlangt ein and'res Opfer: jede Qual,
Die nur ein Mensch auf Erden dulden kann,
Und einen Tod, der kommt, als käm' er nicht.
(Er tritt vor und erhebt die Hand.)
Im Angesicht des Himmels heb' ich jetzt
Die Hand als Richter auf, ich steh' zugleich
Als Kläger und Beklagter da. Du bist
Gezeuge, die Vollstrecker schickt der Wald.
Der Frevel ist bekannt, dieß ist mein Spruch:
Die Augen hier, die viel zu viel auf sie
Und viel zu wenig auf den Herrn geschaut,
Sind auszustechen; diesem säum'gen Arm,
Der, als mein falsches Herz ihr Bild sich stahl,
Es nicht sogleich durchbohrte, leg' ich auf,
Die Strafe an den Augen zu vollzieh'n!
Ist das gescheh'n, so führst den Blinden du
In's Innerste des Waldes, reißest ihm
Die Kleider ab, und bindest nackt und bloß
Mit Stricken ihn an eine Eiche fest,
Damit der Eber und der zorn'ge Bär,
Die Schlange, die von unten sticht, der Aar,
Der aus der Höhe schießt, sich in sein Fleisch
Mit Zahn und Kralle theilen. Wenn der Baum,
Vom Wind durchrauscht, auf den Verhungernden
Von seinen Eicheln eine niederwirft,
So darf er die nicht fangen mit dem Mund,
Doch wenn er seine Zunge essen will,
So sey es ihm vergönnt. Und nun zum Werk!
(Er reißt sein Jagdmesser heraus, wendet sich waldeinwärts, und sticht sich, ohne daß dieß jedoch gesehen wird, die Augen aus.)
Kaspar (tritt ihm näher).
Er blutet! Beyde Augen!
Golo (tappend).
Führ' mich jetzt,
Und wenn du wiederkehrst in's Schloß, so sprich,
Ich sey zu Roß, den Falken auf der Hand,
In's Land hinein gesprengt.
Kaspar (für sich).
Ich tödt' ihn gleich.
(So wie Kaspar sein Schwert erhebt, fällt rasch der Vorhang.)

Dieß das Ende des ausgezeichneten Werkes. Warum übrigens der Verfasser im Vorworte dagegen eifert, daß Golo in der letzten ungeheuren Situation nicht zugleich der poetischen Gerechtigkeit genug thun soll, was offenbar, nur nicht allein, geschieht, ist nicht wohl abzusehen. Deinhardstein.

Art. X. Topographie Athens, von W. Martin Leake. Zweyte Ausgabe. Uebersetzt von J. G. Baiter und H. Sauppe. Mit acht Tafeln. Zürich, bey Meyer und Zeller, 1844.

Mit wahrhaftem Vergnügen gehen wir an die Anzeige dieses, dem Kunstkenner und Kunstfreunde höchst wichtigen, fast unentbehrlichen Werkes, welches im Original unter dem Titel erschien: The topography of Athens — dieser Theil auch mit dem besonderen Titel: The tophography of Athens. With some remarks on its antiquities. Second edition. By William Martin Leake, Member of the society of Dilettanti; honorary member of the royal academy of sciences of Berlin; corresponding member of the royal institute of Paris. London, printed for the Author, and sold by J. Rodwell. New Bond Street 1841. 8. (ohne Vorrede). Diese zweyte Auflage enthält zu der ersten, London 1821, von Riennäcker 1829 in Halle übersetzt erschienenen nicht nur einzelne Zusätze und Berichtigungen, sondern ist eine völlig neue Bearbeitung, die vielfältig ganz neue Ergebnisse bietet.

Vom Original sind die Uebersetzungen nur darin abgewichen, daß sie überall die griechischen Namen und die griechische Schreibart derselben angewendet haben, wo Leake lateinische Formen gebraucht. Ferner sind alle Beweisstellen verglichen und berichtigt, nach den in Deutschlaud gewohnten Ausgaben angeführt, und nach den besten Texten gestaltet, wenn sich nicht etwa die Beweisführung des Verfassers gerade auf eine frühere Lesart gründete.

Auch dadurch, daß im ersten Abschnitte der griechische Text des Pausanias hinzugefügt wurde, ist dem Werke selbst und unsern deutschen Landsleuten ein Dienst geschehen. Die Nachträge (p. 625 — 636 der englischen Ausgabe) sind an Ort und Stelle eingeschaltet, bis auf einige wenige zu den ersten Bogen, die am Schlusse des Buches folgen. Die Seitenzahlen des Originals stehen immer am obern Rande der Uebersetzung.

Von den acht Tafeln sind 2 — 6 genaue Nachbildungen der englischen; statt der siebenten aber des Originals erscheint eine Copie des sechzehnten Blattes in Stademann's Panorama von Athen, da diese Ansicht in mehreren Punkten richtiger zu seyn schien, als die ähnliche bey Leake. Auf Tafel I erscheint die mittlere Münze nach Mionnet's Médailles antiques Grecques et Romaines. Supplément T. III. Pl. XVIII, 3, der Abdruck bey Leake ist weniger deutlich. Die achte Tafel ist eine willkommene Zugabe der Uebersetzung, eine Copie nach E Curtius: Die Akropolis von Athen. Berlin 1844.

Die Uebersetzung ist in allen Theilen musterhaft und in ihrer Wirkung auf den Leser dem Originale vollkommen gleich.

In der Einleitung werden, in Berücksichtigung der Nothwendigkeit, sich bey den Untersuchungen über Athen's Topographie und Alterthümer häufig auf die Urgeschichte und Mythologie der Athener beziehen zu müssen, welche sich in vielen Rücksichten von der des übrigen Griechenlands unterschied, zuerst dem Leser die Theile der wirklichen oder fabelhaften Geschichte Athen's in's Gedächtniß zurückgerufen, welche zur Erläuterung seiner Topographie und Alterthümer am nöthigsten sind. Der übrige Theil dieser Einleitung wird einer kurzen Uebersicht über den allmälichen Verfall des alten Athen's und derjenigen Kunstdenkmäler gewidmet, die ihm zur besonderen Auszeichnung gereichten. Die Untersuchungen sind umfassend, klar zur Anschauung gebracht und durch erschöpfende Beweise bekräftigt. Die Einleitung kann in ihrem ganzen Umfange von S. 1 bis 72 als ein für sich bestehendes, bedeutendes Werk von großer Brauchbarkeit angesehen werden.

Obgleich das neuere Europa seit dem Wiederaufleben der Künste in Italien viele schöne Werke der Skulptur hervorgebracht hat, so wird man doch schwerlich läugnen können, daß die Entdeckung einiger von den Werken der großen Meister aus dem fünften und vierten Jahrhundert vor der christlichen Zeitrechnung die Materialien für unsere Ausbildung in diesem Zweige der Kunst bedeutend vermehren würde. Wenn man bedenkt, daß wir kaum unbezweifelte Originale von menschlicher oder kolossaler Größe aus jenen glücklichen Zeiten haben, ausgenommen die Bildwerke der äginetischen, athenischen und phigalischen Tempel, während unzählige Beyspiele von der Vollkommenheit der Alten in kleineren Werken, wie Bronzen, Münzen und Gemmen, vorhanden sind, so muß man zugeben, daß die Entdeckung einiger der zahlreichen Werke alter Meister, die im zweyten Jahrhundert der christlichen Aera und vermuthlich viel später noch unversehrt waren, das interessanteste Ereigniß seyn würde, das für die Skulptur eintreten könnte.

Aber vorzüglich in der Baukunst bedürfen wir der Leitung der Griechen. Indem man den neuern Italienern folgte, welche verdorbene römische Nachahmungen griechischer Baukunst zu Mustern wählten, wurde ein Styl in England eingeführt, der sich, nachdem er ungefähr zwey Jahrhunderte lang geherrscht, im Laufe des halben Jahrhunderts nicht viel verbessert hat, seit welchem wir vermittelst der Zeichnungen, die von den Alterthümern Athens, Joniens, Großgriechenlands und Siciliens erschienen sind, Kenntniß der echten Baukunst der Griechen gewonnen haben.

Je mehr wir die Gebäude der Alten untersuchen, desto stärker treten die Beweise jenes gründlichen Studiums hervor, welches sie dieser nützlichsten und schönsten Kunst widmeten. Nicht weniger zeigt sich ihr Geschmack und Urtheil darin, die Regeln der Kunst den Verhältnissen des Ortes und der Umstände anzupassen, was, wie einige neue Beyspiele beweisen, nicht leichter zu erreichen ist, als die Regeln selbst.

Es gibt wenige Probleme, die schwieriger zu lösen wären als das, einen hinreichenden Grund für die Vollkommenheit zu finden, welche die Griechen in den schönen Künsten erreichten, und für die weite Verbreitung derselben unter ihnen während mehrerer Jahrhunderte. Etwas darf den schärferen Anschauungen der schöneren Formen und Farben der belebten und unbelebten Natur und dem heiteren Himmel eines südlichen Klimas beygemessen werden. Etwas darf ferner Umständen zugeschrieben werden, von denen wir glücklicher Weise frey sind, wie der lebhaften Eifersucht zwischen kleinen unabhängigen Staaten und der Art, wie eine den Sinnen nahe stehende Mythologie, die den Werken des Künstlers göttliche Ehre verlieh, die Einbildungskraft erregte und ihre Gewalt zu entwickeln aufmunterte. Aber selbst mit diesen Vortheilen bedurfte es, um zu den Werken des perikleischen Zeitalters zu gelangen, mehrerer Jahrhunderte von Versuchen und Verbesserungen, während deren eine Reihe begabter Männer den äußersten Fleiß Bestrebungen zuwendete, die, wenn sie erfolgreich waren, eben so viel weltlichen Ruhm und Vortheil erwarben, als Waffenthaten oder die Leitung der öffentlichen Angelegenheiten. Ohne eine solche Gleichstellung der Belohnungen des Geistes und der Anstrengung werden Wissenschaft, Literatur und Künste mehr herabgewürdigt, als ermuthigt oder beschützt.

Der erste Abschnitt des Werkes enthält die Beschreibung Athens von Pausanias, die einzige genaue, welche zu uns gekommen ist. Der Leser erhält eine Uebersetzung aller Nachrichten des Pausanias über die Topographie der Stadt, mit Aufnahme aller wichtigen Bemerkungen über die Gebäude, Denkmäler und Kunstwerke, jedoch mit Weglassung des größeren Theils dessen, was er über Geschichte und Mythologie einflicht. Die Noten enthalten, wie es bey allen Abschnitten der Fall ist, höchst schätzbare Erläuterungen.

Der zweyte Abschnitt behandelt die Punkte und noch vorhandenen Denkmäler des alten Athens, deren Identität wenig oder nicht bezweifelt werden kann.

Die Punkte der Topographie von Athen, für deren sichere Bestimmung Geschichte und Augenschein zusammentreffen, sind

die Flüsse Ilissos und Kephissos; die Akropolis mit ihren drey Hauptgebäuden, Propyläen, Parthenon und Erechtheion; die Hügel Areiopagus und Museion; die Tempel des Theseus und Zeus Olympios; die Brunnen Klepsydra und Enneakrunos; die drey öffentlichen Versammlungsplätze, die Pnyx, das Theater des Dionysos und das Odeion der Regilla; das Horologion des Andronikos Kyrrhestes; das Stadion; die Akademie und zwey von den Werken Hadrian's, nämlich das Thor, welches in das Quartier um das Olympieion, die sogenannte Adrianopolis, führte, und die Wasserleitung, welche der Kaiser anfing, aber seinem Nachfolger zu vollenden hinterließ.

Der dritte Abschnitt beantwortet einige andere wichtige, aber streitigere Fragen der Topographie Athens, den Berg Anchesmos oder Lykabettos, die Agora, den Kurameikos, Dipylon und das peiräische Thor.

Das Heroon des Chalkodon am peiräischen Thore scheint mit dem Grabdenkmal am Thore, durch welches Pausanias in Athen eintritt, übereinzustimmen, von dem er sagt, daß es die Gestalten eines Pferdes und Mannes zeige von Praxiteles. Wenn wir nach zahlreichen Denkmälern späterer Zeiten mit der Aufschrift Ἥρως, welche ähnliche Darstellungen in Relief zeigen, schließen dürfen, so waren dieß gewöhnlich Zierden heroischer Denkmäler. Dieses offenbare Zusammentreffen begünstigt daher die Meinung, daß Pausanias seine Beschreibung der Stadt bey dem peiräischen Thore anfange.

Plato und Xenophon berechtigen zu der Annahme, daß selbst während des Bestehens der langen Mauern die gewöhnliche Straße aus dem Peiräus in die Stadt im Norden der Mauern sich hinzog. Bey jenem geht Jemand von Peiräus nach Athen außerhalb an der nördlichen Mauer hinauf; Xenophon gibt an, daß eine Fahrstraße nach dem Peiräus führte, auf welcher die Truppen der Dreyßig marschirten, als sie aus der Stadt gegen Trasybulos in den Peiräus zogen.

Viele Betrachtungen führen demnach zu der Ansicht, sowohl daß Pausanias seine Beschreibung von Athen bey dem peiräischen Thore begonnen, als daß dieses Thor sich in der Stadtmauer zwischen der Pnyx und dem Dipylon befunden habe. Mehrere Gründe aber lassen sich anführen, es nicht in den Paß im Norden des Pnyxhügels zu setzen, sondern jenseits der Anhöhe, die sich im Norden dieses Passes befindet. Der Uebergang über den Bergrücken ist hier weniger steil, als in der Oeffnung bey der Pnyx. Bey dieser Voraussetzung ist, wenn das heilige Thor mit dem Dipylon identisch war, die von Sulla in einer Nacht niedergerissene Mauer von geringerer Länge. Hier führt der

Weg des Pausanias mehr in die Mitte des inneren Kerameikos, während er bey der andern Lage in das südöstliche Ende desselben geführt hätte. Das Pompeion hatte so eine sehr zweckmäßige Lage, nahe an der großen Straße des Kerameikos, durch welche sich der Zug der Panathenäen bald nach seinem Eintritte in die Stadt durch das Dipylon zu bewegen pflegte.

Der vierte, fünfte, sechste, siebente und achte Abschnitt handeln von dem Wege des Pausanias durch die Stadt.

Die Lage des Thores, bey welchem Pausanias seine Beschreibung von Athen anfängt, ist ein wesentlicher Punkt für das Verständniß derselben, da der Verfasser uns überlassen hat, die Reihenfolge seiner Erzählung aus den von ihm erwähnten Plätzen herauszufinden, in der Voraussetzung, daß seine Leser mit der Lage dieser Plätze gegen einander nicht unbekannt seyn können. Bey dem Versuche, ihm zu folgen, ist es wesentlich, diesen Umstand nicht aus dem Auge zu verlieren und nicht zu vergessen, daß er den örtlichen Zusammenhang der geschichtlichen und mythologischen Bemerkungen, die sein Hauptzweck waren, gewöhnlich äußerst kurz angibt, bisweilen selbst gar nicht berührt, und daß es zu seinem Plane gehörte, die Dinge nicht zu erwähnen, die ihm unbedeutend schienen.

Seine Beschreibung Athens scheint folgende Anordnung zuzulassen: Nachdem er durch das Thor, in welchem ich das peiräische zu erkennen glaube, in die Stadt eingetreten, geht er an dem Pompeion vorbey und durch eine Reihe von Säulengängen, an dem ein Gymnasion und mehrere Göttertempel stoßen, und erreicht nicht weit von der Stoa Basilaios die große Straße des Kerameikos, die von dem Dipylon zur Agora und zur Akropolis führte. Sein weiterer Weg durch die Stadt läßt sich in fünf Abschnitte theilen: 1) Er geht von der Stoa Basileios aus am Metroon und dem Rathhause der Fünfhundert vorbey zu der Tholos, und von da an den Statuen der Eponymen vorbey zum Tempel des Ares, in dessen Nähe die Statuen des Harmodios und Aristogeiton standen, an dem Aufgang zur Akropolis. Dann beschreibt er das Odeion in der Nähe der Quelle Enneakrunos, diese Quelle selbst und einige Tempel jenseits derselben. 2) Er nimmt noch einmal seinen Standpunkt bey der Stoa Basileios, geht von da an den Tempeln des Hephästos und der Aphrodite Urania vorbey zur Poikile, und endigt seine Beschreibung verschiedener öffentlicher Gebäude in dem nördlich von der Akropolis gelegenen Stadttheil mit dem Prytaneion. 3) Vom Prytaneion steigt er zum Tempel des olympischen Zeus herab, worauf er die Gymnasien und die Vorstädte auf der Ostseite der Stadt, das Stadion inbegriffen, beschreibt. 4) Wieder vom Prytaneion

aus geht er durch das Quartier Tripodes zum Tempel und Theater Dionysos, und steigt von da zu den Propyläen der Akropolis hinauf. 5) Zuletzt beschreibt er die Akropolis, steigt nach dem Areopagos herab und schließt mit einem Bericht über die Gräberstätte des äußern Kerameikos und über das dritte große Gymnasion Athens außerhalb der Mauern, die Akademie.

Der neunte Abschnitt handelt von der Hafenstadt Athens und ihren Abtheilungen, Peiräus, Munychia und Phaleron; ihren Häfen, Denkmälern und Befestigungswerken.

Die Eigenthümlichkeit und die Vortheile der Lage von Athen zeigen sich nicht weniger in der besondern Bildung der Küste, als in der natürlichen Festung, der Akropolis. Während der kekropische Hügel die ersten Bebauer der Ebene gegen feindliche Angriffe vom Meere und vom Lande aus schützte, und die Hauptursache der Bedeutung Athens unter den griechischen Staaten war, waren die eingeschnittene Küste und die halbinselförmige Gestalt Attika's die Naturgaben, auf die sich jener ausgedehnte Handelsverkehr und jene Herrschaft über die griechischen Meere zurückführen lassen, die Athen so lange behauptete. Die Sicherheit der atheniſchen Häfen und ihre verschiedene Geräumigkeit, die im richtigen Verhältniß zu den verschiedenen Stufen der athenischen Seemacht stand, wirkte mit der Lage, die Attika gegen die benachbarten Küsten Griechenlands und Asiens hatte, mit dem Reichthume der attischen Silberbergwerke und selbst mit der allgemeinen Dürftigkeit des attischen Bodens zusammen, eine Gesammtheit von Umständen hervorzubringen, die besonders geeignet war, Thätigkeit im Handel, Kenntniß des Seewesens und Unternehmungsgeist anzuregen und zu entwickeln.

Der zehnte Abschnitt beschreibt die andern Vertheidigungswerke Athens, die langen Mauern und die Mauern des Asty, seine Demen, Quartiere und Thore. Von besonderem Interesse ist das, was über die langen Mauern gesagt wird.

Die glückliche Lage Griechenlands zu den umgebenden Ländern, verbunden mit der großen Ausdehnung seiner Küsten, bewirkte, daß der Waarenverkehr zur See eine der gewöhnlichsten Beschäftigungen des Volkes war, ausgenommen die Mitte des Peloponneses und des Festlandes. Daher waren die blühendsten Städte in den Küstenstrichen, aber da die eingeschnittenen Küsten und zahlreichen Inseln dieses Landes von jeher der Seeräuberey günstig waren, so lagen die Plätze, die man für bewohnte Orte wählte, gemeiniglich, wie Thukydides bemerkt, nicht an der Küste, sondern in einer kleinen Entfernung davon. Es war daher in einem Lande, dessen geographische Beschaffenheit es mit sich brachte, daß sich das Volk meist in kleine unabhängige Ge-

meinden theilte, die in Festungen lebten, doppelt nothwendig, daß die Seestädte und ihre Häfen mit Schutzwerken wohl versehen waren. Die kleinen geschützten Bassins und Buchten, die in Griechenland so häufig sind, waren zugleich der alten Schifffahrt angemessen und wohl geeignet, in die Schutzwerke des Platzes selbst mit eingeschlossen zu werden. Aus den noch vorhandenen Trümmern können wir schließen, daß es kaum irgend eine Seestadt gab, die nicht mit einem oder mehreren solcher κλειστοὶ λιμένες oder verschlossenen Häfen versehen war, die Schutz vor der See und Sicherheit vor dem Feinde mehr oder weniger der Kunst verdankten. Die Hafenfestung oder die Stadt selbst, wenn sie nahe genug am Ufer war, bestand aus einer Citadelle und einer untern Stadt, die den Hafen einschloß. Sowohl in der Citadelle, als in der untern Stadt war häufig eine zweyte und bisweilen eine dritte Linie von Wällen. In einigen Fällen war die Stadt selbst zu entfernt von dem Hafen für eine befestigte Verbindung; in andern war der Weg von der Hauptstadt zu der Hafenfestung durch zwey parallele Mauern geschützt. So waren Megara, Korinth und Sykion mit dem Meere verbunden, Argos eine kurze Zeit lang, und vielleicht viele andere Plätze, obgleich weder geschichtliche Zeugnisse noch Trümmer vorhanden sind, um die Sache zu bestätigen. Von den Patrensern sagt Plutarch, daß Alkibiades ihnen den Rath ertheilte, lange Mauern zu erbauen; aber Paträ stand so nahe an der See, daß man sich eher denken muß, es sey eine Hafenstadt gewesen, welche die gewöhnliche Sitte, den Verkehr längs der Küste abzuschneiden, vernachläßigt hatte, als daß sie eigentlich sogenannter langer Mauern bedurft habe.

Welcher von seinen Städten Griechenland das erste Beyspiel langer Mauern verdankte, läßt sich nicht ermitteln. Athen war es nicht, denn die langen Mauern von Megara wurden von den Athenern erbaut, noch ehe sie ihre eigenen hatten. Es ist in der That nicht wahrscheinlich, daß die langen Mauern Athens, die länger waren als die irgend einer andern Stadt, und darum die Vollendung dieser Art von Kriegsbauten zeigen, das erste Beyspiel derselben gewesen seyen. Vielleicht wurde diese Verbesserung des griechischen Befestigungswesens zuerst in Korinth oder Sikyon zur Ausführung gebracht. Diese Städte sind wenig mehr als eine (englische) Meile von der See entfernt, und ihre Lage macht solche Ergänzungen der Befestigungswerke besonders wichtig, nicht nur weil sie die Städte fester machten, sondern auch weil sie die Verbindung zwischen Nordgriechenland und dem Peloponnes beherrschten.

Für Athen, das See- und Handelsstaat war, ohne Insel zu seyn, und oft sich Feinden ausgesetzt sah, deren Landmacht der seinigen überlegen war, mußten lange Mauern besonders vortheilhaft seyn. Sie glichen einer Linie von Verschanzungen, vier (englische) Meilen lang, die sich gegen den Peloponnes und Böotien, die Seite der Gefahr, richtete, und durch eine zweyte Linie im Rücken geschützt war, so daß sie der ganzen Landschaft hinter ihnen bedeutenden Schutz gewährten. Für letztern Zweck war die Beschaffenheit des Bodens im Osten des Asty von bedeutender Wirkung.

Der Anhang zerfällt in 21 Nummern: 1) Ueber die tyrrhenischen Pelasger. 2) Ueber den Schatz auf der Akropolis im Jahre 431 v. Chr. 3) Ueber die Kosten der Bauten des Perikles. 4) Ueber die verschiedenen Schriftsteller, die Pausanias hießen. 5) Beschreibung Athens von einem Griechen des fünfzehnten Jahrhunderts. 6) Ueber einige, auf die Verehrung der Erde und anderer unterirdischer Gottheiten zu Athen bezügliche Denkmäler. 7) Ueber verschiedene Gebäude und Plätze in Athen. 8) Ueber das Denkmal des Philopappos. 9) Theseion, oder Tempel des Theseus. 10) Ueber den Tempel des Zeus Olympios (Ὀλυμπίειον, Olympium). 11) Ueber die Pnyx. 12) Ueber die Größe des Dionysischen Theaters. 13) Ueber die Versorgung Athens mit Wasser. 14) Ueber die Propyläen. 15) Ueber den Tempel der Nike. 16) Ueber das Parthenon. 17) Ueber das Erechtheion. 18) Ueber den äußern Keremeikos und die Akademie. 19) Ueber die Zeit, in welcher die Befestigungswerke des Peiräus angefangen wurden. 20) Ueber eine die langen Mauern betreffende Inschrift. 21) Ueber die Bevölkerung von Attika und Athen. — Zusätze.

Die Tafeln sind von seltener Anschaulichkeit und Präcision.

Art. XI. **Hesperus.** Gedicht in drey Gesängen, von **Theodor Stamm.** **Wien,** Druck und Verlag von **Carl Gerold,** 1844 77 S. kl. 8.

Je mehr die Dichtkunst in unserer Zeit von ihrem ursprünglichen Ziele, Geist und Gemüth in einen wohlgefälligen Einklang zu setzen, abgebracht, je mehr sie durch Tendenzjägerey aller Art ihres angestammten Adels beraubt wird, um desto mehr ist es Pflicht, auf die Bestrebungen solcher Poeten aufmerksam zu machen, welche unbekümmert um den Antheil und Beyfall der Menge nur ihrem inneren Berufe folgend, die Gefühle, welche in ihrer Brust wach werden, ausströmen lassen.

Unter jene Poeten gehört der Verfasser des **Hesperus,**

Graf Theodor Heusenstamm, der unter dem gewählten Namen Theodor Stamm bereits durch sein im Hofburgtheater beyfällig dargestelltes und seitdem in Stuttgart bey Cotta im vorigen Jahre in Druck erschienenes dramatisches Gedicht: »Ein weibliches Herz,« ehrenvoll bekannt ist.

Hesperus ist eine durch und durch poetische Erscheinung, nur für ein erzählendes Gedicht, was es denn doch der Hauptaufgabe nach seyn soll, zu dürftig und zu unklar. Wenn bey den meisten ähnlichen Werken unserer Tage weniger Schale und mehr Kern zu wünschen ist, wäre hier das Entgegengesetzte zu begehren. Was dem Dichter klar ist, muß durch ihn auch dem Leser klar gemacht werden, und das ist hier nicht immer der Fall. Uebrigens ist das Ganze Bürge einer echt poetischen Natur und eines zarten, innigen und tiefen Empfindens. Als Probe davon theilen wir die Strophe über Hellas mit:

Wo nur die Ros' — und sey's auf Grüften —
Den würz'gen Purpurkelch erschließt,
Sie kann es lassen nicht zu düften,
Weil dieser Duft ihr Leben ist;
So heben, Hellas! deine Kinder
Die Häupter lächelnd auf zum Licht,
Ob unter'm Tritt der Mahom-Rinder
Auch manches duft'ge Leben bricht;
Ob sie geboren auch in Banden,
Auch ihr Erlöser war ja arm,
Gehöhnt, gegeißelt und in Schanden,
Sie folgten ihm, ein treuer Schwarm;
Er prüfet ihre Treu' durch Herbe,
Wie Israel sind sie verbannt,
Durch Gram und heißen Wüstensand
Zu pilgern nach der Väter Erbe.
O dieses schöne Ziel im Blauen
Verfolge, gläubig-fromm, durch Grauen
Den Pilgerpfad, mein theures Vaterland!

Ob schmerzlich auch vom Sclavenlose
Die junge Seele mir erbebte,
Sie war der Kelch doch einer Rose,
Und hauchte Düfte, weil sie lebte.
Ist doch die Jugend schon ein Glück!
O, rief ich — wenn mein trunk'ner Blick
Ausschwärmte durch den Erdenraum
Nach seiner gold'nen Haine stolzen Wächtern
Die einstens mit olympischen Geschlechtern
Bevölkerte der Menschheit Kindertraum —
Ich bin ja doch, ja doch dein Kind,
Du schöne Mutter! Deine Züge,
Wenn gleich von Gram getrübet, sind
Dieselben, wie zur Zeit der Siege;

Und unter deinem Witwenschleyer
Verbirgst du hoffend Schwert und Leyer,
Bis die Befreyungsstunde sie
Einst wieder weckt zu Sieg und Harmonie.
Schon zweymal hat sie dir ertönt —
Dich zweymal blutig nur gehöhnt;
Mißtrau' dem Fremden! Nicht um dich zu retten
Eilt er herbey, er bringt nur and're Ketten;
Verschmerze, arme Mutter! deine Wunden,
Du sollst durch seiner Söhne Kraft gesunden.
Schon sammeln sich die heil'gen Schaaren,
Und Hydra übt die schlaue Kunst,
Von welcher einst in nicht'gen Dunst
Zerstäubt die hohle Hoheit der Barbaren!
So träumte ich — so sang ich; manches Herz,
Indeß es nur zu schlagen schien für Scherz,
Erglühte, so wie ich, in stillem Brande,
Und schmiedete zu Schwertern seine Bande.

Als Probe, wie kräftig und anschaulich der Verfasser zu gestalten weiß, mögen die Verse dienen:

Wer ist Er, dort auf schwarzem Roß,
Umdrängt vom reichen Dienertroß,
An dessen Ohr das Jubeltönen
Von Seleidas kühnen Söhnen
So unbeachtet kann ergeh'n,
Wie seiner dunklen Locken Weh'n?
Der, — wie das Roß, das seine Last
Stolz schreitend trägt und knirschend haßt —
In seiner Pracht und Jugend Schmuck
Zu tragen scheint verhaßten Druck?
Wer ist er, herrlich an Gestalt,
Zu zart der Mannheit, doch zu alt
Dem Jünglingslenz, an Stirn und Blick
So tief bezeichnet vom Geschick
Der Erde, daß die Lockennacht
Noch Morgen scheint, die sie umfacht?
Die Wange, deren Blüthenstaub
Schon lange ward des Sturmes Raub,
Umspielt sie je ein flüchtig Roth,
Es gleichet dem, das Wetter droht;
Die Lippe, deren Purpurfrucht
Bereits der tück'sche Wurm versucht,
Wenn noch ein Lächeln auf ihr wohnte,
Belacht, daß einst sie lächeln konnte;
Und der Geberden Spiel, so jäh
Wie Schreckenszucken, inn'res Weh;
Der stolzen Glieder kühner Schwung
Zusamm' gafasset, wie zum Sprung.
Ihr stolzes, reiches Leben gleicht
Der Zeder, die zur Wolke reicht;
Doch am verborg'nen Marke zehrt
Bereits der Feind, der sie verheert.

Es ist der kühne Suliot,
Der Kapitany Heliodor,
Der Jungfrau Traum, des Kriegers Gott,
Dem Spahi gleich der Monkir-Sense Blitzen,
Vor deren Grimm nicht Mandragor
Noch Derwisch-Amulette schützen.

Wo Reflexionen vorkommen, sind sie dem Gefühle untergeordnet, und werden nicht in didaktischer Prunkweise zur Schau getragen. Die Sprache ist dichterisch und gefeilt. Nur selten kommen Stellungen vor, die sich dem Prosaischen nähern, wie S. 12: »Die Blume, so noch träumend heut,« oder S. 15: »Die Arme in des Freundes Arm Umschluß,« oder S. 49: »Der Freudensaal, allwo« — ein Ausdruck, der S. 52 wiederholt wird.

So möge Hesperus in diesen Blättern, welche sich von der Empfehlung des Mittelmäßigen wie vom Tadel des Vorzüglichen fern zu halten gewußt haben, als achtbares Bestreben eines poetischen Gemüthes empfohlen seyn.

④ Anzeige-Blatt
für
Wissenschaft und Kunst.

Nro. CVII.

Untersuchungen
über die freyen Walliser oder Walser in Graubünden und Vorarlberg.
Mit einigen diese Gebiete betreffenden historischen Erläuterungen.
Von Joseph Bergmann, k. k. Custos.

II. Die freyen Walser in Vorarlberg.
(Fortsetzung.)

Wenn Graf Hugo von Werdenberg, dem die Landschaft Sargans, in welcher ob Azmoos noch ein Walserberg zu finden ist, dann Vaduz und der größere Theil des inneren Walgaues gehörten, gegen das Ende des dreyzehnten Jahrhunderts Walliser in diese seine Gebiete aufgenommen hat, so entsteht die Frage, wohin diese Ansiedler zuerst gekommen seyen? In alten Urbarien erscheinen am steilen Abhange über Triesen gegen Vaduz hin freye Walser. Dieser Triesnerberg, der nun einer eigenen Pfarre sich erfreut, zählt in 165 Häusern etwa 750 Viehzucht treibende und wohlhabende Menschen, die noch viel Eigenthümliches haben und mit Stolz sich Walser nennen. Wir ermuntern Männer jener Gegend, den ehemaligen Zusammenhang dieser Sporade mit ihren Schwestern um Sargans und Pfäfers, in Calvarisa am Mastrilsberge *) und im Vorarlbergischen ꝛc. zu untersuchen, sie zu vergleichen und ihre Resultate mitzutheilen, indeß wir hier die Letztgenannten, mit den einst werdenbergischen Walsern über Blumeneck beginnend, nach den auf der v. Hauslabischen Karte bezeichneten Gruppen unsern Lesern vorführen wollen.

A. Das obere oder größere Walserthal.

Steigt man von Ludesch, wo noch die Reben blühen, eine starke Stunde den an einigen Stellen ziemlich steilen Berg hinan, so kömmt man auf der Höhe im südlichen Eingange des Walserthales in die Pfarre Raggâl mit 470 Einwohnern. Sie liegt auf einer schönen Anhöhe, von drey Seiten offen, gegen Süden aber von dem waldigen Berge Pfannenknecht gegen die Winde geschützt. Im Sommer ist der Aufenthalt daselbst sehr angenehm, wahrlich ein schöner, gesunder, reizender Berg! Bey heiteren Tagen begrüßt uns jetzt, schreibt mir Herr Pfarrer Muxel, die Sonne mit ihren lieblichen Strahlen schon vor fünf Uhr; aber desto unangenehmer ist der Winter, in welchem, abgesehen von den

*) S. diese Jahrb. Bd. CV. Anzeigebl. S. 8 und 9.

stürmischen Winden und den heftigsten Schneegestöbern die erfreuende Sonne von St. Katharina bis St. Sebastian bey der Kirche nicht mehr scheint. Das Klima ist hier gemäßigt; in günstigen Jahren gibt es sehr viele Kirschen, im untern Theile des Berges auch etwas Birnen und Aepfel. Gerste, Hafer, Korn, Hanf rc. gedeihen vortrefflich, und Heu gibt es alle Jahre, besonders in etwas nassen Sommern, im Ueberfluß.

Wenn auch der Name Raggâl in vorwalserische Zeit fällt, so dürfte es doch einer der ersten hierlands von Wallisern bewohnten Orte gewesen seyn. Es soll nach Weizenegger-Merkle II. 360 daselbst im Thurmknopfe eine Schrift gefunden worden seyn, welche anzeigt, daß hier schon im neunten Jahrhundert eine Kirche bestand, deren Besucher aus Wallis in der Schweiz einwanderten!! Die Bergbewohner dieser Seite gehörten bis zum Jahre 1587, in welchem nach sechsjährigen Verhandlungen Raggâl eine eigene, dem h. Nikolaus geweihte Pfarre erhielt, nach St. Martin bey Ludesch, wo auf einem mäßigen Hügel die ehemalige uralte Pfarrkirche gestanden hat, weshalb noch an den Pfarrer zu Ludesch jährlich fünfzehn Gulden als Recognition gezahlt werden müssen. Ungefähr eine halbe Stunde von Raggâl in südöstlicher Richtung öffnet sich das kleine Nebenthal Maruol oder Marul mit dem gleichnamigen Dorfe von 380 Einwohnern, das sich einer im Jahre 1796 gestifteten Expositur erfreut, aber noch mit Raggâl Eine Gemeinde, und zwar die volkreichste der gesammten Walser, bildet, indem sie in 180 zerstreuten Häusern 850 Menschen zählt. Maruol erinnert unwillkürlich an Mörell *) im wallisischen Zehnten Raron. Nach Lutz's geographisch-statistischem Handlexikon der Schweiz 1827. Bd. II. 392 drückten die Herren der Burgveste Mangepan, deren wilde Trümmer auf einer Felsspitze über dem Dorfe liegen, die armen Thalbewohner so furchtbar, daß diese endlich im J. 1262 mit Hülfe des Grafen Peter von Savoyen den Gewaltthaten ein Ende machten und die Zwingburg brachen. Statt des heimischen Druckes mochten Manche in der Ferne neue Freyheit suchen. Daß in Raggâl so spät eine selbstständige Pfarre entstand, ist aus der nicht allzu großen Entfernung von Ludesch erklärlich.

Auf die Abstammung aus Wallis weiset auch die Verehrung des h. Theodul hin, der zu Raggâl zum zweyten Kirchenpatron gewählt wurde und dessen Andenken noch alljährlich gleichwie in Wallis am sechzehnten August feyerlich begangen wird. Wir glauben hier unsern Lesern das Nöthige über diesen h. Bischof und Landespatron von Wallis, der in Vorarlberg nur in den Kirchen der Walser verehrt und gemeiniglich St. Joder genannt wird, vorlegen zu müssen. Es gab zwey Bischöfe Namens Theodor in Wallis; der erste war Bischof zu Martinach (Octodorensis) und um 381 bey dem Concilium zu Aquileja, der andere Theodor, auch von Einigen Theodolus und Theodulus (Θεόδουλος = Diener, Knecht Gottes) genannt, war Bischof zu Sitten und wohnte nach Simler S. 25 im Jahre 505 der Kirchweihe des vom burgundischen Könige Sigmund gestifteten Klosters St. Moriz bey. Ein anderer Theodul soll drey Jahrhunderte später in Wallis gelebt haben, von welchem Sebastian Münster in seiner Kosmographie, Basel 1544, S. 358 und Ausg. 1550 S. 394 sagt: — »vnd hat der gros keyser Carlen anno Christi vngeforlich 805 disse graueschafft vnd prefectur geben dem heyligen bischoff Joder zu latin Theodolus, vnd allen

*) Auf meine an die Pfarre Mörell gemachten schriftlichen Anfragen habe ich noch keine Antwort erhalten. Vielleicht dürften Kenner der dortigen Geschichte einigen Aufschluß geben können.

seinen nachkommen den bischoffen.« Von diesem letztern Theodul wollen die sorgfältigsten Untersucher der Schweizergeschichte nichts wissen, wie auch Stumpff im 13. Kapitel des XI. Buches seiner Chronik meldet. Nach Simler war wahrscheinlich dem um die Ausbreitung des Christenthums in Wallis hochverdienten Bischof Theodor II. (daher Joder, wie im russ. Fodor) [1]) als Schutzpatron des Bisthums Sitten nach damaliger Gewohnheit die landvogteyliche Gerechtigkeit über Wallis vergabt worden.

Auch der gelehrte Köhler [2]), der in seinen historischen Münzbelustigungen Bd. XV. 25 einen Doppelthaler des gewaltigen Matthäus Schinner, Kardinals und Bischofs von Sitten, vom Jahre 1501 in Abbildung mittheilt, setzt den carolingischen Theodul gleichfalls unter die mährchenhaften Erdichtungen. — Nach der Legende bekam unser h. Theodul vom Papste zu Rom eine Glocke zum Geschenke. Unvermögend durch menschliche Hülfe dieselbe wegzubringen, habe er den Teufel, den er aus einem Besessenen ausgetrieben, gezwungen, das Geschenk über die Alpen nach Sitten zu tragen, daher erscheint auf den Thalern von Sitten hinter dem Heiligen in der Luft der glockentragende Teufel.

Rechts vom Wildbache Lutz [3]) führt den Wanderer ein jüngst fahrbar gemachter Weg an dem 1835 zur Pfarre erhobenen Türingerberge vorbey durch den kleinen Bezirk von St. Gerold und Plons in die beyden Alpenpfarren zum Sonntag und Buchboden, den jetzigen Hauptsitzen der Walser dieses Thales, wohin man auch zu Fuß von Raggál kommen kann. Streng genommen verdient dieser Bergstrich nicht den Namen eines Thales, weil sich nirgends, ob es gleich der Länge nach sich über vier Stunden Weges hinzieht, eine Fläche darbietet, die ein Thal bilden könnte, wenn auch die Strecke hinter Plons (s. die Hueber'sche Karte) Balletschina — Thälchen — heißt. Zwischen zweyen himmelanragenden Bergrücken, die mit Alpenhütten, abhäldigen Wiesen und Waldungen bedeckt sind, und sich ziemlich steil niedersenken, so daß in der Tiefe kaum für die zürnenden Wogen Raum ist, rauscht die Lutz, von kleinern Wildbächen aus den Seitentobeln geschwellt, über rauhes Gestein in's blumeneckische Thalgebiet der Ill zu hinab. So ist denn dieses obere Walserthal eigentlich nur ein einziges stundenlanges Tobel, das aus mehreren kleinern zusammengesetzt ist.

Wir wollen hier das Ortsgeschichtliche der beyden obersten Walserdörfer Sonntag und Buchboden, welche in politischer Beziehung noch immer Eine Gemeinde bilden, einreihen, und dann die Geschichte der ganzen Herrschaft Blumeneck, die aus ältern nicht walserschen und jüngern walserschen Elementen bestand, folgen lassen.

Die Gemeinde Sonntag.

Daß Sunnentag, Sunntag, jetzt Sonntag und zum Sonntag, welches unbezweifelt von der sonnigen Lage seinen Namen trägt, die ersten Ansiedler aus Wallis erhalten habe, meldet eine

1) Auch die Kirche zu Davos am Platz heißt St. Theodor.

2) Vgl. Gottl. Emanuel v. Haller's Schweizerisches Münz- und Medaillenkabinet. Berlin 1781. Bd. II. Nr. 2223 — 2248; Madai's Thalerkabinet Nr. 893 und 894 u. and.

3) Vielleicht vom roman. lozza, ital. luto, Schlamm, da in der Ebene die Lutz vor ihrer Einmündung nach heftigen und anhaltenden Regengüssen oft Verheerungen anrichtet. Zur nämlichen Wurzel gehören wohl Ludesch, Bludesch rc.

Note im dortigen Pfarrurbar, welche zwar von neuerer Hand ist, aber nach alter Ueberlieferung lautet: »Die ersten Einwohner kamen aus Wallis, und nach einem uralten Briefe in der Propstey St. Gerold heißen diese Walliser — Fremde.« Die Walser selbst lassen nach der Sage ihre Voraltern aus Wallis stammen, sie seyen vertriebene Walliser gewesen; daß sie aus Graubünden hergezogen seyen, hört man nie. Andere Ueberlieferungen findet man bey dem Volke selbst nicht [1].

Wenn wir die erste Einwanderung der Walliser aus dem Gebiete von Raron in den Bergstrich von Blumeneck in die Zeit des Grafen Hugo von Werdenberg setzen, und die unter den Walsern lebende Ueberlieferung ihre Stammältern aus Wallis vertrieben seyn läßt, so mögen wahrscheinlich bey dem Drucke der Zwingherren auf Mangepan, und dann am Ende des in Wallis stürmevollen dreyzehnten und im Anfange des vierzehnten Jahrhunderts mehrere Familien vertrieben oder freywillig ausgewandert seyn, nämlich zu jener Zeit, als ein Herr von Raron sein Volk waffnete und im Vereine mit dem kriegerischen Peter von Thurn zu Gestelenburg vom Bischofe von Sitten Bonifaz von Challant, dem Berner Bundesfreunde, bey Leuk 1301 überwunden wurde, und auf Saxon in dessen Gewalt kam, in welchen Tagen auch mit Visp, Naters und Wilhelm von Mörill Krieg war [2]. Wären in den Wirren und Fehden von 1375 — 1388 mit dem Freyherrn Anton Thurn zu Gestelenburg, für welchen Türing Freyherr von Brandis aus dem von ihm beherrschten Simmenthale herüber im J 1376 seine Mannschaft wider die Landleute von Wallis führte und fiel [3], und mit den grünen und rothen Grafen Amadeus VI. und VII. von Savoyen und dem mit ihnen versippten Grafen Rudolph von Greyerz, der sammt der starken savoyischen Waffenmacht um den 20. Dec. 1388 bis Visp auf's Haupt geschlagen wurde, also gegen ein Jahrhundert später, Oberwalliser nach Vorarlberg ausgewandert, so dürfte uns schon genauere Kunde überliefert seyn, da um diese Zeit die Geschichte unseres Ländchens sich mehr aufhellet und schon allenthalben Walser genannt werden. Schweizerische, mit der Detailgeschichte von Oberwallis vertraute Geschichtsfreunde und Forscher werden vielleicht den rechten Zeitpunct einer solchen Auswanderung nachzuweisen vermögen. In dieser Zeit dürften auch die ersten deutschen Gemeinden über dem Monte Rosa [4]) in Piemont gegründet

---

1) Diese dankwerthen Mittheilungen über Sonntag verdanke ich der Güte des dortigen Herrn Pfarrers Johann Algäuer.

2) Vgl. die allzugedrängte Erzählung in Joh. v. Müller's Gesch. der schweiz. Eidgenossenschaft. Bändchen VIII. S. 294 und XVIII. 65. Anmerk. 148 der kleinen Ausgabe.

3) Stumpff's Schweizer Chronik. Zürich 1586 in Fol. S. 620.

4) Da der Monte Rosa lateinisch Mons Silvius genannt wird, so umfaßt Professor Schott diese deutschen Bewohner, etwa 7000 in acht Gemeinden, mit dem Gesammtnamen Silvier, welche sich gleich unsern Walsern in mehrere Gruppen eintheilen lassen: a) im Thale der Lesa oder Lys, die in die Dora Baltea einmündet, sind Issime, Gabi, Gressoney, der bedeutendste Ort, hinter dem die Lys etwa 6300 Fuß über dem Meere aus einem Gletscher hervorbricht. Diese sind von jeher Unterthanen des Beherrschers von Piemont, und unterstehen dem Bischofe von Aosta; von da gelangt man über die 8748 Fuß hohe Aaling-Furka östlich b) in's Sesia-Thal, wo Alagna und am Sarmenta-Bache Rima; über dem kleinen Turloz c) im Thale der Anza ist Macugnana; über dem Col di Rocchetta d) Rimella am Mastalone; und endlich e) Varallo unten an der Mündung des Thales und Flüßchens Mastalone in die Sesia. Die Gemeinden b, d und e wurden im Frieden zu Turin am

worden seyn, worüber Herr Professor Albert Schott in seinem sehr verdienstvollen Buche S. 210, vgl. 93 f., allzuspärliche Notizen mitgetheilt hat. Spätere Forschungen werden vielleicht unsere Walser und den Kern dieser deutschen Bewohner in Piemont als weit getrennte Glieder desselben Stammes, nur im Laufe der Jahrhunderte durch verschiedene Einflüsse verschieden schattirt, darzuthun vermögen, zumal sich bey beyden gleiche Geschlechtsnamen finden, von denen ich am Schlusse dieser Abhandlung zu reden gedenke.

In den ältesten Zeiten gehörte (um nun wieder auf das Walserthal zurückzukommen) die Sonnen- oder Nordseite des Thales Sonntag mit Buchboden zur Pfarre St. Anna [1]) in Türingen hinab, so wie die Litze oder Schattenseite [2]) nach St. Martin bey Ludesch nach S. 2. Dieses erweisen die Pfarrurkunden, nach denen der Pfarrer zu Türingen von Sonntag jährlich zwey Pfund Recognition zu beziehen hat, welche noch alljährlich mit 2 fl. 17½ kr. in Reichswährung abgeführt werden.

Wann hier eine Kirche gebaut worden, läßt sich mit Gewißheit nicht ermitteln, jedoch bestand schon eine im J. 1353; denn es liegt ein pergamentener Brief von diesem Jahre in der Kirchenlade mit drey Sigillen versehen, nämlich dem des Comthurs zu St. Johann [3]) in Feldkirch, des Magistrates der Stadt Feldkirch und des Bischofs zu Chur, worin es unter anderm heißt: »Daß jeglicher Lütpriester oder sein Helfer zu Thüringen noch hineinhin ewiglich gebunden sin soll by gehorsam vnsers heiligen Ordens von Jerusalem, alle Sunntag und Firtag ze Sunnentag kom, Meß hab vnd gottesdinst begengi, — ze töffent vnd sie da ze bestattent, — Bychthören mit berichten des heil. Sakraments vnd andern Stucken.« Später scheint ein Helfer beständig hier gewesen zu seyn, indem im Pfarrurbar etwas von einem alten Frühmeßhause vorkommt, das verkauft wurde. Vom Jahre 1410 an kommen im Urbar Stiftungen vor, welche für die Kirche gemacht wurden. Unter dem Papste Innocenz VIII. im J. 1489 wurde Sonntag zur Pfarre erhoben, daher ist Dr. Staffler's Angabe (II. 129) 1590 zu berichtigen. Die Urkunde von Rom mit den Siegeln von zwölf Kardinälen liegt in der Kirchenlade. Auch kommt im Urbar im J. 1498 Peter von Immenstatt als Pfarrer vor. Das Taufbuch von Sonntag beginnt mit dem

---

8. Nov. 1703, und Macugnana sub a nach dem neunten Artikel deß Wormser Tractates am 13. Sept. 1743 vom Herzogthume Mailand an Piemont abgetreten; diese gehören zur Diöcese Novara. S. die topographische Karte in des nunmehrigen k. k. F. M. L. Freyherrn v. Welden »Der Monte Rosa. Wien 1824.« Vgl. Schott S. 89 f. und allgem. Zeitung 1844 vom 30. Juny, Beylage Nr. 182.

1) Nun ein Filialkirchlein; die heutige Pfarrkirche zu Türingen, welche der Abt Sebastian Hiller († 1730) von Weingarten auf des Klosters Unkosten baute, ist dem h. Blutzeugen Stephan geweiht.

2) Nach dem Ausdrucke des Volkes, welches so die Südseite und die nördlich der Lutz gelegene die Sonnenseite nennt, weil diese mehr den Sonnenstrahlen ausgesetzt ist. Letz, und dialectisch litz und lerz, adj. und adv., verkehrt, der rechten Seite entgegengesetzt, somit links; dann schlecht, die letz' Seite vom Tuch; vgl. Schmeller's bayerisches Wörterbuch II. 530. Auch heißt der Bach, der das Marulthal durchfließt, die Litz.

3) »Sonnentag« ein eygen Gericht vnd Pfarr, hoch im Wilden gebirg gelegen, hierinn ligen vil Alppen, dann sonsten kein Frucht wachßt, deren Pfarr Lehenherr, das Ritterhauß zu Veldtkirch.« Schlehen S. 69.

Jahre 1591, das Trauungs- und Sterbebuch mit 1632. Daß vielleicht fast aus dem ganzen Thale, — wohl sicherlich von Buchboden, — Kinder zur Taufe nach Sonntag gebracht wurden, beweiset die große Anzahl von Taufen, z. B. im J. 1602 zwey und vierzig Taufen, im J. 1604 zwey und sechzig, 1643 ein und fünfzig Taufen und nur sechs Todfälle, und 1644 vierzig Taufen und neun Todfälle, kurz durch hundert Jahre herab alljährlich über dreyßig Taufen, wo hingegen jetzt bey der übervölkerten Pfarre Sonntag in zehnjährigem Durchschnitte nur zwanzig bis zwey und zwanzig vorkommen, welche Anzahl das mit Sonntag damals verbundene Buchboden nicht hervorbringen konnte, indem es jetzt kaum 140 Menschen zählt und zu jener Zeit kaum die Hälfte davon haben mochte. — Dürften nicht die neugebornen Kinder von Fontanella, das bis um 1674 nach Damüls eingepfarrt war, im strengen und langandauernden Winter wegen der geringern Entfernung in Sonntag getauft worden seyn? Man vergleiche das Mißverhältniß der Taufen und der Todfälle in den Jahren 1643 und 1644! Außer der Schule, die bey der dem h. Oswald geweihten Pfarrkirche ist, hat dieselbe noch drey Schulen in den Weilern Seeberg, Stein und Türtsch.

Der h. Theodul wurde früher auch in Sonntag wie zu Raggál verehrt; denn in der Errichtungsurkunde der Pfarre (von Rom 1489) wird ein Ablaß demjenigen verliehen, qui praedictam Ecclesiam in ejusdem S. Dominici, S. Oswaldi, Sancti Theodoli etc. festivitatum diebus visitaverit. Auch heißt es im Urbar in alter Schrift, daß in der alten Kirche ein Altar in honorem Margarethae et Theodoli gewesen; noch im siebzehnten Jahrhundert ward manchem Knäblein in der Taufe der Name Theodul gegeben. Zu Sonntag und Buchboden finden sich keine alten Gemälde, Abbildungen und Statuen. Die Altäre in Sonntag sind alle aus neuer Zeit, und das Schiff der Kirche wurde im Jahre 1806 durch eine Schneelawine von Grund aus zerstört, wobey die alten Stücke vermuthlich verloren gingen.

Für die in der blutigen Schlacht beym Dorfe Frastanz gefallenen Walser ist in der Pfarrkirche zu Sonntag ein ewiger Jahrtag gestiftet mit vier Messen auf feria III. Paschae. Hierüber heißt es im Urbar: »Do man zelt vō Xsti Gipurt CCCC *) vnd lxxxxviiii Jahr uf einen samstag zerwegen geschach die schlacht ze Frastenß vnd würden erschlagen vnd ertrenkt in der yll uß dißer Pfarr xxiii.« Die Namen der erschlagenen Walser (46 an der Zahl) wurden vor vierzig Jahren noch in der Kirche verlesen, und heißen nach dem Urbar und den alten Verkündbüchern: »Hans of dem Boden (einem Orte mit vier Häusern zu Sonntag), Kriste Rinder, Joß (Jodok) Schäffer, Hensle Hartman, Paule Geußner, Hensle Dietrich, Bernhart milte vnd ludwig sin sün. Victor geusner, Claus matle, Thoma freyer, Crista Bickel, Hanns King, Jung Hanns King im ritelen (einem Orte zu Sonntag), Simon springler, Hanns mat uf dem Stein (einem Orte zu Sonntag), Hartman neslē, Hennsle berchtold, stofel welte. Hensle marte, Toma schwarzman. Jung Hanns schwarzman, Toma Schwarzmans sun. Marte zu der Luz. Hanns kasper. Jos. kasper. Casper welte. lenhart Geusner. Hanns Bramer. Toma Riezl. Symon Grabē. Jeck Grabē. Fr(anzl?) sug. Christa burger. Crista Riezler, Steffa Tobler. Hanns Burger, Peter Burger, Marte

*) Damals wurde das M.illo häufig weggelassen. Die Schlacht war an einem Samstage, dem Festtage des h. Sulpitius, Patrons zu Frastanz, am 20. April 1499.

Thoma, Vlrich Thoma. Thoma tietzen. Henri zu der luz [1]). Petter vn Büen [2]). lüti stüder. Hanns spar [3]). Hanns Schwitzer. Hanns Bernhart... Dieser Jartag ist gestift anno Dm. 1499«, wie es weiter im Urbar heißt.

Da zu dieser Zeit das ältere Raggâl nach S. 2 noch keine eigene Pfarrkirche hatte, so bildete Sonntag, das bey wachsender Bevölkerung wegen seiner von Türingen weit entfernten Lage im winterlichen Hochgebirge bald eine Kirche haben mußte, damals gewissermaßen die einzige, reinwalserische Pfarrkirche dieses Bezirkes, daher wahrscheinlich daselbst der Jahrtag für alle erschlagenen Walser.

Hier wiederholt sich auf kleinem Raume, was wir auf größerem beym vorarlbergischen Oberlande gesehen; wir finden nämlich romanische Namen der Alpen mit spätern deutschen gemischt. Schgarnei oder Ischgernei, Schadona (Bd. CVI. S. 40), Clesenza, Matona, Laguz, Steris, Ober- und Unter-Partnun; dann Ober- und Unter-Alpschellen, Ober- und Unter-Ueberlut, Gaden, Metzgertobel, Huttlen, Wang.

Buchboden erhielt nach dem Pfarrurbar im Jahre 1638 eine kleine Kapelle, worin zwölf Personen Raum hatten; im J. 1678 wurde eine größere Kapelle mit einem Widdemhaus erbaut und laut der Separations-Urkunde von 1710 Buchboden von der Mutterkirche getrennt und zur eigenen Pfarre erhoben.

So haben wallische Ansiedler sich neben und über den ältern, vordem romanischen Bewohnern in Frasuna (CVI. 40) und Balletschina, zu Raggâl und Maruol, in Sonntag und auf Buchboden im stillen Laufe der Jahre so ausgebreitet, daß dieses Thal heute noch das Walserthal genannt wird.

Wir wollen den Bd. CVI. S. 53 abgerissenen geschichtlichen Faden der ganzen Herrschaft Blumeneck und der Schicksale dieser Walser wieder anknüpfen, welcher den vaterländischen Leser bis auf unsere Tage herabführen möge.

Am 14. Februar 1391 [4]) versetzte Graf Heinrich von Werdenberg und Sargans, Herr zu Vaduz, für sich und seine Erben seinem lieben Bruder Ulrich Türing von Brandis und dessen Erben für dargeliehene 1600 Gulden in Gold seine eigene Veste, gelegen im Walgau, genannt Blumeneck (wo ein Burgmann wohnte), sammt Leuten, Gütern und was dazu gehört, mit Angabe der Gemarkung, darin ausdrücklich nur: »die Dörfer Ludesch, Türingen, Bludesch, die Vogtey in Wallentschinen und zu Frisen«, so lange, bis sie wieder eingelös't würde. Am 19. Juny 1398 [5]) überließ dieses Grafen Heinrich Bruder Hartmann II., Bischof zu Chur, vor offenem Gerichte zu Zürich seinen lieben Brüdern [6])

1) Dieser Name kommt wahrscheinlich von dessen Wohnung an der Lutz.

2) Von Büen = von der Büne; wahrscheinlich der heutige Name Vonbun, der in der ganzen Gegend guten Klang hat. Jakob von Bun, Michael Lins und Hieronymus Pappus aus Feldkirch wurden im Juny 1512 an der Universität zu Wittenberg immatriculirt, wo von 1503 bis 1523 sieben und vierzig Jünglinge aus Vorarlberg studirten.

3) Ein Hanns Sparr von Raggal lebt gegenwärtig als Benefiziat zu Röthis.

4) Nach der Urkunde im k. k. Haus-, Hof- und Staatsarchive; daher ist die Angabe im J. 1351 bey Schlehen S. 57, Prugger S. 130 und bey Weizenegger-Merkle II. 70 irrig.

5) Nach einem Transsumpt ddo. 24. März 1403 im genannten k. k. Staatsarchive.

6) Nach meiner Stammtafel der letzten Grafen von Montfort-Feldkirch in

Wolfharten und Ulrichen Türing Freyherren von Brandis zur Ausgleichung ihrer gegenseitigen Ansprüche aus der mütterlichen Erbschaft die Veste Blumeneck sammt allen Rechten und allem Zugehör, mit einziger Ausnahme der Vogtey Valletschina. Derselbe Graf Hartmann übernahm nach einer Urkunde vom 6. July 1398 sogleich wieder von den beyden Brüdern dieselbe Veste sammt Zugehör auf seine Lebenszeit gegen einen jährlichen Zins von hundert Pfunden Konstanzer Münze, und stellt sogar Bürgen, überläßt aber ddo. Chur 1. Sept. 1405 alle seine dießfälligen Ansprüche seinem Bruder Wolfhart. Diese von Brandis erhielten auch die Herrschaft Vaduz sammt Leut' und Gut zwischen dem Schanwald und St. Lucissteig im J. 1404 um 4000 rheinische Goldgulden, dann auch die Herrschaft Schellenberg und Eschnerberg, womit K. Wenzel im J. 1396 die Werdenberger belehnt hatte, von denselben Gebrüdern von Werdenberg, — da sie durch ihre von 1392 bis 1400 geführten Fehden, besonders gegen Ulrich Brün (Braun) Freyherrn von Räzüns, bedrängt waren — erst pfandweise, endlich, da diese die Pfandschaft auszulösen unfähig waren, erbeigen. Die letztwillige Verfügung des Bischofs Hartmann vom J. 1412 in Betreff seiner beyden Vesten Sonnenberg, in der er nach unruhigem Leben am 6. Sept. 1416 starb, und Blumeneck, welche im J. 1405 die Appenzeller gebrochen hatten, lautet zu Gunsten seines Bruders Wolfhart von Brandis und dessen Sohnes Wölfle, seiner (des Bischofs) Vettern. Später bekam Wolfhart (Wölfle?), vom J. 1439 bis 1442 österreichischer Vogt zu Feldkirch, noch hinzu aus der Toggenburgischen Erbschaft mit Türing Freyherrn von Aarburg Maienfeld und Marschlins. Kaiser Friedrich III. (IV.) bestätiget ddo. Linz 16. Oct. 1492 den Gebrüdern Ludwig und Sigmund Freyherren von Brandis und K. Maximilian I. ddo. Konstanz am 2. August 1507 dem Letzteren allein, da Ludwig wahrscheinlich gestorben war, den Blutbann, die etwaigen Bergwerke, die althergebrachten Rechte, Maut und Zölle, Freyheit von fremden Gerichten, namentlich vom westphälischen; ferner: was auch Bastarden und herkommen Leut, die man an denselben Enden nennt Landzügling, sich in ihre Grafschaft, Herrschaften und Gerichten niederlassen und wohnen würden, daß denen von Brandis und ihren Erben dieselben hulden und schwören und wie andere ihre Untersäßen gehorsam und gewärtig seyn sollen. Daß auch all und jeglich Dörfer, Höfe und Weiler, in den obgenannten Herrschaften und Gerichten gelegen, die nicht ordentliche Gerichtsherren haben, die genannten von Brandis und ihre Erben für ihre rechte Herren und ordentliche Richter erkennen und dawider keine andere Herrschaft annehmen noch suchen sollen *). Obgleich hier von Landzüglingen und Leuten, die nicht ordentliche Gerichtsherren haben, die Rede ist, so geschieht doch mit keiner Sylbe von den Walsern und ihren Bergdörfern Raggâl und Maruol und vom Sonntag, wo doch schon eine Pfarre bestand, irgend

---

Chmel's österr. Geschichtsforscher Bd. I zu S. 171 und nach der Urkunde VIII S. 194 f., vgl. S. 206 daselbst waren die beyderseitigen Mütter, deren Namen nicht genannt sind, Schwestern und geb. Gräfinnen von Montfort-Feldkirch, daher sie sich, wie es damals häufig geschah, Brüder nennen konnten. Nach Weizenegger-Merkle II. 31 und 70 waren sie gar Stiefbrüder, so daß Agnes Gräfin von Montfort mit Hartmann I. Grafen von Werdenberg-Sargans und dann mit einem Freyherrn von Brandis vermählt war.

*) Erwähnt in dem Blumeneckischen Freyheitsbriefe vom K. Ferdinand II. ddo. Wien 28. May 1621.

eine Erwähnung; sind vielleicht unter den Landzüglingen und den Leuten ohne ordentlichen Gerichtsherrn unsere Walser zu verstehen?

Verena, die einzige Schwester dieser letzten Freyherren von Brandis, war mit dem Grafen Alwig von Sulz und Landgrafen im Kleggau († 1493) vermählt, und brachte nach dem noch im J. 1507 erfolgten Tode ihres Bruders Sigmund diese Gebiete und den schwarzen, vorne flammenden Baumast oder Brand im silbernen Felde erblich [1]) an ihren Sohn Rudolph V., der mit Johann Freyherrn von Brandis schon im J. 1509 Maienfeld um 20,000 Gulden an die drey Bünde verkaufte [2]). Derselbe Johann, der letzte Freyherr von Brandis, Herr zu Vaduz, Dompropst zu Chur und Domherr zu Straßburg, verkaufte ddo. 12 July 1510 gänzlich seine durch väterliche, mütterliche und brüderliche Erbschaft an ihn gefallenen Herrschaften Vaduz, alten und neuen Schellenberg und Blumeneck mit Schlössern, Dörfern, hohen und niedern Gerichten, Bännen, Leuten und Gütern ꝛc. Rudolphen Grafen von Sulz, Landgrafen von Kleggau, seinem Vetter (Neffen) um 12,000 Gulden rheinisch, mit der Verbindlichkeit, die auf den genannten Herrschaften haftenden Schulden zu übernehmen [3]).

Den freyen Walsern, die im Gebirge über der Herrschaft Blumeneck wohnten, mußten bey vermehrter Bevölkerung unter sich und in Berührung mit den Nachbarn die Nachtheile ihres gewissermaßen herrenlosen Zustandes immer mehr und mehr fühlbar werden. Da sie nach erlittenen Rechtsverletzungen und gefährdeter Sicherheit nirgends ihre Klagen anbringen konnten und ihnen somit Niemand Recht und Schutz gab, schlossen sie, nach Weizenegger-Merkle II. 73 im J. 1526 einen Vertrag der Unterwürfigkeit mit demselben Grafen Rudolph V. († 1535) als Herrn von Blumeneck, der in seinem Kleggau das doppelte Mißgeschick des Schweizerkrieges und des Bauernaufstandes schwer empfinden mußte. Sie bestimmten ihre Abgaben an denselben auf 45 Pfund Pfenning mit dem Beding: daß dieser Betrag nicht erhöht werden dürfe, so lange einer der unterhandelnden Walser lebe; deren Nachkommen aber sollen gleich andern Unterthanen der Herrschaft Blumeneck behandelt werden. Seitdem machte dieses Walserthal einen Bestandtheil von Blumeneck aus. Mehrere leibeigene Leute von jenen Bergen, welche Ursula von Siegberg [4]) ihrem Gemahle Diepold von Schlandersberg zugebracht hatte, verkaufte dieser am 25. July 1535 für 190 Gulden an die Grafen von Sulz.

Nun verkaufte des Erwerbers Urenkel, Rudolf VII. Graf von Sulz, Landgraf im Kleggau, des h. römischen Reichs Erbhofrichter zu Rotweil, der röm. kaiserl. Majestät und der fürstlichen Durchlaucht zu Oesterreich Rath ꝛc., mit Einwilligung (vom 7. Februar 1613) sämmtlicher Grafen von Sulz, nämlich seines Bruders Karl Ludwig [5]) und

---

1) Nach demselben Freyheitsbriefe vom Jahre 1621.

2) Eichhorn Episcopat. Curiens. p. 139.

3) Urkunde im k. k. Haus-, Hof- und Staatsarchive.

4) An der Ill in der Gemeinde Göfis liegt der im Jahre 1358 gebrochene Burgstall Siegberg.

5) Graf Karl Ludwig von Sulz war ein tapferer Kriegsmann, diente in den Niederlanden, dann in Ungern gegen die Türken, und war vom J. 1604 bis 1607 des K. Rudolph II. Hofkriegsraths-Präsident zu Wien. Er verkaufte nach Schleben S. 71 im J. 1613 die Herrschaft Vaduz und Schellenberg dem Gemahle seiner Tochter Anna Amalia, dem Grafen Kaspar von Hohenems, um 200,000 Gulden, und starb 1617.

dessen beyder Söhne Alwig und Karl Ludwig Ernst, wie auch seines eigenen Sohnes Johann diese fern gelegene reichsunmittelbare Herrschaft Blumeneck, die in diesen Urkunden öfters auch Grafschaft genannt wird, sammt allen zugehörigen Rechten, Freyheiten, Land und Leuten, mit Ausnahme des vom Reiche zu Lehen herrührenden Blutbannes in derselben, und die Vogtey [1]) Friesen als Lehen vom Gotteshause Einsiedeln am 7. Februar 1613 dem Abte Georg Wegelin [2]) und dem Convente des Klosters Weingarten um die Summe von 150,000 Gulden und 1000 Gulden Leitkauf. Die Urkunde befindet sich im k. k. Haus-, Hof- und Staatsarchive; desgleichen die Bestätigung dieses Kaufes vom K. Matthias ddo. Linz 20. Dec. 1613, der kaiserliche Lehenbrief für Weingarten vom 3. Juny 1614. Das Notariats-Instrument der Uebergabe und der Immission, wie auch der geleisteten Huldigung ist zu Bludesch am 28. April 1614 im Hause des noch sulzischen Untervogtes Herrn Hanns Rudolph von der Halden von den beyderseitigen Commissären unterfertigt. Kaiser Ferdinand II. bestätigte ddo. Wien 28. May 1621 dem Abte Georg und dem Gotteshause zu Weingarten in Anerkennung der dem Reiche und dem Hause Oesterreich bey Gelegenheit des venetianischen Kriegs und der Unruhen in Böhmen erwiesenen Dienste die althergebrachten Freyheitsbriefe, »doch soviel die Freyheit für frembde Gericht anlangt, die Sachen und Fäll, so in weiland Vnsers geliebten Herrn vnd Vetters Kayser Maximilians des Andern Hochlöblichster Gedächtnuß, jüngst erneuerten Hoffgerichts Ordnung zu Rottweil, vnter dem fünfften Titul des Andern thails, außtruckenlich begriffen seindt, außgenomen.« Das von der appenzellischen Zerstörung wieder hergestellte Schloß Blumeneck gewährte mehr als einmal dem reichen Kloster die sicherste Zufluchtsstätte für Personen und Kostbarkeiten, z. B. für das Original des Chronicon Hirsaugiense [3]) vom berühmten Abte Tritheim, namentlich

---

1) Die Vogtey über Friesen, d. i. St. Gerold, nicht aber die Propstey selbst, wie Memminger's Beschreibung des Oberamtes Ravensburg 1836. S. 152 unrichtig angibt.

2) Dieser Abt Georg verdient als Vorarlberger unsere nähere Beachtung. Er war am 20. März 1558 zu Bregenz geboren, wo sein Vater Wolfgang W. Amtmann der österr. Herrschaften Bregenz und Hoheneck war, machte seine Studien zu Dilingen, trat in's Kloster Weingarten, ward am 10. Nov. 1586 einstimmig zum Abte gewählt und starb am 10. Oct. 1627. Er wird als die Perle der schwäbischen Prälaten seiner bedrängten Zeit und von den Seinigen als der zweyte Gründer des Stiftes gepriesen. Er schrieb zwey Folianten libros Abbatiales. Sein Leben und Wirken beschreibt Gerhard Heß, Prior desselben Klosters und vom J. 1785 an Statthalter in unserm Blumeneck, ausführlich in seinem Prodromus monument. Guelficor. etc. seu Catalogus Abbatum Imp. monasterii Weingartensis. Aug. Vindelic. 1781. p. 298—429. Derselbe vorsorgende Abt Wegelin hatte schon am 31 Dec. 1610 die vom Grafen Hugo von Montfort 1218 gestiftete Malteser-Commende zu St. Johann in Feldkirch um 61,000 Gulden gekauft, die er nach Heß S. 426 im J. 1617 zu einem Priorate machte, welchem der bekannte Genealog und Historiker P. Gabriel Bucelin (Buzlin) aus Dießenhofen im Thurgau lange vorstand, und wo er auch ruht. Am 17 Jänner 1695 verkaufte Abt Wilibald dieses St. Johann der Stadt Feldkirch, nachdem viele dazu gehörige Theile der Herrschaft Blumeneck einverleibt worden waren, und verlegte das Priorat nach Hofen am Bodensee. Die Stadt überließ dasselbe am 24. Februar 1696 dem Stifte Ottobeuern um 22,000 Gulden, dem es bis 1802 verblieb. In dem schönen, von letzterem aufgeführten Gebäude ist seit dem November 1809 das Gymnasium, an dem ich meine Studien begonnen habe.

3) Das berühmte, im J. 1558 unter Herzog Christoph in eine evangelische Klosterschule verwandelte Benedictiner-Stift Hirschau an der Nagold ward in Folge des Restitutionsedictes wieder hergestellt, und der fromme

zu Ende des Jahres 1646, als die Schweden über Leutkirch vorrückten, und am 6. Jänner 1647 unter Wrangel das feste und beutereiche Bregenz einnahmen, ferner war am 25. Oct. 1680 wegen wachsender Gefahr vor den Franzosen der Kirchenschatz hieher gebracht, desgleichen fand im May 1703 beym Vorrücken der vereinten französisch=bayerischen Truppen Abt Sebastian hier seine Sicherheit. Nach Heß S. 493 scheint das Stift anfangs einen Amtmann bis nach dem Tode Rudolph's von Halden († 8. April 1674) daselbst gehabt zu haben, von nun an wurde aber keiner mehr eingesetzt, sondern alle Geschäfte durch den zu St. Johann in Feldkirch weilenden Pater Vikar sammt einem Amtsschreiber und nach Verkauf dieses Priorates von einem Stiftsconventualen als Statthalter besorgt. Die walserischen Gebirgsgemeinden Raggâl mit Maruol, Sonntag und Buchboden hatten einen Gerichtsammann, den das Volk selbst und zwar auf dem Platze vor der St. Anna=Kirche zu Türingen sich erwählte. Die Gemeindeleute versammelten sich daselbst mit ihren Fahnen und klingendem Spiele. Die zwey zur Wahl vorgeschlagenen Männer, in schwarze Mäntel gehüllt, standen von einander entfernt; derjenige, zu dem die größere Menge sich drängte, war Gerichtsammann. Da gab es oft Eifersucht und als Folge Schlägereyen. Die Wahl fiel gewöhnlich auf einen von Sonntag oder Raggâl, so daß diese Gemeinden meistens in der Besetzung wechselten. Jede Gemeinde hatte für sich ihren Vorgesetzten, Waibel und Geschwornen. Die Gerichte wurden gehalten nach alten Rechten und Gewohnheiten; der Landesbrauch war Gesetzbuch. Peinliche Fälle wurden im Stifte Weingarten selbst abgethan. Steuern und Abgaben waren sehr gering. Am 16. Dec. 1648 wurde mit Weingarten ein Vertrag geschlossen, kraft dessen das Stift gegen Erlag von 12,000 Gulden von aller Steuerforderung auf immer abstand, mit Vorbehalt des jährlichen Reichspostulats. Unter dem Krummstab war gut wohnen! Eine neuere, vom Stifte Weingarten erlassene Landesordnung ist aus einer Abschrift, welche im J. 1768 von einem Bauer gemacht wurde, zusammengezogen und in Weizenegger=Merkle's Vorarlberg I. 242 — 255 mitgetheilt.

Durch den Reichsdeputations=Hauptschluß ddo. Regensburg 25. Februar 1803 kam außer Fulda, Corvei und der Reichsstadt Dortmund auch das reichsfreye Weingarten sammt seinem Blumeneck, wie auch St. Gerold und die Pflegey Bendern *) an den Erbprinzen Wil=

Andreas Gaist von Wildegg, Profeß von Weingarten und Prior zu St. Johann in Feldkirch, am 15. May 1635 zum ersten Abte consecrirt, starb aber am 28. April 1637. Ihm folgte am 5. May durch Wahl Wunibald Zürcher, floh aber, in jenem wilden Kriegsgewirre vertrieben, nebst andern Schätzen auch mit der lange verborgenen Originalhandschrift der Hirschauer Chronik Johann's von Trittenheim († 1516) erst nach Weingarten, dann nach St. Gallen, wo zum Glücke eine Abschrift genommen wurde; von da begab sich der Abt mit diesem Kleinode nach dem Schlosse Blumeneck, wo auch der Kurfürst Maximilian von Bayern mehrere Documente abschreiben ließ. Als das Schloß plötzlich in Brand gerieth, ward auch dieses Manuscript von den Flammen verzehrt, und Wunibald, der kaum das Leben rettete, starb allhier am 18. Oct. 1664. S. die Vorrede S. 3 dieser vom gelehrten St. Galler Bibliothekar Hermann Schenk im J. 1690 in zwey Foliobänden herausgegebenen Annales Hirsaugienses, Hofs Prodrom. p. 474. 490 und v. Arx III. 274.

*) Bendern (Benedurum) im Gebiete von Vaduz am Rheine wurde von Rüdiger von Limbach im J. 1192 dem Prämonstratenser=Kloster zu St. Lucii ob Chur vermacht, welches hier einen Pfarrer für die Seelsorge und einen Statthalter für die weltlichen Geschäfte hatte. Es kam 1804 unter Oesterreich, dann an Bayern und zuletzt wieder an Oesterreich, welches dermalen noch das Patronatsrecht ausübt.

helm Friedrich von Nassau-Oranien, welchem sein Vater Wilhelm V. († 1806) am 29. Juny 1802 seine Ansprüche abgetreten hatte, als ein kleiner Theil seiner Entschädigung für die Erbstatthalterschaft, und das secularisirte Weingarten war nun der Sitz einer nassauischen Regierung. Da das Erzhaus Oesterreich, welches mancherley und langjährige Irrungen mit dem Stifte hatte, vermöge des Heimfallsrechtes als Besitzer der schwäbischen Landvogtey zu Altdorf und seit 22. August 1780 auch der vordem montfortischen Grafschaft Tettnang, alle jene Güter *) in Beschlag nahm, worüber es die Landeshoheit besaß, ward zwischen beyden Theilen zu Lindau am 23. Juny 1804 (ratificirt zu Fulda am 28.) ein Vertrag abgeschlossen, vermöge dessen die Herrschaft Blumeneck und St. Gerold zu großer Freude der Unterthanen an Oesterreich kamen, dem nun ganz Vorarlberg gehörte. Im Preßburger Frieden vom 26. Dec. 1805 wurde Vorarlberg der Krone Bayerns überlassen, und huldigte wieder nach schweren Tagen unter allgemeinem Jubel am 8. July 1814 zu Bregenz dem Kaiser von Oesterreich. Bayern theilte das ehemalige Gericht Sonnenberg, Pludenz, die beyden Herrschaften Blumeneck und St. Gerold nebst Damüls und Tannberg bey der Organisation der dießländischen noch bestehenden Landgerichte im J. 1806 dem neuen Landgerichte Sonnenberg zu, anfangs mit dem Gerichtssitze zu Nüziders, der aber schon 1810 nach Pludenz verlegt wurde. Als weiland K. Franz I. zur Bildung der ständischen Verfassung Vorarlbergs am 12. May 1816 aus den alten noch vorarlbergischen Gerichten neunzehn neue Standesbezirke errichtete, wurden in diesem k. k. Landgerichte Sonnenberg die Stadt Pludenz, Sonnenberg, Tannberg und Damüls zu solchen Standesbezirken bestimmt, nicht aber Blumeneck und St. Gerold, welche, wie eben erwähnt wurde, im J. 1804 unter anderem Rechtstitel an Oesterreich gekommen waren. Blumeneck wurde als Staatsherrschaft betrachtet, und laut einer ämtlichen Kundmachung ddo. Innsbruck 20. May 1842 am 28. July desselben Jahres zu dem Ausrufspreise von 44,916 fl. 1 kr. C. M. ausgeboten mit sechs Gebäuden in der Gemeinde Bludesch; dann die Ruine des Schlosses Blumeneck in der Gemeinde Türingerberg, ein Maiensäßhaus sammt Stall in der Gemeinde Raggál; Waldungen, Wein-, Baum- und Fruchtgarten, Wiesen rc. mit zwölf Alpenweiden in Falsifenz (Valsifenz, Heuthal?), die verpachtet waren; mit halbem Weinzehent in Bludesch und Ludesch und dem ganzen Weinzehent in Türingen; ferner die hohe und niedere Jagd in Bludesch, am Türingerberge, Raggál, Sonntag und Ludesch. Die Herrschaft hat das Patronatsrecht über die Pfarren Ludesch, Türingen, Bludesch, bey welch letzterem der Besitzer der Propstey St. Gerold die Hälfte der Baukosten bey etwa nöthiger Bedachung tragen muß, Türingerberg, Raggál, Sonntag, Buchboden, über die Curatie Maruol, das Frühmeßbeneficium zu Ludesch und desgleichen zu Türingen. Lasten: dem fürstlich Liechtensteinischen Hofkaplan in Vaduz an jährlichem Zehentgelde vom halben Zehent in Ludesch 13 fl. 20 kr. — Blumeneck wurde am vorgenannten Tage nicht veräußert und gehört noch dem Staate.

---

*) Diese außer Vorarlberg gelegenen inclavirten Dörfer, Güter und 32 Höfe s. in Memminger's Beschreibung des Oberamtes Ravensburg S. 155, 157, 165, 177.

Propstey St. Gerold.

Auf der rechten Seite der Lutz vom Sonntag herabwandernd gelangen wir nach Plons, wo am 7. Sept. 1748 Martin v. Lorenz geboren wurde, der als hochgeachteter kaiserlicher Staatsrath und Referent in geistlichen Angelegenheiten am 24. April 1828 zu Wien starb, dann nach St. Gerold, welches seinen Namen vom h. Gerold führt. Derselbe war nach der Legende aus dem Geschlechte der Herzoge von Sachsen [1]) und mit den Ottonen blutsverwandt, verließ Weib und Kinder, lebte hier in Frasuna in der Wildniß, bis ihn Graf Otto von Jagdberg aus montfortischem Geblüte auf einer Bärenjagd fand und mit einem Stücke Waldung beschenkte. Seine nahe Auflösung ahnend, füllte er im J. 978 seine Taschen mit der Erde seines Grundes, pilgerte nach Einsiedeln, schüttete sie auf den Altar zum Zeichen der Uebergabe seines Besitzthumes, und beschloß bald nach seiner Rückkehr hier, wo er auch ruht, die gottseligen Tage. Das Stift Einsiedeln, welches durch frühe und zahlreiche Schenkungen, besonders der Ottonen, und Vermächtnisse schnell zu großem Reichthum emporstieg, ließ die Waldungen lichten und den öden Grund bebauen, die Ansiedler mehrten sich allmälig und die Gemeinde nannte sich St. Gerold. Erst im J. 1573 wurde unter dem Abte Adam Heer der h. Gerold von der ganzen Gemeinde als Patron angenommen, und seitdem sein Fest jährlich am 19. April gefeyert. Das Stift führte hier ein Kirchlein und ein klösterliches Gebäude auf, und schickte zur Ausübung der Seelsorge für die Eigenleute und zur Einhebung der Einkünfte dieses Besitzthums und der andern Güter in dieser Umgegend einen Capitularen als Statthalter oder Verwalter unter dem Titel eines Propstes mit etlichen andern Priestern dahin, daher die noch übliche Benennung »Propstey St. Gerold.« Vom J. 1313 bis 1802 sind 47 einsiedeln'sche Pröpste urkundlich und namentlich bekannt. Der erste bekannte Schirmvogt war um 1341 Schwigger Thumb von Neuburg [2]), die Schirmvogtey ging später an die jeweiligen Besitzer der Herrschaft Blumeneck über, bis endlich im J. 1648 durch einen Vertrag Weingarten dem Stifte Einsiedeln alle die hohen criminellen und forstlichen Rechte, wie auch die Superiorität auf Grund und Boden ꝛc. in Maß und Gestalt überließ, wie sie die Herrschaft Blumeneck besessen hatte. Seit dieser Uebereinkunft war die Propstey fortan im unabhängigen Besitze der ganzen Herrschaft, aller ihrer Güter und Unterthanen, und stellte ein eigenes Gericht auf, wobey der Propst das Richteramt bekleidete.

In Bezug der Pfarrherrlichkeit hatte Bludesch die Pfarrechte über Plons bis zum J. 1689 und über das Nähere St. Gerold sogar bis 1779, wenn gleich die sich hier befindenden Capitularen besonders im strengen Winter gewöhnlich alle pfarrlichen Functionen, das Taufen ausgenommen, aber immer mit Bewilligung des Pfarrherrn, besorgten. Für beyde Pfarren wurde der Herr dieses Gebietes nun auch Kirchenpatron, wie auch die nachbarlichen Pfarren Schnifis [3]) und Nüziders (seit

---

1) Nach Andern war er aus dem rhätischen Geschlechte der Freyherren von Sax oder Hohensax aus dem nahen Rheinthale.

2) Vgl. Bd. CVI. Anzeigebl. S. 36 und 47 Anm. 5.

3) Im J. 1340 brachte der einsiedeln'sche Fürstabt Konrad II. von Gösgau von Hugo Thumb von Neuburg die eine Hälfte des Patronatsrechtes von Schnifis käuflich an sich; die andere kam von Hugo's Bruder Schwigger an die Ritter von Ems, welche im J. 1605 Graf Kaspar von Hohenems ebenfalls an dasselbe Stift schenkte.

1632) dasselbe Kloster als ihren Patron anerkannten. Sanct Gerold theilte durch Secularisation im J. 1802 seine politischen Schicksale mit Blumeneck, wie ich so eben erzählte. In unsern Tagen trachtete das Stift Einsiedeln wieder nach dem Besitze dieser Propstey, wohin im J. 1798 bey dem Einfalle der Franzosen, welche die Kapelle des h. Meinrad zerstörten, der Abt sich mit einem Theile der Conventualen und dem Schatze geflüchtet hatte, und erhielt von der österreichischen Staatsverwaltung laut Hofkammerdecretes ddo. Wien 31. May 1839 wieder das Propstey-gut St. Gerold (ohne die Herrschaft Blumeneck) um 8277 fl. 20 kr. C. M. gegen Uebernahme aller Patronatsrechte und Lasten und mit Vorbehalt des Wiedereinlösungs- oder Heimfallrechtes. Ferner wurde mit Hofkanzleydecret vom 27. Jänner 1842 demselben Stifte die Ausübung des Patronatsrechtes über die Pfarren St. Gerold, Plons, Nüziders und Schnifis, dann über die neue Pfarre Düns gegen Beobachtung der in Oesterreich bestehenden canonischen und politischen Vorschriften, Anstellung eines Vicarii perpetui und abgesonderte Evidenzhaltung des Vermögens dieser Pfründen gestattet.

Abgesehen von dem Besitzthume des h. Gerold in unserem Gebirge finden wir das Gotteshaus Einsiedeln schon in jener Zeit im Walgau mit Gütern und Rechten urkundlich durch den deutschen König Otto I. begabt. Es heißt in Tschudi's Gallia comata. Costanz 1767 S. 311 ddo. Frankfurt 24. Jänner 949: Pro Remedio Etgidis Reginae conjugis nostrae defunctae etc. quasdam res proprietatis nostrae, judicio scabinorum, pro cujusdam viri commissu Adam nomine nostrae Regalitati jure fiscatas, scilicet Senouium, Scline, Meilo, Nezudera et Cise in valle Drusiana eidem Adam jam converso in Meginrates Cella tempus vitae suae concessimus [1]). Diese Orte sind Schnüfis oder Schnifis, Schlins im Jagdbergischen, Meila oder Mels, beyde im Bezirke von Sargans gedeutet, wenn nicht vielmehr ein nun verschollener Name in unserm Gaue, Nüziders und Ciß, wie nach Weizenegger-Merkle II. 359 noch das Oberdorf der Gemeinde Bludesch heißen soll. Daß Cise [2]) hier gestanden habe, bestätigt sich in dem für uns wichtigen Verzeichnisse der Einkünfte des Bisthums Chur in unserm Walgau bey v. Hormayr Bd. II. Urk. S. XXXII: »Beneficium Isuani Sclavi, in villa Pludassis, ecclesia cum Decima de ipsa villa. Et de Cise villa, curtis Dominica habet de terra arabili XXXVII jug.« K. Otto II. bestätigt in einem Diplome [3]) ddo. St. Gallen 14. August 972 diese und andere nach Einsiedeln gemachten Vergabungen im Breisgau, Zürich- und Thurgau, dann im Linz- und Walgau, in welchem die genannten Orte wieder erscheinen. Unter den zwanzig Orten in unserm Oberlande, in welchem das Hochstift Chur nach dem genannten Verzeichnisse, das nach der uralten Schreibweise der

---

1) In des Frhrn. v. Hormayr sämmtl. Werken, Stuttgart 1820. Bd. I. S. 335 sind die Worte dieser Urkunde res cujusdam viri commisso (sic), Adam nomine durch Auslassung zu dunkel.

2) Unwillkürlich erinnert mich dieser Name Cise an die suevische Gottheit Cisa, Ciza oder Zisa, welche im nördlichen Rhätien zwischen zwey reißenden Flüssen (Wertach und Lech bey Augsburg?) auf einem Hügel einen hölzernen Tempel hatte. Vgl. Jakob Grimm's deutsche Mythologie. Zweyte Aufl. 1843. I. 269—276.

3) In Neugart's Cod. diplom. Alemann. I. p. 616 sq.; er setzt Cise als den etwaigen Ort Seis in die Gegend unterhalb Chur, und Baron v. Hormayr macht I. 337 gar Sleis wie Schlins im Vintschgau, wo doch Einsiedeln nie Besitzungen hatte.

Orts- und Personennamen nicht viel jünger als die Ottonischen Urkunden seyn kann [1]), theils Höfe, theils Ackerland, Wiesen und Waldungen besonders zur Schweinsmast, ganze und halbe Alpen, leider ohne Angabe ihrer Namen, theils Fischteiche und viele Zehnten besaß, sind auch die drey alten Pfarrdörfer Sateins, Schlins und Schnifis genannt; bey Schlins (Hormayr II. XXXI) lautet es: Et Scline, et Reune [2]). De terra Dominica Mansus I. — In villa Sanuvio ecclesia cum Decima de ipsa villa. Et de Tunia.

In meinen topographischen Untersuchungen hieher gelangt, mache ich den Uebergang zur zweyten Gruppe unserer Walser, zu denen im Gebiete der Grafen von Montfort-Feldkirch, wozu auch der Bezirk von Jagdberg gehörte.

B. Die Walser in Laterns, auf Damüls, am Dünser- und Schnifiserberge.

Da ich die Kunde hatte, daß nach einer Urkunde im Jahre 1303 Walser auf den Schnifiserberg gekommen seyen, wandte ich mich an den eben so wohl unterrichteten und an wissenschaftlichen Forschungen warmen Antheil nehmenden als gefälligen Kreishauptmann von Bregenz, Herrn Ebner Ritter v. Rosenstein, um eine Abschrift dieser so wichtigen Urkunde. Nach dessen Wunsche begab sich Herr Landrichter v. Sterzinger von Feldkirch selbst nach Schnifis und auf den Schnifiserberg, durchsuchte dort die Gemeinde- und Kirchenlade, und fand viele alte, kaum lesbare Urkunden, aus denen man deutlich entnehmen könne, daß Walser am Schnifiserberge ansäßig waren, wann sie aber, und ob sie unmittelbar aus Wallis dahin gekommen, darüber könne aus denselben nichts Bestimmtes entnommen werden. In dem Processe, der von den Schnifisern und Schnifiserbergern (Walsern, wie man sie noch vulgo heißt) in den Jahren 1822 bis 1827 über Gemeindeweiden und Wälder mit Heftigkeit geführt und von dem erwähnten Kreishauptmanne durch einen Vergleich geschlichtet wurde, legte das k. k. Landgericht die darauf bezüglichen Acten mit einem umständlichen Berichte vom 12. May 1826 vor, der folgenden Eingang enthält: »Ungefähr um das Jahr 1303 — vielleicht noch früher! — kamen einige Fremdlinge, die aus ihrem Vaterlande vertrieben worden seyen, in die damals öde gelegenen Gegenden des heutigen Schnifiserberges. Ohne daß man bey der damaligen Landes- und Gerichtsverfassung, wo Grund und Boden noch geringen Werth hatte, sich um diese Walliser bekümmerte, ließen sie sich am Schnifiserberge häuslich nieder, erbauten Wohnungen und bebauten die zunächst denselben gelegenen Gründe. So prekär anfangs diese Duldung der Fremdlinge gewesen seyn mag, so wurden sie doch, wie es ganz deutlich aus der ältesten aufgefundenen Urkunde vom Jahre 1422 zu entnehmen ist, in politischer und religiöser Beziehung als Angehörige der Gemeinde und des Kirchspiels zu Schnifis betrachtet. Bey der zunehmenden Be-

---

1) Nach Weizenegger-Merkle II. 244 in den Churer Zinsrödeln von 950 bis 1045.

2) Ist Rouno der Weiler Röns in der Pfarre Schlins, so ist die Bd. CVI. S. 46 gegebene Deutung von runs, rüuso wohl in roia, das heutige Rain, d. i. abhängiger Rand eines höheren Terrains, eines Ackerstückes ꝛc. zu verbessern. Nach v. Hormayr II. XXXI ist Tunia Valdunen ob Rankweil, welches Kloster doch erst 1381 gegründet wurde, eher noch Thums bey Gäfis, am wahrscheinlichsten aber das nächstgelegene Düns.

völkerung sowohl zu Schnifis als am Schnifiserberge und bey der hiedurch bewirkten wechselseitigen Annäherung fühlten die Bewohner von Schnifis erst die Eingriffe, welche sie von den Fremdlingen erlitten hatten, und da sich die erstern als die Urbesitzer für die vollständigen Eigenthümer des ganzen Gemeindebezirks, worunter auch der Schnifiserberg begriffen war, ansahen, so waren Uneinigkeiten und Streite die unvermeidlichen Folgen, indem auch die Schnifiserberger durch die stillschweigende Duldung sich Rechte erworben zu haben glaubten. Wirklich beweisen dieses die vorliegenden authentischen Urkunden im vollsten Maße.« Nun werden der Compromißspruch vom J. 1422, jener von 1429, eine Urkunde von 1438, erneuert im J. 1561, ein Vertrag vom J. 1456, ein Brief von 1565 u. s. w. bis zu den Jahren 1797 und 1821 herab aufgeführt. Daraus ist zu entnehmen, daß eine Urkunde vom J. 1303 nicht existirt, um so mehr, da die Walliser anfangs unbeachtet sich angesiedelt hatten, sondern nur aus späteren Urkunden ersichtlich ist, daß die Schnifiserberger um das Jahr 1303 oder noch früher dahin gekommen seyn mögen.

Wenn auch diese Walser des Schnifiserberges nicht mit denen des angrenzenden Dünserberges in der nachstehenden Urkunde genannt sind, so waren sie doch wohl als demselben Herrn unterthan mitbegriffen. Diese für uns so wichtige Urkunde, die mit den andern historischen Daten in mir die topographische und ehemals politische Gruppirung der Walser veranlaßte, ist die Richtung [1]) des römischen Königs Ruprecht ddo. Konstanz am 4. April 1408 zwischen den am 13. Jänner 1408 bey Bregenz auf's Haupt geschlagenen Appenzellern nebst ihren Verbündeten, d. i. zwischen dem sogenannten Bunde ob dem See und ihren Gegnern dem schwäbischen Adel von St. Georgen Schild und der Geistlichkeit. Sie nennet die betheiligten Fürsten, Herren, Städte und Landleute, als: den Herzog Friedrich [2]) von Oesterreich mit der leeren Tasche, die Bischöfe von Augsburg und Konstanz, Eberhard Grafen von Würtemberg, den Grafen Konrad von Kirchberg, die beyden Grafen Eberhard von Nellenburg und Werdenberg ꝛc., ferner viele Herren und Ritter, die Städte Konstanz, St. Gallen, Rheineck, Altstätten, Feldkirch und Pludenz, dann S. 495: Amman vnnd Landlüt jn Walgöwe, Amman vnnd Landlüt jn Montafön vnd die zu vns gehören in dem Clostertal ze Bratze, vnnd anderschwa, die Landlüte von Ranckwile, Amman vnd Landlüte in Bregentzer Wald, hie diser halb der Suberschen [3]), Amman vnnd Lant-

---

1) Abgedruckt in Neugart's Cod. Diplom. Alemanniae. Tom. II. p. 488, wo die Angabe des Datums »Anno 1408. 21. Junii« irrig ist. Diese Urkunde wurde nach S. 496 »uff den Mittwoch vor dem Palmtage«, der im genannten Jahre auf den 8. April fiel, somit am 4ten gegeben, und eine Abschrift davon genommen im J. 1420 »an dem nechsten Donrstag vor Sant Johanns tag des Töffers«, d. i. am 20. Juny, woraus Neugart den 21sten machte und aus Versehen zum Jahre 1408 hinauf setzte. Ferner ist diese Richtung nach einer Druckschrift im St. Galler Archive abgedruckt in: Urkunden zu Joh. Caspar Zellweger's Geschichte des appenzellischen Volkes. 1831. Bd. I. Abth. II. S. 154 f., und gleichfalls irrig vom 11. April datirt, welcher auf den Mittwoch nach dem Palmtage fiel.

2) Dessen erste Gemahlin Elisabeth, des K. Ruprecht Tochter, gebar zu Innsbruck am 27. Dec. 1408 eine gleichnamige Tochter, die am nächsten Tage starb; die Mutter folgte am 31. December; beyde ruhen im Kloster Stams. Deshalb nennt in der Urkunde S. 494 der König den Herzog Friedrich »unsern Son.«

3) Die Subersche, auch Egger Aach genannt, trennt den äußern Bregenzerwald vom innern.

lüte in Bregentzer Walde innhalb der Suberschen, Amman vnd Lantlüte zu Torrenbürren, die Lantlüte jn Stantzertal, die Lantlüt im Lechtale, die Lantlüte in Patznün, alle Walliser zu Tamuls zum Sonnentage, jn Glatterns vnnd am Tunserberg, vnd alle ander Waliser die zu vns gehörent, alle Walliser zu Montafun mit den Silbern daselbst, vnd alle Walliser off Gultüre.«

Zur Vollständigkeit des Verzeichnisses der dießländischen walserschen Stammgenossen fehlen noch die Walser auf dem Tannberge und im Mittelberge, welche aber hier meines Erachtens wohl aus dem Grunde nicht aufgezählt werden konnten, weil sie nicht wie jene dem Vertrag schließenden Herzoge Friedrich, sondern den Herren von Heimhofen angehörten, die in der Konstanzer Richtung nicht mitgenannt sind. Nach Weizenegger-Merkle II. 244 werden die Walser am Schnifiser- und Dünserberge auch in einer Urkunde Friedrich's VI. Grafen von Toggenburg aus dem J. 1417 genannt.

Nach einer brieflichen Mittheilung des Herrn Gabriel Dossenbach, Capitularen des Stiftes Einsiedeln und ersten Pfarrers zu Düns, stifteten laut alter Urkunde zwey Geschwister Leonhard und Anna Gätznerin im J. 1426 eine Kapelle zu Düns, und brachten zu deren Fundation ihr eigenes Haus mit dem dabey liegenden Grund und Boden dar, auf dem die jetzige vergrößerte Kirche steht. Am 27. August 1496 wurde vom bischöflichen Ordinariate in Chur die Kapelle zu Ehren des h. Achatius und seiner zehntausend Gefährten, dann des h. Einsiedlers Antonius und der h. Barbara eingeweiht. Der Hochaltar ist mit dem schlecht gemalten Bilde des ersten geziert, so die beyden Seitenaltäre mit den beyden letztern. Im Laufe der Zeit erweiterten Wohlthäter die Kapelle, und die wachsende Bevölkerung machte das Bedürfniß eines eigenen Seelsorgers immer fühlbarer. Als im J. 1823 die landesfürstliche Bewilligung zur Errichtung einer eigenen Expositur mit dem Beysatze, in vier Jahren dieselbe besetzen zu können, ertheilt war, wurde das Pfründehaus erbaut und am 19. October 1827 bezogen. Im J. 1839 wurde Düns von Schnifis getrennt, zur selbstständigen Pfarre erhoben, und im J. 1842 wie die Mutterkirche zu Schnifis mit einem Priester des Stiftes Einsiedeln besetzt *).

Die Dünser nannten und nennen noch die Bewohner des höher gelegenen Gebirgsabhanges, d. i. die Dünserberger, gemeiniglich die Berger geheißen, in ihrem Besserdünkel spottweise Walser. — Dieser Berg mit 16 Häusern zählt 104 Menschen, bildet mit dem Weiler Schnifiserberg, der etwa 70 Seelen in 12 Häusern hat, eine eigene Gemeinde, und besitzt wie Düns seine eigene Schule. Die ganze neue Pfarre Düns zählt 344 Bewohner.

Das Laternserthal,

von Rankweil in östlicher Richtung gelegen und auf drey Seiten von Bergen eingeschlossen, ist einer Wiege ähnlich, deren Hauptseiten gegen Nord und Süd stehen. Die der Alpe Ganiza entquellende wilde Frutz, in welche mehrere Waldbäche aus den Queertöbeln und Schluchten niederstürzen, durchfließt dasselbe in solcher Tiefe, daß sie im Thale selbst nie aus ihrem Bette treten kann, dann aber die Ebene gegen den Rhein oft verheerend überfluthet. Von Westen her führte bisher zu beyden Seiten des Flusses zur Ersparung kostspieliger größerer Brücken ein steiler Bergweg,

*) Nach Dr. Staffler II. 106 war noch der Landesfürst Patron von Schnifis.

der nun auf des Flusses linker Seite fahrbar gemacht wird, durch die ganze zwey Stunden lange Gemeinde zum größern Theile oberhalb der Wiesengründe. Da der vom Bodensee herwehende Nord- und der Nordostwind, welcher von Damüls herabhaucht, durch die Bergfirsten abgehalten werden, ist der Boden sehr fruchtbar und gibt schönes Korn, besonders Vesen, Gerste und schmackhaftes Obst, und um die Kirche prangt der üppigste Graswuchs.

Die Bewohner, ein kräftiger Menschenschlag von mehr als achthundert Seelen, die in mehreren Weilern mit vier geweihten Kapellen und vier Kinderschulen zerstreut wohnen, gehören sämmtlich in die einzige Pfarrkirche zu Laterns, und nähren sich von der Viehzucht und dem Feldbau. Ihr vorzüglicher Erwerbszweig aber besteht im Kübeln, d. i. im Verfertigen von hölzernen Kübeln aus der Fülle der fein und hoch gewachsenen Tannen. Selten ist ein Haus, das nicht zwey, drey oder mehrere Kübler hätte, die mit besonderer Fertigkeit Kübel, Gelten, Zuber, Wannen, Holzschuhe rc. machen, und nicht nur den größten Theil Vorarlbergs, sondern auch und vorzüglich das schweizerische Rheinthal damit reichlich versehen.

Geschichtliches. Hier erscheinen noch uralte Namen von Bergen und Alpen mit verdorbenen romanischen oder gar rhätischen Namen neben deutschen aus späterer Zeit, z. B. Gapfal (im Volksmunde Gapföl), Ganiza (vgl. damit Canis, Canisbach und die Felsenwand Canisfluh von 6458 Fuß im Innerbregenzerwalde), Salufer, Mazona, vgl. Matton im bündenschen Hochgerichte Schams; Falura oder richtiger Vallura, Gampernesch, und über dem Bergrücken Valors, dann die Furka (mit einer bildstockartigen Kapelle), über welche ein Fußpfad nach Damüls hinaufführt, erinnert an die Furka im östlichen Winkel von Wallis, an der die Straße in das Urserenthal führt, und an die Aaling-Furka S. 4. Anmerk. 4.

Ob Laterns selbst, einst urkundlich Glatterns, nach Steub S. 43 von Clauturnis (!? welche Benennung für Glatterns aus einer Urkunde erwiesen werden möge), romanischen Ursprungs sey, bleibe dahingestellt; vielleicht wohl von Glatt *), wie der Name als Flüßchen und Dorf im nahen Appenzellerlande, im Toggenburgischen, und im Kantone Zürich, selbst im Schwarzwalde vorkömmt, und einer romanischen Endung? Die späteren deutschen Namen sind: Wies, Christenwald, Bäckenwald, Störkerwald, Strubenwald, Hintertobel, Bärentobel, Vorder- und Hinterbad, Büfeld (d. i. Baufeld), Bonacker, Schwende, Reute, Boden, Hof rc., und hoch in den Alpen der hohe Fräschen.

Dieses Bergthal war bis zum Anfange des vierzehnten Jahrhunderts nur wenig und höchst wahrscheinlich nur während des Sommers wegen seiner Weiden und seines Holzes, das auf dem Wasser herausgeschwemmt wurde, gleich andern bewohnt. Im J. 1313 erschienen bey den Gebrüdern Berthold und Rudolph V. Grafen von Montfort-Feldkirch, denen dieser Bergstrich, wie auch Damüls und Jagdberg gehörte, zwey Männer, Schmid und Flurel (?), und machten sich anheischig, mit ihren Familien in diesen Bergen eine Alpenwirthschaft einzurichten. Berthold stellte ihnen noch 1313 eine Urkunde aus, mit der Bestimmung der Grenzen ihrer neuen Ansiedelung und des jährlichen Zinses von sieben Pfund Pfenningen Konstanzer Münze, und fügte die Verpflichtung bey, daß die wehrhaften Leute ihm als ihrem Herrn mit Schild, Speer und

*) Glatt, althd. glat, splendidus, limpidus bey Kero, Mönch zu St. Gallen, um 720, und bey Otfried um 870, welches Beywort für ein klares Bergwasser paßt.

Leib (d. i. nach Walserpflicht) zu dienen haben, jedoch auf Kosten des Herrn und nur innerhalb des Landes. Unter diesen Bedingungen wurde Laterns den beyden Familien als ein ewiges Lehen zugeschrieben ? ! [1]). Da dem Grafen Rudolph V., Dompropsten zu Chur [2]), die Walser zu und um Davos mit ihren Rechten und Verpflichtungen, wie auch die der Grafen von Werdenberg bekannt seyn mußten, so läßt sich meines Erachtens unschwer die Niederlassung zweyer (ja wohl mehrerer) Familien mit Walserrecht und Pflicht von daher oder aus Wallis selbst erklären, wozu sie auch die noch fortdauernde Sage macht.

Als nach dem Tode des kinderlosen Grafen Berchtold, der im folgenden Jahre 1314 im Rheine ertrank, dessen Bruder — der erwähnte Rudolph und Ulrich II. — mit ihres ältesten, 1310 zu Schaffhausen ermordeten Bruders Hugo drey Söhnen ddo. Konstanz 2. März 1319 die gemeinschaftlichen Besitzungen theilten, erhielten diese, die Gebrüder Friedrich († 1321 im Rheine), Hugo und der noch minderjährige Rudolph VI., nebst Tosters die Burg Altmontfort ꝛc. und den dahin gehörigen Theil vom Ursprunge der Frutz im Laternser Thale bis zu ihrer Mündung in den Rhein und südlich hin bis zur Grenzmark von Jagdberg [3]). Rudolph VI. hatte nach seines von ihm gemißhandelten Oheims Ulrich († 1350) und seines eigenen sohnlosen Bruders Hugo 1359 erfolgtem Tode alle diese Herrschaften und Güter wieder vereint, die dessen Sohn Rudolph VII. ddo. Baden im Aargau am 22. May 1375 mit bedingter Behaltung auf Lebenszeit um 30,000 gute Gulden in Gold an Leopold III. Herzog von Oesterreich verkaufte [4]), und als der Letzte dieser Feldkircher Linie am 16. November 1390 in der montfortischen Burg zu Fussach am Bodensee starb Dieser Rudolph VII., früher wie sein Großoheim Rudolph V. Dompropst zu Chur, verdient um so mehr unser Andenken, indem er die Bürger der Stadt Feldkirch der Leibeigenschaft entließ, ihnen die jährliche freye Wahl ihres Stadtammanns bewilligte, und dem innern Bregenzerwalde in so früher Zeit Vorrechte gab, welche denen eines kleinen Freystaates — eines schweizerischen Kantons — glichen.

Diese schöne Graffschaft fiel nun vertragsmäßig an das Haus Oesterreich und wurde von österreichischen Vögten, deren vierter der reiche und mächtige Graf Friedrich VI von Toggenburg vom Jahre 1406 bis 1412 war und in seinen Besitzungen in Graubünden Walser hatte, vorwaltet. Während seiner Vogtey wurde auf sein Zuthun im J. 1411 in Laterns, das nach Rankweil eingepfarrt war, eine Kapelle gebaut, von einem aus letzterem Orte excurrirenden Priester zu bestimmten Zeiten der Gottesdienst gehalten und die geistlichen Functionen in der kleinen Gemeinde versehen. Im J. 1452 bekam Laterns, dessen Bevölkerung sehr zugenommen hatte, auf Vermittelung des österreichischen Herrschaftsvogtes, Eberhard's Truchseß von Waldburg, des Aeltern, einen eigenen Priester, doch anfangs vertragsmäßig nur mit des damals in Rankweil lebenden Pfarrers Pappus Bewilligung, der in seinem Ver-

---

1) Weizenegger=Merkle, Bd. II. S. 231.

2) Rudolph V. ward im J. 1319 Bischof zu Konstanz und von 1321 bis 1323 auch Bischof von Chur, um 1330 Administrator der Abtey St. Gallen, und starb 1333 zu Arbon im Banne, weil er sich zum Kaiser Ludwig gehalten.

3) Vgl. meine Mittheilung in Chmel's österr. Geschichtsforscher. Wien 1838. Bd. I. S. 171.

4) S. die Urkunde bey Chmel a. a. O. S. 191.

trage, die Clausel machte, daß in Abgang des Priesters von Laterns oder dessen Unvermögenheit ihm für jede Fahrt (Versehegang) zehn Pfenninge verabreicht werden. Diese kirchliche Trennung wurde vom Erzherzoge Sigmund von Tirol am 1. May 1454 genehmigt und am 14. October auch vom Bischofe zu Chur bestätigt. — Der genannte Graf von Toggenburg übernahm diese ganze Herrschaft von des in Acht und Bann gelegten Herzogs Friedrich mit der leeren Tasche Bruder, dem Herzoge Ernst, im J. 1417 pfandweise, weil so, da der Graf Bürger von Zürich war, von den gefährlichen Eidgenossen, welche die habsburgischen Stammlande im Aargau verschlangen, von dieser Seite nichts zu befürchten stand. Nach Friedrich's Tode wurde sie 1436 wieder eingelös't und fortan von österreichischen Vögten verwaltet.

Der h. Bischof Theodul wird wie zu Raggâl als zweyter Patron der Kirche, welche beyde dem h. Nikolaus geweiht sind, verehrt, und ist auf einem Seitenaltare mit dem glocketragenden Teufel vorgestellt. Die Kirchenglocke ist der Sage nach ein Theil jener, welche der böse Geist dem Heiligen über die Alpen nachtragen mußte; vgl. S 3.

Diese Laternser Walser, welche selten außerhalb ihres Thales heiraten, haben noch in ihrer Sprache entschieden mehr Aehnlichkeit mit den Damülsern und den andern Walsern, als mit den Bewohnern des flachen Landes um Rankweil, doch gleich diesen nicht den Gurgellaut ch statt k.

Die gewöhnlichen Geschlechtsnamen sind: Dünser, Sünser, Matt, Müller, Welte, Zech, Zimmermann.

Durch die langgestreckte Thalsohle von Laterns gelangt man nach mehr als zweystündigem Steigen über die Furka von dieser Seite nach Damüls.

Damüls,

wie das Volk richtig diesen Namen ausspricht, früher Damuls, Tamuls, Tamöls, Tomuls, jetzt auch Damils und Tamils geschrieben, ist Vorarlbergs höchst gelegene Pfarre, die der Verfasser jenes wohlgelungenen frischen Aufsatzes »die Walser in Vorarlberg« in der allgemeinen Zeitung 1843 Nr. 363 und 364 Beyl. zu vollem Danke so schön beschrieben hat. Ueber des Namens Bedeutung verweise ich den Leser auf den CVI. Bd. A. Bl. S. 38.

Nach den Mittheilungen des derzeitigen Pfarrverwalters zu Damüls, Herrn Joseph Matt, scheinen nach alter Sage auf den höchsten Berggegenden anfänglich vertriebene Leute ihr Leben geheim gefristet zu haben. Man will noch vor einigen Jahren in der hochgelegenen Alpe Ugen (vom mittelhd. ougen? d. i. Augen) in Höhlen Staffeln bemerkt haben. Hohlwege und Steige mit noch leicht kennbaren Spuren gingen über die höchsten Alpen, z. B. von Brand her durch die Ugner Mähder über Süns nach Laterns und dem Lande zu. Nun verspäteten sich nach der weitern Sage Jäger, die Grafen von Montfort der Linie zu Feldkirch, auf diesem Revier, und fanden bey einbrechender Nacht im hohen Urwalde keinen Ausweg mehr. Bey ihrem Umherirren wähnten sie menschliche Stimmen zu hören, die aus dem Dunkel, zumal sie in dieser Oede kein lebendes Wesen gewahrten, gespenstisch klangen. Nach längerm Lauschen näherten sie sich mit Weidmannsmuth einer Felsengrotte und riefen mit fester Stimme hinein: Wenn ihr da drin Menschen seyd, kommt heraus! Banges Herzens traten diese Troglodyten hervor und beyde Theile erzählten sich ihre Geschicke. Die Jäger fanden Nachtquartier, boten den Hülflosen ihren Schutz an und wurden von der

Zeit an ihre Wohlthäter. Die schlechte Wohnung wurde bald mit einer bessern aus Holz vertauscht! Das Klima soll durch den Schutz der Wälder bey weitem milder und der Boden fruchtbarer als jetzt gewesen seyn; als Beleg diene eine vor nicht gar langer Zeit hoch über Damüls in der Alpe Brand abgebrochene Dreschtenne, während jetzt nicht einmal mehr in den niederern, nun bewohnten Höfen oder Heimaten Gerste oder irgend eine Kornart gedeihen will; ja die Sage geht vielseitig, daß selbst am hohen Trista über Uga, von welchem die bezauberndste Ansicht des Bregenzerwaldes und des Bodensees mit seiner reizenden Umgebung schon manchen Reisenden ergötzte, Weinreben gepflanzt gewesen seyen, während nun eine rauhe Alpe denselben umgibt! In der Bergalp heißt es an einer Stelle »beym Würthshüs,« wo ein Wirthshaus gestanden haben soll, von dem man noch Ueberbleibsel sieht. Demnach waren zuerst nothgetriebene Flüchtlinge (Walliser?) oder Hirten auf diesen Alpenhöhen, welche allmälig mit der Axt den Wald schwendeten (daher daselbst Schwende) oder mit der Flamme (Brand) lichteten und Wiesen (Bödmen) beurbarten, zu denen die Herren des öden Gebietes, von Jagd und frischer Alpenluft geladen, kamen und zu längerem Aufenthalte ihren Priester mitnehmen mochten, der ihnen und ihrem Gefolge wie auch den andächtigen Hirten in einem Kapellchen die h. Messe las, bis endlich die Milde der Grafen für das Seelenbedürfniß der so weit entlegenen wachsenden Bevölkerung durch ein Pfarrkirchlein sorgte. In einer Urkunde Rudolph's VII. Grafen von Montfort, ddo Feldkirch 24. Nov. 1382, im Damülser Kirchenarchive, die nach Herrn Matt's Briefe unten zerrissen und deren Schrift theilweise stark verwischt ist, heißt es: daß seine Vordern Zins und Geld an diese Kirche gegeben haben, und er gebiete seinen Ambtlüten und »sonderlich dem Waaliser Aman die ze gemeldter Kirchen gehören,« es sey Zehent oder andere zur Kirche gehörige Dinge zu geben, wie es von alt herkommen ist. Wer es nicht thun würde, sollte gänzlich aus seiner Gnade fallen; sie sollen dieselbe Kirche auch mit einem Priester besetzen, »als daz von alt her komme ist.« Somit hat die Gemeinde von den Stiftern das Patronatsrecht erhalten, wenigstens übte sie dasselbe bis anjetzt aus, wenn irgend woher sich ein Priester für diesen hohen, oft durch Monate abgeschlossenen Posten meldete. — Diese kleine Kirche brannte ab und eine größere kam an ihre Stelle. Die Zahl 1467 am Oberboden der jetzigen dürfte das Jahr ihrer Erbauung oder Vollendung bezeichnen, wenn diese nicht schon etwas früher geschehen ist, da die zweytgrößte Glocke die Jahrzahl 1456 trägt, es müßte denn diese Glocke noch in dem alten Thurme gehangen haben. Auf der dritten Glocke, von Leonhard Rosenlecher zu Konstanz 1670 gegossen, ist St. Joder. Im schön gearbeiteten Sacramentshause auf des Chores linker Seite steht die Jahrzahl 1487. Daß man bey Erbauung dieser Kirche der wohlthätigen Stifter der frühern nicht vergessen habe, zeigen die mehrseitig angebrachten Wapen der Montfort neben dem österreichischen. Der h. Theodul wurde in frühern Zeiten auch hier in großen Ehren gehalten, indem sein Festtag, der 16. August, bis in die neueren Zeiten herab als ein dispensirter Feyertag verkündet wurde. Am 18. Oct. 1460 weihte laut einer Urkunde zu Damüls der Churer Weihbischof und Generalvikar Kaspar Johann einen Altar ein in honorem Sancti Theodoli Confessoris et Pontificis et SS. Apostolorum Petri et Pauli etc. Der Hochaltar, heißt es, war schon früher geweiht. Da laut einer vorhandenen Urkunde vom 18. Oct. 1495 die Kirche zu Damüls durch Balthasar, Bischof von Troja

Digitized by Google

und Generalvikar des Bischofs Heinrich zu Chur, wieder eingeweiht wurde, so mag die Kirche etwa in den Jahren 1460—1467 abgebrannt und wieder erbaut worden seyn. Bezüglich der Einweihung der Seitenaltäre heißt es: Aliud quoque Altare in sinistro latere situm prope januam consecravimus in honorem S. Catharinae virginis et martyris, Sancti quoque Jodoci confessoris; altare autem in dextero latere situm consecravimus in honorem Sanctorum Trium Regum, Theodoli confessoris atque Pontificis *), Cosmae et Damiani martyrum. Auch ist der h. Theodul auf der rechten Seite der Kirche auf einem Postamente sitzend dargestellt in bischöflichem Ornate, den glockentragenden Teufel an einer Kette haltend. Dieselbe Abbildung ist auch auf dem Seitenaltare zu sehen, eben so in einer Nische mit geschnitzten Heiligenbildern, die vor Zeiten auf dem Hochaltare die Stelle eines Altarblattes versahen. Leider ist das alte Pfarrbuch nicht mehr vorhanden und das neue reicht nur bis zum Jahre 1636 hinauf. Die ganze Pfarre, die dem h. Nikolaus geweiht ist, zählt jetzt in 67 Häusern an 400 Bewohner mit einer Schule.

Fontanella, von der kleinen, Schwefel und Eisentheile führenden Quelle benannt, die aber ihren Ruf seit dem Emporkommen bequemerer Anstalten völlig verloren hat, war über drey Jahrhunderte nach Damüls eingepfarrt, und hieß immer die äußere Gemeinde, oder der Theil außer dem Bächlein Bregetz oder Bregenz; so lautet es z. B. häufig: der äußere Kirchenpfleger hat zu bezahlen ꝛc., der innere aber drey Gulden; die äußere Gemeinde bildete zwey Drittheile, während man die innere, d. i. die zu Damüls, nur für ein Drittheil betrachtete. Deswegen und auch aus Liebe zur Ruhe und Nachgiebigkeit und angeblich vorherrschend stolzerem Charakter der Fontaneller wurde die Trennung der Gemeinde beantragt und endlich um 1674 vollführt unter dem damaligen Pfarrer Ulrich Hartmann, welcher nach zwölfjähriger Seelsorge auf Damüls von da fortzog und der erste Pfarrer zur neuen Kirche, d. i. Fontanella wurde, vermuthlich zu Anfang des Jahres 1674, denn er kommt noch zu Anfang dieses Jahres als Taufminister zu Damüls vor, jedoch ist der Name des Vikars Johann Wilhelm auch schon in den Jahren 1672 und 1673 im Trauungsbuche zu lesen; der nachfolgende Pfarrer Jodok Bischof übernahm die Pfarre am 16. Jänner 1674. Pfarrer Hartmann, der aus seinem Vermögen die neue Pfarre gründete, lebte daselbst als ein Muster der Priester und ein frommer Führer seiner Heerde bis 1690, und begab sich wohlbetagt und sich ganz der Einsamkeit weihend als frey resignirter Pfarrer in den Seewald, einen von einem kleinen See genannten Ort mit sieben Häusern in Fontanella, lebte dort in dem noch stehenden kleinen Häuschen am See noch eilf Jahre und starb daselbst am 26. Dec. 1701. Ihm folgte als Pfarrer Lorenz Bickel, der sein beträchtliches Vermögen auf Stipendien und Armenstiftungen für Fontanella, Düns, Sonntag, Buchboden, Raggâl und Plons verwendete.

Die Recognitionen der neuen Kirche gegen die Mutterkirche bestanden, wie man sagt, in einigen Versprechen, z. B. bey den Damülser Pfründebauten zu concurriren, ohne daß aber die schüchternen Damülser diese Versprechungen in Vollzug zu setzen im Stande gewesen wären; denn da für das Gerichtspersonale auch zwey Drittheile auf die Gemeinde Fontanella kamen, so mußte die innere Gemeinde den Kürzern ziehen,

*) Pontifex hier wie öfter in der Bedeutung Episcopus.

wenn die Streitigkeiten nicht fortwährend obwalten sollten. Nur darauf glaubte Damüls noch stolz seyn zu dürfen, daß der Gerichtssitz nicht auch nach Fontanella verlegt werden konnte.

Im Munde des Volkes führt Fontanella, welches in 85 Häusern 570 Menschen zählt, und für den langen und strengen Winter beynahe in jedem Weiler, deren einer Mittelberg heißt, eine eigene Schule hat, als ein Theil von Damüls gemeiniglich den Namen des Obergerichtes wegen seiner Lage zum untern Gerichte, nämlich der Herrschaft Blumeneck.

Wie ausgedehnt die Damülser Gerichtsgewalt vor Alters gewesen sey, ist nicht mehr genau bekannt. Stock und Galgen hatten sie nicht; die criminellen Sachen gehörten vor das Vogteyamt zu Feldkirch. Hatten sie wie immer ein Recht oder Privilegium erlangt, so suchten sie es sorgfältigst zu wahren, und ließen sie bey vorkommenden Regentenwechseln wieder erneuern und bestätigen. Es sind noch einige Originalurkunden vorhanden, von andern wurden schon früher Abschriften angefertigt, in welchen den Gerichtsleuten, den Wallisern zu Tamuls ihre Freyheiten gut geheißen werden, und worin denselben Schutz und Schirm für ihre bekundete Treue und Anhänglichkeit an Oesterreich zugesichert wird. Nach Schleyen (1616) S. 56: »Die Damülser waren zu der Vogtey Veldtkirch gebannet, haben sonsten sonderbare Freyheiten von Graff Rudolphen (V.) von Montfort so Thumprobst zu Chur was Anno 1313 erlangt, darunder das da der Herr ihren bedarff in vnfuog vnnd noht, sollen sie dienen innerhalb Landts, in deß Herren kost, mit Schilt vnd Sper vnd jhrem Leib, so jhnen hernach von Hertzog Friderichen von Oesterreich bestehet vnd fehrer befreyt, das Weib noch Mann in Damüls nit anderst dann mit Vrtheil vnnd erkandtnuß des Rechten gestrafft sollen werden vor dem Gericht darinn sie gesessen oder sich die sach verloffen.« Prugger im J. 1685 berichtet S. 129 seiner Feldkircher Chronik, daß Graf Rudolph, der letzte Herr zu Feldkirch († 1390), den Damülsern diese Freyheiten ertheilt habe. Wenn die erstere Zeitangabe vom Jahre 1313 richtig ist, so wäre sie ein Beleg mehr für die frühe Niederlassung der Walser in diesem Hochgebirge, was nicht unmöglich ist, da schon 1289 die Walser in Graubünden von Johann Donat Freyherrn von Vatz ihre Freyheiten erhielten, und 1329 die dem Abte zu Pfäfers unterstehenden Walser »mit Schild und Speer zu dienen« verbunden waren [1]), zumal es in der vorhin erwähnten Damülser Urkunde vom 24. Nov. 1382 heißt: »wie es von alt herkommen ist.«

Die älteste Damülser Urkunde von Seite Oesterreichs ist vom 13 Dec. 1390, ausgestellt von Reichart von Wahingen (Wähingen), Landvogt des Herzogs Albert III.; ferner sind zwey Originalurkunden vorhanden, die eine vom Herzoge Friedrich dem Aeltern, Grafen von Tirol, ddo. Innsbruck am 11. Nov. 1436, die andere von dessen Sohne, dem Erzherzoge Sigmund, ddo. Innbruck am Pfinztag [2]) vor sannt Peter vnd sannt Pauls Tag 1455. Merkwürdig ist folgende Urkunde: »Wir Theodolus von Gottes verhenknuss Abbt des würdigen Gotzhus zu sannd Lucy zu Chur Premonstrator Ordenns Bekennen offentlich mit dem Brief vnd thun kund allermeniclich das für vns komen synnd die

1) Vgl. Bd. CV. Anzeigebl. S. 3, 4 und 9.

2) Das ist am Donnerstage nicht Dinstage, wie Weizenegger-Merkle I. 163 angibt, den 27. Juny.

Erbarn Jos Gassner Ammann vnd Lutz Egker als vollmechtig gwalthaber und potschafften des gerichts vnd der ganzen Gemaynd auf Tomuls vnd brachten für vns offenlich zu verlesen vier gerecht vnd unversert permentin besigelt Freyhaiten vnd bestättungbrief« ꝛc., nämlich die drey so eben genannten und einen vom K. Maximilian I. vom 6. Febr. 1507, dann von Karl V. am 10. April 1521, ohne in's Einzelne einzugehen. Der Inhalt der vier ersten Briefe wird dann wörtlich angeführt und am Schlusse derselben heißt es: »Und als nun die abgeschrieben Freyhaiten vnd bestättbrief vor vnns obbestimmbten Abbt verlesen gehört vnd ganz unargwönig vnd gleichlautend gegen disem Vidimus Auch an Perment schrifft Insiglen vnd underschrifften ganz gerecht vnd unvermayligt befunden worden, Baten vnd begerten die vorgedachten gesandten gewalthaber der obgenannten Walser ab Damuls Nachdem Sy solich brief an ettlichen Ennden zu gebrauchen notdurftig die aber Inen über Lannd zu füren Swer, Ihnen vnser glaubwirdig vidimus zu geben hierumb zu warem vnd guetem urkund so geben wir zu den obberüerten Freyhaiten vnd Bestättbrief ditz Vidimus besigelt mit vnnser Abbtey anhanngendem Ynnsigl doch vnnserm Gotzhus vns vnd vnsern nachknmen onschad geben am Sechzehennden tag des Monats Augusti nach Christi geburd fünffzehenhundert vnd im zwaynzigisten Jare.« In das Einzelne wurde erst unter Jakob Hannibal II. Grafen von Hohenems, welcher von 1620 bis 1646 Vogt der österreichischen Herrschaft Feldkirch war, eingegangen, als man die Gerechtsamen der Damülser mit denen der andern Gerichte verglichen und nicht übereinstimmend gefunden hatte. Der Graf ließ am 30. Dec. 1636 durch den Hofschreiber Marius (Mähr?) die Damülser-Artikel zu Papier bringen, welche dann von dem Erzherzoge Ferdinand Karl ddo. Innsbruck 6. August 1654, von Leopold I. in Wien am 17. July 1678 und von Joseph I. am 26. Nov. 1707 gut geheißen und bestätigt wurden. Bey Weizenegger-Merkle I. 163—171 sind 36 Artikel mitgetheilt, welche a) Erbrechte in absteigender Linie, b) Erbrechte in der Seitenlinie, c) Erbrechte der Eheleute, d) Kauf-, Zug- und Abzugrechte enthalten, und alljährlich an St. Johanns des Evangelisten Tag zu Weihnachten in der ganzen Gemeinde verkündet und abgelesen werden mußten, damit Niemand mit der Unwissenheit sich entschuldigen könne. Die letzte vorhandene landesfürstliche Bestätigung ist vom K. Joseph I. im J. 1707, worin die Damülser für ihre Treue und Anhänglichkeit belobt wurden, die sie auch im spanischen Successionskriege bewiesen hatten, als einige tausend Franzosen in der Woche vor Pfingsten (11. May) 1704 beym Passe von Bregenz den Durchzug nach Italien erkämpfen wollten.

Von den Verhandlungen des Gerichtes zu Damüls ist nichts mehr vorhanden, da bey Aufhebung dieses Gerichtes durch die k. bayerische Regierung im J. 1806 Alles abverlangt und in Rüziders, dem neuen Landgerichtssitze, hinterlegt worden seyn soll.

Im Volksmunde lebt bey den einfachen Rechtsverhältnissen dieser Menschen hiervon nichts mehr, außer ein daselbst zum Sprichworte gewordener Urtheilsspruch, nämlich: »Was man nicht mehr heben (halten) mag, muß man laufen lassen.« Ein Mann, der eines Andern Schmalz irgendwohin zu tragen sich verdungen hatte, fiel in einem Tobel und das Schmalz rollte von seinem Rücken in den Abgrund. Der Eigenthümer verlangte Vergütung, die Sache kam vor Gericht, das nach längern Debatten den Träger mit den obigen Worten freysprach. Der hierüber erboßte Eigenthümer machte sich hörbar vor dem Gerichtstische Luft und

berief, über seine Unart scharf zu Rede gestellt, sich sogleich auf den eben gefällten Ausspruch. Eine andere Sage: Auf einer Alpe hatte jemand einen Kübel voll Schmalz gesotten und wollte dasselbe kalt werden lassen. Eine Kuh, welche dem Nachbar gehörte, kam in die Hütte, trank das flüssige Schmalz aus und ging in Folge deß zu Grunde. Der Eine verlangte den Ersatz für das Schmalz, der Andere für die Kuh. Der Handel wurde in die Länge gezogen, ohne daß man im Rathe zu einem Urtheile kommen konnte. Endlich erklärten lustige Bauernbuben, sie wüßten schon, wenn man es ihnen überließe, ein Urtheil zu fällen. Man hörte sie in dieser mißlichen Lage gern an und sie erklärten: »Wenn die Kuh beym Schmalztrinken gestanden sey, so sey es ein Ehrentrunk gewesen, und dann dürfe sie nicht zahlen; sey sie aber dabey gesessen, dann müsse sie zahlen.« Hienach war auch vom Rathe der Gerichtsausspruch gethan worden.

Das Gerichtspersonal war nach Herrn Pfarrer Matt folgendes: 1) Die höchste Gerichtsperson war der Ammann, der alle vier oder fünf Jahre entweder in der innern (Damüls) oder äußern Gemeinde, d. i. zu Fontanella; er hatte die Gerichtsbarkeit über beyde Gemeinden; 2) in der Gemeinde, in welcher der jeweilige Ammann nicht residirte, war ein Amtsverwalter, heutzutage Gemeindevorsteher, der die dortigen Angelegenheiten ordnete; 3) ein Schreiber; 4) waren Gerichtsmänner (Beysitzer, Räthe), bey vollem Gerichte stieg ihre Zahl auf zwölf, später aber waren deren sieben. Jährlich wurde im Spätherbste um Martini großes Gericht gehalten, das man Zitg'richt, vor Alters auch Schieztag nannte, es dauerte zwey Tage. Später, wenn Streitigkeiten vorfielen, z. B. unter den Gerichtsleuten selbst oder wenn diese mit anderwärtigen Personen wegen Alpen u. dgl. im Zwiste waren, wurde beynahe alle Monate Sitzung gehalten. Das Gerichtshaus war das jetzige Gemeinde-, Wirths-, Meßner- und Schulhaus, das auch schon in jener Zeit zu den angeführten Zwecken benützt wurde, ein unansehnliches, schwerfälliges und finsteres Haus aus Holz, das jetzt noch keinen Rauchfang hat und bey stärkerer Feuerung gleich einem angezündeten Motthaufen allerorten Rauch und Qualm herausgibt. An einer Wand desselben ist die Zahl 1630 eingegraben mit den Worten Felix Zelfe (?). Die hölzernen Häuser der meisten Bauern zu Damüls sind klein, unbehaglich, armselig, fast immer ohne Rauchfang, ein Zeichen des geringen Vermögensstandes, der nie bedeutend war. Die Leute sind in Nahrung, Kleidung und Wohnung an große Einfachheit gewöhnt, dabey aber zufrieden, gutmüthig und friedliebend. Früher wanderten Mehrere des Verdienstes wegen in's Ausland, jetzt aber wenige mehr. Diejenigen, welche zu Hause im Sommer keine hinlängliche Beschäftigung oder Nahrung finden, verdingen sich lieber in die Nachbargemeinden zur Handarbeit oder zur Besorgung des Viehes auf den Alpen. Die Damülser müssen sich gänzlich von der Viehzucht erhalten, indem nebst Gras nur noch Erdäpfel gedeihen, deren Güte naturlich sehr stark von der Witterung des Sommers abhängt. Das Klima dürfte immer rauher werden; denn das Holz hat nicht mehr den frühern Wachsthum und die Wälder werden von heftigen Winden umgeworfen oder ausgehauen, daher der rauhe Wind freyes Spiel treiben kann. Auf dem Hof, dem schönsten in der Nähe der Kirche gelegenen Heimat, so wie auf der Ugner Alpe trifft man im nassen sauern Boden ein wenig unter der Erdoberfläche noch Tannen an, welche der Fäulniß bis jetzt widerstanden haben, und gerade auf der Ugner Alpe sieht man von diesen Stellen weithin kein Tännelein mehr aufgehen.

Die Namen der umliegenden Berge, Gehöfte, Alpen und ihrer einzelnen Abtheilungen, von denen mehrere romanischer Abkunft sind, lauten: Ragâtz, Guvert, Grüsch, welcher Name auch in Graubünden vorkommt, Guna, Tranggâl, Sêra, Ischgavels, Süns, Gamperneſt, Gapföl, Valga, Ulverna, dann Schorle, Bödmen [1]), Bömmert (Bäumert), Före, Plaiken, Bortla, Ohkübel, Roßgonten, Gehra [2]), Blange, der Berg Trista oder auch von Mellau aus der Mittagsspitz (6607 Fuß hoch) genannt, das Bächlein Bregez oder Bregenz.

Die alten Geschlechter heißen: Reutler, Bader, Würbel, Türtscher von der Alpe Türtsch (d. i. roman. trübe), die man bey Hueber findet, Jack, früher Jagg geschrieben, Rützler, Elsäßer, Bertsch, Nigsch, Bischof, die von den Namen der andern Walser gar sehr verschieden sind.

Was Herr Steub in der allgemeinen Zeitung 1843 Beylage zu Nr. 363 S. 2857 von der sehr seltsam und unverständlich lautenden altdamülserischen Mundart so schön erwähnt, erklärt mir der dermalige Herr Pfarrer Matt als lediglich unrichtig, und wahrscheinlich dem begierigen Frager bejahet, um ihm die Freude einer vermeinten Entdeckung nicht zu verkümmern. Bey allem Nachforschen hierüber, berichtet er, könne man nur so viel herausbringen, daß man früher schwerfälliger gesprochen habe — nach der alten Mode heißt man's —, wie es ja überall der Fall ist, bevor der bessere Sprachgebrauch Eingang findet. Von Sprachresten ist nichts vorhanden, besondere Wörter und Ausdrücke über Witterung und andere Erscheinungen in der Natur, die leider allzuwenig von unsern Sprachforschern beachtet und wie so Manches nur aus dem Munde des Volkes zu schöpfen sind, soll es hier nicht geben. Eine Sprachprobe in der Damülser Mundart folgt am Schlusse der ganzen Abhandlung.

Die ennetbergischen Walser.

Von Damüls aus erfolgte längs des Argenbaches hinab keine walserische Niederlassung an der Bregenzerwälder-Aach, weil das auenreiche [3]) Thalgelände und die an Weide und einst auch an edlem Wilde reichen Alpen schon früher von kerndeutschen Bewohnern alemannischen Blutes beweidet, ausgerodet und angebaut waren. Wohl aber zogen Walser einerseits über Sonntag und Buchboden an der Alpe Schadona, die Andelsbuchern und Eggern im Bregenzerwalde zugehört, hin nach Schröcken, andererseits über Raggâl durch's Maruolerthal an der Alpe Laguz, der rothen Wand, deren Spitze 8530 Fuß hoch ist, und der Alpe Formanin vorbey nach den Quellen des Lech's zum Tannberg [4]), von

1) D. i. kleiner Boden, kleine Fläche, und erinnert unwillkürlich an Bodmen, ein Dorf in wilder Gegend im wallisischen Zehnten Gombs, und an den 5880 Fuß hoch gelegenen Weiler Bödemje in der silvischen Gemeinde Gressoney in Piemont; vgl. Schott S. 14, 23 und besond. 241.

2) Gehra, Gehren = steiler Abhang, wo das weidende Klauen- und Hufvieh nicht mehr gehen kann und den man, um das Gras zu gewinnen, mühsam abmäht.

3) Daher die bezeichnenden Namen: Au (einst Jaghausen), Schopernau, d. i. z'obern Au, Mellau: dann Hirsch-au, Hirsch-leiten, Schnepf-au, Schnepf-egg, Bez-au von Pez, d. i. Bär, Bizau, gleichsam Bihts-au aus habihtes-owe, also Habichtsau, vgl. Habihtesburg, Habsburg u. a. Graff's althochd. Sprachschatz IV. 755.

4) Da Einige Thamberg und Tamberg, Andere Thannberg und Tannberg schreiben, so bleibe ich bey der letzten Schreibweise, als der etymologisch richtigen.

dem der ganze Gerichts=, nunmehrige Standesbezirk seinen Namen trägt. Von hier gingen die walserischen Niederlassungen am Widdersteine hinunter in's Thal der Breitach, und bildeten den äußersten vorgeschobenen Posten an der südlichsten Mark des weit früher bewohnten Allgau's. Diese Berglandschaft, welche sich um den Stock des Widdersteins (8002 Fuß hoch) mit der entzückendsten Fernsicht lagert, ist von der Natur durch drey Klammen gleichsam geschlossen. Gegen Westen findet man diese Verengung hinter dem Bade Hopfreben beym sogenannten Landsteg im innersten Bregenzerwalde; im Norden gegen den schwäbischen Allgau am hohen Zwing mit seiner etwa 36 Klafter tiefen und kaum 12 Schuh breiten Schlucht, welche die Breitach, der Hauptarm der Iller, durchbrochen hat; von Osten her unterhalb des Weilers Lechleiten; im Süden ist gegen Stuben herab nur eine Bergeinsattelung. Die Menschen, welche sich in den drey Thalgeländen der Aach, der Iller und des Lechs allmälig bis zu jenen Klausen wohnlich niedergelassen hatten, begnügten sich mit der ausreichenden Weide. Der innere, rauhere Kern, starrend in tannenreicher Urwaldung, blieb sicherlich sehr lange unbeachtet und gar nicht oder nur wenig benützt, weil man seiner nicht bedurfte. In dieser Ecke brach sich vor Jahrhunderten eine Woge des deutschen Volkselements am romanischen, wie noch viele romanische Namen der Alpen im Südabhange der Quellen des Lechs zeigen. Die Vermuthung des Herrn Dr. Zörr zu Immenstadt in v. Raiser's Ober=Donau=Kreis unter den Römern, Augsburg 1830, S. 51: daß die Römer diesen Gebirgspaß über Oberstdorf, durch das Walserthal und den Tannberg als den kürzesten Weg nach dem Arlberg und dem Walgau im Sommer benützt hätten, erklärt Herr Oberst von Hauslab, welcher dieses Terrain, in dem er als junger Ingenieur=Offizier mappirte, von eigener Anschauung kennt, für durchaus unstatthaft.

C. Tannberg und Schröcken.

Das erste Kirchlein, wenn man von den Quellen des Lechs abwärts wandert, ist a) Zug mit einer Expositurkirche*) und Schule der Pfarre I. am Lech, mit zwey Priestern und einer Schule, welche im Jahre 1400 errichtet und dem h. Nikolaus gewidmet wurde. Hier wird am 19. September ein Viehmarkt gehalten. Am linken Ufer des Flusses liegt der Weiler Tannberg mit eilf Häusern, und eine Stunde nördlich die andere Expositur b) Bürstegg mit einer Schule. Die ganze Pfarre hat in 93 Häusern, die zu beyden Seiten des schönen Alpengebirges auf eine Entfernung von zwey Stunden gelagert sind, 530 Bewohner und drey Schulen. Zwey Stunden Weges jenseits des Bergrückens und der Wasserscheide unter dem Aufelder=Tobel liegt die Pfarre II. Schröcken oder Schrecken mit seinem bedeutungsvollen Namen, wo auf einem steilen Bühel, von den zürnenden Wassern der

---

*) Die Expositur hat ihren Namen von einem von der Pfarre exponirten Kaplane, der in seinem Orte tauft, begräbt rc., kurz die Seelsorge verwaltet, aber nicht proprio jure, sed nomine parochi, in dessen Pfarrbezirk die Expositur gehört, und entrichtet Stolgebühren rc. an den Pfarrer. Der Expositus wird auf Vorschlag des betreffenden Pfarrers eingesetzt und ist amovibel, wenn kein Beneficium dabey ist. Bey einer Curatie hingegen ist der beneficiatus Curatus canonisch investirt, und kann nur aus canonischen Gründen amovirt werden; er übt in seiner Gemeinde die jura parochialia aus, nur hat er einige Recognition gegen die Mutterpfarre zu leisten.

jungen Aach in tiefen Tobeln umrauscht, das weiße Kirchlein, Pfarrhof und Wirthshaus stehen [1]). Schröcken hat seit 1639 seine eigene Pfarre, und war früher zum Lech eingepfarrt, was auch seinen Zusammenhang mit dem letztern Orte bestätigt. Die 43 Wohnhäuser mit 228 Einwohnern und einer Schule sind auf eine Entfernung von 1¹/₄ Stunde von einander zerstreut. Die Pfarre erstreckt sich bis zum Landsteg, wo sie an die von Schoppernau im Bregenzerwalde grenzt. Vom Schröcken führt ein mühsamer Fußpfad nach Krumbach empor. — Nach zweystündiger Wanderung nördlich von der Kirche am Lech gelangt man zur Pfarre III. Warth, deren vereinzelte Häuser mit 196 Einwohnern und einer Schule sich weit im Gebirge zerstreuen. Eine Viertelstunde von Warth macht das Hemettobel die Grenze gegen das tirolische Lechthal, welchem Gehrn und Lechleiten schon angehören, wenn sie auch nach Warth eingepfarrt sind. — Von der Kirche in Warth führt der Weg gegen Nordwest in einer Stunde hinauf in ein rinnenförmiges Hochthal mit zwölf Alpenhütten und einer Schule, nahe bey einander aufgeschlagen, wohl 6000 Fuß über dem Meere, nämlich zur Curatie IV. Krumbach am Krumm-Bache, der sein Gewässer durch den Lech der Donau zusendet. Es wird gerne Krumbach ob Holz genannt, weil da keine Frucht, keine Holzgattung außer Krummholz mehr fortkommt.

Obwohl die Tannberger sich selbst weder Walser nennen, noch von Andern so genannt werden, so sind sie sich doch bewußt, daß sie keine Urbewohner, sondern Einwanderer sind. Im Schröcken hält sich bey weitem der größere Theil, die ausgedehntesten Geschlechter Walch und Jochum [2]), für Abkömmlinge aus der Schweiz, aus Wallis. Betrachtet man die auffallende Aehnlichkeit, welche sie mit den obern und untern Walsern haben in Hinsicht auf Sprache, Kleidung, Charakter, Geschlechtsnamen, Bauart ihrer Wohnungen und Beschäftigung ꝛc., wovon wir später noch reden wollen, so läßt sich ihre gemeinsame Abstammung mit den übrigen Walsern nicht verkennen.

Noch ist zu bemerken, daß die Bevölkerung am Tannberge von etwa tausend Menschen in 178 Häusern mit sechs Schulen schon ziemlich gemischt ist, indem sie außer den Walsern auch aus Familien besteht, die aus dem Kloster- und Lechthale, wie auch aus dem innern Bregenzerwalde gekommen sind; jedoch ist das Walsermoment und das des südlich gelegenen Klosterthales überwiegend.

Die Tannberger treiben Viehzucht und haben ausgezeichnet schönes Rindvieh. Zu Anfang dieses Jahrhunderts waren sie, wie die Mittelberger, noch sehr wohlhabend; allein durch die großen Kriegserlittenheiten Vorarlbergs, die sie alle mit klingender Münze bestreiten mußten, durch die bedeutende Werthlosigkeit, in welche das Vieh und dessen Producte von 1818 bis 1827 herabgesunken waren, und durch das

---

1) S. die schöne Beschreibung in der allgem. Zeitung 1843. Nr. 179. Beyl. S. 1391.

2) Wahrscheinlich hieß der bekannte Georg Joachimus — Jochum. Er war bey Feldkirch am 16. Febr. 1514 geboren, studirte 1532 zu Wittenberg, lehrte 1540 daselbst Mathematik und Astronomie, legte, vom Ruhme des großen Kopernikus angezogen, diese Professur nieder, und ward einer seiner besten und dankbarsten Schüler, der dann auch die Herausgabe von dessen Werken besorgte. Im J. 1554 hielt er an der Wiener Hochschule Vorlesungen über Mathematik, folgte dann einem ungarischen Magnaten nach Kaschau, wo er am 4. Dec. 1576 an den Folgen eines Katarrhs starb, den er sich durch Schlafen in einem neu ausgeweißten Zimmer zugezogen hatte.

Wegziehen einiger wohlhabender Familien waren sie in ziemliche Armuth gerathen, von welcher sie sich aber seit dem Jahre 1827 bey ihrer Mäßigkeit und Sparsamkeit wieder merklich erholt haben.

Das Geschichtliche über den Tannberg wollen wir zugleich mit Mittelberg im Zusammenhange nachtragen.

D. Mittelberg oder das untere, auch kleine Walserthal genannt.

Von Krumbach gelangt man auf einem Fußpfade östlich am majestätischen Widderstein durch's Gensteltobel hinaus in das Thal der Breitach, das sich in einer Länge von zwey Stunden gegen Nordost bis zur Walserschanze [1]) und zum hohen Zwing ausdehnt, wo sich an beyden Ufern des Flusses die k. bayerischen Landgerichte Sonthofen und Immenstadt begrenzen. Von hohen Bergen eingeschlossen, die im Winter wegen des hohen Schnees und der Lavinen oft nicht überschritten werden können, ist dasselbe vom Bregenzerwalde, dessen Landgerichtsbezirke es seit 1806 zugetheilt ist, durch das Starzlerjoch gänzlich abgeschieden. Zum Glücke bedürfen die friedliebenden, genügsamen Mittelberger in ihrer frommen, einfachen Sitte der Vorzeit viel seltener des Gerichtes als andere Gemeinden des Landes. Wildschön ist der Charakter dieses Hochthales, in das man nur von Oberstdorf mit Fuhrwerk gelangen kann, bis sich der Fahrweg bey Baad am Fuße des Hochgebirges verliert. Furchtbare Schluchten, durch welche sich die wildschäumende Breitach ihren Weg gehöhlt, steile Berge bis auf ihren Scheitel vom freundlichsten Grün bekleidet, mit den ihnen in schwindelnder Höhe gleichsam anklebenden Häusern, grasreiche Hügelreihen in den sanftesten Formen, von krystallhellen Bergquellen bewässert, abwechselnd mit schattigen Auen und finstern Wäldern, unübersehbare Weidestrecken mit Alphütten überstreut, umgürtet von einer gewaltigen Gebirgskette, deren kahle Spitzen in den seltsamsten Gestalten in die Wolken ragen, dieß sind die schneidenden Gegensätze, die hier das staunende Auge fesseln, und in gefälliger Verschmelzung der düstern Eindrücke mit den heitern und sanften die interessanteste Landschaft bezeichnen [2]).

Dieses Thal der Breitach oder von seiner Lage mitten in den Bergen »Mittelberg« — wie auch der Hauptort heißt — genannt, ward zuerst längs des Flusses herauf vom nördlichen Allgau her wegen seiner Weiden und seines Wildes bekannt und besucht. Da der ganze Lauf der Iller als uralte Grenze zwischen den beyden Diöcesen Konstanz und Augsburg bestimmt ward, so scheint mir, daß die Breitach, welche nach ihrer Vereinigung mit den beyden Bergwassern der Stillach und Trettach unterhalb Oberstdorf zusammen die Iller bilden, als die Hauptquelle derselben angenommen wurde [3]). In dieser Gegend mußten

1) An diesem schon von der Natur zum Engpasse geschaffenen Puncte wurden 1632 unter der Regierung der wachsamen Erzherzogin Claudia, einer Mediceerin in Tirol, Schanzen gegen die Schweden und im spanischen Erbfolgekriege 1703 gegen Franzosen und Bayern aufgeworfen und von Landesschützen besetzt, im Anfange des neunzehnten Jahrhunderts aber sammt dem Wachthurme abgetragen.

2) Dr. Staffler's Tirol und Vorarlberg II. 63

3) »Decrevimus — — terminos sicut ab antecessore nostro felicis memorie Dagoberto rege, tempore Marciani Constantiensis episcopi († 642) distinctos invenimus, videlicet versus Orientem inter Constantien. et Augusten. episcopatum, sicut Hillara fluvius in Danubium, ac deinde usque

schon in früher Zeit die im östlichen Schwaben und im Allgau gewaltigen Welfen, die zu Altdorf, auf der alten Ravensburg (wo Heinrich der Löwe 1129 geboren wurde) und in ihrem Memmingen ꝛc. saßen, Rechte und auch Besitzungen gehabt haben, wie ich aus einer Urkunde vom J. 1179 bey Neugart Cod. dipl. II. Dipl. DCCCXCVII. p. 130 folgere: Welf VI. *), Herzog von Spoleto und Markgraf von Tuscien, bekannte vor dem Domkapitel und dem Volke zu Konstanz öffentlich, daß die Investitur der Kirche in Vischen, welche Albrecht von Rotinberc von ihm zu haben vorgab, nicht ihm, sondern dem Kloster des h. Magnus zu Füssen gehöre und er nur das Vogteyrecht (jus advocatiae) dieser Kirche dem genannten Albrecht bewilligt habe. Im J. 1182 wurde nach Neugart in der folgenden Urkunde DCCCXLVIII dieser Streit wegen dieser Kirche zu Vischen zwischen dem Abte Heinrich und dem Ritter v. Rottinberc zu Gunsten des erstern geschlichtet. Unter den Zeugen, und zwar unter den Klerikern, war: Sifridus de Mitilberc, unter den Laien: Herman de Sulziberg, Herborc de Piscina, d. i. von Vischen, Hartman de Burcberc, Wolfrat de Rotinberc etc. Vischen oder heute Fischen, auf Hueber's Karte unrichtig, Fischbach geschrieben, war zu jener Zeit die oberste, bischöflich konstanzische Pfarre am linken Ufer der Iller, zu der das ganze Gelände auf derselben Seite bis zu den Quellen der Breitach hinauf bis zum J. 1391 gehörte, gleichwie Oberstdorf (das oberste Dorf) auf dem rechten, wohin noch Riezlern bis 1508 und der Bergstrich aufwärts eingepfarrt war, und dem augsburgischen Sprengel unterstand. Riezlern und die wenigen Pfarren auf dem Tannberge wurden vom augsburgischen Kapitel Kempten losgerissen und am 27. Jänner 1816 dem neuen brixenschen Dekanate Breitenwang zur provisorischen Verwaltung zugewiesen Eine hohe Anordnung vom 20. Juny 1820 trennte diese Pfarrgemeinden wieder von Breitenwang und unterstellte sie — mit Ausnahme von Riezlern — am 8. July dem neu creirten Generalvikariate für Vorarlberg zu Feldkirch und dem Dekanate Sonnenberg zu Pludenz, bis am 1. Jänner 1844 die drey tannbergischen Gemeinden Warth, Krumbach und Schröcken zum nähern Dekanate Bregenzerwald zu Lingenau gezogen wurden. Nur die Gemeinde Lech mit ihren beyden Expposituren verblieb bey Sonnenberg, welchem im J. 1806 der ganze Tannberg zugetheilt worden war. Als man am 19. März 1819 auch den konstanzischen Diöcesanantheil in Vorarlberg mit dem Sprengel Brixen vereinte, kamen die Pfarren Mittelberg mit der Expo-

---

Vlmam villam nostram: — — — per alpes ad fines Retie Curiensis, ad villam Montigels« (vgl. Bd. CVI. A. Bl. S. 35). Diplom. imper. Friderici I. de finibus dioecesis Constantiensis, Constantiae 27. Nov. 1155. in Neugart Cod. diplom. Alemann. II. p. 86, dipl. DCCCLXVI. In diesem Diplome wird dem Bischofe Hermann auch das Markt-, Münz- und Zollrecht bestätigt.

*) Dieser lebensfrohe Welf, der jüngere Bruder Heinrichs des Stolzen, den wir von seiner Vertheidigung in Weinsberg (1141) den Weinsberger nennen könnten, trat nach dem Tode seines zu Siena von der Pest 1167 hingerafften einzigen Sohnes, Welf's VII., die italienischen Besitzungen und dann 1180 selbst seine deutschen Lande seinem Neffen K. Friedrich I. ab, behielt aber die Nutznießung von diesen, wie auch das Eigenthum einzelner Güter, die er theils Klöstern, theils seinen Freunden schenken wollte. Er saß voll lebenslustigen Sinnes gewöhnlich zu Memmingen, starb daselbst blind am 15. Dec. 1191 in einem Alter von 76 Jahren, und ruht mit seinem Sohne in dem von ihm gestifteten Steingaden bey Schongau.

situr Baad und Hirschegg, die vordem zum Kapitel Stiefenhofen gehört hatten, zum Dekanate Bregenzerwald, dem man auch im J. 1820 Riezlern beyfügte.

Die Pfarre Rotinberc, später Rötenberg, wie wir den Namen schreiben wollen, jetzt Rettenberg vor der Burg (sub castro) genannt, von der noch die Ruinen zu sehen sind, am Fuße des Grinten, muß von dem nah' gelegenen heutigen Pfarrdorfe Stephans Rettenberg wohl unterschieden werden. Auch die Namen der Zeugen sind für uns zum Theil von Belang. Seifried v. Mittelberg war gewiß nicht, wie Mehrere wähnen, von unserm damals nicht existirenden Mittelberg benannt, sondern von Mittelberg, einem Pfarrdorfe im ehemaligen augsburgischen Pflegamte Sonthofen, nördlich von Wertach. Aus diesem Geschlechte war Heinrich von Mittelberg, vom J. 1346—1382 Fürstabt zu Kempten [1]), Sulzberg ist ein Markt oberhalb Kempten; Herborc de Piscina ist wohl von Fischen selbst; Burgberg liegt südlich von Rötenberg; Wolfrat von Rotinberc war aus des vorigen Albert's Geschlechte. Ihre Herrschaft Rötenberg umfaßte nicht nur das heutige Landgericht Sonthofen, sondern auch eine große Strecke von dem über Hofen in der Pfarre Bleichach gelegenen Theil des heutigen bayerischen Landgerichts Immenstadt, das Walserthal, den Tannberg wie auch das Tannheimerthal im k. k. Landgerichte Reute mit dem Gachtspitze bis an den Lech. Heinrich, der letzte Herr von Rötenberg, der noch im J. 1344 eine Urkunde ausstellte und vor 1351 starb, hinterließ zwey Töchter, Adelheid und Elsbeth, von denen jene mit Otto Truchsessen von Waldburg und Trauchburg, diese mit Georg v. Starkenberg, aus jenem mächtigen Tirolergeschlechte bey Imst, vermählt war. Nach des Vaters Tode theilten die Schwestern und ihre Männer die Herrschaft Rötenberg unter sich. Elsbeth erhielt das Schloß Rötenberg nebst der untern Herrschaft, und verkaufte sie noch 1351 um 1600 Pfund Konstanzer Pfenninge an den Bischof Marquard von Randeck zu Augsburg. Adelheid erhielt das Schloß Burgberg nebst dem obern Theile der Herrschaft, zu dem auch Mittelberg gehörte, und verkaufte sie, die Burg Burgberg mit dem Bauhofe, dem Baue und aller Zugehör, auch die Kirchensätze zu Oberstdorf, Maiselstein, Osterschwang und Burg, mit Lehenschaften, Rechten und Gerechtigkeiten am Donnerstage vor St. Jakobstag (21. July) 1351 um 2040 Pfd. Konstanzer Pfenninge an die Gebrüder Oswald und Marquard von Heimhofen [2]), namentlich heißt es »alle die

---

1) Vgl. Haggenmüller's Gesch. der Stadt und gefürsteten Grafschaft Kempten. 1841. Bd. I. S 132.

2) Vgl. Haggenmüller I. 179. — — Das Stammschloß dieser Herren stand auf einer waldigen Anhöhe über dem Weiler Heimhofen in der Pfarre Grünenbach im k. bayerischen Landgerichte Weiler. Man sieht daselbst noch die Auffahrt und den Schloßgraben, sonst ist alles zerstört. Durch die Gebrüder Oswald und Marquard entstanden zwey Linien, von jenem die auf dem bey Sonthofen gelegenen Schlosse Berghofen, das auch Fluchenstein genannt und von dessen Enkel Georg 1477 dem Hochstifte Augsburg verkauft wurde; von diesem die auf dem Schlosse Burgberg. Johann Burkard, der im Jahre 1563 Schloß und Herrschaft Burgberg dem Grafen Hugo von Montfort-Tetnang und dieser wieder dem Cardinal-Bischofe Otto zu Augsburg verkaufte, zog sich nach Kaufbeuern, wo seine Nachkommen erloschen. König Ludwig von Bayern verlieh am 24. April 1836 das Wapen der Heimhofen von Fluchenstein und Burgberg, nämlich ein gezäumtes, die Vorderfüße zum Sprunge erhebendes Pferd in rothem Felde, dem Markte Oberstdorf, weil die Heimhofen einst dort den Kirchensatz, den Mayerhof und viele Unterthanen besessen hatten.

Rechte im Tanniberg an Leuten vnd an Guten," und das anmuthreiche Tannheim. Herr Bernhard Zörr, Landgerichtsarzt zu Immenstadt, ein fleißiger Forscher der Geschichte seines Bezirkes, berichtet mir, daß das Walserthal ehemals zum Gerichte Tannberg gehörte, und daß das Gericht auf Tannberg [1]) gehalten wurde Anno 1391. XIV. Calend. Novembr. (19. Oct.) wurde unter Berthold Fischeß, Pfarrer zu Fischen, auf Ansuchen der Ortsherren Konrad, Pantaleon und Hanns von Haimenhofen von Burkhard Freyherrn v. Heuwen, Bischof zu Konstanz, in dem Orte Wüstneren, d. i. Mittelberg, eine eigene Pfarre errichtet. Die Bauern durften den Pfarrer erwählen, und der Patron der Kirche zu Fischen ihn dem Bischofe präsentiren. Das Kirchenlehen zu Tannberg am Lech gehörte ehemals den Herren von Haimenhofen. Diese verkauften dann, das Jahr ist mir unbekannt, Walserthal und Tannberg an die Grafen von Montfort-Rothenfels. Als sie im J. 1453 von dem Grafen Ulrich von Werdenberg und Hannsen von Rechberg in Anspruch genommen, aber wegen Widersetzlichkeit des Volkes nicht behauptet wurden, gingen sie mittelst freywilliger Unterwerfung an Erzherzog Sigmund über [2]). Da zwischen Mittelberg und Tannberg, die bisher Ein Gericht bildeten, Streitigkeiten entstanden, erfolgte nach §. 21 der Chronik von Baad, von der wir nachher reden, durch K. Ferdinand I. am 1. April 1563 die Trennung, so daß Mittelberg wie zuvor dem österreichischen Gerichte zu Bregenz unterstehen sollte. Diese Trennung wurde auch am 12. Dec. 1567, im J. 1647 und am 20. Oct. 1666 bestätiget. Mittelberg und Tannberg bildeten nun zwey gesonderte Gerichte unter den übrigen Landständen Vorarlbergs, bis sie in Folge des Preßburger Friedens am 26. Dec. 1805 an die Krone Bayerns übergingen, und jenes dem am 16 Nov. 1806 neuorganisirten Landgerichte Innerbregenzerwalde zu Bezau, und dieses dem Landgerichte Sonnenberg zugetheilt, und bey der Wiedervereinigung mit Oesterreich im J. 1814 belassen wurden Seit dem 1. Jänner 1844 gehören auch die drey tannbergischen Gemeinden Warth, Krumbach und Schröcken zum nähern k. k. Landgerichte Bregenzerwald zu Bezau, wie das Mittelbergische. So machen Mittelberg und Tannberg zwey Standesbezirke in dem ständischen Ausschusse in Vorarlberg, dessen Vorsitz der jeweilige Kreishauptmann zu Bregenz zu führen hat.

Das ursprünglich zum Allgau und zwar zur Herrschaft Rötenberg gehörige Tannheim im heutigen k. k. Landgerichte Reute ward am 5. Nov. 1377 durch den Bischof Burkhard von Augsburg von der Pfarre Sonthofen wegen seiner vermehrten Bevölkerung getrennt, und erhielt eine eigene Pfarre. Die Herren von Heimhofen verkauften Tannheim den Grafen von Montfort-Tettnang-Rothenfels, dann Graf Hugo der Aeltere am Montag nach Mariä Geburt (12. September) 1485 an den Erzherzog Sigmund vom Windhag und Fall bis in den Lech, ferner alle Herrlichkeiten und Gerechtigkeiten im Lechthale und auf dem Tannberge um 4000 Gulden und 300 Pfund Kupfer, auch die zwey Wagen Wein von Kaltern und Tramin wie bisher, und die Lehen zu Argen gegen Wollenburg gehörig. Dabey wurden nach des Herrn Dr. Zorr Mittheilung des Mittelbergs halber beredet, daß derselbe dem Erzherzoge mit aller Herrlichkeit und Obrigkeit, hohen und niederen Gerichten

---

1) Das gemeinsame Gerichtshaus von Mittelberg und Tannberg war auf der schönen Wiese, Aufeld genannt, zwischen Krumbach, Schröcken und am Lech gelegen.

2) Dr. Jak. Staffler's Tirol und Vorarlberg, 1839. I. 20. II. 43.

zugehören soll. Der Erzherzog soll dem Grafen dafür geben nach Erkanntnuß Sr. Gnaden Räthe. Dieser Kauf wurde aber erst am 15. October 1531 zu Speyer ratificirt. Der Bischof von Augsburg protestirte nämlich gegen den Verkauf seines Wildbanns, den Graf Hugo nur als Lehen von ihm hatte, und der also ihm heimfiel. Es hatte nämlich K. Heinrich IV. ddo. Mainz 5. Februar 1059 dem Bischofe Heinrich von Augsburg einen großen Wildbannsbezirk geschenkt und übergeben, der sich von Spötting bey Landsberg am Lech über die Flüsse Wertach, Iller und die Breitach herein bis zur Alpe Uentschen, den Widderstein und den Geisbach (s. die v. Hauslab'sche Karte) erstreckte, und von dessen Mündung dem Lech nach sich wieder bis Spötting hinabzog. Wenn diese Urkunde auch mehrmals [1]), jedoch nicht überall diplomatisch genau, abgedruckt wurde, so will ich die unsere Gegend betreffende Stelle dem heimischen Leser aus den Monum. Boic. Vol. XXIX. P. 1. p. 142 u. 143 nicht vorenthalten. Sie lautet wortgetreu: — »hinc sursum per illud flumen ilara usque ad ostium praitahe (Breitach). ab hoc autem flumine praitahe sursum ad apicem gemeinengunbet [2]). dehinc ad widerostein [3]). hinc super eunoschin [4]) ad durechelenstein [5]). et hinc directo. tramite in geizbach. et per ipsum fluuium geizbach [6]) in licum. et sic per licum deorsum usque ad supra dictum locum spetingen.« Ferner: »Eo uide-

---

1) In Lori's Geschichte des Lechrains II. 3, wo in der Uebersetzung mehrere Namen sehr entstellt sind; in den Illerkreis-Intelligenzblättern vom J. 1815 S. 261 mit den jetzigen Ortsbenennungen von dem damaligen k. Generalcommissäre des genannten Kreises, dem jetzigen hochverehrten, um die Vaterlandskunde hochverdienten Herrn Staatsrathe v. Stichaner; und endlich im siebenten Jahrsberichte des histor. Vereins für den Regierungsbezirk von Schwaben und Neuburg Augsburg 1842. S. 77 und 78.

2) Wahrscheinlich Bergguntn. Gumpen, auch versetzt Pungen ist so viel als Gunten, oder schweiz. Gonten, das ein tiefes, mit Wasser gefülltes Loch, eine Untiefe bedeutet; der Wassergunten = gurges, daher Alpe und Tobel Bergguntn oder Bergunten im Innern des Walserthales, dann Hirschgunten, Simasgunten, Ifersgunten, Ostergunten, Rüschersgunten im Bregenzerwalde, von der alten Familie Rüscher benannt, aus welcher Hanns vom J. 1568 bis 1575 Landammann im Bregenzerwalde war, und ein anderer Hanns mit dem Klosterbruder Marcellin Ortner und Andern im J. 1683 Klosterneuburg gegen die Türken mannhaft vertheidigen half; dann die Alpe Güntle über Balderschwang, Gonten im Kanton Appenzell und Gunt, Gondo an der neuen Simplonstraße im wallisischen Zehnten Brieg; vgl. Günz, Günzburg; Igonta ist ein zweyter Name der Salzach, von Einigen vom lat. injuncta abgeleitet! und Aguntum, d. i. Innichen in Tirol.

3) Widerostein, das im genannten siebenten Jahresberichte des hist. Vereins zu Augsburg S. 78 vom celtischen Wyde oder Widt = grün abgeleitet ist, kömmt wohl vom althd. gen. plur. widoro, auch widiro, und widaro des Wortes widar, Widder; vgl. Graffs Sprachschatz I. 779. Er dürfte diesen Namen von seiner Gestalt haben.

4) Den Namen Eunoschin weiß ich nicht zu deuten. Hier ist wohl das Uentscherioch über Hopfreben gemeint, aus welchem auf der Karte des k. k. General-Quartiermeisterstabes ein Vintscherjoch geworden ist. Auf der Hueber'schen Karte sind auch die beyden Kuhalpen Vorder- und Hinterüntschen im innersten Bregenzerwalde angezeigt.

5) Durechelenstein, acc. sing. masc. durechelen, und durichelen, durchilen (Graff V. 214) von durhil, durchlöchert, durchbohrt, durchbrochen, pertusus; also petra pertusa, ein Pierre pertuis, wie es ein Felsenthor Pierre-Pertuis im Jura unweit des Ursprunges der Birs gibt. Die Alpe Durach, bey Hueber Derra, hinter Uentschen.

6) Geisbach und die Alpe Geisbübel bey Hueber, und auf der Karte des k. k. G. Q. M. Stabes Gypsbach!

licet rationis tenore. ut nulli. praeter eiusdem iam dicti Heinrici episcopi licentiam aut uoluntatem infra hos praenominatos terminos liceat uenari. uel sua praesumptione aliquam ferarum capturam in his ullo modo facere.«

Aus dieser Aufzählung erhellet, daß das Thal der Breitach und die genannten Alpen schon im eilften Jahrhunderte als Gebiet des edlen Weidwerkes bekannt waren.

Ueber dieses Walserthal, besonders in Bezug auf Ueberlieferung der eingewanderten Walser, verfaßte Franz Michael Feuerstein [1]), vom J. 1776 bis 1782 Expositus zu Baad, theils aus Traditionen, theils aus Acten in dem Gerichtshause und bey den Pfarrämtern eine in Paragraphe abgetheilte Chronik, aus welcher mir der hochwürdige Herr Ignaz Tiburtius Fritz [2]) das Wesentlichste im Auszuge mittheilte.

Nach §. 1 soll dieses Walserthal, ehemals auch Breitacherthal genannt, seinen Namen von dem ersten (!) Bewohner, der ein Walliser war, erhalten haben. Derselbe soll öfters zum Holzen gekommen seyn und seine erste Wohnung neben den Bödmen (vgl. oben S. 26. Anm. 1) im Gesträuß gehabt haben. Man meldet auch, daß der Ort Mittelberg von diesem ersten Bewohner, der Johannes Wüstner hieß, ebenfalls Wüstnern genannt worden sey.

§. 2. Daß sich dieser erste Ansiedler seine Wohnung neben dem guten Grund und Boden in Bödmen im Gesträuß genommen haben soll, mag daher kommen, daß damals jene Gegend noch nicht so sehr mit Steinriesen überschüttet und von abgelös'ten Steinen vom Berge übersäet war.

§. 3. Wahrscheinlich kam er nicht von Seite des schon bevölkerten Bregenzerwaldes, sondern vom Tannberg, Krumbach oder Schröcken über die hochgelegene Alpe Obergenstel durch die Klammen herunter, oder bey gleicher Richtung anstatt auf der rechten Seite zur Linken des Widdersteines durch die Alpe Berggunten in das Thal.

Nach demselben Paragraphe ist zuverläßig und gewiß, daß auf dem Platze der jetzigen Pfarrkirche zu Mittelberg, die dem h. Jodokus geweiht ist, Anno 1302 eine Kapelle erbaut wurde. Ein am Chore von

---

1) Geboren zu Hirschau im innern Bregenzerwalde, war von 1782 bis zu seinem Tode am 19. Nov. 1815 Pfarrer zu Hüttesau im äußern Bregenzerwalde, wo er in Geschäften, Kirche, Schule und Haus segensreich wirkte, und durch unermüdliche Anstrengung im J. 1796 die selbstständige (k. bayerische) Alpenpfarre Balderschwang errichtete.

2) Fritz, zu Mittelberg geboren, war früher in der Seelsorge auf Wartegg bey Rorschach, dann seit 1814 bis zum 12. August 1840 Pfarrer zu Balgach im Rheinthale, wo er durch zwölf Jahre das bischöfliche Commissariat in demselben Thale versah. Kränkelnd ging er nach Lauterach bey Bregenz, und ward daselbst Kaplan-Beneficiat, besuchte im Sommer des Jahres 1842 das Bad zu Fideris im Prätigau, wo er die Bekanntschaft des Pfarrers Bühler im Dörfli bey Davos machte, und die im Gespräche gewonnenen Resultate über das Charakteristische der dortigen Walser, mit den Vorarlbergischen verglichen, sich anmerkte. Nach der Rückkunft erfreute er, von der Eingangs erwähnten Notiz über die Walser im Tiroler Boten 1841 ermuntert, aus eigenem Antriebe mich mit zwey hierauf bezüglichen Briefen und dem Auszuge aus der Baader Chronik mit seiner und mehrerer Priester Aufforderung etwas Ausführlicheres über die Walser niederzulegen. Den letzten schrieb er im Bette am 21. Nov. und starb am 12. Dec 1842. Zu Forschungen über unsere Walser in ihren frühern Sitzen nach Wallis zu wandern konnte dieser Kaplan zu Lautrach, wie es in der allgem. Zeitung vom 30 Dec. 1843. S. 2864 heißt, nicht mehr denken, und überließ diese Aufgabe Andern zur Lösung.

außen eingemauerter Stein weiset die Jahrzahl 1302, ein anderer hart am Chore 1320; in dem ungemein dicken Thurme kommen nach oben mehrmals Jahrzahlen vor von eintausend dreyhundert und den siebenziger Jahren. Ferner weiset eine alte, mockige (d. i. dicke und schwere) Stubenthüre mit gleichen Thürpfosten auf der Wiese, einem Maysässe, bey Bruder Joseph die Zahl 1316. Ferner ist urkundlich begründet, daß der Bischof Burkard von Konstanz jene Kapelle am 7. October 1390 eingeweiht hat.

Nach §. 4 ist nicht leicht anzunehmen, daß zwey Kapellen, anfangs eine kleinere und dann eine größere, vor Ablauf von mehr als sechzig Jahren zu Mittelberg zufolge der Jahrzahlen 1302, 1320 und im Thurme (1371), wobey das Fundament des Thurmes nach der beym Hause der barmherzigen Schwestern im Jahre 1842 gemachten Erfahrung viele Mühe und Zeit erforderte, erbaut wurden; es hat vielmehr den Anschein, die Walser zu Mittelberg haben beym Beginne des Kapellenbaues auf eine Pfarrkirche angetragen, und darum aus guten, wohlberechneten Gründen diesen Bau so groß und vorzüglich solid unternommen. Am 16. November 1391 erfolgte durch ein glückliches Bemühen der Mittelberger unter dem genannten Bischofe Burkhard und dem damaligen Pfarrer zu Fischen, Namens Berchtold, die Entlassung von dem weit entlegenen Fischen und eine selbstständige Pfarre zu Mittelberg. Das jüngere Riezlern auf dem rechten Ufer der Breitach ward am 25. Oct. 1508 von Oberstdorf getrennt und eine eigene Pfarre (vgl. S. 30).

Nach §. 20 mußte die Alpe Obergenstel bey Verlust der Alpe nach Fischen so oft 4 fl. 30 kr. (vormals 4 fl.) und einen Käse bezahlen, als ein neuer Pfarrer in Fischen aufzieht oder die Alpe verkauft wird. Noch zur Zeit als diese Chronik abgefaßt wurde, mußte der Pfarrer zu Fischen, damals im gräflich Königseck-Rothenfelsischen Gebiete und nun im k. bayerischen Landgerichte Immenstadt gelegen, jährlich sechs Pfenninge an das k. k. Rentamt zu Bregenz wegen dieser Alpe Obergenstel verabreichen, die noch dem österreichischen Gebiete angehört.

Nach §. 9 sind »St Episcopus Theodulus und S. Gregorius Papa« Patronen des dritten Altares in der Pfarrkirche zu Riezlern. Auch in der Kirche zu Mittelberg finden sich Bildnisse des h. Bischofes Theodul. Noch findet sich in alten Briefen der Taufname Joder zu Mittelberg, z. B. Joder Heim ꝛc., wie der Heilige vom Volke genannt wird (vgl. S. 3).

Nun füge ich zu §. 1 bey: Derselbe Münster, der zur genauern Beschreibung von Wallis das Land zur spätern Ausgabe selbst bereisete, rühmt außer der Freundlichkeit und Willfährigkeit des Herrn Adrian von Riedmatten, Bischofs zu Sitten und Fürsten dieses Landes, und der Herren Johann und Jost Kalbermatten, besonders »Johan Wiestener landuogt zu sant Moritzen, vnd andere vil mere, die mir grösser ehr bewisen haben dan ich vmb sie verschulden mag, hab auch durch ir gunst viel mögen sehen vnd erfaren.« So heißen auch nach den Jahrzeit- und Pfarrbuchern zu Mittelberg die ersten Bewohner daselbst Wüstner, welches Geschlecht zu Mittelberg noch fortbesteht.

Wenn der verehrliche Herr Chronikschreiber nach §. 1 und 2 als muthmaßlich annimmt, daß der erste Thalbewohner noch ein Heide gewesen sey, und das Christenthum erst im siebenten Jahrhunderte in dieses Thal gefunden habe, besonders durch die Wunder des h. Magnus, des Apostels des Allgaues († 6. Sept. 772), so setzt er sicherlich die Urbarmachung und Bewohnung desselben um Jahrhunderte zu hoch hinauf,

und widerspricht sich selbst, indem er einen Walliser als den ersten Bewohner nennt.

Auf des Kaplans Fritz Anfrage an den Pfarrer Jochum zu Mittelberg, ob der erste Jahrtag in Mittelberg für einen Wüstner gestiftet worden sey, antwortete dieser aus dem ältesten dortigen Jahrzeitbuche, das ohne Angabe der Jahrzahl ist, wie folgt: Es ist zu wissen — das Hanns Wüstner der Alt, zu dem ersten ain Anfänger und stifter gewesen ist Sant Josen (Jodokus) Gottes-Hus und dises Tals. Darumb ist ain Gemaind zu Mittelberg zu Rath worden, das man einem Priester 11 Hl da (zwey Schilling Pfenning) geben soll, darumb das man Iren Jartag begang Uff unser lieben Frauentag zu Herbst als sy gebohren ward (8. September) und das man gedenk uff dem Jartag und alle Sonntag uff der Kanzel Hansen Wüstners vnd Elßbethen seiner ehlichen Wirtin.« Mit diesen Worten, schreibt Herr Pfarrer Jochum, nun zum Pfarrer in Rankweil ernannt, ist er als der erste im Jahrtagsbuche angeführt. Ferner: »Mit der Angabe der Jahrzahl 1426 ist der fünfte Jahrtag angeführt. Die ersten fünf Jahrtage sind für Wüstner, so auch der achte, neunte und zehnte wieder für Wüstner.

Diese alte Aufzeichnung im Pfarrbuche gibt Stoff zu den Bemerkungen: a) Dieser Hanns Wüstner, der Alte genannt, muß nicht bloß ein für das Zeitliche unternehmender und thätiger Mann, sondern auch für sein und der Seinigen Seelenheil eifrig besorgter Christ gewesen seyn. b) Das Zeugniß durch Stiftung eines ewigen Jahrtages für ihn als einen um sein Thal bestens verdienten Mann und für seine Ehefrau aus dankbarer Anerkennung ehret auch den religiösen Geist der damaligen stiftenden Gemeinde. c) Der wörtliche Text läßt unentschieden, ob Hanns Wüstner nur ein Anfänger und Stifter des Gotteshauses zu Mittelberg durch Beyträge, Vergabung oder wirkliche persönliche Theilnahme an dem Baue selbst gewesen sey? Jedenfalls wollte er durch sein Beyspiel Andere anspornen.

Ueber den Anfänger und Stifter des Gotteshauses in diesem Thale um 1390, über seinen Namen kann um so weniger eine Einwendung Statt finden, weil zur Zeit der Jahrtagsstiftung der verstorbene alte Hanns Wüstner noch Mehreren persönlich bekannt und in frischem Andenken seyn mußte. Daraus erhellet, daß dieser alt gewordene Hanns Wüstner um die Mitte des vierzehnten Jahrhunderts in dieses Thal gekommen seyn möchte. Mit ihm und den Seinigen dürften auch Anverwandte und Freunde, von ihm durch Worte und Beyspiel ermuntert, in's Thal eingewandert seyn, so daß sich in Kurzem eine nicht unbedeutende Gemeinde bildete.

Die Geschlechtsnamen, wie auch die Benennungen der Orte, Berge, Alpen und Bäche sind durchgehends deutschen Ursprungs, z. B. Wüstner, Müller, Keßler, Geiger, Schuoster, Heim ꝛc.; Baad, Bödmen (vgl. S. 26), Gesträuß, Stutzl, Moos, Rohr, Tobel, Höfle ꝛc.; Dürenboden, Heuberg, Hammerspitze, Kühgehren, Bärenweid, Wanne, der Wilden, Zwerenalp, Schwändle, auf der Wies', Wildentobel; Breitach, Schwarzwasserbach, Hörlinsbach, Zwerenbach.

Die Bevölkerung dieses Thales von 1534 Menschen mit sieben Schulen bildet nur Eine politische Gemeinde, den Stand Mittelberg, und theilt sich in seelsorglicher Beziehung in die drey Pfarreyen Mittelberg (mit 508 Einwohnern) mit der Expositur Baad seit 1701 mit 62 M., Hirschegg seit 1790 mit 325 Einw. und Riez-

lern mit 639 Menschen. Diese durchaus sehr gutmüthigen, wackern und redlichen Leute beschäftigen sich mit Viehzucht und Käseerzeugung, das weibliche Geschlecht mit Stickerey, dem Tambouriren wie im Bregenzerwalde. Die Cultur des Bodens beschränkt sich auf den nothdürftigen Anbau der Erdäpfel. Die in Vorarlberg so häufigen zeitlichen Auswanderungen sind in diesem Thale unbekannt, und diesem Umstande hat es wohl vorzüglich die Bewahrung der Sittenreinheit zu verdanken.

Ein charakteristischer Zug der Mittelberger ist ihre Friedensliebe; entstehen aber gleichwohl Zwistigkeiten, so werden sie von ihren braven Gemeindevorstehern ausgeglichen, und viele Jahre vergehen, bis ein Prozeß beym k. k. Landgerichte zu Bezau anhängig wird.

Die Wohnungen liegen, weil es wenige Ebenen gibt, zerstreut, theils in der Tiefe des Thales, theils auf den Bergabhängen. Sie zeichnen sich durch große Reinlichkeit aus; es ist die Eigenheit bemerkbar, daß die Wirthschaftsgebäude, nämlich Scheunen und Stallungen, nie mit dem Wohngebäude unter einem Dache verbunden sind wie im Bregenzerwalde, sondern immer ganz abgesondert, oft in weiter Entfernung vom Wohngebäude stehen. In Folge dieser wohlberechneten Einrichtung dürften große Verheerungen durch Feuersbrünste die Ortschaften des Thales kaum treffen, und selbst in einzelnen Unglücksfällen wird doch entweder das Wohnhaus oder das Wirthschaftsgebäude gerettet werden.

Im Allgemeinen herrscht dort mäßiger Wohlstand, kein Mittelberger ist an auswärtige Gläubiger verschuldet, und der Zinsfuß steht gewöhnlich um ein Procent niedriger als im übrigen Vorarlberg. Das erforderliche Getreide wird aus dem benachbarten Bayern bezogen, und man trifft von diesem ersten Lebensbedürfnisse in jeder Haushaltung, die nicht zu den ganz armen gehört, immer einen den Bedarf eines ganzen Jahres deckenden Vorrath an. Diese nachahmungswürdige Vorsicht soll ihren Ursprung im siebzehnten Jahrhundert genommen haben, zu einer Zeit, als Mittelberg wegen einer im nahen Allgau ausgebrochenen wüthenden Pest ganz abgesperrt war, so daß seine Bewohner durch den strengen Cordon zwar vor jener verheerenden Krankheit geschützt, dafür aber dem Hungertode nahe gebracht wurden, da sie kein Getreide erhalten konnten. Es ward demnach allseitig beschlossen, einen Getreidevorrath für ein ganzes Jahr in jeder Haushaltung gegen ähnliche Noth stets bereit zu halten. Noch gegenwärtig nach dem Verlaufe von mehr als anderthalb Jahrhunderten wird in jedem Hause ein ganzes Faß Getreide aufbewahrt. Diese kluge Sorgfalt fand schon mehrmals, besonders in dem Hungerjahre 1816 — 1817, ihren verdienten Lohn. Während damals alle jene Gemeinden, die ihren Getreidebedarf nicht selbst erzeugten, in den größten Nothstand geriethen, an dessen Folgen mehrere durch eine Reihe von Jahren zu leiden hatten, verzehrten die Mittelberger ihre Vorräthe, die sie noch um billige Preise eingeschafft hatten, und ergänzten dieselben erst im darauf folgenden wohlfeilern Jahre, so daß sie jenes Elend minder drückend fühlten. Wahrlich ein sehr verständiges und wegen seiner Einfachheit allenthalben anwendbares Mittel, sich vor Theuerung zu schützen! Eine andere, diesem glücklichen Thale eigene, fromme und verständige Uebung besteht darin, während der Jahreszeit der Ungewitter täglich nach Mittag mit der Glocke ein kurzes Zeichen zum Gebete zu geben, während eines Gewitters selbst aber nicht zu läuten *).

*) Bote von und für Tirol und Vorarlberg. Innsbruck 1835. Nr. 37. S. 148.

E. Die ehemaligen Walser im Montavon und im Silberthale.

Das Thal Montavon mit seinen üppigen Weiden und blühenden Kirschbäumen zieht sich von der Mündung der Alfenz in die Ill längs dieses Flusses bis zum Albuinkopf des Jamthaler Ferners über fünf Meilen hinauf, und zählt auf $9^{97}/_{100}$ Geviertmeilen 8950 verständige und gewandte Menschen in acht Pfarreyen und fünf Expostituren. Ein großer Theil der Orte und Alpen hat noch romanische oder gar rhätische Namen; der Name Sarotla, der zweymal auf Hueber's Karte erscheint, weiset auf noch anderweitiges fremdes Element hin. Der Name Sarotla und der oben S. 14 in jenem uralten Verzeichnisse der churischen Einkünfte erwähnte Isuanus Sclavus in villa Pludassis (zu Bludesch) führen mir unwillkürlich Sarolta, die großgesinnte Mutter und auch die gleichnamige Schwester des h. Königs Stephan (ungar. Istuan) in's Gedächtniß. Sollte dieß ein Ueberbleibsel der nach der Niederlage auf dem Lechfelde (10 August 955) zersprengten und gefangenen Magyaren seyn?? Nach demselben Verzeichnisse entrichteten Pludenz und Pürs eben dahin Abgaben in Eisen, was wohl Bergbau voraussetzt; desgleichen war schon ein Eisenwerk im Montavon: Est autem alius Census Regis de Ministerio, quod dicitur Ferraires. Est ergo talis consuetudo, ut omnis homo, qui ibi pro ferro laborat (extra Wanzaningam, genealogiam) [1]) sextam partem reddat in dominico, sunt ergo ibi octo fornaces.« Die Angabe im Sammler für Geschichte und Statistik von Tirol, Bd. I. S. 116, daß der böhmische Exkönig Heinrich, Herzog von Kärnthen und Graf von Tirol, das Silberbergwerk zu Scharl [2]) im Thale Montavon und im Unterengadin, welches letztere damals noch zu Tirol gehörte, einer Gewerkschaft am 1 Nov. 1317 verliehen habe, ist in Bezug auf Montavon ganz unrichtig, indem dieses Thal gar nicht diesem Exkönige, sondern wie Pludenz bis zum Jahre 1394 den Grafen von Werdenberg gehörte, und Montavon in der betreffenden lateinischen Urkunde in des Freyherrn von Sperges tirolischer Bergwerksgeschichte S. 279 und 65 nicht einmal genannt wird. Nachdem unter dem Erzherzoge Sigismund († 1496), dem Wiederhersteller der Münze, um 1448 die berühmt gewordenen Silbergruben am Falkensteine bey Schwaz eröffnet worden waren, erwachte im ganzen Lande auf einmal die Bergbaulust, so auch in

---

1) Dabey als Bemerkung: Familia Wanzaningolf exempta a censu. S. Baron v. Hormayr's sämmtl. Werke, Bd. II im Urkundenbuche S. XXXIII.

2) Scharl oder Scarla ist ein Dörfchen, 5580 Fuß über dem Meere im Scarla-Thale, einem Seitenthale des untern Engadin's, wo in der fernern Vorzeit die Grafen von Tirol auf Silber arbeiten ließen oder die Minen, wie wir hier sehen, zu Lehen gaben. Noch erinnern Hüttenwerke, Schmelzöfen, Schutthaufen und verlassene Erzgruben an den seit alter Zeit dort betriebenen Bergbau. Noch lange trieb Oesterreich Bergbau in Graubünden, wie auch aus folgender Notiz erhellet. Erzherzog Maximilian III., Hoch- und Deutschmeister, Gubernator in Tirol und den Vorlanden &c., bestätigt nach einem in Wien befindlichen Protokolle ddo Innsbruck 25. April 1609 dem kaiserlichen und erzherzoglichen Malefiz- und Bergrichter der acht Gerichte zu Davos, wo auf silberhältiges Bleyerz gebaut wurde, und im Prätigau, worauf das Erzhaus erst im westphälischen Frieden seine Ansprüche gänzlich aufgab, Christian Gadner und dessen Nachkommen wegen seiner Verdienste und seines Wohlverhaltens das Wapen, welches seine Voraltern, die Gadner auf Tafas, vor langen Jahren geführt haben, nämlich ein schwarzes Gaden auf einem dreyhügeligen grünen Berge in silbernem Schilde.

unserem Montavon, das dem Berggerichte Imst unterstellt wurde [1]). Am 12. October 1522 wird für die Bergwerke dieses Thales eine neue Bergordnung festgesetzt, und im J. 1530 bestand zu Pludenz eine von diesem Bergbaue in Betrieb gesetzte Schmelzhütte, wozu die Waldungen von Praz und Dalas gewidmet waren. Die Familie v. Fugger war auch hier, wie in Tirol, Kärnthen und in Oberungarn, einer der vorzüglichsten Gewerken. Wahrscheinlich sind die nachher ausgebrochenen Religionsstreitigkeiten, wovon sich unter den dortigen Knappen in den Jahren 1545 bis 1570 viele Spuren zeigen, und die Nachbarschaft des vom Hause Oesterreich abgefallenen Engadin's an dem Verfalle dieses Werkes Schuld.

Erst im J. 1775 erhielt das Thal Montavon nach langjährigen Bemühungen ein eigenes, von Pludenz getrenntes Gericht [2]), nun ein k. k. Landgericht zweyter Classe, das seinen Sitz im Dorfe Schruns hat. Das erste Nebenthal zur Rechten der Ill ist das von dem brausenden Gebirgsbache Litz durchströmte

Silberthal,

das seinen Namen von dem Bergbaue, der einst hier und am St. Bartholomäberge mit reicher Silberausbeute besonders im fünfzehnten Jahrhunderte eifrig betrieben wurde. Die im Bde. CVI. A. Bl. S. 48 erwähnte Vertragsurkunde ddo. Lindau am 21. May 1355 ist für uns um so wichtiger, weil sie meines Wissens die älteste, noch vorhandene urkundliche Notiz über die Walliser oder Walser im obern Vorarlberg enthält. Es heißt darin: »Alle die lüt die Ich vorgenanter Graf Albrecht vnß (bis) uf den hüttigen tage als der brief geben ist Innehab die sond (sollen) min vnd miner erben sin vnd vns vnansprachig beliben von grave Hartmans kinden vnd von Iren erben. Was lüt aber hynnenthin von dem hüttigen tag In walgow ald (oder) In Montafon ziehend ald seßhafft werden oder da wonent die sond den vorgenanten Grave Hartmans kinden vnd Iren erben beliben vnd vnansprachig sin von mir vorgenanten graue albrecht vnd von minen erben vsgenomen Silbrer vnd wallifer wo die seßhafft sind zwuschen butzyiens [3]) vnd als das wasser aluentze In die Ylle gat vnd zwuschen Bretigowe vnd thalaus (Dalaas) als die Schne Schlaiffina gond (gehen) die sond mir dick genembten graue albrecht vnd minen erben beliben ouch vnansprachig von den vorgenanten graue Hartmans Kinden vnd von Iren erben.« Ferner: »wäre aber das derselben Harkomen [4]) lüte, die also

---

1) Vgl. Jos. v. Sperges tyrol. Bergwerksgeschichte, Wien 1765, S. 78 und 181.

2) Merkwürdig ist der Landammann Joh. Jos. Battlogg. Derselbe, zu Vandans am 11. Oct. 1751 geboren, machte sich durch seine natürlichen Anlagen und durch seinen Rechtssinn bekannt, ward 1787 provisorischer Richter im Montavon, am 12. Sept. 1790 Landammann und Richter auf unbestimmte Zeit. Der für seinen Muth und seine aufopfernde Vaterlandsliebe bey der französischen Invasion schwer verläumdete und in strenger Haft nach Innsbruck abgeführte Hauptmann und Landammann ward vom K. Franz II. als ganz unschuldig frey gesprochen und laut Decretes vom 5. Oct. 1798 mit der goldenen Medaille geschmückt, machte im März 1799 einen beschwerlichen Zug uber die Alpen nach Graubünden in den Rücken der Franzosen und starb allzufrüh in seinem Hause zu St. Antoni am 25. Oct. 1800.

3) Dieses butzyiens dürfte der auf der Hueber'schen Karte im innern Silberthale gelegene Burtscha=Kopf oder das Burtschen=Joch seyn?

4) D. i. hergekommene Leute.

In Bludentz zugend als vorgeschriben stat vss der Statt zu Bludentz vf das lannd ziehen wurden, wohin das were da sond sy aber grauen Hartmans kinden vnd Iren erben beliben Vnd sol Ich vorgenannter Graf Albrecht noch min erben, dieselben lút des nit Summen [1]) noch Irren weder an Ir lib noch an Ir Gut, Es wer dann das dieselben lút gelthaft [2]) wurden ald Icht [3]) verschult hetten, da sond sy ouch da nach dem rechten richten usgenomen Silbrern vnd wallisern, wenn die In die vorgenannten marcken ziehend ald da wonent, die sond min obgenanten graf Albrechts vnd miner erben sin als vor ouch geschriben stat.« Endlich: »Es sond ouch die vorgenanten Grauen Hartmans kind Ir erben noch Iro ambtlút vber min vorgenanten grauen Albrechts noch miner erben lút noch gut nit zegebieutend han weder vber die burger zu Bludentz noch vber Edel lút noch vber Silbrer, noch vber den hof vnd hoflút ze Sant Petern [4]) noch vber die fryen noch vber die gotzhuslúte noch über walliser.« Diese dem Grafen Albrecht und seinen Erben bey dieser Theilung verbliebenen Silberer und Walliser, wo die seßhaft sind, müssen meines Erachtens, zumal mit den Worten »vnd alle Walliser zu Montafun mit den Silbern daselbst« in des K. Ruprecht's Richtung vom 4. April 1408 (S. 17) verglichen, wenn auch selbst im Silberthale neben einander wohnend, als zweyerley wohl unterschieden werden. Ob diese Walser sich allein mit Viehzucht oder auch mit Bergbau, der nach Sebastian Münster im metallreichen Wallis fleißig auf Silber, Bley und Eisen getrieben wurde, oder mit beyden beschäftigten, vermag ich nicht zu bestimmen. Es dürften Knappen vom ältern St. Bartholomäberg im Silberthale früher den Bergbau eröffnet haben, jedoch aber einzelne fremde Arbeiter aus Wallis und Tirol zu ihnen gekommen seyn, die nach und nach mit den andern verschmolzen. Von tirolischer Art, obgleich Knappen zur Zeit der vollen Blüthe des Bergbaues ohne Zweifel herübergekommen sind, hat sich nichts erhalten.

Graf Albrecht III. von Werdenberg, Herr von Pludenz, verkaufte an Herzog Albrecht III. von Oesterreich und dessen vier Vetter und deren Erben und Nachkommen die Burg und Stadt Pludenz, die Veste Bürs, den Hof zu St. Peter und das Thal Montavon sammt allen Leuten, Nutzen, Zinsen, Steuern, Zöllen, Gerichten, Fällen, Mannschaften und Lehenschaften ꝛc. als sein frey eigenes väterliches Erbe, das ihm bey der Theilung (1392) mit seinen Geschwistern zugefallen ist [5]) — um bereits bezahlte 5000 Gulden und an-

1) Summen = säumen, hindern.

2) Gelthaft = schuldig.

3) Icht, mittelhd. iht, irgend etwas, daher niht oder nicht, und gen. nichts.

4) Aus dem schon 1226 hier entstandenen Vereine gottesfürchtiger Jungfrauen ohne bestimmte klösterliche Regel wurde durch Friedrich I. Grafen von Montfort, Bischof zu Chur, am 7. August 1286 ein wirkliches Kloster der Dominikanerinnen gebildet. Die Hofleute, d. i. die zum Mayerhofe dieses Klosters gehörigen Leute, verblieben der Jurisdiction des Grafen Albert, welcher diesen Hofleuten oder Hofjüngern im Montavon und allen freyen Leuten daselbst 1382 das Märzen- und Nachgericht (am Ostermontage) gab, das nur auf der Platten zu St. Peter zu halten war.

5) Aus diesen Worten der Theilung nebst einigen Angaben bey v. Arx II. 51 und v. Salis II. 87 folgere ich, daß dieser bedingungsweise Verkäufer des vorigen Albrecht's I. Enkel gewesen sey, und construire mir den Stammbaum dieser Linie des in seiner Genealogie so schwierigen Geschlechtes von Werdenberg also: Albert I., der noch 1361 lebte, hatte

derweitig benügende Versorgung (Zufriedenstellung) mit dem Beding, daß er keine ehelichen Söhne hinterlasse. Hinterließe er aber Söhne, so sollen die Obgenannten Burg und Stadt Pludenz ꝛc. mit allem Zugehör behalten, doch so, daß dieselben der Herzoge von Oesterreich und deren Erben Satz seyn sollen für fünftausend Gulden. Die Satzinhaber sollen diese behalten, bis seine Söhne (oder Sohn) sie um genannte Summe lösen. Vor deren Einlösung sollen dieselben Burg und Stadt Pludenz ꝛc. mit allen ihren Zugehörungen von den Herzogen von Oesterreich und ihren Erben zu rechtem Lehen nehmen und ewiglich von ihnen zu Lehen haben und empfangen, und sie darum mit ihren Briefen versorgen, besichern und ihnen lehenpflichtig seyn, und dagegen Oesterreich sie gnädiglich belehnen also oft das zu Schulden kommt. Hinterließe aber Graf Albrecht eine oder mehrere Töchter, so soll Oesterreich für dieser Töchter Erbtheil viertausend Gulden denselben geben, und sie dann auf ihre Ansprüche urkundlich verzichten. Zeugen dieses besiegelten Briefes ddo. Ensisheim 5 April 1394 sind Rudolph von Sulz, Engelhart von Winsperg, österreichischer Landvogt in Schwaben, und Peter von Torberg. Laut einer Urkunde ddo. Innsbruck 2. Sept. 1413 bestätigte und erneuerte derselbe Albrecht von Werdenberg, der Aeltere genannt, diesen Verkauf vom J. 1394, aber dieses alles erst nach seinem Tode, und hielt bey seinen Lebzeiten Pludenz und die Veste Bürs dem Herzoge Friedrich von Tirol, dessen Bruder Ernest und ihren Erben gegen Jedermann offen; Pludenz, Montavon sammt der Veste Bürs sollen nur an Oesterreich fallen; Graf Albrecht darf diese Herrschaft mit keinen Lasten mehr beschweren, versetzen und verkaufen, so daß sonst Niemand mehr Ansprüche zu machen hätte Es blieb demnach Graf Albrecht im Besitze seiner Herrschaft, wahrscheinlich bis zu seines Lebens Ende, das mir unbekannt ist. Er hinterließ fünf Töchter: Kunigunde, Agnes, Katharina, Verena und Margaretha, welche — oder eigentlich ihre Männer *) in ihrer Hausfrauen Namen — am 24. Juny 1427 gänzlich und auf ewig auf die Herrschaft Pludenz und alle dießfälligen Rechte verzichteten, und den richtigen Empfang von den schuldigen 4000 rheinischen Gulden dem Herzoge Friedrich von Tirol im Allgemeinen bestätigen. Wilhelm Graf von Montfort-Tettnang, Gemahl von Albert's III. ältester Tochter, quittirte noch ddo. Innsbruck 12. July 1433 demselben Herzoge den Empfang der seiner Gemahlin und ihren Schwestern schuldig gewesenen 4000 rheinischen Gulden von wegen des Kaufs der Herrschaft Pludenz, Montavon's und etlicher anderer Stücke.

Dieß zur Erläuterung der vaterländischen Geschichte, wie und wann die Grafschaft Pludenz mit dem Thale Montavon an Oesterreich gekommen, und zum Belege meiner im CV. Bde. A. Bl. S. 6. Anm. 2 aufgestellten Behauptung.

Nun wollen wir wieder zu unsern Walsern im Thale Montavon zurückkehren. Als die Hofjünger im Montavon dem Herzoge Sig-

---

Albert II. zum Sohne; dessen vier Söhne erhielten a) Hugo Werdenberg; b) Albert III. der Aeltere Pludenz ꝛc. und Rüti im heutigen Kantone Zürich; c) Heinrich's († 1392) drey Söhne Rudolph, der nachherige Hauptmann der Appenzeller († um 1414), Heinrich († um 1437) und Hugo († um 1429) die Herrschaft Rheineck, die Schlösser Wartau, Freudenberg, Hohentrins und die Vogtey Disentis — nebst einem Antheile an Heiligenberg mit ihrem Oheime d) Albrecht IV. dem Jüngern zu Heiligenberg, bey jener sie alle schwächenden Theilung.

*) S. deren Namen Bd. CV. Anzeigebl. S. 6. Anmerk. 2.

mund, Grafen zu Tirol, des letztgenannten Herzogs Friedrich einzigem Sohne, steuerpflichtige Güter den Walsern, die bey ihren Begünstigungen nach und nach wohlhabend geworden, verkauft hatten, und letztere vermöge »ir freyhait, so si von alter auf ihren gütern als Wallser haben,« auch für die angekauften steuerfrey seyn wollten, erhoben sich Streitigkeiten, da der Herzog sich sein rechtmäßiges Einkommen nicht schmälern lassen wollte. Die Sendboten von beyden Theilen, von Seite der Hofjünger: »Lencz Ganal, Mächel Zschann, Tom Jos Buezerin, Claus Barbisch, Bartlmee Sannder, Zschannot Suderell *) vnd Peter vom Stern,« und der Walser: »ir amman Jörg Ganyczer, Berchthold Thoman und Thoman auf der Egk,« kamen vor das herzogliche Gericht nach Feldkirch gefordert, wo die Walser behaupteten, die Güter wären ihnen von den Hofjüngern »für frey aigne vnd vnbekumberte von meniklich gegeben, dann als uil was zinss darab giengen, die weren mit namen in iren kaufbriefen ausgesundert, als si der auch ettlich für vnser ret (Räthe) legten, die das ynnhielten,« und hofften auch solcher Steuer von jenen Gütern überhoben zu seyn, da nach ihrer Meinung die Hofjünger dieselbe nicht von den Gütern, sondern von ihren Leibern zu leisten hatten. Das Gericht fällte ddo. 4. September 1447 den Spruch, daß die Walser von solchen gekauften Gütern die verfessenen Steuern, die noch ausstehen, zu entrichten haben, und ihr Recht an die Hofjünger beym gehörigen Gerichte suchen können; ferner auch, daß sie künftighin, wenn sie derley Güter an sich brächten, die betreffende Steuer zu bezahlen hätten, und in den Kaufbriefen die herzogliche Steuer und Dienste lauter ausgesetzt seyn sollten. S. die abgedruckte Urkunde in Joseph Chmel's Materialien zur österr. Geschichte. Linz 1832. I. S. 246. Nr. CIX.

So verloren diese Walser, von denen weder in dem Theilungsvertrage von 1355, noch in den so eben erwähnten Verhandlungen, welche den Gerichtsausspruch vom 4. September 1447 zur Folge hatten, irgend ein bestimmter Wohnsitz im Thale Montavon namentlich genannt wird, seitdem allmälig ihre hergebrachten Eigenthümlichkeiten und Vorrechte unter der andern zahlreichern Bevölkerung, so daß nur ihr Name hier übrig geblieben ist. In den spätern Bestätigungen der alten Landordnung dieses Thales findet sich meines Wissens keine Erwähnung mehr von den freyen Walsern. Vgl. den Auszug aus diesen Statuten bey Weizenegger-Merkle I. 188 ff.

*) Diese sechs Geschlechtsnamen kommen noch, wie ich höre, im Thale Montavon vor. Der verzweigte Name Ganål, jetzt Ganahl, hat sich am meisten gehoben: Joseph Ganahl, Doctor der Rechte, ein patriotischer Beamter Vorarlbergs zu Dornbirn, ward am 24. October 1803 vom K. Franz II. mit dem Prädikate »von Zanzenberg« in den Adelstand erhoben, und starb als Präses des k. k Collegialgerichtes zu Botzen. Johann Ganahl, Doctor der Medicin, Stadt- und Landgerichtsarzt zu Pludenz, wurde am 16. May 1804 mit dem Prädikate »von Bergbrunn,« das wahrscheinlich eine Uebersetzung des Wortes Montavon seyn soll, geadelt. Von beyden leben männliche Nachkommen. Johann Christoph Sudrell oder Zudrell war vom Jahre 1680 bis gegen 1700 Pfarrer zu Loosdorf bey Melk in Oesterreich, wo nach pfarrämtlichen Berichten zwey Stiftungen von ihm sind, nämlich ein Seelenamt für ihn selbst und eines für einen gewissen Gabriel Sudrell. Am 3. Sept. 1699 erscheint er noch bey einem von ihm vorgenommenen Taufacte, am 10. Oct. 1699 ward sein Nachfolger Lorenz Seiz daselbst investirt. Nach Weizenegger-Merkle II. 223 resignirte er diese Pfarre, und ließ sich zu Weiler bey Rankweil nieder und stiftete dort von seinem Vermögen eine eigene Seelsorge, welche der Bischof von Chur im Jahre 1708 bestätigte.

Das ganze Thal Montavon war Anfangs nach dem uralten Pludenz eingepfarrt, bis der von seinem Kirchenpatrone genannte St. Bartholomäberg, wo man nach den churischen Zinsrödeln schon im zehnten Jahrhunderte Bergbau betrieb, zuerst sich trennte, und um das Jahr 1100 die älteste Pfarre erhielt. Zu dieser gehörte bis zum Jahre 1461 auch das ganze Silberthal, in welchem es seinen eigenen Seelenhirten erhielt *). Leider reichen die Pfarrbücher, denen man allenthalben in früherer Zeit zum Nachtheile der Ortsgeschichte und der bürgerlichen Verhältnisse und Gerechtsame allzuwenig Aufmerksamkeit widmete, nur bis zum Anfange des Jahres 1713 hinauf. Die Pfarrkirche am linken Ufer des Litzbaches auf einer kleinen felsigen Anhöhe ist für ein Hochthal schön zu nennen. Sie zählt jetzt in 167 Häusern 740 Menschen mit einer Schule, nebst einer andern zu Christberg, wie auch im Weiler Buchen. Die Kirchenpatrone zu Silberthal sind der h. Nikolaus wie zu Raggâl, Laterns, Damüls und am Lech, der h. Mauritius und der Bischof Theodul, im Hochaltarblatte gut gemalt; Mauritius, welcher mit seiner thebaischen Legion zu Agaunum, jetzt St. Maurice, im untern Wallis um das Jahr 286 den Martyrertod fand, sey als Viehpatron (? gewöhnlich St. Leonhard und St. Wendelin) und Joder oder St. Theodul als Patron gegen die Hochgewitter angenommen worden.

Auf dem Christberge wurde das St. Agatha-Kirchlein von Knappen, die aus einem zusammengefallenen Schachte glücklich entkommen waren, ex voto gebaut. Dessen Bauart ist im sogenannten gothischen Style, so wie die beyden Seitenaltäre, deren Vergoldung die heutige nach mehr als drey Jahrhunderten noch weit übertrifft. Die Heiligen Theodul und Mauritius sind in Statuen im Seitenaltare gegen die Südseite. Ueber dem Bogen des Chor- oder Hochaltars sind die Worte in Stein eingehauen: Maister kasper schop 1507, auf einem wohl aus früherer Zeit herstammenden Postamente eines Seitenaltares in alterthümlichen Ziffern 1478, und auf dem Thürflügel eines Altares unter einem Gemälde liest man die Jahreszahl 1633.

Die herrschenden Geschlechtsnamen sind: Barbisch, Berthold, Bitschnau, Bott, Brugger, Dönz, Düngler, Erhard, Fitsch, Fleisch, Ganahl, Greber, Lenhard, Loretz, Mangeng, Mathies, Neyer, Schaller, Schwarzhans, Thöny, Wallaster, Vonier, Vonderleu, Walser, Werle, Winkler, Zudrell.

Die Häuser im Silberthale sind, wie im ganzen Thale Montavon — mit Ausnahme etlicher in Schruns — von Holz mit flachen Schindeldächern. Die Leute leben hauptsächlich von Viehzucht, die sie zu Hause und auf den Alpen betreiben; zur Zeit wird durch das Weben von Baumwollgarn, das ein Paar Jahre einheimisch ist, viel verdient, so daß das jährliche Auswandern immer mehr im Abnehmen ist. Nur noch einige Maurer, Sensenhändler und im Herbste Krautschneider suchen im Auslande, selbst in Wien und auf dem Lande Niederösterreichs alljährlich Verdienst. Der ächte, einheimische Silberthaler zeichnet sich durch Religiosität, Arbeitsamkeit, Bescheidenheit, Anhänglichkeit und Gehorsam gegen Kirche und Staat vor den übrigen Gemeinden rühmlich aus; so z. B. kam in sechs Jahren kein uneheliches Kind vor. Das Lesen geistlicher Bücher, z. B. des Goffine, der in allen 174 Fa-

*) Nach der gefälligen Mittheilung des Herrn Pfarrers Johann Gmeiner im Silberthale; nach Staffler II. 142 wurde diese Pfarre im J. 1449 und nach Weizenegger-Merkle II. 251 im J. 1469 gegründet.

milien sich findet, und anderer guter Erbauungsschriften veredelt die Gemüthsart der guten Leute. »Gelobt sey Jesus Christus« und »in Ewigkeit« lassen sie bey Begrüßungen niemals aus. Ihre Kleidung verfertigen sie fast ganz selbst, da sie viele Schafe haben.

(Der Schluß folgt.)

* * *

Berichtigung.

Im CV. Bande. Anzeigeblatt S. 8 in der letzten Zeile ist statt der Grafen von Kirchheim: Kirchberg zu setzen.

Herausgabe besorgt durch J. L. Deinhardstein.

Jahrbücher der Literatur.

Hundert achter Band.

1844.

I. IV. a. a.

Oktober. November. Dezember.

Wien.

Gedruckt und verlegt bey Carl Gerold.

Digitized by Google

Inhalt des hundert achten Bandes.

Seite

Art. I. Fragmenta Historicorum Graecorum — Hecataei, Antiochi Philisti, Timaei Ephori, Theopompi, Phylarchi, Clitodemi, Phanodemi, Androtionis, Demonis, Philochori, Istri — ediderunt Car. et Theod. Mulleri. Parisiis 1841. (Zweyter Artikel, Schluß) . . . 1

II. Geschichte des großen deutschen Krieges, vom Tode Gustav Adolf's an mit besonderer Rücksicht auf Frankreich, verfaßt von Barthold. Zwey Theile. Stuttgart 1842 und 1843 (Schluß) 29

III. Die Magyarische Sprache und die etymologische Sprachvergleichung. Von J. E. Klemm. Preßburg und Pesth 1843 63

IV. Historical Sketches of statesmen who flourished in the time of George III; to which is added remarks on party, and an appendix; first series, by *Henry Lord Brougham*. London 1839. Zwei Theile 89

V. Geschichte der bildenden Künste, von Carl Schnaase. Düsseldorf 1843. Zwey Theile (Schluß) 115

VI. Zeitwarte des Gebetes in sieben Tageszeiten. Ein Gebetbuch arabisch und deutsch herausgegeben von Hammer-Purgstall. Wien 1844 144

VII. Geschichte des Hauses Habsburg, von dem Fürsten E. M. Lichnowsky. Erster bis achter Theil. Wien 1836 — 1844 147

VIII. Maria Magdalena. Ein bürgerliches Trauerspiel in drei Akten. Nebst einem Vorworte, betreffend das Verhältniß der dramatischen Kunst zur Zeit. Von Friedr. Hebbel. Hamburg 1844 187

IX. Des Sophokles Antigone, griechisch und deutsch; herausgegeben von August Böckh. Nebst zwei Abhandlungen über diese Tragödie im Ganzen und über einzelne Stellen derselben. Berlin 1843 197

X. Die Lustspiele des Aristophanes. Uebersetzt und erläutert von Hieronymus Müller. Erster Band. Leipzig 1843 223

Inhalt des Anzeige-Blattes Nro. CVIII.

Untersuchungen über die freyen Walser in Graubünden und Vorarlberg. Mit einigen diese Gebiete betreffenden historischen Erläuterungen. Von Joseph Bergmann. (Schluß) 1

Zur Geschichte der Fürsten von Eggenberg 37

Epigraphische Excurse. Von Custos J. G. Seidl (Fortsetzung) 46

Seite
Conversations-Lexicon für bildende Kunst. Illustrirt mit über 3000 Holzschnitten. Leipzig 1843 80
Bauriß des Klosters St. Gallen vom Jahre 820. Im Facsimile herausgegeben und erläutert von Ferd. Keller. Zürich 1844 83
Register 85

Jahrbücher der Literatur.

Oktober, November, Dezember 1844.

Art. I. **Fragmenta Historicorum Graecorum — Hecataei, Antiochi Philisti, Timaei Ephori, Theopompi, Phylarchi, Clitodemi, Phanodemi, Androtionis, Demonis, Philochori, Istri — ediderunt Car. et Theod. Mulleri.** Parisiis, ap. A. Firm. Didot, 1841.

(Schluß.)

Theopompus, der berühmteste Schüler des Isokrates (Dionys. Hal. Epist. ad Pomp. 6. p. 78 Reisk.), war schon von den Alten als Hauptvertreter der dritten Familie der griechischen Geschichtschreiber betrachtet (nämlich nach der ersten, den Logographen, der zweyten, den drey Altmeistern seit dem Geschichtsvater Herodot, worauf die dritte mit Philistus folgte), und dieser Ansicht haben sich die Neueren seit Wiederherstellung der Wissenschaften angeschlossen. Aber seine Würdigung hat von jeher ganz entgegengesetzte Ergebnisse geliefert; denn seit Vossius haben die verschiedensten Stimmen sich über ihn vernehmen lassen *). Jedoch erst im achtzehnten Jahrhundert hat man ernstlich daran gedacht, durch Zusammenstellung und kritische Sichtung der paarhundert Bruchstücke seiner Werke ein etwas vollständigeres Bild ihrer ursprünglichen Beschaffenheit in Materie und Form zu gewinnen, um deutlicher den Urquell zu erkennen, aus dem Strabo und andere Geographen, ingleichen Diodor, Dionysius, Trogus Pompeius und so viele andere Autoren bis auf Orosius geschöpft, und andererseits sicherer zu wissen, weß' Geistes Kind der eben so berühmte als berüchtigte Theopompus gewesen. — Und dennoch ist die Ausführung dieses so nahe liegenden Gedan-

---

*) S. L. C. Valckenaer, Diatribe de Philippi Amyntiadae indole; Lugd. Batav. 1784. Vgl. B. G. Weiske de Hyperbole errorum in historia Philippi — commissorum genitrice; Misnae 1819, besonders §. 10. p. 52 sqq., und die Schriften von Koch, Aschbach, Pflugk, Theiß, Frommel, Clinton und Wichers, angeführt von Westermann ad Vossium p. 59, 81, 93. — Ich bemerke hierzu, daß ein französischer Gelehrter, Saintecroix, Examen des histor. d'Alexandre le Gr. p. 12 sqq. über Theopomp ein sehr nachtheiliges Urtheil fällt und über Ephorus ein viel glimpflicheres (s. oben), und daß ein berühmter deutscher Geschichtsforscher den Theopomp gar zu den »eitlen Büchermachern rechnet, denen Wahrheitssinn, d. h. der historische Sinn, fehle« (!).

1

kens erst vor fünfzehn Jahren zu Stande gekommen, und darüber haben wir nun zu berichten *).

Ueber das Chronologische der Personalien des Mannes finden sich bey den Alten schon verschiedene Angaben. Daher schwanken auch die Neuern. Wichers setzt sein Geburtsjahr Olymp. 103 (p. 8), K. Müller Olymp. 100, vor Chr. 380—377. Aber damit ist auch nicht durchzukommen; denn, um nur Eins zu berühren, so nimmt er an, Theopomp sey unter Ptolemäus Philadelphus nach Aegypten gekommen (p. LXVIII), da es doch unter Ptol. I oder Lagi geschah. Am wahrscheinlichsten scheinen Westermann's Annahmen (ad Voss. p. 59): Da Theopomp zu den Schülern des Isokrates gerechnet werde, dieser aber Olymp. 96, 3 in Chios eine Schule eröffnet habe, so sey es wahrscheinlich, daß Theopomp schon damals seinem Unterricht übergeben worden; mithin sey dieser Historiker Olymp. 93 oder 94 geboren, bereits Olymp. 100 mit seinem Vater verbannt, später in's Vaterland zurückgekehrt, aber, zum zweyten Male verbannt, nach Aegypten gewandert und dort gestorben, jedoch nicht erst bestimmt nach dem Jahre Olymp. 118, 3, wie Clinton aus dem Königstitel jenes Ptolemäus schließen wolle, aber vermuthlich in hohem Alter (s. Phot. cod. 176. p. 120 Bekker; vgl. Clinton F. H. p. 187 und 385 sq. ed. Krüger). — Ref. hat absichtlich dieß ausgehoben, weil K. Müller den Vossius von Westermann nicht gebraucht zu haben scheint.

Was die Lebensumstände des Theopompus betrifft, so stellt sich aus den fragmentarischen Nachrichten, die wir davon haben, Folgendes heraus: Er war auf der Insel Chios aus einem Adelsgeschlecht geboren, mußte aber, in der Schule des Isokrates rhetorisch ausgebildet, nachdem er selbst die Redekunst geübt,

*) Nämlich über Theopompi Chii Fragmenta — collegit R. H. Eyssonius Wichers, Lugd. Batav. 1829, oder vielmehr über die neue Bearbeitung dieser Fragmentensammlung von K. Müller in vorliegendem Werke p. LXV — LXXVII und p. 278 — 333. Wozu Referent aber im Allgemeinen bemerken muß, daß diese Bearbeitungen gar sehr hätten gewinnen können, wenn die neueren Schriften über diese Gegenstände zu Rath gezogen worden wären, z. B. Flathe's Geschichte von Macedonien; Droysen's Geschichte Alexanders des Großen; insbesondere aber die Herausgeber und Uebersetzer des Demosthenes, wie Göller, Jacobs, G. W. Becker, Winiewski, namentlich Vömel, der das Historische genau behandelt, und auch die Theopompeischen Fragmente mehrmals zu Hülfe nimmt. Man s. dessen Philippicae Orationes V. Francof. 1829, besonders Prolegomm. ad Orat. de Pace p. 240 sqq., Prolegg. ad Orat. (Hegesippi) de Haloneso, p. 3 sqq. Demosthenis Philippica II. und dazu wieder die Prolegomm. Francof. 1832. p. 3 sqq.

aber auf des Lehrers Rath sich dem historischen Studium zugewendet, in der damals sehr bewegten Zeit, wo es sich um die Hegemonie zwischen Theben und Sparta handelte, zugleich mit seinem Vater Damasistratus wegen Anhänglichkeit an die Lacedämonier sein Vaterland verlassen, und hatte sich zunächst nach Kleinasien und zwar nach Ephesus gewendet. Hier soll er unter den berufenen Lobrednern auf den verstorbenen König von Karien, Mausolus, den Preis davon getragen haben. Von Kleinasien aus begab er sich zur Vorbereitung seiner Geschichtswerke auf große Reisen, und verwendete sein ansehnliches Vermögen zur Erwerbung allseitiger Länder- und Völkerkunde. Von Alexander dem Großen seinem Vaterlande und Besitzstande wieder gegeben, konnte er doch mit seinen aufgeerbten aristokratischen Grundsätzen und als schonungsloser Tadler der freyen üppigen Lebensweise seiner demokratisch gesinnten Mitbürger nach dem Tode seines Beschützers, Alexanders des Großen, sich nicht halten, mußte Chios zum zweyten Male verlassen, flüchtete sich nach Aegypten, wo er aber, dem König Ptolemäus als unruhiger Geist verdächtig, Anfangs sein Leben gefährdet sah, bis er, durch die Verwendung von Freunden geschützt, eben dort in hohen Jahren sein Leben ruhig beschließen konnte.

Von seinen Schriften wird zunächst genannt ein Auszug aus den Historien des Herodotus in zwey Büchern. Wenn K. Müller (p. LXVIII), dem Vossius sich anschließend, diese Schrift für die Arbeit eines spätern Epitomator zu halten geneigt ist, am Ende aber doch zugibt, es könnte dieses Schriftchen eine jugendliche Vorbereitung zu den größern historischen Arbeiten gewesen seyn, so hätte er sich aus Ruhnkenius und Frommel *) eines Bessern belehren können. Daß es nämlich eine selbstständige Autorität hatte, beweisen die Anführungen derjenigen Grammatiker daraus, die sich nur auf Zeugnisse der Classiker zu berufen pflegen.

Auch mit Thucydides und Xenophon steht Theopompus in Beziehung; zunächst durch seine Griechische Geschichten

---

*) Ruhnkenii historia crit. Oratorr. graecc. in dessen Opuscc. I. p. 370—371 ed. Bergm. G. Frommel, de Theopompi Epitome Herodotea, in meinem Meletemm. III. p. 135 sqq. Der jetzige Decan Frommel beschäftigte sich nämlich damals mit einer Sammlung der sämmtlichen Fragmente des Theopompus, wozu ich ihn ermuntert hatte, und wobey er sich der Unterstützung der sel. Franz Xav. Werfer und Fr. C. Mathiä zu erfreuen hatte (s. p. 138), wurde aber bald durch geistliche Berufsarbeiten abgehalten. Vergl. auch Westermann zum Vossius p. 40. K. Müller hat Frommels Arbeit nicht benützen können.

(Ἑλληνικαὶ ἱστορίαι, Σύνταξις Ἑλληνικῶν), in welchen er, eben so wie Xenophon, die unvollendet gelassene Geschichte des peloponnesischen Kriegs in einem einzigen Buche fortsetzte, nämlich im ersten. Daher einige, dieses letztere mit dem achten thucydideischen verwechselnd, den Theopomp zum Verfasser jenes achten gemacht haben; eben so unrichtig, als es Andere dem Xenophon zuschreiben wollten; wogegen eine dritte Meinung es vom Thucydides selbst noch entwerfen, aber von seiner Tochter ausarbeiten läßt. In seiner Fortsetzung des peloponnesischen Kriegs scheint Theopomp Einiges berührt zu haben, was Thucydides noch selbst erzählt hatte; weßhalb Diodorus Einiges abweichend von Thucydides und von Xenophon, also vermuthlich nach Theopompus, darstellt.

Das ganze Werk der Hellenika enthielt zwölf Bücher, begann mit Olymp. 92, 2, mit der Niederlage des Mindaros bey Kynossema, und endigte mit der Seeschlacht bey Knidos, Olymp. 96, 3, umfaßte also einen Zeitraum von siebzehn Jahren. Die Behandlung war im ersten Buche summarisch, dagegen in den übrigen eilf Büchern wurden die Begebenheiten eben so vieler Jahre ganz ausführlich erzählt. Wie aber die Gegenstände in den verschiedenen Büchern eingetheilt waren, läßt sich bey den dürftigen Fragmentenresten nicht bestimmen. Einen charakteristischen Zug hat uns der Grammatiker Apollonius (ap. Euseb. P. E. p. 465) aufbewahrt, nämlich daß Theopomp in sein eilftes Buch ein Gespräch zwischen Agesilaus und Pharnabazus aus dem vierten Buche der Hellenika des Xenophon herübergenommen hatte.

Wenn Polybius (VIII. 13) dem Theopompus den Vorwurf macht, er habe, nachdem er gerade bey den glorreichsten Zeiten Griechenlands angekommen, dieses Land verlassen, um sich hauptsächlich mit dem Einen Philippos zu beschäftigen, da es doch passender gewesen wäre, die Thaten und Schicksale dieses Königs in den Geschichten Griechenlands zu erzählen, als umgekehrt diese mit jenen zu verknüpfen, — so hat K. Müller unter Anderm mit Recht dagegen bemerkt, daß in dem Zeitpunct, wo der Geschichtschreiber den Philippus zur Hauptperson machte, er in der That auch in allen griechischen Dingen bereits die Hauptperson geworden war, und daß er also mit dieser Aenderung seines historischen Planes, wodurch der macedonische König zum Mittelpunct aller Begebenheiten gemacht ward, Einheit und Einfachheit gewann, ohne doch im Geringsten die griechischen Geschichten darüber zu vernachläßigen, indem er ja mehrmals seinen macedonischen Helden verläßt, und ganze Bücher hindurch sich einzig mit griechischen Geschichten beschäftigt, und zwar nicht

bloß mit denen aus neuern Zeiten, sondern auch mit denen der Vorwelt bis zu den Mythen hinauf, indem er in seinem umfassenden Werke nichts vernachläßige, was irgend zur Belehrung oder Ergötzung seiner Leser beytragen könne. Hierin stimmt Ref. unserm Verf. vollkommen bey, und erinnert sich dabey mit einer wahren Wonne an die Vorlesung unsers Schiller über europäische Staatengeschichte, welche dieser Künstler zu einer ganz organischen Einheit auf ähnliche Weise zu verknüpfen wußte.

Das ist nun das Hauptwerk unsers Geschichtschreibers, Philippica oder auch vorzugsweise Historiae (Φιλιππικά, Ἱστορίαι) überschrieben, ein Titel, den die beyden römischen Epitomatoren Trogus Pompeius unter Augustus und nach ihm Justinus unter den Antoninen in der Form Historiae Philippicae vereinigt haben, eine Universalgeschichte in 58 Büchern, von dem Regierungsantritt des Amyntiaden Philipp bis zu seinem Tode, durch Episoden und eingewebte Geschichten vieler Völker zu einem solchen Umfange gediehen, daß Philipp der Dritte von Macedonien die Thaten jenes großen Königs in einem Auszug von nur 16 Büchern zusammendrängen konnte (Phot. Bibl. cod. 176. p. 121 Bekker). — Von dieser Weltgallerie, oder kosmischem Panorama, gibt Dionysius von Halik. (Epist. ad Pomp. 6. p. 783 sq. p. 53 Krüger) eine gedrängte Darstellung, wenn er sagt: »Von seiner Mühewaltung kann sich jemand einen Begriff machen, der das Vielgestaltige einer solchen Schrift erwägt. Denn er hat der Völker Niederlassungen darin gemeldet und die Gründungen der Städte überschaut, der Könige Lebensumstände und die Eigenthümlichkeiten der Sitten an's Licht gestellt, und was nur irgend jedes Land oder jedes Gewässer Wunderbares und Seltsames hervorbringt, in seinem Werke zusammengefaßt. Und niemand vermeine, daß diese Gegenstände bloße Ergötzung gewähren, denn dem ist nicht also, sondern sie bringen, um es mit Einem Worte zu sagen, allen wahrhaft Nutzen.«

Herr K. Müller hat sich (p. LXX — LXXIII) Mühe gegeben auszumitteln, was der Inhalt der meisten dieser Bücher (denn von allen ist es nicht möglich) gewesen seyn möchte, wobey er mehrmals die Vorstellungen seines Vorgängers Wichers einer Epikrise unterwirft. — Ich werde zu den Fragmenten selbst einige Bemerkungen nachtragen. Hier überblicken wir vorerst noch die Notizen, welche wir von einigen andern Schriften des Theopompus bey den Alten finden.

Wir gehen mit unserm Verf. von der Stelle des Dionysius (epist. ad Pomp. 6. p. 782. p. 50 Kr.) wiederum aus, wo er sagt: »Theopompos von Chios, der viele panegyrische, auch viel

rathgebende Reden, auch die archäischen Briefe und andere Ermahnungsbriefe verfaßt, auch endlich ein merkwürdiges Geschichtswerk ausgearbeitet, ist des Lobes würdig.« Hier führt nun K. Müller als Beyspiele der panegyrischen Reden die Lobreden auf den König Mausolus und auf Philipp und Alexander an, unter den rathgebenden (*συμβουλευτικοὶ*) eine Rede dieses Inhalts an Alexander den Großen, wie auch einen Brief an denselben König gegen die Bürger von Chios politischen Zweckes (vgl. J. G. Droysen, Gesch. Alexanders des Großen S. 494). Statt der früheren Lesart *ἐπιστολὰς Ἀχαϊκὰς* ist jetzt die andere *ἀρχαϊκὰς* angenommen; aber der Sinn ist noch keineswegs festgestellt (s. Krüger, Wichers und C. Müller p. LXXIII), ob sie in archaischem, alterthümlichen Styl oder über die Begebenheiten des Alterthums geschrieben waren. Unser Verfasser rechnet jenen Brief an Alexander hinzu, welcher politische Anklagen der Obrigkeiten von Chios enthalten habe, und schlägt daher eine dritte Lesart vor: *ἐπιστολὰς τὰς περὶ τῶν ἀρχῶν Χίων γραφομένας*, oder *ἐπ. τὰς »Ἀρχαι Χῖαι« ἐπιγραφομένας*, Briefe, betitelt: »Die Obrigkeiten von Chios«, und dieser Vorschlag ist in der That beachtungswerth. Die folgende Classe von Schriften durch *καὶ ὑποθήκας ἄλλας*, von Koch, de Theopompo p. 47, gänzlich übergangen, habe ich oben mit dem lat. Uebersetzer »Ermahnungsbriefe« übersetzt, früher aber in einer Note zur Frommel'schen Abhandlung (Meletemm. p. 145 sqq.) als alia argumenta, d. h. als allgemeine Bezeichnung anderer Gegenstände genommen, welche Theopompus schriftlich bearbeitet habe, und obschon die lat. Uebersetzung adhortatoriae dem Sprachgebrauch gemäß ist, bleibe ich noch jetzt bey dieser Erklärung, und verstehe mit Frommel Schriften anderen Inhalts darunter, aber, gegen diesen, namentlich den Auszug aus dem Werke des Herodotus, weil dieser sonst beym Dionysius gar nicht erwähnt ist.

Die Schrift: Gegen Platon's Schule (*κατὰ Πλάτωνος διατριβῆς*) hält unser Verf. für eine aus den philippischen Geschichten ausgehobene Episode. Eben so ist er geneigt, das als besondere Schrift angeführte Buch von der Frömmigkeit (*περὶ εὐσεβείας*) für einen Auszug aus den Geschichtswerken zu nehmen, weil Theopompus, nach Dionysius Zeugniß, darin jede Gelegenheit ergriffen hatte, Betrachtungen über Gerechtigkeit, Gottesfurcht und andere Tugenden einzuflechten. Dazu kommt, daß wir nur ein einziges Citat einer solchen Schrift unter dem Namen Theopompos kennen, daß letzterer mit Theophrastos mehrmals verwechselt wird, welcher letztere wirklich eine solche Schrift verfaßt hatte; wodurch Ruhnkenius zu der andern

Annahme bestimmt wurde, es sey in jenem Citat Θεόφραστος ἐν τῷ περὶ εὐσεβείας zu lesen; eine Annahme, welcher Wichers und früher ich selbst in meiner Symbolik (s. jetzt IV. S 672) uns angeschlossen haben.

Eine seltsame Erscheinung bietet endlich die theopompeische Literatur mit dem sogenannten Dreyhäupter- oder Drey-Städte-Buch dar, worüber bis in die neueste Zeit viel geschrieben worden (s. Vossius p. 81 und p. 93 mit Westermann, K. O. Müller Orchom. S. 107 und dessen Prolegom. S. 98, Wichers p. 33 sqq. und unsern Verf. p. LXXIV). Die Sache ist diese: Anaximenes von Lampsakos, ein abgesagter Feind des Theopompos, hatte unter dessen Namen und mit täuschender Nachahmung seiner Schreibart und Manier eine Schmähschrift gegen Athen, Sparta und Theben unter dem Titel Τρικάρανος oder Τριπολιτικὸς geschrieben, und an diese drey Städte gesendet, und da er, wie Lucian (Pseudolog. 29) sich ausdrückt, mit dreyschneidiger Rede Hellas erste Staaten vernichtet hatte, so war es ihm nur zu wohl gelungen, den Theopompus in ganz Griechenland auf's äußerste verhaßt zu machen. Eine neuere Annahme, daß Dikäarchos dem Anaximenes eine Apologie der Schmähschrift des Anaximenes entgegengesetzt habe, läßt sich aber nicht halten. Nach Photius (cod. 37. p. 8 Bekker) hatte Dicäarchus in seinem Buche nur von der besten Staatsverfassung gehandelt (s. Osann Beyträge zur Gesch. d. Lit. II. S. 9). — Unser Verf. glaubt jedoch, daß Anaximenes in seinem untergeschobenen Buche vielen Stoff dazu aus den wirklichen theopompeischen Werken geschöpft habe, und daß des Rhetors Aristides Lobrede auf Rom die Form des Dreystädte-Buchs sich zum Vorbild genommen.

Und hier möchte wohl der Ort seyn, über Theopomp als Mensch und Geschichtschreiber das Urtheil abzuschließen. Hören wir auch hier zuerst denselben Dionysius: »Das Letzte«, sagt er (epist. ad Pomp. p. 784 sqq. p. 55 Krüg.), »und das Bezeichnendste seiner Werke und was von keinem Andern weder der alten noch der neuern Geschichtschreiber so sorgfältig und kräftig ausgebildet worden, ist Folgendes, daß er bey jeglicher Handlung nicht allein dasjenige sieht und aussagt, was dem großen Haufen in die Augen fällt, sondern daß er auch die unsichtbaren Ursachen der Handlungen und selbst die Gedanken der handelnden Personen und ihre Gemüthsbewegungen, welche den Meisten zu erkunden nicht leicht ist, erforschet, und daß er alle Geheimnisse der Scheintugend und der verschleyerten Schlechtigkeit aufdeckt, und mir scheint die Prüfung, die in den Schriften des Theopompos vorgenommen wird, eben so scharf zu seyn, wie jene in den Mythen geschilderte Prüfung der abgeschiedenen

Seelen von Seiten der Todtenrichter. Daher wurde er auch für tadelsüchtig gehalten, weil er gewisse unbegründete Handlungen berühmter Personen mit begründeten Vorwürfen belegt, ähnlich verfahrend wie die Aerzte, welche verdorbene Körpertheile brennen und schneiden, und mit diesen Operationen selbst bis in's Innerste hinabgehen, ohne dabey auf die gesunden und natürlich beschaffenen Theile es im Geringsten abgesehen zu haben.«

Bey dem Vorwurf der Tadelsucht denkt Dionysius zunächst an Polybius, der dem Theopompus denselben macht, und ihn bezüchtigt, dabey die Gesetze der Wahrheit und die Schranken der Mäßigung überschritten zu haben; und in der That haben sich unsere alten Schriftsteller hierin dem Polybius angeschlossen, namentlich Cornelius Nepos, Clemens von Alexandrien, Josephus, Plutarch, Lucian, und den Theopomp in dieser Hinsicht mit dem Timäus zusammengestellt [1]). Diesen sind viele der Neuern gefolgt. Ich trage kein Bedenken, mich zur Ansicht Böckh's zu bekennen, der sehr treffend sagt [2]): Theopomp ist als tadelsüchtig verschrieen, weil er den verderbten Geist einer verderbten Zeit nach der Wahrheit schilderte; denn die meisten sind geneigt, alles von der schönsten Seite anzusehen, zumal aus der Ferne, wo alle Leidenschaft schweigt, und das Wohlwollen, welches dem menschlichen Herzen eingepflanzt ist, nicht von unmittelbar gegenwärtigen Erfahrungen Lügen gestraft wird: aber Ehre dem Geschichtschreiber, welcher den eitlen Schein vom Wesen zu trennen versteht, und gleich dem Richter der Unterwelt die Seelen nackt und alles Pompes und Gepränges entkleidet vor seinen Richterstuhl zieht.«

Auch unser Verfasser hat (p. LXXV) meines Bedünkens die Licht- und Schattenseite des mehr getadelten als gelobten Theopompus gut hervorgehoben, und das Uebergewicht seiner Tugenden und Verdienste zu beweisen gesucht.

Zuvörderst macht nämlich K. Müller aufmerksam auf die vorzüglichen Geistesgaben des Theopompus, auf den trefflichen Unterricht, den er besonders bey Isokrates genossen, auf den reichen Schatz von Kenntnissen, den er sich auf seinen ausgebreiteten Reisen und im Umgang mit den berühmtesten Männern seiner Zeit erworben, auf die Bewunderung der Tugenden und den Abscheu der Laster, die er in seinen, fast ganz den Begebenheiten

---

[1]) S. Sturz ad Hellanicum p. 9 sq. ed. alter. C. Fr. Hermann ad Lucian. de conscrib. histor. p. 344 und die von ihm Angeführten.

[2]) In der Staatshaushaltung der Athener I. S. 316. Der Schluß ist aus der obigen Stelle des Dionysius entlehnt, die ich nach Reiske's und Krüger's Verbesserungen übersetzt habe.

seiner oder doch der neuern Zeit gewidmeten Geschichtswerken an den Tag lege, und zieht daraus die Folgerung, einem solchen Manne müsse man eben sowohl den Willen als die Fähigkeit zugestehen, die Wahrheit zu berichten; wie er denn wirklich auch als ein wahrheitliebender Mann bezeichnet werde, der eine große Geldsumme auf die historisch genaue Forschung verwendet habe*). Die Fehler, die man an seinen Werken tadle, lassen sich theils aus seinem feurigen, heftigen Naturell, theils aus seinen und seines Vaters Schicksalen, den Verfolgungen, denen sie ausgesetzt waren, den demagogischen Parteyumtrieben, welche damals nicht bloß sein Vaterland Chios, sondern alle griechische Staaten erschüttert, und die, nach seiner Rückkehr aus der Verbannung auf den höchsten Grad gesteigert, ihn für immer in die Fremde vertrieben, — hinlänglich erklären; wenn man gleich zugeben müsse, daß er alle diese Ereignisse und Erfahrungen oft mit größerer Bitterkeit als billig dargestellt. — Uebertreibungen habe er sich auch wohl zum öftern erlaubt, namentlich in den Charakteristiken des Philipp von Macedonien, obschon er auch hiebey auf beyden Seiten seine begründeten Motive gehabt, wenn er ihn einestheils seiner Feldherrntalente wegen zum Himmel erhoben, anderntheils seine Unsittlichkeit auf das unbarmherzigste gebrandmarkt habe. — Solche Partien der Theopompeischen Werke seyen daher wie die gleichnamigen Reden des Demosthenes, womit dieser Geschichtschreiber auch vom Dionysius verglichen werde, zu betrachten.

Ref. erinnert hiebey an eine Bemerkung Cicero's über die Schreibart einiger Historiker. Nachdem er (Brut. 17, 66) vom Thucydides und Philistus geredet, fährt er fort: »Nam ut horum concisis sententiis, interdum etiam non satis apertis, cum brevitate tum nimio acumine, officit Theopompus elatione atque altitudine orationis suae: quod idem Lysiae Demosthenes etc.« Meines Bedünkens bestätigt sich hier das Bekannte: le style, c'est l'homme. Wie im Demosthenes, so im Theopomp, war in ihrem ganzen Wesen noch eine Art von Hoheit und Größe, aber Letzterem, gänzlich von den rhetorischen Elementen der isokratischen Schule durchdrungen, fehlte das Unschuldige, das Unzubereitete (*τὸ ἄκακον, τὸ ἀκατάσκευον*), was die griechischen Kunstrichter an Plato und Xenophon rühmten; weswegen denn auch Theopomp für Platon's Lehre und Schule keinen rechten Sinn haben konnte. Der

---

*) Athen. III. p. 85, a. p. 533 Schweigh. — *μαθέτω καὶ παρὰ Θεοπόμπου του Χίου, ἀνδρὸς Φιλαλήθους, και πολλὰ χρήματα καταναλώσαντος εἰς τὴν περὶ τῆς ἱστορίας ἐξέτασιν] ἀκριβῆ.*

Schwung seiner Gedanken hob ihn auch im Geschichtschreiben auf die Rednerbühne. Der schlichte Erzählungston, der nur das Nothwendige meldet, genügte nicht mehr; daher jene Ueppigkeit der Rede, die zuweilen sich der Gemeinheit nähert, wie wenn die Natur sich an der Schule rächen wollte. — Mit Einem Wort, mit dieser neuen Form, die sich in Theopompus Werken am entschiedensten zeigt, war der alte Naturstyl in der Historie der Griechen verloren.

Die Fragmente belaufen sich auf die Zahl 344, worunter aber einige stecken mögen, die dem Komiker Theopompos angehören, wie denn z. B. das letzte als ein solches bezeichnet ist; wogegen einige dem Historiker angehörige nachgetragen werden sollen; wovon sogleich ein Beyspiel. Wichers (p. 57) und K. Müller (p. 156) eröffnen nämlich die Sammlung mit den Bruchstücken aus der Epitome Herodotea. Keiner hat jedoch Frommel, de Theopompi — Epitome Herodot. mit den angehängten Fragmenten (in des Ref. Meletematt. III. p. 137 — 170) gebraucht. Da ist nun gleich (aus p. 156 vor Nr. 1) ein Fragment nachzutragen, welches Wesseling ad Herod. I. 167 im Suidas in voc. ἔμπηρα aufgespürt haben will, und weßwegen Gaisford zum Suidas p. 221 auf Frommel hinweist.

Aber auch aus Frommel's Anmerkungen zu jedem Bruchstück wäre noch Manches zu entnehmen; weßwegen ich bey jedem auf seine Seitenzahl verweisen will. So gleich vor Nr. 1 lese man nach, was er beybringt, worunter auch einige unedirte Fragmente, wie z. B. aus Hellanicus (vgl. Nro. CXIII. p. 134 ed. Sturz) und aus Theopompus selbst, z. B. über den König Gelon (p. 167).

Zu Nr. 2 s. Frommel p. 157 sq.; zu Nr. 3 s. Fr. p. 159 sq.; zu Nr. 4 s. Fr. p. 161 sq.; zu Nr. 5 s. Fr. p. 164 sq. Endlich zunächst vorher hat Fr. bemerkt (p. 163), daß die Worte, welche Suidas in voc. κατεχόρδησε beybringt, nach Wesseling's Vermuthung zu Herodot VI. 75 aus der Theopompeischen Epitome entnommen seyen, und Gaisford zum Suidas p. 2036 hat auch hiebey auf Frommel verwiesen.

Es folgen die Hellenica. — Zu Nr. 33 der Philippica muß jetzt nachgelesen werden: S. C. Klinkhamer Commentatio de Iphicrate Lovan. 1829. p. 43. — Zu Nr. 52 hatte C. Müller p. LXX vermuthet, Theopompus habe im dritten Buche, bey der Geschichte der thrakischen Völker, eine Episode über den Sesostris eingeschaltet. Frommel ist dagegen der Meinung (p. 147), dieß sey im dritten Buche der Hellenika aus Anlaß von des Agesilaos Feldzug nach Aegypten geschehen. — Zu Nr. 70 — 72 über die persische Religionslehre, worin Theopomp

vorzügliche Einsicht verräth, muß jetzt zu dem, was Wichers p. 160 beygebracht hat, Eug. Burnouf, Commentaire sur le Yaçna p. 90, not. 67 nachgelesen werden. — Zu Nr. 76. Diese mehrmals erwähnte Erzählung vom König Midas und Silenus habe ich bereits oben zum Mythographen Konon berührt. Jetzt lese man noch Frommel p. 140 und Bähr zum Herodot VIII. 138. p. 193 nach. — Zu Nr. 92 das merkwürdige Fragment, welches ich aus dem Leydner Scholiast. mscr. in Aristid. Oratt. abgeschrieben und dem Herrn Marx mitgetheilt hatte, wo es p. 224 ad Ephori fragg. zum ersten Male abgedruckt erschien, gehört zum zehnten Buche der Philippica, und bezieht sich doch auf eine Gesandtschaft des Cimon nach Sparta, zum deutlichen Beweis, daß Theopompus in jenem Werke Begebenheiten der älteren Zeit eingeflochten hatte; worüber ich in der Vorrede zu Marx p. XXVII ausführlicher gehandelt habe. Es gehört zu Olymp. 82, 3, vor Chr. 450 (s. jetzt Clinton, F. H. p. 52 ed. Krüger). — Zu Nr. 118. Ueber diese Notiz des Nepos aus Theopomp, wonach Iphikrates die Bequemlichkeit geliebt und Anstrengungen gescheut habe, verbreitet sich Klinkhamer, de Iphicr. §. VII. p. 108 — 111, und macht es sich ebenfalls bequem, mit den hergebrachten seichten Gründen unsern Geschichtschreiber der Unwahrheit zu zeihen. — Zu Nr. 144. Dies Fragment, wo Plinius (H. N. III. 9) berichtet, Theopomp, der erste der Roms gedenke, habe die gallische Eroberung dieser Stadt erwähnt, hängt mit der oben bereits besprochenen Untersuchung über das Alter des Scylax zusammen. Hat dieser seinen Periplus in der ersten Hälfte der Regierung Philipp's von Macedonien geschrieben (wie Niebuhr kl. Schriften I. 123 f. annimmt), so sieht man, wie Theopomp um dieselbe Zeit zu einer Episode über jene Begebenheit veranlaßt seyn konnte; denn nur in einer Episode, nimmt derselbe Gelehrte (röm. Gesch. II. 623) an, könne der Verfasser der Philippika jene Eroberung erzählt haben. — Vergleicht man den Dionysius (A. R. I. 29 und Herodot I, 167 mit den Anmerkk., verbunden mit O. Müller's Etruskern I. S. 121), so ergibt sich, daß die Griechen zwar schon zur Zeit der Tarquinier einige Kunde über Rom bekommen, daß sie es aber für eine etruskische Stadt hielten, und überhaupt noch lange hin sich mit dunkeln Sagen über römische Dinge trugen, so daß Theopompus zuerst sich das Verdienst erworben, etwas Genaueres darüber zu erzählen; woraus denn obige Aeußerung des Plinius gar wohl zu erklären wäre. — Zu Nr. 167. Ueber dieses Fragment verbreitet sich Wichers p. 217 — 221; wozu ich nur noch an eine Schrift von C. J. Demortier: De statu civitatum Graeciae Lovan. 1825. p. 12, erinnern will. — Zu Nr. 221. b, welches

Fragment über Homer's Zeitalter bey Wichers fehlt, s. Heyne ad Homer Vol. VIII. p. 828 und jetzt Clinton, F. H. Praefat. p. IX. — Nach Nr. 251, nach den Fragmenten aus dem 49sten Buche der Philippika, ist aus Steph. Byz. p. 548 einzuschalten: *Μελινοφάγοι, ἔθνος Θρᾴκης. Ξενοφῶν — Θεόπομπος κτλ.* Vgl. über diese Buchweizenesser in Thracien Xenoph. Anal. VII 57. — Nach Nr. 286 füge man aus demselben Stephan. p. 36 bey: *Ἀδράνη, πόλις Θρᾳκική, ἡ μικρὸν ὑπὲρ τῆς Βερενίκης κεῖται, ὡς Θεόπομπος.* Vgl. Holsten. p. 8. — Nach Nr. 317 aus demselben Steph. p. 547: *Μελίβοια, πόλις Θετταλίας. — Μελιβοεύς, ὡς Θεόπομπος.* Vgl. Strabo IX. 22. p. 671 Tzsch. — Zu Nr. 336, wo bey Eustathius p. 307 Lips. aus Theopomp *ἀνηνέχθη* für *ἀνέπνευσε* angeführt wird, folgt sofort eine Gleichstelle aus Herodot. I. 116, wo jetzt die Note p. 283 ed. Baehr, Frommel ad Epitom. Herodot. p. 156 und Ludov. Kayser ad Philostrati Gymn. p. 34 zu vergleichen sind. — Zu Nr. 337 über die *ἀβυρτάκη*, eine saure Brühe, ist Athen. p. II. 68. III. p. 124 nachzulesen.

Beym Phylarchus, der nun folgt, sagt Herr Theodor Müller (denn dieser hat nun alles Folgende bearbeitet), seyen die Ergebnisse der fast gleichzeitigen Bearbeitungen von Lucht und Brückner verschmolzen worden. Des Ersteren Arbeit erschien aber drey Jahre früher als die des Letzteren; erstere nämlich unter dem Titel: Phylarchi Historiarum Fragmenta. Collegit Jo. Frid. Lucht. Lips. 1836; die des Letzteren unter folgendem: Phylarchi historiarum reliquiae ed. Brückner. Vratislav. 1839, ist um ganze hundert Seiten schwächer als jene, indem sie nur 51 enthält, was bey solchen Sammlungen sehr bedeutend, — aber nicht zu verwundern ist, da Letzterer des Ersteren Ausgabe gar nicht gekannt hat. Früher hatte Sévin in den Mémoires de l'Acad. des Inscrr. Tom. VIII. p. 118 sqq. Recherch. sur la vie et les ouvrages de Phylarque herausgegeben, und von den Neuern müssen noch Sintenis ad Plutarch. Themist. cap. 32, Droysen Gesch. des Hellenismus I. p. 683 sqq. und Westermann Quaestt. Demosth. P. IV. p. 8 und ad Vossium p. 150 verglichen werden.

Ueber diesen Geschichtschreiber haben wir bey Suidas in *Φύλαρχος* (p. 3859 sq. Gaisf.) und bey der Eudocia (p. 422) Artikel, ohne über seine Lebensumstände nähere Belehrung zu erhalten. Wenn Eusebius P. E. p. 156 und 164 *Φίλαρχος* schreibt, so hat dagegen seine Quelle richtig *Φύλαρχος* (s. Porphyr. de Abstin. II. p. 203 mit Rhoer's Note). Eben so wenig darf man Philarchus und Phylarchus unterscheiden wollen (s. Lucht und C. Müller p. LXXVIII). Sein Vaterland betreffend,

so wird er bald Athener, bald Aegypter, bald Sicyonier genannt. Die natürlichste Vorstellung ist diese, daß er, zu Naukratis in Aegypten geboren, sich etwa eine Zeit lang zu Sikyon aufgehalten, und sich nachher in Athen förmlich niedergelassen habe; wo er denn auch über die damaligen ägyptisch-griechischen Könige sich so freymüthig, wie er thut, äußern konnte (Lucht p. 6). In Betreff der Zeit der Abfassung seiner Geschichte können wir aus Polybius II. 56 schließen, daß er gleichzeitig mit Aratus gelebt und geschrieben hat, nämlich Olymp. 43, 3, vor Chr. 210 (vgl. noch Clinton F. H. Tom. III. p. 519).

Seiner Werke wären sechs an der Zahl, dem Suidas zufolge. Wir werden aber dieselben nach mehreren Analogien auf wenigere zurückführen können. Sein Hauptwerk waren die Historien (Ἱστορίαι) in 28 Büchern. Von welchem Punct er dabey ausgegangen, ob von Alexanders Thronbesteigen oder desselben Königs Tod oder von des Pyrrhus Feldzug in den Peloponnes, läßt sich nicht zuverläßig ermitteln; denn vieles, was über Alexander und seine Freunde und andere frühere Ereignisse darin vorkam, kann in verschiedenen Episoden enthalten gewesen seyn. So viel ist gewiß, daß jenes Werk nicht nur die Geschichte Griechenlands und Macedoniens, sondern auch Syriens, Aegyptens, Cyrene's, Galatiens und anderer Staaten umfaßte, auch die Begebenheiten der Lakedämonier und namentlich des Kleomenes mit besonderer Sorgfalt behandelt, und die letzten Bücher, vom 25sten bis 28sten, die Geschichte des kleomenischen Kriegs erzählt hatte (Lucht p. 14 sqq. C. Müller p. LXXVIII sq.).

Die fernere Notiz des Suidas und der Eudocia, Phylarchos erzähle auch die Geschichten von Antiochos und Eumenes (τὰ κατὰ τὸν Ἀντίοχον καὶ τὸν Περγαμηνὸν Εὐμένη), nennt Niebuhr (über die Chronik des Eusebius, kl. Schr. I. 277, welche ganze Abhandlung hierbey gute Dienste leistet) mit Recht eine konfuse. Unter diesem besondern Titel scheint vielmehr eine Abtheilung des größern Werks der Historien zu verstehen zu seyn, und keine andere Bewandtniß scheint es mit dem andern Citat ebendaselbst zu haben; wonach wir annehmen müßten, Phylarchus habe den Feldzug des Epiroters Pyrrhus in den Peloponnes (τὴν ἐπὶ Πελοπόννησον Πύῤῥου τοῦ Ἠπειρώτου στρατείαν) eigens behandelt, da doch auch diese Aufschrift sich höchst wahrscheinlich nur auf einen Abschnitt des großen Geschichtswerks bezieht (Brückner und C. Müller p. LXXIX). Diese Annahmen werden durch die Citirmethode der Grammatiker vollkommen gerechtfertigt.

So kann man sofort auch bey der Anführung eines mythologischen Werkes unsers Phylarchus von denselben Grammatikern:

Mythischer Ueberblick über Zeus Erscheinung (Ἐπιτομὴ μυθικὴ περὶ τῆς τοῦ Διὸς ἐπιφανείας) ebenfalls zweifelhaft seyn, ob darunter eine oder zwey Schriften zu verstehen seyen, da doch auch hier die Anführungsweise desselben Lexikographen, wovon sich oben beym Hekatäus, Hellanikus, Timäus u. A. unzweydeutige Beyspiele dargeboten haben, zu dem Satze berechtigt, daß wir uns darunter nur Ein mythologisches Compendium zu denken haben, worin die Erzählung mit der Erscheinung des Zeus und der dadurch unter den Göttern erfolgten Veränderungen begonnen habe. Mehrere Mythologumena, die bey den Sammlern unter Phylarchos Namen vorkommen, scheinen aus diesem Buche entnommen zu seyn (vgl. Westermann zum Vossius p. 150. not. 15). Vielleicht gehören auch die ungeschriebenen Sachen (Ἄγραφα) eben dahin, welchen Titel wir nur aus dem Scholiasten des Aristides (p. 103 ed. Frommel) kennen, wo von den Palladien die Rede ist, und worunter man sich dann die Sagen von den verborgenen Heiligthümern vorzustellen hätte, mithin nur eine Abtheilung eben jenes mythologischen Compendiums; oder man müßte ἄγραφα νόμιμα oder ungeschriebene (alte vaterländische) Satzungen, wie sie vom Plato von den Gesetzen (VII. 4. p. 793) angeführt werden, darunter verstehen; oder endlich ἄτακτα, vermischte Schriften, lesen; dergleichen Philetas u. A. geschrieben hatten. — Ein Buch von den Erfindungen (περὶ εὑρημάτων), worüber auch Ephorus und Philochorus geschrieben, wird unter Phylarchus Namen ebenfalls angeführt. Man hat diese Schrift mit dem Titel Παρεμβάσεων in Verbindung bringen, und περὶ εὑρημάτων παρέκβασιν βιβλίῳ ϛ' schreiben wollen, wodurch die Schrift von den Erfindungen als eine Episode eines andern Werks bezeichnet würde, aber auch noch andere Vermuthungen über jenen räthselhaften Titel gewagt, aber, was unserm Verf. entgangen ist, schon vorher hatte Westermann zu zeigen gesucht, daß die Lesart in περὶ παρεμφάσεων zu ändern sey (s. Westerm. in Quaestt. Demosth. p. 9. 114 und ad Vossium p. 150).

Fragen wir nach dem historischen Werth des Phylarchus, so muß er freylich mit vielen andern Geschichtschreibern dieser Classe auf die zweyte Rangstufe herabsteigen, wenn man ihn und seines Gleichen, wie Plutarch thut (de glor. Athen. I. p. 417 Wyttenb.), mit Xenophon als dem Erzähler seiner eigenen Thaten und Schicksale (in der Anabasis) zusammenstellt, da auf ihn nur die Strahlen fremden Thatenruhmes fallen konnten. Darin liegt aber an sich kein Vorwurf, wohl aber, wenn er über der rhetorischen Ausschmückung hie oder dort die sorgfältige Forschung verabsäumte, und wenn er es zuweilen mehr auf

Effect und pathetische Wirkung als auf die Einfachheit der Erzählung anlegte; und von diesen Fehlern ist er nach den erhaltenen Fragmenten und Zeugnissen der Alten nicht ganz frey zu sprechen. — Nun aber tritt Polybius, dieser scharfe Richter der Geschichtschreiber, mit einer ganzen Reihe von Urtheilen gegen ihn auf (II. 56 sq.), die er mit der Aeußerung eröffnet, er fühle sich gedrungen, denjenigen gegenüber, die in der Geschichte des kleomenischen Kriegs dem Phylarchos vor dem Aratos den Vorzug geben, die Sache von Grund aus zu untersuchen, damit er in den geschichtlichen Darstellungen die Lüge neben der Wahrheit in gleicher Geltung zu belassen nicht bezüchtigt werden möchte. Denn überhaupt habe Phylarchos in seinem ganzen Werke urtheilslos und aufs Gerathewohl hin gemeldet u. s. w. Im Sinne solcher censorischer Noten ist denn auch das Urtheil einiger Neueren ausgefallen; so z. B. des Saintecroix, wenn er im Examen des Histor. d'Alexandre p. 17 kurzweg sagt: »Phylarque plein d'exagérations il mérita la censure de Polybe.« — Desto kräftiger tritt dagegen ein deutscher Geschichtsforscher für ihn auf, und deckt zugleich die unlauteren Motive dieser polybianischen Verdammungssprüche mit kräftiger Hand auf: »Phylarchus,« sagt Niebuhr (über Eusebius armenische Chronik, in den kl. Schriften I. S. 270), »gehört zu den Schriftstellern, die mich eben so sehr dauern, als ich den Verlust ihrer Werke beklage. Das Urtheil, welches Polybius gegen ihn ausspricht, wird nicht ohne Grund gewesen seyn, ist aber doch das parteyische eines achäischen Arkadiers, so wie er Kleomenes haßt, dessen große Eigenschaften er doch anerkennen muß. Denn hätte das Schicksal nicht unwiderruflich ausgesprochen gehabt, daß Griechenland sich nicht wieder heben sollte, so war Kleomenes der einzige Mann, der dies Segenswerk vollbringen konnte: freylich auf eine für Arate und Cantons-Eitelkeiten, die lieber Alles aufopferten, unbehagliche Art. Sie haben denn auch ihn und Alles aufgeopfert; denn das Daseyn der Achäer nach dem kleomenischen Kriege wird man doch keine politische Existenz nennen. Polybius, bey großen und edlen Eigenschaften, konnte einen allgemein griechischen Sinn nicht begreifen; so wie er Demosthenes ganz und gar nicht begreift. Ja er war den Macedoniern eher hold als gram. Und ein Schriftsteller, der sich am letzten Strahl der griechischen Sonne wärmt, kommt ihm wie ein Schwärmer vor und ärgert ihn.« — Aber, fahre ich fort, man wird sagen, Plutarchus stimme doch in diesem Urtheile dem Polybius bey. Hören wir ihn selbst, und zwar wo er beyde, den Tadler und den Getadelten, neben einander stellt: »Auf gleiche Weise,« schließt er eine Erzählung (in vit. Arati cap. 38. p. 572

Reisk.), »berichtet auch Phylarchos von diesen Begebenheiten, welchem, wenn nicht Polybios es bezeugte, nicht völlig zu glauben seyn möchte. Denn jener geräth in Begeisterung, so wie er auf Kleomenes zu sprechen kommt, aus lauter Vorliebe, und, indem er die Historie zu einem Gerichtshof macht, verurtheilt er immer jenen und spricht zu Gunsten von diesem.« — Wer sieht hier nicht, daß Plutarch durch Polybius Ansehen sich hat blenden lassen? und wenn er dem Phylarch auch noch an einem andern Ort (vit. Themistocl. 32) Pathos und tragische Staffirung vorwirft, so nimmt er ihn doch in andern Biographien, auch wo er ihn nicht namentlich anführt, zum Führer, wie in denen des Kleomenes selbst, des Agis und in einem Theil vom Leben des Pyrrhus; so daß Plutarchus bey solchem Verfahren nicht mit Unrecht mancher Inconsequenzen bezüchtigt werden darf. — Außer dem Plutarch haben auch Trogus Pompeius und aus ihm wieder Justinus Vieles und Manches wörtlich dem Phylarch entnommen; wie sich denn auch Spuren zeigen, daß selbst Plutarch nicht bloß den Stoff, sondern auch die Einkleidung des Phylarchus aus seinen Werken entlehnt hat.

Im Allgemeinen muß eine durch Parteygeist nicht bestochene Kritik den Phylarch gegen Polybius in Schutz nehmen, und eingestehen, daß jener die Hauptforderungen, die dieser an den pragmatischen Historiker macht, erfüllt hatte. Dreyerley fordert nämlich Polybius zu einer pragmatischen Geschichte: erstens Sammlung der Materialien und Abfassung von Denkwürdigkeiten (Memoiren), zweytens Localkenntnisse aus eigenen Reisen geschöpft, drittens Kunde des öffentlichen Lebens und der bürgerlichen Verhältnisse (Polybii Excerptt. Vatican. XII. 14. p. 390 ed. A. Mai). — Nun hatten aber Aristoteles und die Peripatetiker dem Geschichtsstudium diese Richtung gegeben. Die Historiker beschränkten sich nicht mehr auf's Sammeln der Sagen, sondern sie schlossen sich denjenigen Logographen an, die durch eigene Reisen sich Länder- und Völkerkunde erworben hatten. Jetzt aber, nach den strengeren Forderungen der fortgeschrittenen Zeit und bey den reichern Hülfsmitteln, wurden die Oertlichkeiten genauer untersucht, die Denkmäler des Alterthums sorgfältiger aufgesucht und schärfer geprüft, die Sitten und Verfassungen der Völker aufmerksamer betrachtet und unter einander verglichen, und endlich oft mit Aufwendung von großen Mitteln Jahre lang Denkbücher zum Behuf der Geschichtswerke angelegt. Und dieser neuen Methode hatte sich unter Andern auch Phylarchus angeschlossen. Es war, wie bemerkt, keine andere, als die des Polybius selbst. — Nur Parteygeist konnte diesen letztern

hindern, solche den seinigen verwandte Bemühungen seiner Vorgänger anzuerkennen, und namentlich auch gegen Phylarchus gerecht zu seyn.

Ein Anderes ist es mit dem Urtheil über Sprache und Styl. Die Atticisten fanden einzelne Ausdrücke daran zu tadeln (s. Phrynich. Eclogg. mit Lobeck p. 425 sq.); und der scharfe Kunstrichter Dionysius (de compos. IV. p. 64 — 66) fand von ihm und vielen neuern Schriftstellern, ja von Polybius selbst, die von den Alten so sorgfältig beobachtete Vorstellung vernachläßigt, welches der Aufnahme ihrer Werke großen Eintrag thue. Sein Vortrag war belebt, hatte im Ganzen wohl rhetorische Farbe, und da die Begebenheiten jener Zeiten ernst und düster waren, so scheinen seine Darstellungen mitunter einen tragischen Ton angestimmt zu haben; wie ihm denn auch Uebertreibung und Pathos zum Vorwurf gemacht wird. Andrerseits scheint er das Interessante und Erheiternde durch Wechsel des Tons und durch Einflechten geistreicher und scherzhafter Sprüche bedeutender Männer recht geflissentlich gesucht zu haben (Lucht p. 23 sqq. p. 32 sqq. Preller ad Polemonis Fragg. III. p. 186 sqq. Vgl. auch C. Müller p. LXXIX sqq.).

Die Fragmente des Phylarchus, von denen Vossius nur wenige anführt, sind durch Lucht auf die Zahl von 83 gebracht, und meistens zweckmäßig erläutert worden; wozu ich nur Weniges hinzuzufügen habe. Zu Nr. 7 (p. 55 ed. Lucht, p. 336 ed. C. Müller) hat Ersterer schon bemerkt, daß der Antiochos, dessen liederliche Lebensweise dort geschildert wird, von Schweighäuser für A. Soter, von Niebuhr (kl. Schr. I. S. 268 f.) aber mit bessern Gründen für Antiochus II., Deus, gehalten wird; wozu er noch Folgendes bemerkt, das hier mitgetheilt zu werden verdient. »Es ist interessant, die Vertheilung des Inhalts verlorner Schriften zu übersehen. Phylarchus erzählte die Liederlichkeit des Königs Antiochus im sechsten Buche seiner Geschichte: im dritten hatte er von Patroklus Seezug im ägäischen Meere geredet, der um die 127. Olympiade fällt; im zwölften handelte er von den Vorfällen nach dem Tode Antiochus II., der nur fünfzehn Jahre regierte; sein ganzes Werk begriff in 28 Büchern den Zeitraum von Pyrrhus Tode bis zum Ende der 139. Olympiade. Diese Erzählung fällt also wohl an den Anfang der Geschichte von Antiochus II.« — Eigentlich von dem Feldzuge des Pyrrhus in den Peloponnes, Olymp. 127, 1, vor Chr. 272, bis Olymp. 139, 3, vor Chr. 221 (vgl. oben und die Zeittafel bey Lucht p. 43 sq.). — Ich bemerke noch, daß zur phylarchischen Erzählung von Antiochus II. die Münzen dienen können, die wir von ihm haben, und welche uns auch den Herkules zeigen (Eckhel

D. N. III. p. 217 sq. Mionnet V. p. 16 sq. und Supplem. VIII. p. 14). — Zu Nr. 34 über Kronos, als χρόνος, Zeit, u. s. w. sind jetzt die Scholien des Proklos zu Platons Cratylus Nro. 103 sqq. p. 58 sqq. ed. Boisson., sodann aber das Büchlein des Jo. Laur. Lydus de menss. I. p. 2 und III. 11 p. 110 nachzulesen, woselbst Röther auf das größere Fragment, woraus die Stelle des Phylarchus entnommen ist, schon hingewiesen hat. Ueber Kronos, als König zunächst vorher, s. Polemon mit Preller p. 152. — Zu Nr 37 oder zur Geschichte des Seleucus und des indischen Königs Sandrokottos oder Sandrokyttos (vergl. p. LXXXI). Darüber habe ich schon in der Symbolik I. S. 484 f. dritte Ausg. mit Hinweisung auf die Alten und Neuern und selbst auf Phylarchos und seinen Herausgeber Mehreres bemerkt. Jetzt füge ich nur hinzu, daß auch L. Kayser bey Philostrat. Vit. Apoll. II. 20 in seinem Text (p. 33) das ἀνδρὸς zu ändern sich nicht bewogen gefunden. — Zu Nr. 41. Die Erzählung vom Luxus der Freunde Alexanders des Gr. hat auch Saintecroix, Exam. p. 378 sq. besprochen, und vermuthet, auch Aelianus (V. H. IX. 3) könne seinen Bericht aus dem Werke des Phylarchus entlehnt haben. — Zu Nr. 47. Diese sämmtlichen Ereignisse mit sammt dem Tode des Pyrrhus (worüber Ref. in der Praefatio zu Schubart's Quaest. genealogg. p. XII — XIV ein Mehreres bemerkt hat) scheinen aus den Historien des Phylarchus entnommen zu seyn. — Zu Nr. 69 (vgl. jetzt Paroemiographi Graeci ed. Leutsch et Schneidewin p. 165). Wenn diese Erklärung des Sprichworts »der weiße oder gute Tag,« wie Blomfield ad Aeschyli Pers. vs. 306, welcher verglichen zu werden verdient, behauptet, abgeschmackt ist, so dient dieß zum Beleg, wie auch Phylarchus, gleich andern Griechen, über die Sitten fremder Völker mitunter übel berichtet war. — Zu Nr. 76 über die zwey Statuen der Eumeniden zu Athen vom Bildhauer Skopas muß jetzt L. Preller zu den Fragmenten des Polemon p. 73 nachgelesen werden, der bereits darauf hingewiesen, was Ref. (Symbolik I. S. 150 ff.) darüber ausführlich bemerkt hat. — Zu Nr. 82 (vgl. Lucht p. 144). Ueber Thetis und die von ihr genannte thessalische Stadt Thetideum hat Ref. zur Gallerie der alten Dramatiker S. 121 f. Mehreres beygebracht, und auch das Fragment des Phylarchus angeführt. Jetzt muß er auf die ausführlichen Erörterungen des Max. Fuhr ad Dicaearchi Fragg. p. 367 sqq. über diese thessalischen Oertlichkeiten verweisen. — Zu Nr. 83 oder zu den Mythologumenen vom Sternbild des Bechers vgl. man Staveren ad Hygin. poet. astronom. II. 40. p. 493 und des Ref. Dionysus p. 91, um jetzt von den geographischen Metaphern nicht zu sprechen, wozu der Hafen Crater am Schluß der Erzählung Stoff darbieten könnte.

Den Beschluß machen die Berichte über die Verfasser der sogenannten Atthiden (p. LXXXI — XCI) mit der Sammlung ihrer Fragmente (p. 359 — 427). — Bekanntlich war unserm Verf., Herrn Theodor Müller, auf diesem Felde in den beyden Sammlungen: Philochori Atheniensis Librorum Fragmenta edd. Lenz et Siebelis. Accedunt Androtionis ΑΤΘΙΔΟΣ Reliquiae; Lips. 1811, und: Phanodemi, Demonis, Clitodemi atque Istri ΑΤΘΙΔΩΝ et reliquorum librorum Fragmenta edd. Lenz et Siebelis. Accedit (Siebelisii) Prolusio scholastica de ΑΤΘΙΔΩΝ scriptoribus et Additamentum ad Philochori Fragmenta. Lips. 1812 — vortrefflich vorgearbeitet, so daß dem jetzigen Herausgeber nur Nachlesen übrig geblieben sind, welche aber einerseits von fleißiger Benützung der neuesten Arbeiten zeugen (wobey ich die verbesserte Anordnung der Fragmente des Philochorus, nach Böckh's Abhandlung: »Ueber den Plan der Atthis des Philochorus« in den Schriften der Berliner Akad. d. Wiss. 1832, für wesentlich halte), andererseits ein selbstständiges Urtheil beurkunden. — Nur meine ich, der Bericht über diese Autoren hätte durch eine gedrängtere Behandlung übersichtlicher gemacht, und verschiedene Wiederholungen vermieden werden können; da jetzt 1) unter der Ueberschrift: De Atthidum scriptoribus, einige allgemeine Notizen vorausgeschickt werden; 2) unter dem Titel: Clidemi, Phanodemi, Demonis, Androtionis, Philochori et Istri vitae, Personalien folgen; 3) unter der Rubrik: De operibus horum scriptorum, von jenen allgemeinen Notizen nochmals Mehreres besprochen, und dann erst das Schriftenverzeichniß von jedem einzelnen Autor mitgetheilt wird. Es wird also Abkürzung Noth thun, wenn dieser letzte Artikel nicht zur Ungebühr ausgedehnt werden soll.

Zuerst werden nun diese Atthidenschreiber unterschieden theils von den ältern Logographen, denen Atthiden beygelegt werden, die aber, wie Pherekydes und Hellanikos, nicht besondere Werke dieses Titels geschrieben, sondern Attika's alte Sagen und Denkwürdigkeiten nur in einem oder mehreren Büchern eines größern Werkes mit behandelt hatten, theils von den Poeten, die, wie Hegesinous und Alexis, ihren Dichtungen den Namen Atthis beygelegt hatten, theils endlich von dem noch vorhandenen Pausanias, der den Theil seiner Periegese, worin er von Attika handelt, auch einigemal die attische Schrift (τὴν Ἀτθίδα συγγραφήν) benenne. — Wobey denn in Bezug auf jene erste Classe unser Verf. die Vermuthung äußert, daß die angebliche Atthis eines alten Logographen Melesagoras oder Amelesagoras von Chalcedon, von Athen oder von Eleusis, aus der so

viele andere Schriftsteller, von Hekatäos an bis auf Philochoros und Androtion herab, wetteifernd geschöpft haben sollen, — nichts als ein aus diesen Autoren selbst in der alexandrinischen Periode zusammengesetztes Machwerk bezeichne.

Obschon nun die hier aufgenommenen Verfasser von Atthiden größtentheils dieser Periode angehören, so repräsentiren sie dieselbe doch im Ganzen nur als Diplomaten, d. h. Urkundspersonen, daß ich so sage, als Kritiker und als Annalisten.

Ich will, um die Leser ohne Umschweife auf den rechten Standpunkt zu versetzen, von Stellen eines alten und eines neuern Geschichtschreibers ausgehen, und daran auszugsweise anknüpfen, was unser Verfasser weiter im Besondern darüber sagt. Dionysius von Halikarnaß, indem er von seinem römischen Geschichtswerk Rechenschaft gibt, sagt unter Anderm (Antiqq. Romm. I. 8. p. 23 Reisk.): »Auch gebe ich diesem meinem Werke nicht eine Form, jenen chronikmäßigen ähnlich, dergleichen ausgegeben haben, welche die Atthiden ausgearbeitet, denn diese sind einförmig und widerstehen alsobald den Zuhörern« (d. h. sie erregen Ekel im Publikum). — Niebuhr aber (röm. G. I. S. 174) erklärt sich über die Unempfänglichkeit der älteren Römer für eigentliche Historik so: »Denn nur was sich Geschichte nannte ward, als Schriftsteller entstanden, beachtet, Denkmäler und Urkunden hingegen blieben unbenutzt: vielleicht aus Nachläßigkeit, vielleicht weil sie sich mit den dichterischen Sagen nicht in Uebereinstimmung bringen ließen, und man eine fragmentarische urkundenmäßige Geschichte der lebendigen dichterischen nachsetzte. In Griechenland bildeten in späterer Zeit Ephorus, die Verfasser der Atthiden und der freylich mitunter unwahrhafte Timäus aus diesem Stoffe Geschichten, wie wir sie vom Mittelalter schreiben: voll Verdienst, doch ohne Bestand für die Nachwelt; in Rom ward diese Quelle vielleicht nur von L. Cincius mit Sinn und einigem Fleiß, in einem geringen Maße benutzt.« Derselbe sagt über Kraterus, den Bruder des Antigonus (kl. Schriften I. S. 225): »Er war Schriftsteller, und lebte zu einer Zeit, wo man, da Athens Geschichte ihr Ende erreicht hatte, die der älteren Zeiten diplomatisch aus Gesetzen und Volksbeschlüssen und chronologisch schrieb (wie Philochorus, Androtion, Idomeneus, deren Werke für uns unschätzbar wären), und sein Werk von den Psephismen, von dem Stephanus der Ethniker bis zum neunten Buche anführt, scheint eine Sammlung derselben gewesen zu seyn, aus den unzähligen Tafeln zu Athen.« (Ueber diesen Kraterus, Bruder des Antigonus Gonatas, muß man jetzt Westermann zum

Vossius p. 97 und über den Idomeneus von Lampsakus denselben p. 105 nachsehen. Unser Verfasser hat ihrer nicht erwähnt, wohl aber p. LXXXI sq. den übrigen Autoren dieser Classe, welche in seiner Sammlung stehen, eine Notiz über zwey andere voraus-geschickt, nämlich über Andron von Halikarnaß — zu dessen Atthis-Fragment bey Plutarch Thes. cap. 25 ich auf Böttigers Vasengemälde VI. 2. S. 136 verweise, wo der Atthiden eben-falls Erwähnung geschieht (woselbst aber Böttiger, wohl nicht ohne Absicht, die höchst verdorbene Stelle des Pausanias II. 1. 3 über den Fichtenbeuger Sinis übergangen hat. Sie ist jetzt von unserm gelehrten Spengel verbessert worden im Specimen commentarr. in Aristotel. de arte rhetor. Heidelb. 1844. p. 3); — sodann über Melanthios, ebenfalls Verfasser einer Atthis.

Ueber diesen Titel erklärt sich nun Th. Müller (p. LXXXV) dahin, daß er annimmt, die Schriftsteller, die über attische Geschichten und Denkwürdigkeiten geschrieben, hätten Ἀτθίς schon selbst für Ἀτθὶς συγγραφή (gerade so, wie es bey Pausanias u. A. vorkomme) gebraucht. — In den Schriften dieser Gattung sey es zwar auf factische Ausmittelung alles dessen, was das griechische, namentlich das attische Alterthum in Mythen, Sagen, Bildern, Culten und Gebräuchen aller Art und Denkwürdigkeiten dargeboten, angelegt gewesen; die Schriften jedoch selbst seyen mehr Materialiensammlungen als organisch geordnete Geschichtswerke gewesen, und die Annalenform habe in ihnen vorgeherrscht. Die Forschung sey bis an den Ursprung der Dinge zurückgegangen und habe sich mit der Vorzeit am umständlichsten beschäftigt, doch nicht den ältern Logographen gleich, welche die Dichter ausgezogen, sondern mit einem Mißtrauen gegen diese, wie denn ein Ausspruch des Philochorus (Fragm. 1) beurkunde, welcher geradezu sage: »Vieles erlügen die Dichter.« Dieser Chronikschreiber Hauptaugenmerk sey vielmehr auf's Thatsächliche gerichtet gewesen, auf Denkmäler, Inschriften (s. oben Niebuhr und Böckh, Staatshaushalt der Athener I. 212 von Philochorus als Inschriftensammler). Daher seyen diese Atthiden auch von Grammatikern und Lexikographen vorzüglich ausgezogen worden. Besonders hätten sie auf die Chronologie geachtet, die älteren Begebenheiten nach dem trojanischen Kriege oder nach den Olympiaden, die späteren nach der Folge der Archonten bestimmt. Ueber ihre schlichte, eintönige und abstoßende Schreibart werde das Urtheil des Dionysios von Halik. durch die Bruchstücke ihrer Schriften bestätigt. Auch in andern Werken, die sie geschrieben, wie über Sprachformen, Sprichwörter u. dgl., bewähre sich das-selbe redliche Streben nach Wahrheit. Doch seyen sie an Glaub-

würdigkeit und historischem Gewicht unter einander nicht gleich. In erster Linie stehen Klitodemus und Philochorus, an die Androtion sich zunächst anschließe. Phanodemus, zwar fleißig im Forschen, doch durch Vaterlandsliebe mitunter geblendet; Damon, schon dadurch verdächtig, daß der sorgfältige und urtheilsfähige Philochorus gegen ihn geschrieben; Ister endlich nicht würdig des Namens eines Kritikers und häufig getadelt.

Ehe wir nun auf die Reihe dieser Schriftsteller einen Blick werfen, müssen wir bemerken, daß auch Th. Müller die doch schon 1838 erschienene neue Bearbeitung des Vossius de historicis graecis nicht gekannt hat. Der Kürze wegen werde ich mich aber mehrentheils begnügen müssen, auf dieses Werk bey den einzelnen Autoren zu verweisen. Sogleich beym Clidemus, wie unser Verf. schreibt, Vossius und Siebelis (s. Westermann's Ausgabe p. 418) haben die Schreibung Clitodemus vorgezogen. Die Namensform variirt nämlich zwischen *Κλείδημος* und *Κλειτόδημος*, welches einigemal sogar in *Δῆμος* ist verdreht worden (s. Müller p. LXXXII). Aus Pausanias (X. 15. 5, wo auch in Schub. und Walz Ausgabe p. 541, gelegentlich bemerkt, *Κλειτόδημος* ohne Variante steht) ersehen wir, daß er unter den Atthis-Schreibern der älteste gewesen, und den Ausgang des sicilischen Feldzugs der Athener, und aus Photius (p. 280 Porson, vgl. jetzt K. Fr. Herrmann Lehrb. der griech. Staatsalterth. S. 219 dritte Ausg., der auch auf Klitodemus verweiset), daß er noch das Jahr 3 der Olymp. 100 erlebt hat. Aus Plutarch (de glor. Athen. p. 345) schließen wir, daß er ein geborner Athener gewesen. — Ein preiswürdiger Schriftsteller, ausgezeichnet durch ein scharfes Urtheil, Sorgfalt und Ausführlichkeit, welche letztere manchmal sich bis in's Kleinliche versteigt.

Vier Werke werden ihm beygelegt: 1) eine Atthis, oder *λόγος Ἀττικός*, von wenigstens zwölf Büchern. 2) Protogonia, höchst wahrscheinlich keine besondere Schrift, sondern das erste Buch der Atthis. 3) Exegeticon, über Sprache, Sitten, Gebräuche, besonders heilige, nach Siebelis, vermuthlich ebenfalls in Prosa. 4) Nosten (*Νόστοι*), vermuthlich auch ein Theil der Atthis, worin unter Anderm auch von den verschiedenen politischen Wiederherstellungen des Pisistratus gehandelt war.

Phanodemus (*Φανόδημος*). Sein Zeitalter nicht ganz bestimmt, doch wahrscheinlich bald nach Klitodemos zu setzen; auch sein Vaterland ungewiß, vermuthlich nicht Tarent, sondern Attika oder Ikos, eine der Cycladen, deren Geschichte er beschrieben (vgl. Vossius mit Westermann p. 483).

Sein wissenschaftlicher Werth ist nach Aeußerungen einiger Alten nicht gering anzuschlagen. Er hatte ein gutes Urtheil,

wenn es durch seinen Patriotismus nicht irregeleitet wurde, und seine Schriften enthielten viel Neues. Genannt werden: 1) eine Atthis von wenigstens neun Büchern. 2) Delische Geschichten (*Δηλιακά*), welche Vossius jedoch einem Phanodikos beyzulegen geneigt war, wogegen Siebelis p. 6 einen Andern, Semus (*Σῆμος*), als Verfasser dieses Buches annimmt. Th. Müller (p. LXXXVII) widerspricht, indem nichts im Wege stehe, daß auch Phanodemos eine Schrift über Delos geschrieben haben könne; zumal, fügt Ref. hinzu, da eine so berühmte Insel zu vielen Schriften reichen Stoff liefern konnte. 3) Ikiaka (*Ἰκιακά*), Beschreibung und Geschichte des Eilandes Ikos (s. oben). Fragmente dieser Schrift haben sich bisher nicht gefunden.

Demon (*Δήμων*, vgl. Vossius p. 427), Zeitgenosse des Philochorus, der ihm seine Atthis entgegensetzte, oder vor ihm. Sein Vaterland unbekannt. Seine Glaubwürdigkeit will verdächtig erscheinen, einmal weil der gelehrte und gewissenhafte Philochorus sich gedrungen gefunden, eine Schrift gegen ihn herauszugeben; sodann, weil er über das dodonäische Becken-Orakel Berichte gegeben, die mit den Zeugnissen anderer Schriftsteller für unverträglich gehalten werden. Da ihn Th. Müller der letztern wegen geradezu der Lügenhaftigkeit bezüchtigt, so verweise ich dagegen die Leser auf die neueren Untersuchungen darüber, die in der Symbolik III. S. 184 ff. 3. A. zusammengestellt sind.

Schriften werden drey angeführt: 1) eine Atthis, in wenigstens vier Büchern, deren Fragmente sich auf Erklärungen von Mythen und Culten beziehen. 2) Von den Sprichwörtern. Er gehört also zu den zahlreichen Parömiographen; seine Erklärungen waren jedoch, wie auch die des Historikers Aristides, aus der Menschen- und Sittengeschichte geschöpft. 3) Von den Opfern (*περὶ θυσιῶν*).

Den folgenden Artikel über Androtio (*Ἀνδροτίων*) eröffnet Müller mit der Bemerkung, dieser Androtion sey weder mit dem Rhetor gleichen Namens, noch mit dem Androtion, der über Ackerbau geschrieben, zu verwechseln. So meinten auch Andere. Dagegen bemerkt Westermann (ad Voss. p 386. not. 44) meines Bedünkens richtig, da in einer Biographie des Isokrates (p. XI. ed. Dindorf) der Androtion, gegen den Demosthenes geschrieben, als Verfasser der Atthis bezeichnet werde, und mehrere Isokratiker sich der Historie zugewendet hatten, so möchte der Redner und der Geschichtschreiber Androtion Eine Person seyn. — Gelegentlich sey hierbey noch bemerkt, daß Androtion in der Encyclopädie von Ersch und Gruber fehlt; dagegen in der von Pauly hat er, so wie die übrigen Atthidenschreiber, seinen Artikel, der

aber anjetzt vermehrt und berichtigt werden kann. — Aus einer Hauptstelle des Plutarch (de Exilio p. 605, C. p. 439 Wyttenb.), worin von den Historikern die Rede ist, die ihre Werke in der Verbannung geschrieben, und gesagt wird, der Athener Androtion habe das seinige in Megara geschrieben, lernen wir sein Vaterland kennen, und aus andern Zeugnissen können wir schließen, daß er des Timäus und des Philochorus Zeitgenosse, zwischen Olymp. 115 — 130, gewesen, seine Atthis aber herausgegeben habe, ehe Philochorus die seine vollendet gehabt.

Er wird zu den ausgezeichneten Historikern gezählt, der namentlich über die vom Archonten Archias neu eingeführte Bürgerordnung (Recension oder Ausmusterung der Bürger nach den Demen) auf's vollkommenste geschrieben. Er muß sich auch als Staatsmann thätig erwiesen haben, weil er aus Athen verbannt worden. Ref. wird unten ein Fragment nachtragen, das ihn als einen Geschichtschreiber der neuern Vorfälle Griechenlands bekundet.

Es folgt der bedeutendste dieser Schriftstellerclasse, Philochorus (Φιλόχορος). Aber über seine Personalien hat Suidas (p. 3808 Gaisf.) wieder vieles verwirrt, welches zu entwirren schon Vossius (p. 154 sqq. mit Westermann) sich Mühe gegeben. Jetzt ist durch Lenz und Siebelis so viel ausgemittelt, daß dieser Athener, Sohn des Kyknos, Gemahl der Archestrate, zwischen Olym. 115 — 130 lebte, daher er bereits Olymp. 118, 3 das Amt eines Opferschauers und Weissagers verwaltete, daß er nicht lange nach der Eroberung Athens durch Antigonus Gonatas, auf dessen Anstiften, weil er desselben Gegner, den Ptolemäus Philadelphus, begünstigt hatte, hingerichtet wurde.

Wir sehen in ihm also einen Mann, der durch seine priesterlichen Aemter eben sowohl, wie durch seine Theilnahme an Staatsgeschäften unter den Aristokraten der athenischen Republik sehr hoch gestellt war. Sein politisches System hatte sich nämlich die Erhaltung der Freyheit seines Vaterlandes zum Ziel gesetzt, aber nicht unter den Schwankungen einer Pöbelherrschaft, sondern unter der Bürgschaft, die nur Männer von Geburt, Bildung und Mäßigung gewähren konnten. Daher war er ein eben so erbitterter Widersacher des Demetrius Poliorcetes, der unter der Maske von Freyheit die Athener tyrannisirte, als dessen Sohnes Antigonus Gonatas, der die Freyheit ebenfalls unterdrückte, und in dessen Bekämpfung er, der redliche Patriot, als Opfer fiel.

Die verhältnißmäßig größere Zahl der Fragmente seiner Schriften gibt schon zu erkennen, daß sie am fleißigsten gelesen

worden, und sie verdienten es, denn ihr Verfasser zeichnete sich vor andern Schriftstellern dieser Classe eben sowohl durch Urtheil als durch Gelehrsamkeit aus. Sein Hauptwerk war planmäßig angelegt (vgl. Böckh über den Plan desselben, Berlin 1832). Ueber die Mythen übte er eine verständige Kritik. Manche überging er gänzlich, andern suchte er durch Auslegung einen befriedigenden Sinn abzugewinnen, wobey er mitunter auch von der Etymologie Gebrauch machte. Im Historischen scheute er die mühsamsten und in die kleinsten Einzelnheiten herabsteigenden Forschungen nicht. In der Zeitrechnung war er sehr sorgfältig. Die Ereignisse jedes Jahres ordnete er genau nach den regierenden Archonten, und damit nicht zufrieden, scheint er später, vielleicht nach dem Vorgange des Timäus, noch Untersuchungen über die Olympiaden und Olympioniken angestellt zu haben. In der Schreibart war er schlicht, schmucklos und einzig der Klarheit beflissen. — Als seine Schriften werden angeführt:

1) Atthis, auch Ἀτθίδες und ἱστορίαι benannt, eine Chronik Attika's vom Ursprung des Menschengeschlechts bis auf Antiochus Deus, in 17 Büchern, denn die einmal vorkommende Ziffer 19 scheint auf einem Schreibfehler zu beruhen. Zwey Bücher waren den Mythen- und Cultengeschichten gewidmet. Es folgten vier historische Bücher bis auf des Verfassers Lebzeiten. Die Geschichte seiner Zeit füllte eilf Bücher.

2) Ein Auszug aus seiner eigenen Atthis. Ein solcher wird aber auch einem Asinius Pollio, vermuthlich einem gelehrten griechischen Freygelassenen des berühmten Römers dieses Namens, beygelegt (vgl Voss. et Westerm. p. 197 sq.), und es ist die natürlichste Ansicht, das Daseyn beyder Epitomen anzunehmen, wovon die letztere für die Römer bestimmt war. Keine scheint das Glück gemacht zu haben wie des Justinus Epitome des Trogus Pompeius, die uns den Verlust des größeren Werkes gebracht hat. Die Fragmente des Philochorus scheinen meistens aus der vollständigen Atthis entlehnt zu seyn.

3) Gegen die Atthis des Demon. Dieser Titel ist entweder nur ein Zusatztitel der Atthis selbst, oder die Aufschrift einer besonderen Polemik, welche Philochorus vor Vollendung seines größern Werks gegen Demon in die Welt geschickt.

4) Von den Archonten zu Athen seit Sokratides bis auf Apollodoros; entweder ein Theil der Atthis selbst, nach Lenz, oder eine chronologische Einleitungsschrift dazu, nach Müller.

5) Die Olympiaden, in zwey Büchern (s. oben).

6) Von der Tetrapolis, vermuthlich über die Mythen und Culte der Vierstädte Oenoe, Marathon, Probalinthos und Trikorythos.

7) Attische Inschriften, vermuthlich ebenfalls in Prosa (vgl. Böckh, Staatsh. der Athener I. 212, Corpus Inscriptt. Praefat. p. VIII und Westermann zum Vossius p. 157); gänzlich verloren.

8) Epirotische Geschichten; 9) delische Geschichten, in zwey Büchern; 10) von den Kampfspielen in Athen; 11) von den Festen; 12) von den Tagen; 13) von den Opfern; 14) von der Weissagung; 15) von den Sühnungen; 16) von den Mysterien zu Athen. Kein Fragment übrig, wenn nicht etwa Nr. 148 dahin gehört, wo erzählt wird, daß Olymp. 119, 3 Demetrius Poliorcetes in den Mysterien zu Athen zugleich Novize und Epopte wurde (vgl. Westermann zum Vossius p. 157). 17) Ueber Alkman; 18) über die Mythen des Sophokles; 19) über Euripides; 20) Zusammenstellung von Heroiden oder pythagoräischen Frauen; 21) der Brief an Alypos (wahrscheinlich über Gegenstände des Cultus); 22) Auszug aus des Dionysios Werk über Heiligthümer; 23) die Gründung von Salamis.

Vom vornehmsten dieser Autoren steigen wir endlich zum geringsten herab, zum

Ister (Ἴστρος, s. Suidas p. 1830 Gaisf.; vgl. Reinesii Observv. in Suid. ed. C. G. Müller p 120 und Vossius mit Westermann p. 144 sqq.), vermuthlich von einem andern Ister aus Kalatis am Pontus zu unterscheiden. Jener heißt der Kallimacheer, und die verschiedenen Notizen über ihn lassen sich am füglichsten so vereinigen: Geboren in Cyrene, war er erst Sklave des Kallimachos, dann dessen Freund, und von ihm unterrichtet zog er mit ihm nach Alexandria, von da nach Paphos auf der Insel Cypern, welche, wie Aegypten, damals den Ptolemäern unterworfen war. Hieraus ergibt sich auch sein Zeitalter, nämlich zwischen Olymp. 133, 2 und 139, 4. Gegen ihn schrieb Polemon, der zwischen Olymp. 139, 4 und 149, 4 lebte.

Ister war Grammatiker, Poet und Historiker; als letzterer hauptsächlich Compilator aus den Werken Anderer. Daher wird seine Atthis auch unter den Titeln Ἀττικὰ, σύμμικτα, συναγωγαί, ἄτακτα u. s. w. angeführt, und mit einem Wortspiel wird beym Athenäus (IX. p. 387, F.) über seinen Gegner Polemon gesagt, er habe den Ister im gleichnamigen Fluß (in der Donau) ertränkt (vgl. Siebelis ad Istr. p. XXIII und Preller ad Polemon. Fragg. p. 96).

Seine Werke waren: 1) Atthis oder Attika (s. vorher), eine Compilation von wenigstens sechzehn Büchern; 2) Apollon's Offenbarungen (Ἀπόλλωνος ἐπιφάνειαι), worin

dieses Gottes Erscheinungen, beydes zur Hülfe und zur Strafe, erzählt waren; 3) Argolische Geschichten; 4) Geschichten von Elis; 5) Colonien der Aegyptier (worin Isters Bestreben gewesen war, zur Verherrlichung Aegyptens viele, namentlich auch griechische Städte als Pflanzstädte von dortaus zu bezeichnen); 6) Denkwürdigkeiten (vermuthlich zur Geschichte Griechenlands); 7) Schriften gegen den Timäus (unter welchem Titel auch eine Schrift des Periegeten Polemon angeführt wird, s. Preller ad Polem. Fragg. p. 69); in dieser Schrift sollte Ister dem Timäus den Namen Ἐπιτίμαιος, der Tadelsüchtige, gegeben haben; nach Andern sollte ihm dieser Name von den Athenern gegeben worden seyn (vgl. Athen. III. 74. e, Siebelis p. XXII und Nokk zum Suidas p. 3989 ed. Gaisf., der auf seine Aenderung im Texte des Suidas selbst nicht viel gegeben zu haben scheint); 8) Sammlung der kretischen Opfer; 9) über die Eigenthümlichkeit der Wettkämpfe und Kampfpreise; 10) von den Kampfspielen zu Ehren der Sonne; 11) Ptolemaïs (wahrscheinlich ein Gedicht); 12) Attische Ausdrücke. Zweifelhaft ist, ob er auch von den Kränzen geschrieben, einen Commentar über Homer verfaßt und eine besondere Sammlung metrischer und prosaischer Orakelsprüche herausgegeben.

Was nun die Fragmente selbst betrifft, so werden wir uns dabey kurz fassen können. Beym Klitodemus bemerke ich zu Nr. 11, daß die veraltete hieratische Bedeutung der Parasiten (*παράσιτοι*) auch in den Fragmenten des Polemon, im Abschnitt von den unedel gewordenen Namen (*περὶ ἀδόξων ὀνομάτων*, p. 115 ed. Preller), ausgehoben worden ist. Vgl. eben denselben zum Fragment des Philochorus Nr. 156, wo der Parasiten des Herakles gedacht wird, ad Polemon. p. 116 sq. — Zum Androtion weiß ich einem neugewonnenen Fragment keinen andern Platz anzuweisen als unter Nr. 28 (wo der Scholiast des Pindar zu Isthm. VII. 13 von der Flucht des Kadmos aus Phönicien nach Theben aus jenem Chronikschreiber Meldung thut): *Ἀνδροτίων δέ φησι φυγόντα ἐκ τῆς Φοινίκης τὸν Κάδμον — εἰς Θήβας.* Von einer viel spätern Flucht aus Theben nach Athen meldet derselbe beym Scholiasten des Aristides zur Oratio Leuctrica III (p. 89, ed. Frommel), da lesen wir: *Τέτρακόσιοι ἦσαν οἱ φυγάδες, ὡς Ἀνδροτίων λέγει. — Κατασχεθείσης γὰρ τῆς Καδμείας ῡ Θηβαίων εἰς Ἀθήνας κατέφυγον*; nämlich nach Ueberrumpelung der Thebanerburg Kadmea durch den Spartaner Phöbidas, in Folge welcher vierhundert Thebaner, worunter Pelopidas, nach Athen flüchteten (Xenoph. Hellen.

V. 2. 22. Diodor. XV. 20. p. 18 Wesseling. Corn. Nep. in Pelopid. II. 2. 4) —. Wobey wir zweyerley bemerken: 1) Wie ein und derselbe Atthidenschreiber zugleich die mythische und die neuere Geschichte in sein Werk aufgenommen hatte; 2) daß er in der Zahl 400 der Flüchtlinge mit Xenophon übereinstimmte, wogegen Diodorus mit seiner Zahl 300 eine andere Quelle verräth. — Zu Nr. 40. Bey demselben Scholiasten (p. 206 Frommel) findet sich Androtion's Vergleichung der Zeitalter des Orpheus und des Homerus. — Zum Philochorus Nr. 5. Ueber die ἀρκτεία, oder über die Jungfrauenfeyer der Artemis zu Brauron in Attika, s. Craterus ap. Harpocration. in ἀρκτεῦσαι; vgl. Westermann ad Voss. p. 97, not. 37. Ausführlich habe ich mich über diesen Cultus neulich in der Symbolik IV. S. 712 ff. dritte Ausg. erklärt. — Zu Nr. 18 hätte der ausführliche Artikel des Pariser Stephanus I. p. 131 sq. angeführt zu werden verdient, wo das Fragment des Philochorus schon verbessert angeführt ist. — Ueber Amphiktyon, als einen der Stifter der Dionysos-Culte, s. Symbolik IV. S. 182 dritte Ausg. — Zu Nr. 25 vgl. man noch Scholiast. Luciani Deorr. dialogg. XX. 16. p. 266. — Zu Nr. 26. Am Schluß heißt es nach Müller's Text: — Φιλοχόρου δὲ ἐν τῇ δευτέρᾳ· ὅς γε καὶ τὸν καταδόντα τὸ ἔθος Ἐριχθόνιον συνίστησι. Die Lesart bey Lenz und Siebelis p. 25 καταϊδόντα ist stillschweigend von Th. Müller geändert. K. O. Müller (Panathenaïca p. 24) schlug vor: καταθέντα. Ich lese: καταιδοῦντα. S. Zonar. Lex. p. 1174 sq. Das Wort kommt beym Plutarch vor (s. Wyttenb. im Index p. 859), aber auch bey Andern. Der Sinn ist demgemäß: Philochorus habe den Erichthonios als den vorgestellt, der dem Gebrauch der Thallophorie Ehrfurcht zu Wege gebracht (oder ihn zum Gegenstande religiöser Achtung erhoben) habe (s. Symbolik III. S. 511, vgl. I. 153 f. dritte Ausg.). — Zu Nr. 28 vgl. Scholiast. Aristid. p. 22 ed. Frommel und Symbolik IV. S. 294 dritte Ausg. — Zu Nr. 61 vgl. man den Scholiasten zum Plato der Heidelb. Handschrift Nr. 129, abgedruckt in meinen Meletemm. I p. 103. — Zu Nr. 146 vgl. Siebelis de Philochoro p. 2 und p. 80, Müller p. LXXXIV und meine Commentationes Herodoteae p. 239. — Zu Nr. 162 s. Symbolik IV. S. 374 und zu Nr. 170 II. S. 566 dritte Ausg. — Zu Nr. 186 s. Symbolik II. S. 529 und zu Nr. 204 ebendaselbst IV. S. 375 dritte Ausg. — Endlich zum Ister Nr. 8 vgl. Symbolik IV. S. 297 dritte Ausg.

Schließlich wird nun die Beantwortung der Frage: wozu alles dieses Sammeln von Bruchstücken verlorner griechischer

Geschichtswerke und dieses Bemühen um ihre Ergänzung und Erläuterung, nicht vieler Worte bedürfen. Es stellt sich als nothwendig in zwiefacher Hinsicht dar, einmal materiell, sodann formell. Materiell, weil von Xenophon an bis auf Polybius die historische Literatur nichts als eine ungeheure Lücke zeigt, die nur von Schriftstellern zweyten Ranges, wie Diodor, Dionysius, Arrianus, Pausanias u. A. einigermaßen ausgefüllt wird. Diese aber haben das Meiste aus Historikern vor und nach Alexanders Periode, deren Verlust wir beklagen, geschöpft, und um sie zu controliren, bedürfen wir eine möglichst vollständige Zusammenstellung und Untersuchung der Bruchstücke aller der Geschichtswerke, die ihnen als Quellen gedient. So gewinnen wir erst Bürgschaft für die meisten Berichte, die wir in den Werken dieser secundären Autoren finden. Sodann formell: Nach den Logographen, von denen wir auch kein einziges ganzes Werk mehr übrig haben, so daß wir die Entstehung der griechischen Historie ebenfalls nur aus Bruchstücken zu erforschen suchen müssen, gewähren uns Herodot's, Thucydides und Xenophon's Werke die deutliche Erkenntniß der griechischen Geschichtschreibung in ihrer höchsten Vollkommenheit. Nun aber würde das fernere Wachsthum derselben uns in gänzliches Dunkel verschwinden, wollten wir nicht den Spuren der Historiker dritter und vierter Periode, d. h. von Philistus bis zu den Geschichtschreibern Alexanders des Großen und von den Atthiden bis zu Polybius herab, mit Fleiß und Sorgfalt nachgehen. Diese zeigen sich aber eben in den hier gesammelten und andern Fragmenten dieser beyden Perioden. — Möchten also noch mehrere Sammlungen gleicher Art nachfolgen! Indem wir das Verdienstliche der vorliegenden auch in diesem letzten Theile willig anerkennen, möchten wir den Herausgebern doch eine größere Aufmerksamkeit auf die Latinität anempfehlen.

Heidelberg. Creuzer.

Art. II. Geschichte des großen deutschen Krieges, vom Tode Gustav Adolfs ab, mit besonderer Rücksicht auf Frankreich, verfaßt von F. W. Barthold. Erster und zweyter Theil, XIV. 400 S., XV. 696 S. Stuttgart, Verlag von S. G. Liesching, 1842 und 1843.

(Schluß.)

Wie gewöhnlich in der großen moralischen Welt die Thatsachen mit Erscheinungen auf dem geistigen Gebiete in inniger und nothwendiger Verbindung stehen, so zeigt sich in dieser Zeit durch ein staatsrechtliches Werk, wenn man es so nennen soll,

der äußere politische Verfall Deutschlands vollständig erklärt und erläutert; in derselben Weise ungefähr, wie Montesquieu's, Rousseau's und Quenel's Schriften der französischen Revolution vorhergingen und sie begleiteten. Dieß war das berüchtigte Werk: »De ratione status in imperio Romano Germano,« unter dem verkappten Namen des »Hippolitus a lapide« Unzweifelhaft ein von schwedischer Seite her veranlaßtes politisches Pamphlet, aus denselben Triebfedern entsprungen, wie in neuester Zeit jene vielbesprochene Schrift des Pentarchisten. Der wahre Urheber ist, wie sich wenigstens mit Wahrscheinlichkeit vermuthen läßt, einer der Chemnitze, deren mehrere sich auf schwedischer Seite befanden, und von denen namentlich Boleslav Philipp von Chemnitz, der bekannte Geschichtschreiber dieses Krieges. Die Haupttendenz dieses Buches ging dahin, mit Auflösung aller historisch gebildeten Rechtsverhältnisse des Reichs dasselbe in eine republikanisch-aristokratische Form umzuwandeln, in welchem die einzelnen Reichsfürsten dem Kaiser gegenüber etwa wie die großen Geschlechter zu den Dogen in Venedig und Genua eine durchaus selbstständige und überwiegende Macht haben sollten. Man sieht, daß diese wissenschaftliche Erscheinung ganz genau an die damals sich ausbildende Emancipation der einzelnen Reichsfürsten sich anschloß. Dem gemäß ward das bisher geltende uralte Verhältniß des Kaisers zu den Ständen des Reichs als ein usurpirtes, durch widerrechtliche Gewalt aufgedrungenes und wie ein sclavisches Joch desselben angesehen. Darin bestand dann besonders die germanische Freyheit, sich von dieser Unterdrückung loszumachen. Ganz im Einklange mit den Behauptungen der Reformatoren hinsichtlich der kirchlichen Autorität, daß nämlich dieselbe erst durch die Päpste der letzteren Zeit zu einer unnatürlichen Uebermacht gesteigert, ward das Haus Habsburg vorzugsweise beschuldigt, jene tyrannische Gewalt in Deutschland eingeführt zu haben. Daher forderte denn auch der Verfasser auf, gegen die Kinder des verstorbenen Tyrannen und gegen das ganze Haus, als Verderben drohend der uralten Freyheit, die Waffen zu ergreifen, und die Vertreibung desselben vom Reichsboden und Einziehung aller österreichischen Lande zum Reichsgebiet zu bewirken. Offenbar war dieses Werk eben so ein revolutionäres Produkt, als wie ähnliche Schriften der neuern Zeit, und diente sehr wohl den meineidigen Reichsgliedern und den fremden Kronen zur Beschönigung ihrer selbstsüchtigen, das Reich zerstörenden Zwecke. Zugleich gibt es aber einen Maßstab, wie in dem geistigen Gebiete nicht weniger die ursprüngliche Idee des Reiches gänzlich aufgelöst und zerfallen war. Daß unser Verfasser diese Schrift in ihrer Schlechtigkeit würdigt, läßt sich

nach der durch sein ganzes Werk hindurchgehenden legitimen und vaterländischen Gesinnung von selbst erwarten.

Nach Banners Tode trat wiederum eine jener günstigen Epochen in diesem verhängnißvollen Kriege ein, wo vielleicht mit einem Schlage die Feinde hätten vernichtet und der lang ersehnte Friede den Fremden mit Ehren abgedrungen werden können. Denn auf der einen Seite standen der Erzherzog Leopold Wilhelm und Piccolomini mit einem starken, gleichsam siegreichen Heere in der Verfolgung des Feindes begriffen. Auf der andern war das in fluchtähnliche Bewegung gesetzte Heer des Feindes, plötzlich seines talentvollen Heerführers beraubt, nicht allein in große Verwirrung gerathen, sondern es entstanden auch meuterische Bewegungen in demselben, vermehrt durch den Parteykampf der deutschen Bundesgenossen mit dem französischen Feldherrn, der mit seinem Heere bey der Noth Banners schon früherhin wieder herbeygeeilt war. Dessen ungeachtet blieb bey so günstigen Aussichten auch dießmal ein entscheidender Erfolg aus. Die Kaiserlichen versäumten, die zerstreuten und im Anfange muthlosen Haufen sofort anzugreifen, und als es späterhin bey Wolfenbüttel, wo sich das ganze Heer der Verbündeten fast 25,000 Mann stark zusammengezogen hatte, zur Schlacht kam, fiel dieselbe trotz der größten bewiesenen Tapferkeit zum Verluste des Reichsheeres aus, vorzüglich weil der Feind hinter mächtigen Verschanzungen den Angreifenden den größten Schaden zufügte. Eben so mißglückte eine andere Unternehmung. Der berühmte und einsichtige sächsische Feldmarschall Arnim, aus der Gefangenschaft der Schweden in Stockholm entronnen, hatte ein bedeutendes Truppenkorps, wie man sagte auf 16,000 Mann belaufend, zusammengebracht, und war vom Kaiser als des Kaisers und Churfürsten Generallieutenant in Schlesien und Sachsen aufgestellt, als er plötzlich am 28. April 1641 starb und so auch diese Hoffnung zu Grabe ging. Noch ein anderes Mißgeschick indeß, das auf den weiteren Verfolg des Krieges für die Ruhe Deutschlands den ungünstigsten Einfluß äußerte, war die Neutralität Brandenburgs. Alles kam darauf an, an der Nordgränze Deutschlands einen Stützpunkt zu haben, gleichsam eine jener alten Marken, die als Bollwerk gegen die Angriffe des Feindes von dieser Seite her dienten. So lange Brandenburg für die Sache des Reichs alle seine Kräfte daran setzte, waren die Angriffe der schwedischen Heerführer auf Sachsen, Schlesien oder gar auf die Erbländer des Kaisers ein höchst gewagtes, selbst abenteuerliches Unternehmen, wie wir dieß an den Streifzügen Banners gesehen haben. Daher mußte der schwedischen Politik von jeher daran liegen, den Churfürsten in ihr Interesse

zu ziehen. Früherhin hatte Gustav Adolf bey Georg Wilhelm dieß durch die Macht seiner Kanonen bewirkt, jetzt mußte es durch diplomatische Kräfte ausgeführt werden. Diese aber waren stets an der Standhaftigkeit Schwarzenbergs, Georg Wilhelms Minister, gescheitert, der im wärmsten Interesse des Kaisers die Kunstgriffe der Fremden scheitern machte, wofür ihm bis in die neuesten Zeiten die Beschuldigung landesverrätherischer Absichten von denjenigen Geschichtschreibern und Schriftstellern im Uebermaße zugeworfen wurde, die aus religiösem Vorurtheile lieber das Vaterland der fremden Botmäßigkeit hätten unterwerfen sehen, als mit Darangabe desselben dem Rechte der legitimen Herrschaft zu huldigen. Als indeß Schwarzenberg nach dem Regierungsantritt des jungen Churfürsten durch die schwedische Partey im Rathe desselben gestürzt, und von Schweden aus trügerische Verheißungen auf die Hand der jungen Königin Christine dem jugendlichen Herrscher dargeboten wurden, ließ dieser sich verleiten, den anscheinenden Vortheil für Erhöhung seines Hauses dem Interesse des gemeinsamen Vaterlandes vorzuziehen. Seit dieser Zeit kann man überhaupt sagen, daß die brandenburgische Politik mehr einer einseitigen Richtung, getrennt von dem Nutzen und Wohl des großen Reichskörpers, dem es sein Daseyn und seine höhere Stellung zu verdanken hatte, folgte. Es ward, wie Stenzel durch sein auf diesen dynastischen Zweck ganz hin gerichtetes Werk klar vor Augen stellt, von dem großen Churfürsten an, die Vergrößerung der Hausmacht als leitendes Princip der innern und äußern Staatskunst betrachtet. Auch die andern Reichsfürsten, namentlich Würtemberg und Hessen, beabsichtigten wohl gleiches, allein es blieb solches Streben einem gewissen patriarchalischen Maßstabe unterworfen, der mehr ein selbstisches Wohlbehagen, als den Erwerb einer wahren Macht in Aussicht hatte. Dieß Letztere eben kann man als das Ziel und Zweck des Churfürsten Friedrich Wilhelm seine ganze Regierung hindurch bezeichnen, und dergestalt war es durch ihn gleichsam zur Tradition des neu geschaffenen Staates geworden, daß es späterhin bleibende Tendenz desselben wurde und die Auflösung des Reiches vorzugsweise herbeyführte. Allerdings griff diese Erhebung Brandenburgs in die spätere Umgestaltung der großen europäischen Verhältnisse mit ein, und wie sich in Oesterreich die Interessen des südlichen und katholischen Deutschlands schon seit dem dreyßigjährigen Kriege vereinten, so hat sich in Brandenburg das norddeutsche und protestantische Element zusammengefügt. Eine seit der Reformation naturgemäße und nothwendige Scheidung, die erst in der neuesten Zeit nach den größten Leiden und Kämpfen und nachdem dem Erbfeinde von Westen

her das dergestalt feindlich getheilte Deutschland nicht zur Beute werden konnte, in eine höhere Harmonie und nationelle Einheit wieder aufzugehen scheint.

Je mehr die persönlichen Verhältnisse des Verfassers, Vaterland und sonstige Stellung ihn an Preußen knüpfen, um so ehrenvoller ist die Unparteylichkeit, mit welcher er jenen Schritt des großen Churfürsten, wodurch er im so verhängnißvollen Augenblicke sich den Schweden zuwandte, beurtheilt. Schon in der Vorrede des zweyten Theils hat er darauf hingedeutet, indem er von sich sagt: daß der deutsche Forscher nicht engherziger Brandenburger sey, lehrt die Weise, wie er das Ausscheiden des jungen Churfürsten vom Kampfplatze betrachtet. »Unter so planmäßigen Fortschritten des Reichskrieges,« heißt es p. 332, »bey der Absperrung des hauptlosen meuterischen Banner'schen Heeres im Braunschweigischen und bey der schwächlichen Haltung des schwedischen Haufens in Schlesien hing in Wahrheit das Ende des deutschen Krieges von dem Entschlusse des neuen Churfürsten von Brandenburg ab. Raffte der junge Friedrich Wilhelm muthvoll die letzte Kraft Preußens und der Mark zusammen, und erschien, selbst Feldherr und die trägen Gemüther durch die Macht seiner persönlichen Eigenschaften kräftigend, mit einem Heere, an welchem es nach Arnims Vorbereitungen so wenig, wie an entschlossenen tüchtigen Offizieren fehlte, zwischen Elbe und Oder, ehe der neue schwedische Generalissimus herbeykam, so war, nach menschlicher Einsicht, nicht allein Pommern, das unbestrittene Erbe seines Hauses, gewonnen, sondern die schwedische Krone zum Frieden gezwungen und Deutschland seines gefährlichsten Gegners erledigt! Aber der junge Fürst, seiner eigenen Einsicht und Kraft noch unbewußt, erfaßte nicht den Beruf seines Hauses, die Vertretung des deutschen Protestantismus, welchen Sachsen nicht behaupten konnte, den zudringlichen Fremden zu entreißen. Geleitet von einer Partey, welche den bisherigen allgewaltigen Diener seines Vaters, den Grafen Adam von Schwarzenberg, bitter haßte, und geschmeichelt durch die hochtrabende Hoffnung, an der Hand der jungen Königin Schwedens auch Pommern und eine entscheidende Macht im Norden zu gewinnen, bereitete er im Stillen einen Entschluß vor, der, so viel ihm auch die Ohnmacht des Staates und das Elend des Landes das Wort reden mag, dennoch als Verrath an dem höchsten Interesse heraustrat, und für das gemeinsame deutsche Vaterland die beklagenswerthesten Folgen hatte. Nur leise, unmerklich, versteckt that Brandenburgs Abfall von der guten deutschen Sache und von dem Ehrenstreite des Hauses sich kund; was hinterdrein, nach einer beklagenswerthen Wendung der Dinge,

die Brandenburg verhindern konnte und mußte, als politische Klugheit und Berechnung sich geltend machte, war im Anfang nur Schwäche und politischer Kleinmuth und ränkevolle Leidenschaftlichkeit einer Kabinets- und Höflingsparten, welcher der junge Regent, wie so häufig mit dem ersten Minister seines Vaters in übelm Verhältniß, willig sein Ohr lieh. Dazu kam die sanguinische Hoffnung des Jünglings, mit welcher Frankreichs und Schwedens listige Staatsmänner ihn köderten und ihn so lange hinhielten, bis er, herb enttäuscht, keine Wahl mehr hatte, als den einmal angebahnten Weg so klug wie möglich zu verfolgen. Es ist jezt wohl kein Zweifel mehr, daß Schwarzenberg der abscheuliche Verräther nicht war, als welchen Leichtgläubige ohne Prüfung hundert und achtzig Jahre hindurch ihn herkömmlich brandmarkten; es gab keine gesundere Politik für Brandenburg, als es mit dem Kaiser gegen Schweden zu halten, welches Pommern an sich gerissen, jenes mittelreiche Land, welches, zu Preußen mit der Mark verbunden, dem Churhause die machtvollste Stellung in Deutschland sicherte. Selbst wenn bey der Erschöpfung des brandenburgischen Staates der Krieg gegen den Reichsfeind auch nur schwach geführt werden konnte, so wurden die schwedischen Heerführer, die Stimmung Pommerns kennend, doch immer in unruhiger Besorgniß erhalten, und blieb ihre Operationslinie auf die kaiserlichen Erbländer und auf Sachsen immer bedroht. Schwarzenberg beharrte unerschütterlich in seiner Politik, und hatte deßhalb gleich nach dem Tode des Churfürsten Georg Wilhelm durch kleine Unternehmungen gegen den Feind die Entschlüsse des Nachfolgers zu binden gestrebt. Aber Friedrich Wilhelm, dem Minister abgeneigt, wechselte mit demselben, ohne die Noth des Augenblicks, ja in der günstigsten Fügung der Dinge, auch die Politik; ein brandenburgischer Trompeter trug in Stettin auf vorläufige Waffenruhe an, und erhielt um so leichter die Zusicherung, eben als der Stålhandske, um dem waghalsigen Banner nahe zu seyn, sich auf die Lausitz wenden mußte. Dem Kaiser unverbrüchliche Anhänglichkeit gelobend, bemühte sich Friedrich Wilhelm, seines doppelt verpflichteten Heeres Meister zu werden, unter unbeschreiblicher Verwirrung, Aufruhr und unlöblicher Gewaltthat gegen die Obersten Rochow, Kracht und Goldacker, die eben auf Arnims großartige Pläne blickten. Noch ehe gegründete Furcht vor der Ungnade seines neuen Gebieters das Lebensende des Grafen Schwarzenberg, des Statthalters der Mark, zu Spandau beschleunigte ($\frac{4}{14}$. März), saßen schon Sigismund von Göze, Samuel von Winterfeld, Gerhard Rumelian von Kalchun und andere Gegner des Ministers im churfürstlichen Geheimrathe, und horchten auf Herzog Georgs

geheime Einflüsterungen; sämmtlich Anhänger der schwedischen Partey und deßhalb von Schwarzenberg früher verdrängt, unterhandelte Winterfeld zuerst mit Avaux, dann auch mit Salvius um Neutralität, welche in trüglicher Absicht die Hoffnung auf die Hand der Königin erregten, um nur für's Erste bis zur Ankunft des neuen schwedischen Generalfeldmarschalls die Dinge hinzuhalten. So that sich allmälich die Entfremdung der brandenburgischen Waffen kund, obgleich der Churfürst, seiner Landesvesten bis auf die von den Schweden besetzten sicher, scheintreu die Reiter, welche durch den Doppeleid gebunden waren, dem Heere des Erzherzogs und Piccolomini's überließ. Aber die gebotene Schonung traf die enttäuschten Führer des Reichsheeres um so empfindlicher, als auch aus der Unentschiedenheit die Gegner alle Vortheile zogen. Avaux und Salvius in Hamburg und die schwedischen Statthalter in Pommern webten im May den leisen Faden fester; es war der Triumph der französischen und schwedischen Staatsklugheit, mit dem Vorbehalte Pommerns ein Werk zu beenden, an welchem Feuquières und Richelieu im Jahre 1633 verzweifelten!«

Nachdem ein brandenburgischer Botschafter in Stockholm erschienen, und derselbe von der jungen Königin selbst eine abschlägige Antwort auf seine Bewerbung erhalten, wurden dennoch, in Hoffnung eines künftigen günstigen Erfolgs, die vorläufigen Bedingungen eines Neutralitäts- und Waffenstillstandsvertrages auf zwey Jahre geschlossen, welcher den Prager Frieden vollends durchlöcherte, allen Vortheil den Reichsfeinden, auch selbst vor seiner Bestätigung, gewährte, und zumal dem schwedischen Heere bey jedem Kriegsgeschick eine sichere Vormauer bot.

In derselben Zeit erneuerte sich auch das Bündniß zwischen Schweden und Frankreich, welches mit dem 15. März 1641 ablief. Das gegenseitige Mißtrauen, die hinterlistigen diplomatischen Hin- und Herzüge beyderseitiger Gesandten während jener Verhandlungen, um mit den geringsten Opfern von dem anderen Theile die höchst möglichsten Vortheile zu erhalten; jenes Aufspüren von Verlegenheiten des Gegners, um sie für sich auszubeuten, oder auch durch verstellte, halb geheimnißvoll, halb öffentlich mit dem beyderseitigen Feinde gepflogene Unterhandlungen zu schrecken, zeigten recht eigentlich die niedrige Gesinnung derjenigen, in deren Hände jetzt das Schicksal Deutschlands gefallen, und die dessen ungeachtet als die Retter evangelischer Freyheit gepriesen wurden und noch werden.

Noch war eine Hoffnung übrig, die fremden Einlagerer los zu werden, nämlich die fortdauernde Meuterey in dem schwedisch-

deutsch-französischen Heere. Nachdem Torstensson, der zum Nachfolger Banners ernannte schwedische Feldmarschall, noch immer nicht angekommen, es theilweise an Geld mangelte, theilweise von Seite des Kaisers glänzende Versprechungen für die Ueberläufer umliefen, sodann die Menge der unteren Befehlshaber sich den Oberbefehl streitig machte, endlich die deutschen Obersten die ausschweifendsten Bedingungen für ihren ferneren Dienst vorschreiben wollten, entstand eine solche Verwirrung unter den schon nationell vielfach geschiedenen Haufen, daß eine förmliche Auflösung der Armee nahe bevorstand. So weit kam es schon, daß unter den Deutschen eine Art sicilianischer Vesper gegen die Fremden im Werke war. Wie die Sachen standen, sieht man aus einem Briefe Guébriant's an den Minister, worin es heißt: »Ich beschwöre Sie, als Mann von Ehre, daß, außer der Ungnade des Königs, ich nicht allein die Bastille, sondern selbst den Tod vorziehe, als länger hier zu bleiben, wo ich eine gänzliche Niederlage meiner Ehre, die ich seit zwanzig Jahren, Blut und Leben willig daran gebend, zu befestigen suchte, zu erwarten habe.« In welchem peinlichen Verhältnisse überhaupt die Fremden waren und wie eben nur Alle ihre besonderen habsüchtigen und selbstischen Zwecke verfolgten, nirgend aber, wie man stets vorgab, die höhere Idee der Freyheit oder gar der Religion diese irrenden Ritter verband, zeigt am besten die folgende Stelle des Geschichtschreibers Guébriant: »Il n'y a point, heißt es dort, des quatre (nämlich von den verbündeten Fürsten) l'un qui se soit armé pour la religion, ny pour la liberté de l'Empire; chacun l'a fait par interest, et si quelqu'un a pris nôtre party, nous n'en avons eu que la préférence: Si bien que c'est un pur miracle que, non obstant la prudence de nos Ministres, que nous ayons fait tant de conquestes en Allemagne; ou plutôt que nous n'en ayons pas été chassez avec honte, et par ceux mêmes qui nous avaient ouvert la porte. Il y a trois ans que l'armée du Roi court l'Allemagne, et qu'elle ne subsiste que par l'industrie de ceux qui la commandent et comme par la charité de nos Aliez, elle ne reçoit d'argent qu'avec des peines et après des plaintes extrèmes contre les chefs qui ont à soutenir, et contre leurs propres Soldats et contre les villes et contre la campagne.

Unterdeß rückten freylich die Kaiserlichen unter Piccolomini immer weiter vor und der Letztere zeigte sich sogar in der Nähe von Kassel, während jene verbündete Armee an das äußerste Ende von Sachsen sich zurückgedrängt sah. Indeß allmälich veränderte sich diese günstige Aussicht, nachdem Torstensson, ein höchst

unternehmender, mit großer Festigkeit und Umsicht seine Entwürfe ausführender Feldherr, anlangte und den Oberbefehl über die Truppen übernahm. Denn, wie der Verfasser sagt, Torstensson war der rechte Mann, Oesterreichs Macht an der Wurzel zu erschüttern, der streng überlegend, kühn das Unerwartetste vollführte; den starken, aus dem Boden gerüttelten Baum dem Sturze nahe zu bringen vermochten endlich gemeinsam nur der jüngere Wrangel, Königsmark, Enghien, Condé und Türenne durch deutsche Heere, durch Geld und die Diplomaten Frankreichs! Zwar Guébriant mochte unter keiner Bedingung mit dem ihm untergebenen Heerhaufen die zweifelhaften Schicksale des nordischen Heerführers theilen. Unaufhaltsam, mit den Hessen vereint, ging er dem Rheine zu, wo er im Januar 1642 mit 2000 Mann zu Fuß und 2500 Reitern, so weit hatte er die Reste des Weimar'schen Korps noch zusammengehalten, über den Strom setzte. Wohl durfte, sagt der Verfasser, Richelieu in hohem Maße zufrieden seyn, daß Guébriant mit so geringen Mitteln zwey Jahre hindurch die Waffen des Kaisers mitten in Deutschland beschäftigt und ihm Zeit gab, frey von Sorge für das Eroberte, die Kraft Frankreichs an anderen Punkten zur Demüthigung Habsburgs zu verwenden.

Während unter gegenseitigem Truge mit dem Herzoge von Lothringen eine Aussöhnung mit Frankreich eingeleitet wurde, die derselbe eben so schnell wieder brach; eine Schilderhebung der französischen Prinzen gegen den Cardinal in offene Waffenthat ausbrach, und, obgleich von den Kaiserlichen unterstützt, zu keinem Resultate führte; Hohentwil, die immer noch für Frankreich gehaltene Veste Würtembergs, vergeblich von den Kaiserlichen belagert ward; endlich der Reichstag in Regensburg unter den günstigsten Bedingungen für die widerspenstigen Reichsmitglieder zu Ende gegangen war, hatte Torstensson Mittel gefunden, das meuterische Heer zu beruhigen, und stand plötzlich an der Spitze einer Macht von 18,000 Mann und 60 Kanonen. Am Nachtheiligsten wirkte dies in Hinsicht Brandenburgs. Der junge Churfürst sah sich genöthigt, der Stärke jener Macht zu weichen und eine unbedingte Neutralität zu unterzeichnen. Sehr richtig bezeichnet der Verfasser dieses wankelmüthige Schwanken, worin der junge Churfürst immerfort zögernd und lauernd, wie er zwischen Schweden und seiner Pflicht zum Reiche den größten Vortheil für sich gewinnen könne, längere Zeit verharrte, p. 374 mit folgenden Worten: »So war nur das Werk vereitelter Pläne und eine Reihe von Verlegenheiten, was man hintendrein als tiefe Berechnung der Staatsklugheit zu betrachten gewohnt ist, und dagegen die Entschädigung, welche Brandenburg durch den

westphälischen Frieden erhielt, als die Folge so besonnener Neutralität pries. Aber sobald Friedrich Wilhelm noch im Spätherbst 1641 kraftvoll Partey ergriff, blieb gleich sein Land eine Zeit hindurch Kriegsschauplatz; so errang er nicht allein Pommern, dessen Besitz seinem Staate das selbstständigste Daseyn verhieß, sondern hatte er auch noch Anspruch auf den Lohn des Kaisers, der ihm vielleicht Theile von Schlesien so wenig vorenthielt, wie er die Lausitz an Chursachsen gegeben. Die damals bewiesene Halbheit aber und die daraus erfolgte dem Reiche so unheilvolle Neutralität verwickelte den zum Bewußtseyn erwachten Helden in zwey unfruchtbare Kämpfe, indem er, zweymal der Eroberer von Pommern, dennoch den Preis des Schwertes derselben Macht lassen mußte, der er früher kleinmüthig und unpolitisch ohne Zwang sein Recht hingegeben hatte.

Mitten unter diesen, die Selbstständigkeit und Hoheit des Reiches immer mehr verkümmernden Verhältnissen schimmerte der erste Strahl einer wirklichen Friedenshoffnung. Im Dezember 1641 ward zu Hamburg der Präliminar-Friedensvertrag durch Konrad von Lützow, den Grafen Avaux und Adler Salvius unterzeichnet. Allerdings Seitens Frankreichs mit der gegründeten Aussicht, daß der Friede nicht das Werk der nächsten Zukunft seyn würde. Auch hier wurden die beyden Städte Münster und Osnabrück, wie schon früher zwischen Frankreich und Schweden, als Orte der Verhandlungen bezeichnet. Natürlich hinderte dieß Alles nicht den Fortgang des Krieges, sondern beyde, Friede wie Krieg, gingen neben einander fort, bald der eine den andern, oder umgekehrt, schwächend und stärkend. »Von seiner Gebieterhöhe,« sagt der Verfasser, »seit dem Tage von Nördlingen stieg der Kaiser freywillig hernieder, wenn auf den Grund dieser vorläufigen Uebereinkunft die Friedensarbeiten begannen; noch aber gab das schwankende Glück der Waffen dem Reichsoberhaupte Hoffnung, den Verlust des Idealen aufzuwägen, um dem Feinde des Reiches die Aussicht zu rauben, die wankende Größe mit Hohn in den Staub zu ziehen.« Der Kaiser hatte nämlich zugelassen, daß alle mit den beyden Kronen verbündeten Reichsmitglieder zu gleichem Vortheil und Bedingungen wie jene in den Frieden mit aufgenommen würden, hatte also dieselben sich gleichsam gegenübergestellt.

Der Anfang des Jahres 1642 begann mit bedeutenden Nachtheilen für das Reich. Guébriant, der mit seinen Truppen jenseits des Rheines der ersehnten Ruhe gepflogen, ging mit den Hessen vereint über den Rhein zurück, und überfiel plötzlich den bey Kempen und Crefeld stehenden kaiserlichen General Lamboy mit solchem Erfolge, daß er dessen ganzes Truppenkorps zer-

streute und gefangen nahm, und sich darauf am Niederrhein ungehindert ausbreitete. Einigermaßen ward dieses widrige Geschick durch die Auswechslung Johanns von Werth gegen den schwedischen, in der Schlacht von Nördlingen gefangenen Feldmarschall Horn ausgeglichen. Auch hatten sich endlich die Herzoge von Lüneburg und Braunschweig zur Aussöhnung und Frieden mit dem Kaiser verstanden. Endlich fingen die Weimarer unter Guébriant von Neuem an, durch ihre Habsucht nach Geld, wofür sie Alles feil hatten, den Marschall in die peinlichsten Verlegenheiten zu setzen; sie forderten als e h r e n h a f t e Edelleute, die nicht Bettler werden wollten, ihren rückständigen Sold, und drohten, sich im Weigerungsfalle einen andern Herrn zu suchen. Vergebens stellte der von allen Mitteln entblößte Marschall seine Verlegenheiten dem Hofe dar; er erhielt von dorther nur Vertröstungen und schmeichelhafte Anerkenntnisse seiner Verdienste. Doch Alles dieß, obgleich es am Rheine die schnelleren Fortschritte der Feinde hinderte und die Verbindung mit dem schwedischen Heere unter Torstensson unthunlich machte, konnte diesen nicht abhalten, mit der ihm eigenthümlichen Schnelligkeit und Kraft den Krieg im Norden zu eröffnen. Ehe es die kaiserlichen Generale vermutheten, ging er am 3. April 1642 bey Werben über die Elbe, drang über Frankfurt und die Lausitz nach Schlesien, ehe die dort in den Winterquartieren liegenden kaiserlichen Truppen sich sammeln konnten, erstürmte die meisten festen Plätze, drang nach Mähren, eroberte Olmütz und trug den Schrecken seines Namens selbst bis vor Wien. Erst nachdem der Erzherzog Leopold Wilhelm und Piccolomini mit einem starken Heere sich ihm entgegen warfen, ward Torstensson wieder bis in die Lausitz zurückgedrängt. Man sieht, der Krieg nahm immer mehr den Charakter des bloßen Parteyganges an, und was häufig zwischen einzelnen kühnen Führern in Ueberfall und schnellen Märschen, ohne daß dadurch etwas Entscheidendes geleistet wird, geschieht, stellte sich hier im Großen dar. Dieses Unglück ließ den Kaiser alle Bedenklichkeit vergessen, und endlich den Präliminar-Friedensvertrag zu Hamburg, womit er noch immer gezögert hatte, bestätigen. Daher sagt auch der Verfasser, solches Zugeständniß, durch kaum übersehbar vermittelte Thatsachen dem kaiserlichen Stolze abgedrungen, bezeichnete den Anfang einer neuen traurigen Phase des deutschen Reichslebens. Der Friede zu Prag, sieben Jahre früher geschlossen, ward für erloschen erklärt; eben als nur noch ein deutscher Stand, vertreten durch eine Frau, die Waffen in Händen hielt, ließ der Kaiser das Prinzip fallen, und gab ein weltkundiges Zeugniß, daß er nicht unbedingt dem Wechsel der Waffenereignisse vertraue.

Von hier an beginnt das vierte und letzte Buch unseres Werkes, nämlich von der Bestätigung des Hamburger Präliminar-Friedensvertrages, July 1642, bis zum westphälischen Frieden. Dieser Zeitraum zeichnet sich besonders dadurch aus, daß Frankreich allerdings der Hauptsache nach durch deutsche Bundesgenossen und Armeen, doch mit größerer eigener Kraftanstrengung seiner Heere und Feldherren den Krieg fortsetzt, und gleichsam den ersten Grund zu jenen spätern blutigen Angriffen auf Deutschland und auf die Rheingränze legte. Türenne und Condé waren die Vorläufer jener großen militärischen Talente, die späterhin unter Ludwig XIV. Verwüstung und Zerstörung über das südwestliche Deutschland brachten. So viel wird jedem, auch dem Verblendetsten, nachdem der Krieg in diese Phase getreten, klar, daß es sich bloß um Habgier der Fremden, um niedrigen Eigennutz einiger Einheimischen handelte. Daher sagt auch der Verfasser p. 411: »Der Charakter des Kampfes, kaum einige Jahre der frommen Beschränktheit als ein religiöser erschienen, hatte längst in seiner scheußlichen Nacktheit als Plünderungskrieg des vorher so prangenden Deutschlands sich dargethan; längst war den Wohlgesinnten und Klugen die Binde von den Augen gefallen, die wahre Absicht Schwedens und Frankreichs klar; nur ein erkaufter Reichsstand, welcher Machtvergrößerung und Bereicherung hoffte, oder Straflosigkeit für früheren Bruch der Reichsgesetze, hielt die Maske des kirchlichen Eifers oder der alten deutschen Libertät noch an sich. Aber noch standen, nach wiederholten harten Schlägen, Oesterreich und Bayern mit wunderbarer Wiedererzeugungskraft aufrecht gegen die verschworenen Räuber. Zwar Brandenburg hatte ermüdet die Waffen niedergelegt und baute still und unsicher an seiner selbstständigen Größe; aber Sachsen, wiewohl furchtbar verödet, hielt beym Kaiser noch aus.«

Wohl konnte ein damals lebender Schriftsteller, mochte man auf das äußere Verhältniß des Vaterlandes oder das innere fürchterliche Elend blicken, ein von ihm verfertigtes Werk »der nunmehr hinsterbenden Nymphe Germania elendeste Todesklage« benennen. Alles, was seit 1618 in einzelnen Landstrecken als fürchterliche Gräuel des Krieges verübt, nur als schreckbares Gerücht durch die entfernteren Gauen verkündet worden, das war seit den letzten sechs Jahren das gemeinsame Loos von ganz Deutschland geworden. Schon entsetzlich sind die Schilderungen aller gleichzeitigen Schriftsteller über die unmittelbar an den einzelnen Truppentheilen aller Parteyen verübten Gräuel. Im Jahre 1629 werden die Kroaten gezüchtigt, daß sie überall raubten, brennten und Menschen auf's Aergste miß-

handelten; eben so das kaiserliche Heer nach der Schlacht bey Liegnitz, nachdem das Heer geschlagen und die zerstreuten Banden ohne Haupt waren. In gleicher Weise verfuhren die Soldaten von Bernhard's Heere, nach dem eigenen Zeugnisse von Chemnitz, dem Geschichtschreiber der Schweden selbst. Sie raubten, schossen und schlugen die unschuldigen Unterthanen nieder, und begingen alle möglichen Ausschweifungen der ärgsten Art. Von Banner selbst ist es ja bekannt, wie er sagte, daß, wenn ein so teuflisches Morden und Rauben fortgesetzt werde, der Erdboden selbst die Uebelthäter verschlingen müsse. Der Schwedentrunk, wo man den armen Leuten Wasser oder gar Mistjauche mit Gewalt eingoß, und den von der Flüssigkeit ganz Aufgetriebenen auf den Bauch trat, bis sie dieselbe wieder von sich gaben, ist eine der schrecklichen Reminiscenzen dieser Zeit. Wie Wallensteins Truppen gehaust hatten und wie sie das ganze Reich mit Schrecken erfüllten, und Freund und Feind mit gleicher Grausamkeit behandelten, ward selbst Gegenstand der Beschwerde des Herzogs von Bayern und der übrigen dem Kaiser treu gebliebenen Fürsten. Daß das französisch-weimarische Korps hinter allen diesen nicht zurückblieb, kann man schon aus seinem ganzen während des Krieges gezeigten politischen Charakter abnehmen. »Im Jahre 1642 löste sich das französisch-weimarische Heer unter Guébriant in einzelne Schaaren auf, scharmuzirte, plünderte, brannte, schlug todt, wo und was es konnte und vermochte, so daß allenthalben großer Jammer entstand, wie es zu gehen pflegt, wenn der Schrecken im Lande und dawider keine Hülfe ist;« so sagt Engelsüß in seiner Geschichte dieser Feldzüge. »Die französischen Heere,« heißt es ferner, »hausten allenthalben sehr übel; es wurde Niemand verschont, Rauben und Nehmen für nichts geachtet, Offiziere und Knechte sahen nur nach dem, was den Bauch und Seckel füllen möchte; die Insolentien, die mit Männern und Weibern getrieben, waren groß, gleichsam als ob Hurerey und Ehebruch ihre Expedition und die königlichen Waffen felicitiren, und zu desto größeren Progressen benedeyen und segnen würde.«

»Doch,« wie der Verfasser sagt (p. 412), »die unmittelbare Nähe großer schlachtbereiter Heere, schnell vorüberziehend, war keineswegs Deutschlands härteste Plage; vielmehr die nie ruhende Thätigkeit der unzähligen einzelnen Garnisonen und ihres Gefolges, der Meroder. Ueber Elsaß, Breisgau, Baden, Würtemberg, Lothringen, um Erfurt in Thüringen, über der Rheinpfalz, seit 1642 auch über Jülich und im Bisthume Köln, über Westphalen, im Bergischen, im Münsterlande, über Ostfriesland, das Eichsfeld, das Lüneburgische, Brandenburgische,

Magdeburgische, in Mecklenburg, der Lausitz und in der Mark und in Schlesien, war seit Jahren ein Sitz von unbezahlten Garnisonen, in festen Städten und Flecken verbreitet, entweder vom weimar-französischen, oder vom schwedischen und hessischen, oder vom kaiserlichen, bayerischen oder lotharingischen Kriegsvolke, welche nicht allein nach dem Rechte des Stärkeren aus der Umgegend sich nährten, unerschwingliche Steuern auflegten, und dieselbe abwechselnd bey beyden Parteyen sich loszukaufen nöthigten; sie thaten den in abgeschlossenen Gesellschaften streifenden Merodern beyder Parteyen, zur himmelschreyenden blutigen Unterdrückung des armen Volkes, obenein öffentlich Vorschub.«

Der Zeitraum bis zum eigentlichen ernsthaften Einschreiten der Franzosen durch Türenne und Condé gegen das Ende des Jahres 1643 verlief sich in nichts entscheidenden Ereignissen. Johann von Werth war an den Niederrhein gesandt, und dort als Retter von den Feinden jubelnd empfangen worden. Der schlechte Zustand der Truppen ließ ihn aber nichts Bedeutendes vornehmen. Torstensson rückte auf Leipzig und zwang diese reiche Stadt zur Uebergabe, Guébriant machte wie gewöhnlich den irrenden Ritter, theils von dem guten Willen seiner Truppen, theils von den selbstsüchtigen Maßnahmen seiner deutschen Verbündeten, besonders der Landgräfin von Hessen, abhängig. Der diplomatische Verkehr zwischen dieser und ihm bietet eine höchst interessante Einsicht in die damaligen politischen Verhältnisse dar. Auf der einen Seite Guébriant's gänzliche Hülflosigkeit, wenn er nicht auf den Beystand jener rechnen konnte, auf der andern ein äußeres Festhalten und Stützen auf die Macht und den Einfluß seiner Krone; sodann die niedrigen Künste der Landgräfin, ihren Beystand sich möglichst theuer bezahlen zu lassen. Er habe auf seine höflichen Bitten, schreibt Guébriant, eine entschieden abschlägige Antwort erhalten, wenn Banner nach seiner groben Art fordernd (par son ordinaire manière d'agir), das Verlangte immer erreichte. Endlich redete er mit Torstensson einen Plan ab, wonach die Weimarer um Heilbronn am Neckar sich dem bayerischen General entgegenstellen und den Weg nach Bayern sichern, die Schweden aber über Hof in die Oberpfalz dringen sollten. Indeß der Schwede hielt kein Wort; statt den gemeinschaftlichen Plan auszuführen, setzte er alles daran, Freyberg zu erobern, und überließ, da dieses sich hartnäckig vertheidigte, den Franzosen seinem Schicksale. So geschah es, daß dieser, von Mercy und Johann von Werth gedrängt, in der größten Auflösung seines Heeres in's Breisgau zurückgehen mußte. Sogar ein zweyter Feldzug auf die bayerischen Länder zu, den er in der Mitte des Jahres von Neuem unternahm, führte zu demselben kläglichen Ende, wie jener erstere.

Das Wichtigste indeß, was in diesem Zeitraume vorfiel, war der Tod Richelieu's, der am 4. Dezember 1642, unter den Schrecken des Todes noch mit Staatsgeschäften beschäftigt, und mit dem Triumphe, alle seine äußern wie innern Feinde gebeugt und erniedrigt zu haben, aus dieser Welt schied. »Unbedauert von seinem Herrn,« sagt der Verfasser, »der ihn nie geliebt hatte, gefürchtet und gehaßt von einem großen Theile Frankreichs, hinterließ er dem Staate den sichern Aufschwung zu einer verhängnißvollen Größe, dem Königthume die verderbliche Erbschaft der Unumschränktheit.« Mit Richelieu nimmt allerdings jene verderbende und zerstörende Politik ihren Anfang, welche die durch die Bande der Civilisation und der christlichen Religion zu einem großen Familienleben verbundenen europäischen Volksstämme in feindselige Gegensätze trieb, und die Herrschaft des Einen über Alle oder doch die höchst möglichste Machtvergrößerung des Einzelnen auf Kosten des Anderen, vorzüglich des wehrlosen und schwächern Theils sich als höchstes Ziel vorsteckte. Eine Politik, welcher außer Oesterreich beynahe alle Staaten gehuldigt haben, bis der Abgrund der französischen Revolution und des daraus entstandenen Kaiserreichs die rächende Nemesis einer solchen heidnischen öffentlichen Moral war. Daher sagt auch der Verfasser mit Recht (p. 435): »Richelieu's Grundsatz der Politik, in allen Staaten Europa's Zwietracht und Aufruhr zu stiften, um Frankreich zu erheben, verschuldete die beklagenswerthen Bewegungen, welche den Welttheil nachtheilig zerrüttet. Sein Werk war Waldsteins Empörung; er schürte das Feuer in Katalonien an, bereitete den Abfall Portugals vor, trieb die Schotten zum Aufstande gegen Karl I., woran der Sturz der Stuarts sich reihte. Die Erniedrigung des Hauses Oesterreich im Auge, welches Heinrich IV. nimmer so mörderisch verfolgt hätte, war er es allein, welcher, Gustav Adolf zum Kampfe rufend und ausrüstend, die Glieder des Reiches zur Auflehnung gegen das Oberhaupt verlockend, den entsetzlichen Krieg zwölf Jahre hindurch nährte, und auch über seinen Tod hinaus vererbte. Unsäglich viel Blut floß bey seinem Leben; sein Geist, im gelehrigen Nachfolger fortwaltend, vergoß dessen noch mehr nach seinem Tode. Ueberschauen wir ferner den Zusammenhang der Dinge im Großen, so mögen wir nicht zweifeln, daß Ludwig's XIV. Despotismus über Europa ohne Richelieu's Vorarbeit nicht denkbar war, und daß endlich der frevelhafte Mißbrauch unumschränkten Königthums die französische Revolution, das Haupt des Urenkels treffend, als ungeheure Reaction hervorrief.«

Daher brachte der Tod Richelieu's keine Veränderung der Politik in Bezug auf Deutschland hervor. Dieß war überhaupt

nicht möglich, da sich schon vor ihm in Frankreich ein Regierungssystem gebildet hatte, das nach Innen und nach Außen auf die Zerstörung jeder Selbstständigkeit hinarbeitete, und Mazarin befolgte somit ganz konsequent die Grundsätze seines Vorgängers. Es ward im Gegentheile der Anfang gemacht, jetzt auch mit französischer Waffenkraft Deutschland anzugreifen. Guébriant's unglückliche Versuche gegen die bayerischen Feldherren, nach Schwaben oder gar nach Bayern einzudringen, machten dorthin Hülfe und Verstärkung dringend nothwendig. Enghien und Türenne waren, wie wir schon erwähnten, die ersten jener großen Krieger, die Frankreich zur Zerstörung und Eroberung unseres Vaterlandes bis in die neueste Zeit in furchtbarer Weise hervorrief. Jetzt wurde Enghien (nach dem Tode seines Vaters Condé) und von diesem vorläufig der französische Feldmarschall Ranzau dem weimarischen Heere mit einem bedeutenden Truppenkorps zur Unterstützung zugesandt. Enghien führte diese Hülfe selbst in das Elsaß. Ein prächtiges Gastmahl empfing den Sieger von Rocroix, zu welchem die Städte im Elsaß, im Breisgau, selbst in Lothringen und in der Schweiz Leckereyen aller Art, Fische, Pasteten in Gestalt eines lebenden Auerhahns, auf Befehl liefern mußten; in gleicher Weise, wie späterhin noch häufig auf deutschem Boden geschehen. Von den geladenen deutschen Obersten ward unter Kanonendonner auf gut deutsch Gesundheit getrunken. Nachdem Enghien das Elsaß gleich einer französischen Provinz besichtigt und seine Befehle ertheilt, ging er zu seinem eigentlichen Heere und von da an das Hoslager nach damaligem Brauche aller französischen Marschälle zurück. Welche Männer und Feldherren auch von dieser Seite her das unglückliche Deutschland heimsuchen sollten, läßt sich nach diesem berühmten französischen Heros ermessen, dessen Leben den buntesten Wechsel gemeiner und vornehmer Liebesabenteuer, in Stadt und Land und am Hofe, gemischt mit den blutigsten Schlacht- und Lagerscenen darbietet, und der schon, ein entfernter Vorbote des revolutionären Krieges, mit Menschenleben in leichtsinnigster Willkür schaltete. Einen seiner würdigen Stellvertreter hatte er in jenem Ranzau, der, ein Deutscher, aus einer berühmten Familie in Holstein stammend, bald bey dem dänischen, bald bey dem kaiserlichen Heere focht, darauf zu den schwedischen Waffen sich wandte und endlich in französische Dienste trat. Als der schönste Mann seiner Zeit, konnte es ihm nicht fehlen, am Pariser Hofe großes und schnelles Glück zu machen, und katholisch geworden, den französischen Marschallstab nebst einem Herzogthume von 50,000 Thalern Einkünften zu erringen, das er aber, nebst dem Vermögen seiner Frau, eben so schnell vergeudete.

Auch er war dergestalt von Kampfbegier und Streitlust erfüllt, daß er sechzig Wunden an seinem Leibe trug, und von allen Gliedern, welche der Mann zweyfach hat, nur die Hälfte besaß. Daher auch seine Grabschrift: »Du corps du grand Rantzow tu n'a qu'une des parts, L'autre moitié resta sur les plaines de Mars.«

Man hatte am kaiserlichen Hofe geglaubt, eine vortheilhafte Ableitung des schwedischen Angriffes unter Torstensson bewirken zu müssen, der, stets bereit mit so viel Kühnheit als Geschicklichkeit in großartigen Streifzügen von dem äußersten Norden Deutschlands den Krieg bis in das Herz der österreichischen Monarchie zu tragen, wohl einsah, daß dieß allein zu einem entscheidenden Schlage führen könne. Daher suchte man die Dänen aus ihrer Stellung als Friedensvermittler zum wirklichen Kriege gegen Schweden zu bewegen. Der schwedische Reichsrath kam indeß diesem zuvor; Torstensson ward schnell aus Schlesien zurückberufen, und in Kurzem waren alle deutschen Vorländer Dänemarks in schwedischer Gewalt. Unglücklicher Weise ernannte der Kaiser Gallas wieder zum Oberfeldherrn; ein Name, der die ganze letzte Epoche des dreyßigjährigen Krieges hindurch nur Unfälle und Niederlagen des kaiserlichen Hauses bezeichnete. So auch jetzt; listig lockte Torstensson die feindliche Armee hinter sich her im schnellen Marsche nach Norddeutschland zu. Bald war Gallas bey Magdeburg umschlossen, und von allen Seiten von Zufuhr und Lebensmitteln in einem verödeten Lande abgeschnitten, löste sich seine Armee in größter Unordnung auf, so daß kaum zweytausend Mann über Wittenberg und Dresden nach Böhmen zurückgelangten. Unaufhaltsam, nachdem der dänische Krieg glücklich beendigt, drang Torstensson in die nun unbeschützten kaiserlichen Erbländer. Vergebens ward vom Rheine her Johann von Werth herbeygerufen, vergebens begab sich der Kaiser selbst nach Prag, um mit der That und frommen Gebeten in allen Kirchen die drohende Gewalt des Feindes von sich abzuwenden. Die blutige Schlacht bey Jankau in Böhmen am 5. März 1645, von Hatzfeld, Werth und Götz gegen Torstensson geschlagen, endete mit der gänzlichen Niederlage des kaiserlichen Heeres. Torstensson drang bis in die Nähe von Wien, und wie die Hauptstadt vor 26 Jahren vor den böhmischen Rebellen gezittert, so war jetzt nach dem wunderlichsten Wechsel der Dinge der Krieg wieder in dieselbe Gegend gespielt und führte dieselben Ereignisse herbey. Denn wie damals Ferdinand II., so auch entfaltete sein Sohn gleichen Muth und Stärke im Unglück. Auch damals zeigte sich, wie durch alle folgenden Zeiten bis in die welthistorischen Umwälzungen der Gegenwart, jene stabile uner-

schütterliche Gewalt Oesterreichs. Binnen Kurzem war der Feind aus Mähren und Böhmen vertrieben. Ein Mönch, der Abt des Cisterzienser-Klosters Lilienfeld, Cornelius Strauch, als Theolog und Staatsmann gleich ausgezeichnet, ja selbst im Kriegswesen nicht unerfahren, ein inniger Freund Johanns von Werth, erschien in dieser unglücklichen und gefahrvollen Zeit als Retter des Vaterlandes. Mit unermüdlicher Thätigkeit regte er das ganze Land auf, war überall hülfreich bey der Hand und ermuthigte dergestalt zum Widerstand und zur Ausdauer gegen den Feind, daß dadurch besonders alle Fortschritte desselben gehindert wurden. »Thöricht jubelte dagegen,« sagt der Verfasser, »ein Theil der Deutschen in einem Siegesliede auf »den theuren Durstensohn,« ohne zu bedenken, daß, wer auch siegte und verlor, Deutschland den Verlust immer erlitt, daß alles Glück nur zum Vortheile der Fremden ausschlug, die ihre Ehre und ihren Gewinn in der Schmach eines edlen Volkes fanden.«

Die Kriegsgeschicke am Oberrhein waren unterdeß nicht weniger blutig, ja von noch weit mörderischeren Kämpfen begleitet gewesen. Am 2. November hatte jenes unter Guébriant und Ranzau vereinigte französisch-weimar'sche Corps den Rhein überschritten, und war bis Rothweil gedrungen, diese Veste unter allen Umständen in ihre Gewalt zu bringen. Dieß gelang; indeß von einer Stückkugel tödtlich getroffen, schloß hier Guébriant zum unersetzlichen Schaden für Frankreich seine ruhmvolle Laufbahn. Unter den Kriegshelden dieser Zeit in jeder Hinsicht eine edlere und großartige Erscheinung, der allein noch jene alte französische ritterliche Gesinnung bewahrte, wie sie die Zeit des Ritters ohne Furcht und Tadel in mannigfachen Beyspielen zeigte. Dieser unglückliche Todesfall war gleichsam das Vorzeichen eines noch weit blutigern Trauerspieles. Während der Sterbende in der Hitze des Fiebers die Worte ausrief: »Ah ma pauvre armée, on la défait, mes bottes! mes armes! mon cheval! tout est perdu, si je n'y suis!« erlitten die Seinen unter Ranzau und den übrigen Obersten der Weimarer eine der schrecklichsten und blutigsten Niederlagen. Um Tuttlingen in der größten Sorglosigkeit in zerstreuten Quartieren gelagert, hatte der wachsame, überall spähende Johann von Werth mit den übrigen bayerischen Feldherren unter dem Schutze der Nacht, undurchdringlicher Wälder und steiler Gebirgsrücken einen Ueberfall vorbereitet, der so ausnehmend gelang, daß beynahe das ganze feindliche Corps vernichtet und sämmtliche Generale desselben in die Gefangenschaft geriethen. Noch lange ging hierauf der Volkswitz durch das Land, die Franzosen hätten in Rothweil (wo ja ein altes kaiserliches Hofgericht war) den Prozeß verloren und nach

Laufenburg appellirt. Kaum konnte die Leiche Guébriant's aus dem Getümmel der Niederlage gerettet werden, und endlich in Notre Dame zu Paris ihre Ruhestätte finden. Einen solchen Schimpf und herben Verlust mochte Frankreich nicht ungerächt lassen. Der Vicomte de Türenne mußte die Reste der geschlagenen Truppen sammeln, und Condé ward angewiesen, ihm nöthigenfalls zu Hülfe zu eilen. Doch auch Maximilian rüstete sich mit aller Kraft, diesem Angriffe zu begegnen. Vor allen Dingen suchte der bayerische Feldmarschall Mercy Freyburg, das vom Feinde besetzt war, zu bewältigen. Auch Türenne kam dem bedrängten Platze zu Hülfe, den Zuzug Condé's gewärtigend. Mit unendlicher Mühe gelangte Mercy noch vor der Ankunft desselben im Angesichte der feindlichen Armee zum Ziele. Von Zorn entbrannt über den Verlust Freyburgs beschloß Condé, es koste was es wolle, dem Feinde die Beute zu entreißen. Eine der blutigsten Schlachten begann. Die Bayern, hinter den stärksten und vortheilhaftesten Verschanzungen gelagert, eben so von Muth und kriegerischem Feuer erfüllt, unter keiner Bedingung zu weichen gesonnen; Enghien diese Stellungen stürmend, das vergossene Blut von Tausenden für nichts achtend, seine Angriffe stets wiederholend, dauerte der Kampf unentschieden zwey Tage hindurch. Als endlich 4000 Franzosen todt oder verwundet und die vornehmsten Marschälle und zahllose Offiziere Berg und Gefilde bedeckten, stand der Franzose von seinem Unternehmen ab. Die Bayern indeß, gleichfalls auf's Aeußerste geschwächt, und da das feindliche Heer sich bald wieder ergänzte, sahen sich genöthigt, den Rückzug unter beständiger Verfolgung des Feindes anzutreten, jedoch mit solcher Besonnenheit, daß der weit überlegene Feind ihnen nichts anhaben konnte, und selbst Türenne die Klugheit Mercy's nicht genug bewundern konnte. Leider führte indeß diese Entfernung der Bayern vom Rheine zum Falle von Philippsburg und zur Bewältigung des ganzen linken Rheinufers von Landau bis Bingen. Mit großem Jubel ward Enghien in Paris empfangen, denn seit den Tagen Gustav Adolf's waren solche Vortheile über das Reich noch nicht errungen worden. Dieß alles geschah im Herbste 1644; doch im Frühling des folgenden Jahres, als Türenne bey Speyer über den Rhein gegangen und nach Schwaben vordringen wollte, ward er bey Mergentheim in einer einzigen Stunde dergestalt und zwar zum ersten Male schimpflich besiegt, daß beynahe das ganze Heer mit Kanonen und Gepäcke theils zu Grunde gerichtet ward, theils in die Hände der Sieger fiel. Unterdeß führte Enghien in Paris sein gewohntes, in allen möglichen Abenteuern und Hofintriguen abwechselndes Leben fort, und konnte nur mit Mühe zur Abreise

und Hülfe für den besiegten Marschall gedrängt werden. Leider waren auch jetzt wieder es Deutsche, welche das Vaterland, das durch den Muth und die Tapferkeit des Bayernfürsten und seines Heeres von dieser Seite gerettet gewesen wäre, von Neuem in's Verderben stürzten. Wahrlich beschämende Aufschlüsse geben hierüber der Briefwechsel zwischen der undeutschen Landgräfin Amalia von Hessen und den beyden französischen Feldherren, die in ihrer Noth ihre Hülfe in Anspruch nahmen. Je m'assure, schreibt Türenne nach seiner Niederlage an jene, que V. A. témoignera en cette occasion l'affection qu'Elle a toujours fait paroître pour le service du Roi, en envoyant vers Mayence l'Infanterie qu'il lui a plû de faire espérer à Sa Majesté, et tenant quelque Corps considérable prêt, le plus prés du Rhin qu'il se pourra, pour une nécessité. J'ose bien assurer V. A. que s'il plait à Dieu, avec assistance de sa part, les affaires se reléveront ensorte que les Ennemis ne pourront pas en profiter, pour en pouvoir nuire à Mr. Torstenson, ni rallentir les conquêtes. J'ose assurer que V. A. ne considérant pas seulement les affaires du Roi, mais aussi celle de l'Allemagne, y contribuera de tout son pouvoir.

Eben so Enghien: Je suis tout assuré, connoissant le zéle que vous avez toujours témoigné pour la France, que vous ne m'abandonnerez pas en cette rencontre et que Vous donnerez encore au Roi une preuve de votre affection, dans une occasion si importante. Vous savez que les lettres n'ont point de Répliques et qu'il y a loin à négocier. C'est pourquoi je ne craindrai point de Vous dire que la chose est absolument nécessaire; et que vous ne sauriez me refuser sans vouloir rompre absolument avec la France et sans m'obliger en morte (mon) particulier à me porter à toutes sortes d'extrémités. Je sais, Madame, que cela n'arrivera pas et que ma considération seule Vous obligeroit à quelque chose.

Hingegen entgegnete höflichst die Landgräfin: J'ai reçu celle que vous m'avez fait la faveur de m'envoyer par un Gentilhomme exprès qui m'a aussi entretenu de vive voix de l'état des affaires et ce que V. A. l'a chargé de me représenter. Je me tiens entièrement persuadée que mes dernières déclarations n'auront laissé aucun sujet à V. A. de douter de la fidélité et passion constante, qu'avec verité je puis dire avoir eu et même fait paroître pour le bien commun des Couronnes alliées et le service particulier de Leurs Majestés, eût-ce été même aux dépens de mes propres intérêts que j'y ai plus d'une fois

sacrifiés selon la sincérité de mes intentions qui n'ont été ny seront jamais que conformes à l'obligation que l'Alliance que j'ai l'honneur d'avoir avec la France et la haute estime que je fais de Vos rares mérites me dictent. J'ai sur ce prié le dit Gentilhomme d'en porter à V. A. les assurances les plus évidentes de donner charge au Sieur de Geiso de l'entretenir particulièrement des ordres que je lui envoye par cette voye, lesquels ne tendent qu'à tâcher de la satisfaire en tout et par-tout où mon petit pouvoir et la constitution de mon état pourront s'étendre. J'ose me promettre le réciproque de V. A. et qu'elle n'aura pas moins plus agréable de considérer l'importance des raisons que par le dit Sr. Geiso je prends la hardiesse de lui faire représenter et de déférer, s'il lui plait aux prières très-justes et très-sincères qu'il fera à V. A. de ma part comme celle qui est avec une passion toute pleine de respects et de déférence.

Nach solchen Beweisen ist es freylich schwer, nach dem Vorgange früherer protestantischer Geschichtschreiber, deutsche und vaterländische Gesinnung hier zu preisen, wo offenbar der schmählichste Verrath und die schnödeste Unterwürfigkeit gegen die Fremden Hand in Hand gehen. Von dieser Hülfe gestärkt und vom Eifer beseelt, die dem französischen Namen zugefügte Schmach zu rächen, drang Enghien von Neuem gegen das bayerische Heer vor. Bey Allerheim kam es noch einmal zur blutigsten Schlacht. Der linke Flügel der Franzosen ward durch Johann von Werth vollständig geschlagen. Der Tod indeß Mercy's, der durch unglückliches Versehen vielleicht von seinen eigenen Leuten erschossen ward, dann die noch ganz frische Reserve der Hessen, die Enghien, schon am glücklichen Erfolge verzweifelnd, auf das Mitteltreffen der Bayern führte, entschieden den Sieg für den französischen Feldherrn, um so mehr, als auch Johann von Werth sich hatte unvorsichtiger Weise verleiten lassen, den von ihm geschlagenen Feind zwey Stunden weit zu verfolgen, und zu spät auf das Schlachtfeld zurückkehrte. Die Blüthe des französischen Adels deckte rund herum die Gefilde, mit solchem Verluste hatten die Franzosen diesen Sieg erkauft. Der Marschall Grammont selbst gerieth in Werth's Gefangenschaft, und es bezeichnet das kräftige Nationalgefühl der Zeit, wie ein Edelknabe Mercy's, der den blutigen Leichnam seines Herrn bewachte, bey dem Anblicke des Franzosen in solche Wuth gerieth, daß er, um seines Herrn Tod zu rächen, des Marschalls Pistol aus dem Sattel riß, es auf diesen abdrückend, indeß seinen Zweck verfehlte, da dasselbe versagte. In Paris erregte dieser Sieg, welchen, wie der Verf. sagt, deutsche Tapferkeit über Deutsche

errang, wegen des großen Verlustes, von dem beynahe alle vornehmen Familien getroffen wurden, eine solche Trauer, daß Mademoiselle de Montpensier bey dem zur Feyer des Sieges angestellten Te Deum mit Recht sagen konnte: Il eût mieux valu faire dire un De profundis pour les morts. Und eben so entgegnete Mazarin der Königin: Madame, tant de gens sont morts, qu'il ne faut quasi pas que Votre Majesté se réjouisse de cette victoire. Auch die Folgen dieses Sieges sind nicht von großer Bedeutung. Enghien fiel in eine bedeutende Krankheit, und mußte nach Paris gebracht werden. Das bayerische Heer indeß erschien von Neuem im Felde, von dem Erzherzog Leopold Wilhelm verstärkt. Unaufhaltsam drang es gegen den zurückgelassenen Türenne vor, und nur mit Mühe gelang es diesem, in ordnungslosem Rückzuge sich unter die Wälle von Philippsburg zu retten. Ein merkwürdiges Geschick der Franzosen, welches durch ihre ganze Kriegsgeschichte geht, daß ihre anfänglichen schnellen Siege gegenüber deutscher Gemächlichkeit und langsamer Entschließung größtentheils mit fluchtähnlichen Rückzügen vom deutschen Boden sich enden.

Während dem indeß von dieser Seite der Krieg einen glücklicheren Ausgang nahm, als man erwarten konnte, und auch Torstensson, wie wir erwähnten, aus Böhmen zurückgetrieben, an der Gränze desselben nur noch mit 2500 hinfälligen Fußgängern lagerte, mit bitterem Verdruß nach dreymaligem Ansatze Oesterreich dennoch nicht niedergeworfen zu haben, errang für ihn ein armseliger Parteygänger, was den Vortheil der fremden Kronen von Neuem auf's Höchste steigerte. Königsmark, nachdem er Franken gebrandschatzt, erschien plötzlich in Sachsen, plünderte und verheerte bis unter die Wälle von Dresden, und setzte den Churfürsten, da auch eben damals Torstensson seine siegreichen Waffen bis vor Wien getragen hatte, in solchen Schrecken, daß er zu einem Waffenstillstande die Hand bot. Indeß, wie der Verfasser sagt, selbst in größerer Noth und nach größeren Opfern dem Kaiser treuer als Brandenburg, schloß er denselben nur auf sechs Monate ab, ausdrücklich seine reichspflichtige Beyhülfe dem Kaiser vorbehaltend. Statt des gänzlich erkrankten Torstensson erhielt der jüngere Wrangel den Oberbefehl über das schwedische Heer, und versuchte von Neuem, wie auch Banner und so oft Torstensson, den Angriff auf die Erbländer des Kaisers. Indeß er mußte, gleichfalls durch den Erzherzog gedrängt, diese Absicht wieder aufgeben. Dafür gelang ein anderer, leider für das Unglück Deutschlands entscheidender Plan, die Vereinigung Türenne's, der bey Wesel über den Rhein gegangen, mit den Schweden. An der Spitze eines

Heeres von 40,000 Mann drangen die beyden Heerführer auf die Donau vor, Augsburg ward belagert, und jetzt endlich selbst Maximilian, dessen Treue und Ausdauer so lange unter den wechselndsten Geschicken dem Kaiser unverbrüchlich zugehalten hatte, als er von Neuem sein unglückliches Land den schrecklichsten Verheerungen des Feindes preis gegeben sah, zum Waffenstillstandsvertrage zu Ulm gezwungen. Gleicher Weise wurden Mainz und Darmstadt entwaffnet, und so stand plötzlich der Kaiser und mit ihm das Geschick des Reiches von allen verlassen, und war, wie es schien, eine sichere Beute des Feindes. Indeß auch jetzt verlor er den so oft bewährten Muth nicht, und diejenigen Männer, welche, von unverlöschlicher Vaterlandsliebe entbrannt, lieber mit den Waffen in der Hand sterben, als in die Knechtschaft des Feindes fallen wollten, zögerten nicht, ihr Schicksal und ihre Thatkraft mit ihm zu verbinden. Allgemein brach zuvörderst ihr Unwille gegen die anscheinende Bundbrüchigkeit Bayerns los, nicht sowohl bey denen, die noch unter den Fahnen des Kaisers verblieben, als noch mehr in jenen, die bis dahin in Maximilians Heere selbst so ruhmvoll für den eigenen Herrn wie für das Reich gestritten hatten. Als Brandenburg den Neutralitätsvertrag mit Schweden abschloß, hatten sich unter ähnlichen Umständen mehrere Anführer des brandenburgischen Heeres, indem sie dasselbe nur als Theil des Reichsheeres betrachteten, namentlich der berühmte Ernst von Krockow, der so muthig und unermüdlich im Rücken der Schweden den Parteygängerkrieg geführt, durch die Flucht dem Dienste ihres Landesherrn entzogen, und waren zu dem kaiserlichen Heere übergetreten. Ein Gleiches schien auch jetzt nicht pflichtwidrig. Zuerst daher dankte Geelen, der alte Feldmarschall, aus Ueberdruß und Zorn eines solchen Ausganges ab; Erzherzog Leopold, obgleich naher Verwandter Bayerns, konnte sich nicht enthalten, öffentlich zu sagen, der Bayer habe sich eines schwärzeren Majestätsverbrechens gegen den Kaiser schuldig gemacht, als selbst der so hart bestrafte Pfälzer. Vor Allen aber sah sich Johann von Werth, bey seiner brennenden Vaterlandsliebe und unvertilgbarem Hasse gegen die Fremdherrschaft, von der Entschließung seines Herrn am härtesten getroffen. Ueberhaupt war die Idee der Gemeinsamkeit deutschen Reiches und Kaiserthums damals noch in einem großen Theile der Nation so lebendig, daß man den Kaiser nach dem Maßstabe früherer Zeit als die höchste Autorität und Macht, gewisser Weise auch über den eigentlichen Landesherrn hervorragend, betrachtete. Ist ja doch dieser Gedanke selbst bis in den letzten Zeiten, kurz vor der Auflösung des Reiches, nicht ganz verschwunden. Das bayerische Heer hatte

überdieß stets in innigster Verbindung mit dem kaiserlichen Heere die ganze Zeit des verhängnißvollen Krieges hindurch gefochten, war in gewisser Weise mit demselben ein und dasselbe Reichsheer gewesen und genannt worden. Was war also natürlicher, als daß in den hochgestellten thatendurstigen Männern dieser Zeit, die ihr Vaterland durch Maximilian's Entschluß dem Verderben entgegengehen sahen, der peinlichste Conflict entstand, in wie weit sie mit den ihnen Untergebenen dem Befehle des Churfürsten gemäß vom Schauplatze des Kampfes ruhig abtreten, oder ob sie nicht dem höhern Bande zu Kaiser und Reich zu folgen und dort im weitern Kampfe gegen den gemeinschaftlichen Feind zu verharren hätten. In Werth's leidenschaftlichem, feurigem Charakter mußte sich das Letztere geltend machen; freylich trug aber auch hier diese seine Eigenthümlichkeit und seine große Bitterkeit über unverdiente Zurücksetzung und Verkennung seiner großen Dienste viel dazu bey, seine Entschließung in eine extreme Weise hinauszutreiben. Nachdem an ihn und andere hohe Offiziere kaiserliche Abmahnungsbriefe, welche zum Gehorsam gegen das Reichsoberhaupt beweglich und dringend aufforderten, gelangten, nachdem wie in Frankreich zu Zeiten der Ligue auch religiöse Scrupel und Bedenken über ein der Kirche nachtheiliges und gefährlich scheinendes Ereigniß, und daher die Verpflichtnng, von demselben sich abzuscheiden, vor Werth's Seele traten, war sein Entschluß gefaßt. Die Räthe des Churfürsten durch verstellte Antworten und Zögerungen täuschend, wollte er die ganze unter ihm stehende Heeresabtheilung, beynahe sämmtliche Reiterey, dem Kaiser zuführen. Indeß sein Anschlag ward verrathen. Die auf dem Marsche befindlichen Regimenter, denen Werth einstweilen und bis sie nahe genug der benachbarten österreichischen Gränze wären, seinen eigentlichen Entschluß noch verborgen hatte, wurden durch churfürstliche Schreiben von Werth's Absicht unterrichtet, und daß er als Landesverräther geächtet und sie in der Treue zum Churfürsten zu verharren hätten. Dieß that, wie bey jenem Unternehmen Wallenstein's, da Werth ebenfalls nur einige wenige der oberen Offiziere in das Verständniß gezogen, eine gleiche Wirkung. Denn wenn auch hier nicht wie dort von einem wahrhaftigen Verrath gegen den Feind die Rede seyn könnte, so hatte sich doch schon in den unteren Klassen des Volkes jene landeshoheitliche Idee auch der einzelnen Reichsfürsten, überhaupt das provinziell separatistische Element so stark ausgebildet, daß die Anhänglichkeit an das angeborne Fürstenhaus den höheren Gedanken des gemeinsamen Vaterlandes verdrängte. Ein allgemeiner Aufstand sämmtlicher Truppen brach aus, und ergoß sich in Verwünschung und Zorn gegen Werth und seine

Anhänger; sein eigenes Regiment kündigte ihm den Gehorsam auf, und nur mit genauer Noth konnte er sich in Begleitung einiger zwanzig Diener und seines treuen Freundes Spork in schleunigster Flucht über die böhmische Gränze retten. So weit ging der Zorn des Churfürsten über diesen Verrath Werth's, daß diesem nicht allein in seinem Lande Ehre, Güter und Leben abgesprochen wurden, sondern sogar die französischen und hessischen Befehlshaber dringend von ihm ersucht wurden, alle ihnen erreichbaren Güter und Besitzungen Werth's niederbrennen zu lassen. Nicht so der Kaiser. Welchen Empfang freylich durfte der Flüchtige, Beschimpfte und Geächtete wohl erwarten, der, statt an der Spitze eines stattlichen Heeres, selbst hülflos, kaum seinen Verfolgern entronnen, vor Ferdinand erschien! »Wie verdüstert,« sagt der Verfasser, »war des ehrgeizigen Mannes Blick in's Leben, wenn er zurücksah auf eine Reihe ruhmgekrönter, glänzender Jahre, in welchen der Sohn des Bauern im Bewußtseyn ritterlicher Thaten, überhäuft mit Ehre und Glück, Königen und Fürsten kühn genaht, und dem jetzt, verzichtend auf alle erworbenen Güter seines rastlosen Mannesalters, geächtet und ärmer als er vor fünf und zwanzig Jahren sich als gemeiner Reiter unter Spinola's Fahnen gestellt, nichts weiter zu hoffen stand, als die ungewisse Großmuth eines Herrschers, dessen Ehre selbst durch den mißlungenen, zweydeutigen Anschlag sich gekränkt fühlen konnte. Aber wie die Habsburger des sechzehnten und siebzehnten Jahrhunderts immer gegen treue, wenn auch unglückliche Diener milde und fürstlich sich bewiesen, so fand auch Johann von Werth einen edelsinnigen, gütigen Kaiser.«

Ferdinand hob die Achtserklärung des Churfürsten auf, erhob in feyerlicher Musterung Werth zum General der Kavallerie, beschenkte ihn zur Entschädigung seiner Verluste mit der Herrschaft Benatek in Böhmen, wo einst Tycho de Brahe gelebt, und rechtfertigte durch zwey kaiserliche Schreiben, wovon das eine an Maximilian gerichtet war, und worin er die Verpflichtung der bayerischen Kriegsvölker zu Handen des Reichs gründlich ausführte, den Verunglimpften. »Ist auch daneben klar,« sagt der Kaiser, »daß E. L. sich hiedurch Ihres von mir und meinem geliebten Herrn Vater heiligen Andenkens anvertrauten Reichsgeneralats über diese Völker selbst beraubt, und daß diese Völker nachmals mir und dem R. Reiche bleiben, und haben ihrer Ehre und Pflicht gemäß gehandelt, wenn sie bey diesem Bruch von E. L. ab zu mir, als ihrem Kaiser und Oberhaupt, von welchem auch die Generalspersonen sich für kaiserliche Kriegsoffiziere gehalten, und dafür geehrt worden sind, gewendet haben.«

Indessen Maximilian blieb einstweilen bey seinem Vorhaben. Er ließ von Neuem die wieder zurückgekehrten Truppen als seine eigene, seiner Person allein verbundene Heeresabtheilung schwören, und setzte ihnen den Grafen von Gronsfeld als Feldmarschall vor, entschuldigte sich aber zugleich bey beyden fremden Kronen auf das Nachdrücklichste, daß jener versuchte Abfall Werth's durchaus ohne sein Wissen und Willen geschehen.

Kaiserlicher Seits hatte man den berühmten hessischen Heerführer Melander oder Graf von Holzapfel, der den Dienst seiner ränkesüchtigen Fürstin und im Ueberdruße und Schmerz des durch die Fremden immer mehr und mehr absichtlich verlängerten Elendes des deutschen Vaterlandes verlassen, und sich dem Kaiser zugewandt hatte, zum obersten Anführer des neuen Heeres gemacht. Ein Mann, der das Glück der kaiserlichen Waffen unter anderen, günstigeren Verhältnissen vielleicht wieder hergestellt hätte. Denn, so beschreibt ihn ein Zeitgenosse, »er war alt und streng, sein Gesicht nicht freundlich, seine Sitten nicht überschön, aber in ihm ein neuer frischer Adel, fertig, adelige Thaten zu thun, nicht den Edelmann zu spielen.«

Zuvörderst konnte er zwar nicht Wrangel's in Böhmen Meister werden. Längere Zeit lagen beyde Heere um Pilsen gegen einander, und beynahe wäre Ferdinand bey einem nächtlichen Ueberfalle selbst gefangen genommen worden; indeß auch Wrangel vermochte nichts Besonderes auszurichten, und zog sich an die Gränze zurück.

Doch Maximilian sah sich in allen seinen Erwartungen getäuscht. Er hatte durch den eingegangenen Waffenstillstand und die erlangte Neutralität die beyden Kronen trennen und, sich an Frankreich anschließend, die Macht der Schweden brechen wollen; allein die französische Diplomatie hinterging ihn, und benutzte seine Trennung vom Kaiser allein dazu, ihn gänzlich zu unterjochen. Dieß bewog ihn, von Neuem mit dem Kaiser im Vertrage von Pilsen im September 1647 ein Bündniß abzuschließen, den Waffenstillstand mit den Feinden wieder aufzukündigen, und seine Armee mit der kaiserlichen zu vereinen. Ausdrücklich ward indeß ausbedungen, daß Johann von Werth einstweilen außer Thätigkeit gesetzt werde. So groß war der Groll und Zorn des Churfürsten gegen seinen frühern Feldherrn.

Eine günstigere Aussicht für die Sache des Kaisers schien sich zu eröffnen. Wrangel wich vor der vereinigten Armee nach Niedersachsen und Westphalen bis über die Weser, um sich möglicher Weise mit Türenne zu vereinigen. Aber unglücklicher Weise hatte Marimilian durch geheime Instructionen, um sich die Freundschaft der Franzosen noch möglicher Weise zu sichern,

gegen diese alle Feindseligkeiten zu vermeiden seinen Feldherrn aufgegeben, und dadurch die Kraft der gemeinsamen Operationen gelähmt. Andrerseits herrschte zwischen Melander und Gronsfeld ein höchst unglücklicher Zwiespalt. So konnte es geschehen, daß Türenne und Wrangel, obgleich dem ersteren nach einer gefährlichen Meuterey beynahe das ganze Weimar'sche Korps entronnen war, und sich zu Königsmark schlug, sich vereinigten, und auf die Donau zogen. Vergebens wollte sich Melander dieser überwiegenden Macht entgegenstellen, im Treffen bey Zusmarshausen ward er geschlagen, und starb todesverwundet, drey und sechzig Jahre alt, in Augsburg. Nach diesem großen Unglücke war es vergebens, daß Gronsfeld und Montecuculi sich hinter dem Lech aufstellten, um mit dem ganz geschwächten Heere dem Feinde den Uebergang zu verwehren. Man mußte sich, der Uebermacht weichend, in das Innere von Bayern zurückziehen, und Maximilian abermals seine Residenz mit dem Rücken ansehen. Eine schreckliche Verwüstung des von Rache entbrannten Feindes ging über das unglückliche Land aus. Brennende Schlösser und Dörfer verkündeten bis nach Braunau hin den unsäglichen Jammer der Bewohner. Schon hatte Wrangel den Plan gefaßt, mit den seiner harrenden lutherischen Bauern in Niederösterreich auf Wien loszudringen. Doch nicht allein hier lastete das Unglück schwer auf Habsburg und seinen Verbündeten, sondern auch in den Niederlanden erlagen die Waffen Leopold Wilhelms Condé, der aus Spanien an die Nordgränze des Reiches gerufen war.

Nur mit großer Mühe gelang es dem Kaiser, ein neues Heer, 22,000 Mann stark, aufzubringen, das letzte, welches diesen verhängnißvollen Krieg beschließen sollte. Unter Piccolomini und Werth, den wir jetzt von Neuem auf dem Schauplatze erblicken, bildete sich mehrere Monate hindurch ein nichts entscheidender kleiner Krieg zwischen beyden Heeren aus, bis endlich die immer mehr wachsende Noth in dem verwüsteten Lande den Feind zum Rückzuge und endlicher Räumung Bayerns zwang. Das letzte bedeutende und gewisser Weise interessante Kriegsabenteuer bestand wiederum Werth. Es war damals nichts Ungewöhnliches, daß die Feldherren neben dem Kriege und mitten unter den Gefahren desselben dem edlen Waidmannswerke oblagen. Auch Wrangel und Türenne wollten während jenes Rückzuges sich dieser Lust hingeben, und bey Dachau unweit München eine große Hirschjagd veranstalten. Alle Vorsicht war genommen, um einem möglichen Ueberfalle zu begegnen, und an den gefährlichsten Stellen starke Reiterschaaren aufgestellt. Indeß nichts konnte Johann von Werth, der von diesem Ver-

gnügen Kunde bekam, abhalten, hier seine alten Künste des Ueberfalls noch einmal zu bewähren. Alles gelang vortrefflich. Unvermuthet sahen sich die feindlichen Generale mitten in ihrer Belustigung stürmisch angegriffen, ihre ganze Begleitung niedergehauen und gefangen, und sie selbst nur wie durch ein Wunder, durch einen tiefen Morast wadend, sich gerettet. Während indeß so der Feind aus Bayern wich, hatte ein bloßer Abenteurer, dessen Glück seine Kühnheit noch übertraf, die Hauptstadt Böhmens beynahe erobert. Königsmark, der von Wrangel nach Franken detachirt, war in unglaublicher Geschwindigkeit, als ein solcher Anfall am wenigsten gewärtigt, auf Prag marschirt, und hatte am frühen Morgen die Kleinseite, angefüllt mit allen Reichthümern und Schätzen der dorthin Geflüchteten, zum größten Theil der vornehmsten Familien, überrumpelt. Eine ungeheure Beute fiel ihm anheim, denn selbst die Bewohner und friedlichen Bürger der Stadt, namentlich alle jene Vornehmeren, mußten sich gleich Kriegsgefangenen auslösen. Nur der tapferen Anführung der Prager Studenten durch einen Jesuiten, ihren Lehrer, gelang es, die heftigen Stürme des Feindes auch auf die Altstadt abzuschlagen. Dessen ungeachtet hätten doch endlich diese tapfern Vertheidiger dem schwedischen Beutemacher, der überdieß noch eine bedeutende Beyhilfe erhielt, unterliegen müssen, wäre nicht plötzlich die Friedensnachricht erschollen, und hier somit der letzte Akt jenes traurigen, blutigen Krieges an derselben Stelle gespielt worden, wo derselbe vor dreyßig Jahren begonnen. Wir haben absichtlich den Faden der Kriegsereignisse bis hieher fortgeführt, um denselben in seinem Gange nicht zu unterbrechen. Wir müssen indeß jetzt noch einen Blick auf das Friedensgeschäft werfen, wie dasselbe von dem Verfasser an verschiedenen Stellen seines Werkes im Laufe der Zeit berührt worden.

Wir haben schon früher gesehen, daß schon in Köln und Hamburg Friedensunterhandlungen eröffnet worden, erst indeß im April 1644 ward ein eigentliches Resultat erzielt, indem zu Münster und Osnabrück, im ersteren Orte mit den Franzosen, im andern mit den Schweden, das wirkliche Friedensgeschäft aufgenommen wurde. Denn seit fünf Jahren hatte man sich in Hamburg herumgezankt, daß auch die noch nicht mit dem Kaiser ausgesöhnten Stände den Friedenstag beschicken sollten; aber auch jetzt bey der wirklichen Eröffnung hatten sich außer den offenen Anhängern der fremden Kronen keine Abgeordneten in Münster eingefunden. Ueberhaupt wandten diese Letzteren alle Kunst auf, nicht mit dem Kaiser als Reichsoberhaupt und Vertreter einer großen Gesammtheit zu unterhandeln, sondern eine Masse

von Einzelnen neben denselben zu stellen, und ihn dergestalt zu schwächen und in der Verwirrung so mannigfacher Interessen ihren Vortheil und die Unterjochung des Reichs durchzusetzen. Es ist überhaupt, wenn auch eine ziemlich constante und allgemeine Meinung, doch ganz falsch, als sey der westphälische Friede eine nationale, innere Begründung eines religiösen und politischen Friedenszustandes gewesen. Im Gegentheil war es eine in legaler Form von den Feinden durchgesetzte Zerstückelung der innern und äußern Macht des Reiches, und man könnte in gleicher Weise den Lüneviller Frieden für dieselbe national-deutsche Begründung ausgeben. Nur daß der westphälische Friede für gewisse secundäre Verhältnisse im Innern Deutschlands als gesetzliche Norm gegolten und fortwährend dafür angerufen ist, hat ihm jenen Schein einer nationalen Organisation gegeben. Wäre dieß wirklich gewesen, so hätten ja eben Kaiser und Reich als die ersten und vornehmsten Kräfte das Friedensgeschäft leiten und bestimmen müssen. Aber weit entfernt hiervon übten die fremden Kronen jenen vorherrschenden, ja allgewaltigen Einfluß aus. Man wird von Erstaunen und beynahe verzehrendem Schmerz ergriffen, wenn man bey näherer Einsicht und Kenntniß der Friedensverhandlungen gerade das Reichsoberhaupt beynahe in der Stellung eines Bittenden und Flehenden gegenüber der ungezähmtesten Frechheit der Fremden erblickt. Seit jenen Tagen, wo der stolze Gallier mitten in Rom, der späterhin weltgebietenden Stadt, mit der Wucht seines Schwertes die Friedensbedingungen vorschrieb, war ein solches Schauspiel der Welt nicht wieder gezeigt worden, und es ist nur einer ganz verblendeten, jedes deutschen Gefühls entäußerten Geschichtschreibung zuzuwerfen, wenn jene Schmach als solche seit den verflossenen Jahrhunderten gar nicht erkannt, ja wohl als die herrliche Frucht einer mit vielen Opfern durch die großmüthige Hilfe der Fremden erkauften Glaubens- und Gewissensfreyheit angesehen wird.

Kaum waren daher beyde französische Gesandte in Münster angelangt, als sie auch schon ein Rundschreiben an die Fürsten und Stände des Frankfurter Deputationstages ergehen ließen, worin sie in der hämischsten Weise das Haus Oesterreich beschuldigten, fünf Jahre hindurch den Frieden verhindert zu haben, »um auf den Trümmern der deutschen Freyheit eine unumschränkte Herrschaft in ganz Europa zu errichten.«

»Da es hier nicht die Aufgabe ist,« sagt der Verfasser (p. 534), »die Lösung des verwickelten Kriegsgeschäftes, welches fast hundertjährige Zwistigkeiten des gesammten Europa betrifft, im Einzelnen zu bezeichnen, sondern nur im Allgemeinen die

Ränke Frankreichs, die List, den Gewaltsinn und den unbeschreiblichen Hochmuth der französischen Gesandten und ihre folgenreichen Schritte zur Auflösung der kaiserlichen Herrschaft hervorzuheben, so bemerken wir nur, daß jene fortfuhren, Fürsten, Stände, Reichsstädte und mittelbare Städte, ja einzelne Personen in zudringlichen Briefen, wie Augsburg, zur Versammlung einzuladen, und durch Schutzverheißung ihre Parten unüberwindlich zu verstärken. Bei der Abwehr des Kaisers und unter neckender Untersuchung der Vollmachten stockte das Geschäft, zumal in Osnabrück, da wegen des ausgebrochenen dänischen Krieges der Vermittler fehlte; bis die ungünstige Wendung des Krieges im Herbste des Jahres 1644 und die Sorge, auch auf der Friedensversammlung vereinzelter dazustehen, den Kaiser erst vermochte, die Frankfurter Deputation anzuweisen, sich nach der Friedensversammlung zu begeben, und auch den andern Ständen die Beschickung freystellte. Der fränkische Kreis verzichtete, Bayern verweigerte die Beschickung bis zur heimlichen Absendung des Pater Vervaux; die Franzosen ruhten jedoch nicht. So wurden, als im Namen des churfürstlichen Kollegiums am Ende Novembers 1644 der Bischof von Osnabrück in Münster sich eingestellt, erst am 4. Dezember die vorläufigen Friedensvorschläge den Vermittlern eingereicht, und inzwischen die einzelnen Stände drey- bis viermal von den Franzosen eingeladen. Aber zugleich wandten jene ein neues Mittel, das Friedensgeschäft zum Verdrusse der Vermittler zu verzögern, an, sie verlangten vor der Eröffnung der Unterhandlungen die Herstellung des Churfürsten von Trier, welcher, weil er sich in den Schutz Frankreichs begeben und seine Landesvesten an den Reichsfeind verrathen, seit zehn Jahren in kaiserlichem Gewahrsam gehalten wurde.«

Auch fehlte es nicht an den niedrigsten persönlichen Beschimpfungen der fremden Gesandten gegen die Deutschen. Endlich kam es zu den Forderungen derselben selbst. »Beyde forderten (p. 537) eine unumschränkte Amnestie auch in den österreichischen Erbländern, in der Pfalz, in Würtemberg und Baden, nach Maßgabe des Jahres 1618; Sicherstellung der Reichsverfassung, d. h. im Prinzipe der Auflösung der kaiserlichen Gewalt; die Abschaffung der römischen Königswahl; das Recht der Stände, mit auswärtigen Mächten Bündnisse zu schließen; für sich Genugthuung als Schadloshaltung für das Vergangene und Sicherheit für die Zukunft; Bezahlung für ihre fremden Kriegsvölker; Entschädigung für ihre Bundesgenossen, namentlich für die Landgräfin und für den Siebenbürgen, so wie für deren Heer! Schweden bestand außerdem noch auf gütlicher Aus-

gleichung der politischen und kirchlichen Beschwerden der Reichsglieder unter einander; Frankreich, daß nach Abschluß des Friedens zwischen ihm, dem Kaiser und Spanien, der Kaiser sich nicht in die Streitigkeiten, welche ferner mit Spanien entstehen könnten, einmische, und endlich den Feinden beyder Kronen nicht beystände.«

Doch diese ungeheuren und maßlosen Forderungen wurden noch überboten, als die unglücklichen Kriegsereignisse des Jahres 1645 und vorzüglich die Hoffnung Frankreichs, Bayern vom Kaiser zu trennen, die Feinde noch kühner machten. Frankreich verlangte (p. 538) die Ausschließung des Lothringers aus dem Friedensgeschäfte, die Amnestie von 1618, die Befreyung des Prinzen von Braganza, welchen der Kaiser den Spaniern überlassen, und zu seiner Genugthuung außer den drey Bisthümern, »welche schon vor Alters her den Franzosen gehörten,« das obere und untere Elsaß mit dem Sundgau, den Breisgau mit Breisach und den Waldstädten, alles mit dem Besitzrecht des Hauses Oesterreich; endlich Philippsburg mit seinem Bezirke. Der König wolle, falls Kaiser und Reich es billigen, diese Länder als Lehen des Reiches mit Sitz und Stimme vom Reichstage empfangen, dafür Speyer, Worms und alles, was er in der Niederpfalz und in den geistlichen Churfürstenthümern besitze, herausgeben. Er verlangte die Genugthuung für die Landgräfin, um welche dieselbe selbst anhalten würde, Zahlung für die fremden Söldner, und verweigerte den Waffenstillstand als Hinderniß des Friedens. Die Schweden begehrten die Ausdehnung der Amnestie vom Jahre 1618 auf alle Angelegenheiten, auch auf die Erblande, dreyfache Genugthuung für sich, für die Landgräfin und für ihre Soldaten. Für die Krone als Ersatz des Schadens und des »Königs Blut« ganz Schlesien, Pommern mit Kamin, Wismar mit seinen Vesten, Pool und Walfisch und Warnemünde, das Erzstift Bremen, das Stift Werden, über welche die nordische Krone zum Vasallen zu haben dem Kaiser, der auch die Könige von Spanien und Dänemark als solche zähle, nur zur Ehre gereichen könne! Gleich waren auch die Minister der Landgräfin, welche inzwischen des Marburger Erbe sich bemächtigt, zu Handen, und forderten so unverschämt, daß selbst die Protestanten in Unwillen geriethen.

So weit war der Kaiser von Allen verlassen, daß selbst dieses ausschweifende Verlangen nicht mehr geradezu, wie es sich gebührte, zurückgewiesen werden konnte, und selbst Breisach, dieses Bollwerk Deutschlands, dargeboten ward. Ueber den Zustand des Friedensgeschäftes während der letzten Epoche des

Krieges sagt der Verfasser (p. 632): »Unter dem Einflusse der Waffenereignisse, deren glücklicher Ausgang für Oesterreich die Zurücknahme alles bisher Zugestandenen gerechtfertigt hätte, ward inzwischen stoßweise das unübersehbar verwickelte Friedenswerk gefördert, welches viele protestantische Stände, durch bestrittene Vortheile bethört, in trauriger Vergessenheit um das Ganze und unbekümmert um künftige Wohlfahrt, als Wohlthat erwarteten, als Schutz gegen die Uebermacht des Kaisers und als Befreyung der bedrängten Gewissen.«

Ferner p. 633: »In Bezug auf letztere (nämlich auf die von den Schweden verlangte Gewissensfreyheit in den Erbländern des Kaisers) berief sich der Kaiser auf das Reformationsrecht, welches sogar von der geringsten Stadtobrigkeit ausgeübt werde, und Schweden, welches mit scheinheiligem Eifer so manches edle deutsche Gemüth für die Sache der Religionsfreyheit zu seinem Streite gerufen, und unter solchem Vorwande den sinnigsten Theil der Nation zu Aufopferung Guts und Bluts getrieben, war falsch genug, dieses heilige Anrecht der Getäuschten um Geld an den Kaiser zu veräußern, als unter dem Rachekriege in Bayern der Kaiser ihnen die Forderung ihres Heeres, im Betrage von fünf Millionen Thalern, und unschätzbare deutsche Länder als Lehen versichert hatte. Eben so wurde die Sache des pfälzischen Hauses, welches in alle seine früheren Würden und Rechte herzustellen beyden Kronen als der beharrlichste Vorwand, den Schweden seit achtzehn, den Franzosen seit fünfzehn Jahren gedient, gleichgültig von ihnen hingegeben. So wie Charnace im Jahre 1636 zu Wismar dem alten Oxenstjerna offen herausgesagt: »Qu'on n'avait pas tant entrepris cette guerre pour l'avantage particulier des Allemands que pour combattre l'ennemi commun.« äußerte jetzt Servien, »die beyden Kronen müßten: se relâcher sur les articles de l'intérêt public de l'Allemagne, à proportion qu'on les satisferait sur leurs intérêts particuliers.«

So wurde denn nicht allein Deutschland getheilt, und gab die Gränzländer im Norden und Westen als offene Thüre für die Fremden hin, sondern die sieben Reichskreise mußten, da Oesterreich und Bayern die Zahlung ihrer Heere für sich übernahmen, zu fünf Millionen für die Befriedigung des schwedischen Heeres sich verstehen, unter dessen Fahnen noch im letzten Jahre 84,000 Deutsche stritten. Dreyzehn Jahre hindurch, seit dem Prager Frieden, hatte Deutschland die unsäglichsten Gräuel des Krieges mit der Einbuße des Drittheils seiner Bevölkerung und mit der Verödung ehemals so prangender Gauen getragen, und nicht mehr errungen, als was es durch jenen Frieden schon besaß.

Denn die nominelle Aufnahme der Reformirten in den Religionsfrieden folgte der thatsächlichen Glaubensfreyheit jener Partey hintendrein. Für die verderblichen Berechtigungen der Reichsstände, unter einem Kaiser, fast nach den Grundsätzen des Hippolythos a Lapide, in spröder Selbstständigkeit dazustehen, um den Fremden zur leichten Beute zu fallen, ließen sie nicht allein die Schmälerung des Vaterlandes zu, sondern bezahlten auch obenein, neben dem stromweis vergossenen Blute, mit Verarmung die Werkzeuge des gegenwärtigen Jammers und der kommenden Schmach. So glichen jene Stände, welche im entsetzlichen Wahne die Fremden stark gemacht, dem Rosse in der Fabel, welches »dem Hirsch die Weide nicht gönnt, sich dem Jäger unter Sattel und Sporn in den Zaum gegeben. Der Hirsch war erlegt, aber der Jäger im Sattel geblieben und machte das Roß zaumrecht.«

Die wesentlichen Bestimmungen des Friedens sind von dem Verfasser, als nicht mehr zu seinem Zwecke gehörend, nicht weiter ausgeführt. Höchst interessant sind indeß noch die Notizen über die feindlichen Besatzungen, die bis zur Vollstreckung des Friedens in ihren Vesten bleiben sollten. Hiedurch wird man erst belehrt, in welche Botmäßigkeit und sclavische Unterdrückung das stärkste und größte Volk Europas damals gerathen war. Die Franzosen hatten inne durch den Kleinmuth des Domkapitels von Mainz und als Folge der Schlacht von Freyburg: Mainz mit Höchst und Bingen; Heilbronn und Lauingen durch Maximilian überliefert; Hohentwiel, Tübingen und Schorndorf, durch Widerholds und des Würtembergers Untreue, oder durch Ueberraschung im Jahre 1646 gewonnen; Stollhofen durch Erlachs Listen; acht Vesten in der Niederpfalz durch die Weimarer, im Elsaß die Reichsstädte durch Verrath des Rheingrafen und Löfflers; die Waldstädte nebst vierzehn festen Städten und Schlössern im Elsaß und Breisgau durch die Erbschaft Bernhards und den Breisacher Handel; eben so ohne eigene Waffenthaten die oberrheinischen Städte Worms, Speyer, Kreuznach, Saarbrück. Die Schweden besaßen Ueberlingen, Dünkelsbühl, Nördlingen, Donauwerth, durch Bayerns politischen Wankelmuth; die Vesten am Bodensee und auf der Insel Mainau. Im Oberelsaß Benfeld, Oberkirchen, Dambach aus Gustav Adolfs Tagen; in der Oberpfalz durch Waffengewalt Weiden, Neumarkt und drey Schlösser; in Franken Schweinfurt, Windsheim und fünf feste Orte; in Böhmen Prags kleine Seite durch Odowaldski, Eger, Leutmeritz, Pilsen nebst neun Schlössern; in Mähren Olmütz, durch des alten Italieners Miniati eheliche Zärtlichkeit, und vier Schlösser. In Meißen und Thüringen Leipzig, Erfurt, Hal-

berstadt, Aschersleben, Osterwik nebst fünf Schlössern; in der Mark Brandenburg Gardelegen, Landsberg und Driesen durch den Kleinmuth oder die Abtrünnigkeit des Churfürsten. In Westphalen Minden durch den Verrath der Besatzung des Guelfen; Lemgo, Vechte und Fürstenau, während des Waffenstillstandes mit Köln von Königsberg übereilt; Verden, den Dänen abgenommen; andere Städte durch Hessens Beyhülfe oder Abtretungen. Im Erzstift Bremen alle Vesten, selbst Stade, das einst den Ruhm der Unüberwindlichkeit trug, aus den Tagen, als Christian IV. gegen Torstensson niederlag; endlich alle pommerschen Vesten, von Gustav Adolf dem schwachen Bogislav oder dem zerrütteten hauptlosen Heere nach Waldsteins Abdankung abgenöthigt; in Mecklenburg die Hauptwaffenpunkte zum Theil als Lohn für die vetterliche Hülfe von den Herzogen eingeräumt. In so vielen deutschen Vesten schwedische Besatzung lag, möchte doch ein Roß besser als der Reiter erforderlich gewesen seyn, »um auf der Runde durch das Reich allnächtlich in einer anderen schwedischen Garnison zu herbergen!« Die Hessen endlich hatten die Schlösser und Städte in der Wetterau und in Fulda; in Westphalen: Warburg, Lippstadt, Kösfeld, Bocholt, Borken; drey Schlösser im Erzstift Köln und Neuß, Linn, Kempen durch die Weimarer seit 1642; im Jülichschen Düren und zwey Schlösser inne; alle Vesten in der Grafschaft Nieder-Katzenellnbogen; in Ostfriesland, seit Wilhelms hämischem Angriffe auf den ungewarnten Grafen, vier Städte und drey Schlösser. So hatte sich Deutschland in seinen Gliedern durch seine eigenen Söhne fesseln lassen, und die Schlüssel der Bande blieben in den Händen der Fremden!

Dieses der Schluß unseres Werkes, dem noch einige höchst anziehende Nachrichten über die letzten Jahre und das Ende Johanns von Werth beygefügt sind. Wir hoffen, was wir in der Einleitung dieser Beurtheilung über Wichtigkeit desselben für eine ganz neue Einsicht und Würdigung dieses Theiles der vaterländischen Geschichte gesagt, durch unsere Darstellung für jeden Unparteyischen bestätigt zu haben. Es gibt wissenschaftliche Erzeugnisse, die zu einer bestimmten Zeit unter bestimmten, für ihr Wirken allein günstigen Verhältnissen, und gerade daher entstehen, von wo man sie am wenigsten vermuthen sollte, die daher nicht der gewöhnlichen Produktionskraft der allgemeinen literarischen Thätigkeit zufallen, sondern eine förmliche Mission in der großen Geisterwelt auszuüben berufen sind. Für ein solches halten wir auch das so eben beurtheilte Werk, und nach dem ausgebreiteten Beyfalle, den es schon seit der kurzen Zeit seines Erscheinens erworben hat, dem aber, wenn auch nur ein

dunkel geahntes, aber schon lange gefühltes Bedürfniß sichtbar zum Grunde liegt, ist eine solche Mission in gewisser Weise jetzt schon in Erfüllung gegangen. Mitten nämlich in der Verwirrung und dem Widerstreite, worin Vergangenheit und Gegenwart, Altes und Neues sich bekämpfen, ist nichts nothwendiger, heilsamer und fruchtbringender, als die Zeiten, woraus sich die jüngste Gestalt der Gesellschaft vorzugsweise heraufbildete, in größter Treue und historischer Unpartehlichkeit darzustellen. Diesem Bedürfnisse hat der Verfasser hinsichtlich des von ihm geschilderten Zeitraums auf das Vollständigste genügt, und dadurch vor allem jene einseitige moderne Geschichtschreibung beseitigt, die nur das das Neue vertretende Prinzip vergeistigt und verschönt, und z. B. nach dem Vorgange Ranke's und seiner Schule die Reformation und die aus ihr entsprungenen Thatsachen, als das vorzugsweise deutsche und germanische Element, welches sich gegen das romanische und undeutsche geltend machte, der Welt aufdrängen möchte. Ein Vorurtheil, das wahrlich durch den Verfasser die handgreiflichste Widerlegung gefunden hat.

Art. III. Die Magyarische Sprache und die etymologische Sprachvergleichung. Von J. E. Klemm. Preßburg und Pesth 1843. 8°. VI. 82 S.

Im Jahre 1838 gab Hr. Professor Gregor Dankovszky in Preßburg ein kritisch-etymologisches Wörterbuch der magyarischen (d. h. ungarischen) Sprache heraus, aus welchem hervorgehen sollte, welche Wörter die Magyaren (d. h. Ungarn) aus ihrer kaukasischen alten Mundart beibehalten, und welche sie von den Slaven, als Böhmen, Krainern, Kroaten, Illyrern, Polen, Russen, Serben, Slovaken, Wenden, Walachen, ferner Griechen, Deutschen, Italienern u. s. w. aufgenommen haben; und das zu einem Hülfsbuche für Slaven, besonders jene, die ungarisch schnell zu lernen wünschen, bestimmt war. Wie einerseits in letzterer Hinsicht anschaulich gemacht werden sollte, auf welche Weise die Ungarn auch durch Ableitung von fremden Wortstämmen ihre Sprache gebildet und bereichert haben: so sollte andrerseits bei Sonderung des Eigenen und Fremden der Philologe in den Stand gesetzt werden, zu untersuchen, zu welchem Völkerstamme der Ungar der Sprache nach gehöre.

Dieses Dankovszky'sche Wörterbuch und die darin enthaltenen Behauptungen, Annahmen, Ansichten u. s. w. bilden den Gegenstand, auf welchen sich das vorliegende Werk hauptsächlich bezieht. Eben deshalb glauben wir, vor einer tiefer eingehenden

Besprechung des Letzteren, erst einige Worte über die Haltung und Haupttendenz des Ersteren einschalten zu dürfen. Ja es scheint uns dieß um so nothwendiger, da eine Würdigung der von Klemm hier entwickelten Ansichten unmöglich ist, ohne auch unsrerseits auf den Gedankenkreis Dankovszky's einzugehen, und dessen Standpunkt fest im Auge zu halten.

Das Wörterbuch Dankovszky's bietet, wie wir sahen, der Betrachtung eine dreifache Seite dar. Unmittelbar wollte Dankovszky kritisch-etymologisch darthun, einmal welche Wörter der ungarischen Sprache heimischen, welche fremden Ursprungs sind; — dann wie Slaven, die schnell ungarisch zu lernen wünschen, sich diesen Umstand zu Nutzen machen können. Mittelbar aber wollte er auch dem Forscher auf dem Gebiete der ungarischen Urgeschichte philologische Hülfsmittel an die Hand geben, um zu untersuchen, zu welchem Völkerstamme der Ungar seiner Sprache nach gehöre. Klemm unterwirft nur die Art und Weise, wie die Sonderung des Einheimischen und Fremden geschieht, und hiernach die Ergebnisse dieser Sonderung, seiner Untersuchung, und bestimmt, welcher Werth in Bezug auf ungarische Urgeschichte auf Dankovszky's Forschungen gelegt werden könne. Diese nun, auf welche wir uns ebenfalls beschränken, lassen sich mit Dankovszky's eigenen Worten folgendermaßen zusammenfassen.

Als eine Frucht vieljähriger Sprachforschung ergab sich dem gelehrten Professor, daß in der ungarischen Sprache sich 4668 Stammwörter vorfinden; daß aber diese bei weitem nicht alle, ja nicht einmal ihrer Mehrzahl nach für einheimisch gehalten werden dürfen; vielmehr von ihnen 1898 slavisch, 889 griechisch, 334 lateinisch, 280 deutsch, 268 italienisch, 25 französisch, 4 hebräisch und nur 962 eigentlich ungarisch oder magyarisch, und letztere auch noch zum Theile mit dem Türkischen verwandt seien. Auf dieses Forschungsergebniß gestützt, welches er als eine über allen Zweifel erhobene Thatsache betrachtet, und mit den Resultaten seiner zur Urgeschichte der Ungarn gehörenden Werke*) in Verbindung setzt, äußert sich nun Dankovszky:

*) Hungarae gentis avitum cognomen, origo genuina, sedesque priscae, ducentibus Graecis scriptoribus coaevis. Posonii 1825. — Fragmente zur Geschichte der Völker ungarischer und slavischer Zunge, Preßburg 1825. — Hungarae constitutionis origines, gentis incunabula, et diversae sedes e Graec., Arab. etc. fontibus eb. 1826. — A' magyar nemzet' őslakása etc. eb. 1826. — Anonymus Belae Regis Notarius, Simon de Keza et Joannes de Turocz recensiti et illustrati eb. 1826. — Der Völker ungarischer Zunge Urgeschichte, Religion rc. eb. 1827.

Der Geschichtsforscher werde nun nicht mehr, wie bisher verleitet, den Ungarn eine fremde (?) Abstammung, z. B. finnische, lappländische u. s. w. zuzuschreiben. Die Ungarn seien ein kaukasisches Heldenvolk; Pannoniens und Daciens Ureinwohner Slaven. So weit die Geschichte reicht, seien die Urväter der heutigen Ungarn Bewohner der nördlichen Ebene am Kaukasus, und folglich von Alters her Nachbarn der am Don, Dneper, Dnester und der Donau seit jeher wohnhaften Slaven gewesen. Schon im grauen Alterthume sei manches Wort durch nachbarliche Berührungen von diesen zu jenen verpflanzt worden; und später an der Donau habe sich die ungarische Zunge auf dem Wege der ehelichen Liebe und des täglichen Verkehrs mit den Lauten der dacisch-pannonischen Töchter und Söhne befreundet. Stets habe bei der edlen Nation auch das Fremde eine freundliche Aufnahme gefunden, und sei in den schönen Freundschaftskranz mit verflochten worden.

Der etwaigen Einwendung, als ob die gemeinschaftlichen Benennungen magyarischen (d. h. ungarischen) Ursprunges wären, glaubt endlich Dankovszky mit der Bemerkung begegnen zu können, daß er nur echt slavische, großentheils in der griechischen, als der slavischen Schwestersprache, begründete Wörter in dieses Bereich (?) aufgenommen habe.

Nun hat sich aber in Hrn. J. E. Klemm dennoch eine höchst achtbare Stimme gefunden, welche gegen die Forschungen Dankovszky's und deren philologischen Gehalt, wie auch linguistische und historische Folgerungen Einwendungen erhebt, und da unseres Erachtens diese Einwendungen wissenschaftlich recht wohl begründet, und bezüglich der Stellung, welche sie der von Dankovszky scharf hervorgehobenen, von späteren Slavisten auf die äußerste Spitze getriebenen ungarischen Sprachs- und Ursprungsfrage geben, höchst wichtig sind: glauben wir auch, daß deren Beleuchtung und Würdigung an diesem Orte wahrhaft im Interesse der Wissenschaft liege.

In dem Vorworte des vorliegenden, Seiner k. k. Hoheit dem Erzherzoge Stephan gewidmeten Werkes knüpft der sprachkundige Verf. seine Betrachtungen an den wirklich werkwürdigen Umstand an, daß die ungarische Sprache bisher die Beachtung der gelehrten Welt in eben dem Maße entbehrt habe, in welchem sie dieselbe sowohl rücksichtlich der Selbstständigkeit ihres Wurzelschatzes, — in wiefern nämlich von einer solchen überhaupt die Rede seyn kann, — als insbesondere in Betreff des jugendfrischen, ganz von organischem Leben durchdrungenen, durchsichtigen Baues ihrer Wort- und Rede-Formen verdiente. Hiermit verbanden sich ihm aber auch noch Rücksichten, welche in

der historischen Bedeutung der Sprache überhaupt liegen, somit auch bei der ungarischen Geltung haben. Denn die Sprache ist das älteste geschichtliche Denkmal der Menschheit, in welcher alle Erlebnisse unseres Geschlechtes — wenn auch oft bloß in höchst einfachen, unbestimmten, vieldeutigen Zeichen, in Hieroglyphen-Bildern, welche der angestrengteste Fleiß des scharfsinnigsten Forschers vergebens zu enträthseln strebt; in verblichenen, vom Tritte der Zeiten verwischten, durch Ueber- und Zwischeneinander-Tragen verwirrten Karakteren, — so doch stets wahr und treu, meistens in so scharfen sinnvollen Zügen, in so klarer bündiger Darstellung, in so feinen tief begründeten Beziehungen, und immer in so reiner parteiloser Würdigung enthalten sind: daß, wenn ein Menschenalter hinreichte, alle Sprachen zu erlernen, ein großer Geist daraus eine viel umfassendere, wahrere und treuere Geschichte des Menschen entwerfen könnte, als wenn ihm alle authentischen Dokumente der Archive aller Staaten zu Gebote ständen. Und eben so sind die Sprachen im Einzelnen in Bezug auf die einzelnen Völker dasselbe, was die Sprache im Allgemeinen in Bezug auf das Menschengeschlecht ist. Denn die Völker, die Alles sehen, auf Alles merken und sich Alles merken, haben auch ein treues, scharfes und umfassendes Gedächtniß, dem kein Eindruck verloren geht, kein einmal aufgefaßtes Bild mehr ganz erbleicht; und dieses Gedächtniß des Volkes ist seine Sprache; ja sie ist auch sein eigentlichster und einziger Historiograph, wie ihn die Idee verlangt, der Alles weiß, als Augen- und Ohrenzeuge, und zugleich als mithandelnd bei Allem; der Alles sagt, was er weiß; denn darin besteht gerade sein Wissen; der unparteiisch ist, wie kein Anderer, weil er alle Parteien in sich vereinigt. Wer nur stets das analoge Merkmal, das verwandte Neben- oder Gegenbild hervorzurufen wüßte, der könnte Dinge im sprachlichen Gedächtnisse des Volkes lesen, von welchen sich unsere geschriebene Geschichte bisher nichts träumen ließ.

Von solchen Ansichten geleitet, hat sich Verf. dem Sprachstudium überhaupt, und dem der ungarischen Sprache insbesondere zugewendet. Er erzählt, wie er nicht nur dieses Studium auf die Sprachen als solche, und an sich gerichtet hatte, sondern auch mit unsäglicher Mühe in die eingestürzte Gruft der Zeiten gedrungen sei; die Gerippe, die vermoderten Kleiderlappen und verwischten Sargaufschriften der verstorbenen Jahrhunderte zu Tage gefördert, und daraus ihr Leben und Wirken zu ergrübeln gesucht habe. Aber nur von wenigen, selbst der einst blühenden Sprachen haben wir heute eine erschöpfendere Kunde. Die Stimme so mancher dringe nur noch aus weiter Ferne in einzel-

nen, kaum vernehmbaren Lauten durch den Lärm der Gegenwart; und auch von jenen, welche nahe blieben, sind mehrere einsylbig geworden, und haben sich bereits halb abgewandt, uns zu verlassen angeschickt. Ganz im Widerspruche mit den ihr eigenen bedeutenden Vorzügen schien noch vor wenig Jahren auch die ungarische Sprache zu den Letzteren zu gehören; eine Sprache reich an Erfahrnissen, und zum mindesten eben so selbstständig, als irgend eine ihrer Nachbarschwestern.

Wir erfahren neben diesen Ansichten des Verf., daß es ursprünglich sein Vorhaben gewesen sei, diese Sprache, wie sie ist, d. h. ihrem eigenthümlichen Wesen nach, mit den höchst interessanten Aufschlüssen, welche sie über die Genesis der Sprache überhaupt liefert, darzustellen. Das vorliegende Werkchen, größtentheils bereits im Jahre 1836 geschrieben, sei eigentlich dazu bestimmt gewesen, einer Einleitung in eine größere Schrift über den Organismus der Sprache überhaupt, und jenen der ungarischen insbesondere angehängt zu werden, als nachträgliche Erläuterung, und zum Theile vorläufiger Beweis. Berufsgeschäfte haben hierauf den Verf. abgehalten, jene Schrift zu vollenden; auch sei ihm das Anhängsel unter der Feder zu stark angewachsen, um als solches beigegeben werden zu können. So wurde es denn unbeendet bei Seite gelegt, und wäre vielleicht gar nicht ans Licht gekommen, hätten nicht die auf gewisse etymologische Schriften gegründeten Urtheile mancher politischer Schriftsteller, Sprachforscher und Historiker den Verf. veranlaßt, es später wieder hervorzunehmen, ihm eine selbstständigere Form zu geben, und so — die oben berührte Darstellung einer späteren Muße überlassend — dem Publikum vorzulegen, als vorläufigen Beweis: daß die ungarische Sprache das nicht ist, wofür man sie bisher fast allgemein gehalten hat.

Da übrigens nach S. 29 der Verf. von allen jenen Sprachforschern, welche von diesem Standpunkte aus sich bisher mit Bestimmung des ungarischen Sprachschatzes befaßt, und über ihre Forschungen das Publikum aufgeklärt haben, außer Dankovszky nur noch dem Werke Leschkas: Elenchus vocabulorum Europaeorum cumprimis slavicorum magyarici usus etc. (Ofen 1825) einige Bedeutung zuschreibt; — Leschka's Schrift aber im Inlande wenig, und im Auslande wohl kaum bekannt geworden: so glaubt er sich um so mehr auf eine Beleuchtung des in neuester Zeit von mehreren Seiten wiederholt als Autorität angeführten Dankovszkyschen kritisch-etymologischen Wörterbuches der magyarischen Sprache beschränken zu können, als diese Schrift die erstere an Umfang um das Dreifache übersteigt, und die gegen sie geführten Raisonnements natürlich auch auf

jene ihre Anwendung finden. Den übrigen Untersuchungen über diesen Gegenstand legt Hr. Klemm keine Wichtigkeit bei; indem sie alle überzeugt scheinen, mit einigen beispielweise und nackt hingeworfenen Wörtern, die Sache hinreichend belegt und abgefertigt zu haben; Leschka und Dankovszky aber sich doch wenigstens zu einer spezielleren und einigermaßen wissenschaftlichen Begründung ihrer Behauptungen herablassen. Und eben die Stichhaltigkeit dieser wissenschaftlichen Begründung ist es, welche hier in Frage gestellt erscheint.

Der Verf. knüpft seine Betrachtungen an die von ihm bemerkte, leider nur zu häufig vorkommende, und namentlich bei den etymologischen Forschungen über die ungarische Sprache neuerer Zeit sehr oft wahrgenommene Thatsache, wonach sich gewisse Gelehrte seit Jahren darin gefallen, daß sie jedes mit irgend einem Worte, irgend einer Sprache an Laut und Bedeutung noch so fern, oft nur in ihrer Einbildung ähnliche ungarische Wort als erborgten Flitter, ja als gestohlenes Gut und fremde Federn, mit welchen sich der magyarische Rabe geschmückt habe, bezeichnen; und diese Beute ihres kühnen rupfenden Witzes der gelehrten Welt mit Siegesgejauchze darreichen, welche oft nur eine, oft auch keine der verglichenen Sprachen kennend, diese Behauptungen auf Treue und Glauben hinnimmt.

Nach den philologischen Arbeiten dieser Herren hätten die Ungarn Wörter von allen Völkern Europa's entlehnt, ohne daß irgend eines dieser auch nur ein einziges ungarisches Wort in seine Sprache aufnahm. Ja in wiefern man die ungarische Sprache vorzüglich und fast ausschließlich mit den slavischen Sprachen, und unter diesen insbesondere mit der slovakischen verglichen, hat man sie als in jeder Beziehung eines Nebenplatzes neben dieser unwürdig darzustellen gesucht.

Wir geben dem Verf. unsere volle Beistimmung, indem er dieses Verfahren als ein solches bezeichnet, an welchem die Wissenschaft keinen Antheil hat. Nicht aus einer kritischen Untersuchung seien daher dergleichen Meinungen hervorgegangen; sie verdanken vielmehr ihr Entstehen, ihr Wachsthum und ihr Gedeihen jenem Streben, das Eigenes in dem Grade zu erheben meint, in welchem es Fremdes in den Koth tritt*).

---

*) Pöbelhafte Gemeinheiten, wie z. B. das Disticon eines sich ebenfalls in dieser Richtung bewegenden Libellisten (des Verfassers des 1834 in Leipzig erschienenen »Magyarismus in Ungarn«):

Os asinis olim claudebat lingua latina
Nunc aperit rictus hungara lingua boris; —

würden wir nicht des Erwähnens werth halten, wenn durch sie nicht der Geist einer Hauptfraktion dieser Richtung sich charakte-

Befragen wir die bisherigen Resultate der wahren Sprachwissenschaft, so ergibt sich die Thatsache, daß jede Sprache, sei sie auch noch so gebildet, ja diese selbst mehr noch, als minder gebildete, Fremdwörter aufgenommen, und sich dieselben ihrem Geiste (innerem Lebens-Organismus) gemäß angebildet hat, — als etwas ganz Naturgemäßes. Nur die Sprache einer außer allem völkergesellschaftlichen Verkehre stehenden Horde von Wilden kann völlig rein von Fremdwörtern seyn. Ein Volk, vorzüglich ein in der kultivirten Welt junges, das aus mißverstandener Selbstständigkeitssucht jedes fremde Wort von sich wiese, befände sich — wenn dieses überhaupt möglich wäre — ungefähr in dem Verhältnisse eines jungen Wilden, der sich in der Nähe einer bildungsreichen Stadt in ein einsames Thal verkröche und sorgsam in Acht nähme, daß aus jener ja kein geläuterter Begriff, keine neue Erkenntniß bis zu ihm dringe. Hat aber die Fremdwörter aufnehmende Sprache einen feineren Organismus, so wird sie sich nicht auf diese bloße Aufnahme beschränken. Nur im Unorganischen, oder auf einer tieferen Stufe des Lebens Stehenden bleibt das Aufgenommene wie es ist, oder wenn ja eine Veränderung an ihm vorgeht, so ist es eine zufällige, bloß negative, und besteht größtentheils im Verluste des Glanzes und der Farben, oder in dem Wechsel der letzteren; und dieses auf Sprachen angewendet, im Verluste oder bloß zufälligen Wechsel der Vokale. Die mit einem feineren Organismus begabte Sprache dagegen wird die aufgenommenen Fremdwörter durch Wegnahme oder Zugabe von Buchstaben oder ganzen Sylben, durch Einsetzung oder Verwechslung der Vokale — nach bestimmten, in ihrem Baue begründeten Gesetzen — anbilden. Eine solche Aufnahme und Anbildung von Fremdwörtern an die eigene Sprach-Individualität eine Verstümmelung zu nennen, hieße eben so viel, als den Schüler, welcher die Lehre des Meisters in seinen Geist aufnimmt, und ihr den Stempel seiner Individualität aufprägt, der Verstümmelung dieser Lehre beschuldigen, und ihn jenem nachsetzen müssen, welcher bloß die Worte, — den Klang der Lehre — zu Gedächtniß bringt, und sie mit einigen Auslassungen und Versetzungen nachspricht.

Aus diesen Grundsätzen folgert nun der Verf. ganz richtig, daß man überhaupt die Bildungsstufe einer Sprache nicht bloß nach der Anzahl der Urwortwurzeln, d. h. der Wurzeln, welche

---

ristisch am klarsten selbst bezeichnete. Mit dergleichen Erbaulichkeiten sind namentlich die seit 1843 in Leipzig erscheinenden Jordan'schen Jahrbücher für slavische Literatur, Kunst und Wissenschaft angefüllt.

sich in keiner andern Sprache vorfinden, sondern nach ihrem selbstständigen Geiste und ihrer organischen Kraft, d. h. nach dem Vermögen, aus und nach dem bereits vorhandenen Wortschatze neue Wörter zu bilden, und sich in allen Formen leicht zugleich und scharf und bestimmt zu bewegen, — beurtheilen müsse. Wollte man anders verfahren, und bei Beurtheilung der Vollkommenheit einer Sprache nur die Anzahl ihrer Urwortwurzeln in Betracht ziehen: so dürfte es leicht geschehen, daß man der rohesten, ungebildetsten Sprache den Vorzug vor allen gebildeten Sprachen gebe; wie denn auch die Sprache der Hottentotten in dieser Hinsicht höher stehen mag, als die griechische und deutsche. Eben deßhalb beweist auch ein Reichthum an reinen eigenthümlichen Stammwörtern an und für sich noch gar nichts für einen Vorsprung an Bildung, den die ihn besitzende Sprache etwa vor anderen, an einem ähnlichen Schatze minder reichen Sprachen voraus hätte. Allerdings deutet er darauf hin, daß das Volk, welches im Besitze desselben ist, alt und erfahrungsreich sei, da es sonst diese Menge sprachlicher Begriffe nicht haben könnte; er dient aber auch zum Belege, daß es lange, insbesondere während der von der Geschichte beleuchteten Zeit, in sehr geringem oder gar keinem Verkehre war mit Völkern von höherer oder auch nur der seinigen gleichen Bildung. Denn je gleicher und höher die Bildungsstufe ist, auf welcher sich berührende Völker stehen, um so größer und folgereicher ist auch ihr gegenseitiger Verkehr; um so umfassender der wechselseitige Austausch ihres physischen und geistigen Eigenthumes; um so schneller und kräftiger der Aufschwung. Aber eben darum wird es auch um so schwerer seyn, das von dem einzelnen Volke Geschaffene, urthümlich Hervorgebrachte zu unterscheiden und abzumerken.

Wir haben im Vorangehenden die Ansichten des Verf. von denjenigen Merkmalen, Eigenschaften und Eigenthümlichkeiten, welche bei Beurtheilung der Vorzüge und Vollkommenheiten jeder Sprache überhaupt, mit Bezug auf die hier in Frage stehende Seite der ungarischen, ins Auge zu fassen sind, ihrem inneren Zusammenhange nach wieder zu geben versucht. Es ist nun unsere Aufgabe, die im vorliegenden Werke zerstreuten Bemerkungen desselben, welche die Subsumirung der ungarischen Sprache unter diese allgemeinen Ansichten betreffen, ebenfalls unter einen Gesichtspunkt zusammenzufassen.

Die Ungarn — ein ursprünglich asiatisches Volk, welches nach so manchen Schicksals- und Wechselfällen seit dem Ende des neunten Jahrhunderts seine heutigen Wohnsitze in Europa

inne hat — standen während ihrer überaus thaten- und begebenheitsreichen Vergangenheit sowohl in Asien, als in Europa mit sehr vielen und verschiedenen, theils auf einer höheren, theils auf einer niederen Bildungsstufe, wie sie befindlichen Völkern, und zwar bald als Freunde, bald als Feinde; bald als Sieger, bald als Besiegte; bald als herrschendes Volk, nie aber (wenigstens was die heutige ungarische Nation betrifft) als Beherrschte eines andern Volkes in mannigfachem Verkehre und mannigfachen Verbindungen. Auch heute noch sind die Berührungspunkte zu andern ihnen weder stamm- noch sprachverwandten Völkern, wodurch solcher Verkehr und solche Verbindungen herbeigeführt werden, sehr zahlreich. Natürlich war es daher, daß sie in ihre Sprache von solchen ihnen fremden Völkern auch Fremdwörter aufgenommen haben, die denn auch gegenwärtig noch in derselben neben dem, was ihnen ursprünglich eigenthümlich ist, vorhanden sind. Doch geschah diese Aufnahme von Fremdwörtern nicht bloß auf eine mechanische Weise. Die ungarische Sprache, wie jeder Kenner derselben weiß, nicht bloß reich an Stoff, d. h. eigenthümlichen Wurzeln, sondern auch durch ihren selbstständigen Geist, ihre organische Kraft und ihre wundervolle, unabsehbare Bildungsfähigkeit ausgezeichnet, hat dieselben vielmehr auf die oben angedeutete Art — nach bestimmten, in ihrem Baue begründeten Gesetzen — sich angebildet und im eigentlichen Sinne des Wortes angeeignet, und hiedurch neben ihren anderen reichen Vorzügen und ihrer geschichtlichen Wichtigkeit, auch einen unumstößlichen Beweis ihres feineren Organismus und potenzirten Lebens geliefert. Gegen die etwaige Einwendung, daß der Ungar bei der Aufnahme von Fremdwörtern wahrscheinlich wenig an den Geist und den Organismus seiner Sprache gedacht haben möge, verwahrt sich Verf. durch die Bemerkung, daß hiebei er von dem Geiste der Sprache, der in ihm wohnt, den er mit der Muttermilch eingesogen, geleitet wurde. Auch der deutsche Jäger, Fischer, Weinbauer u. s. w. mag bei seinen Wortbildungen an den Organismus der deutschen Sprache nicht gedacht haben; und dennoch wird Niemand die Vorzüge dieser Wortgebilde gegen jene der Gelehrten läugnen.

In wiefern jedoch (S. 7) das gegenwärtige Schriftchen vorzüglich dem der ungarischen Sprache eigenthümlichen Wurzelschatze sein Recht vindiciren will; in Betreff der übrigen namhaft gemachten Voezüge aber, der weitere Nachweis einer umfassenderen Schrift vorbehalten wird: gehen auch wir nicht weiter auf diese Seite ein; — sondern fassen bloß den Ausspruch des Verf. auf, wonach die ungarische Sprache, gleich allen gebildeten Sprachen, eine bedeutende Zahl

Fremdwörter in sich aufgenommen hat, daraus doch nicht folge, daß darum ihr eigenthümlicher Stammwortschatz ärmer sei, als der irgend einer lebenden europäischen Sprache: sie vielmehr in dieser Beziehung alle ihre gegenwärtigen Nachbarschwestern an Reichthum überbieten dürfte. Der Tendenz des ganzen Schriftchens gemäß wird dieser Ausspruch besonders auf die aus den Vergleichungen der ungarischen Sprache mit den slavischen, und namentlich der slovakischen gezogene Schlußfolgerung bezogen, als wenn sie eines Nebenplatzes neben dieser unwürdig wäre.

Wie bereits oben erwähnt wurde, bildet das Dankovszkysche kritisch-etymologische Wörterbuch der magyarischen Sprache den Gegenstand, auf welchen sich unser vorliegendes Werk vorzüglich bezieht. Wir haben dem geneigten Leser durch Darlegung der Ansichten des Verf. über die allgemeinsten Beziehungen des Wechselverkehrs in Berührung stehender Sprachen überhaupt, und mit einem besondern Blick auf die ungarische, den Standpunkt angegeben, von welchem aus derselbe Dankovszky's Behauptungen, Annahmen u. s. w. würdigt. Auch in Betreff des Wortschatzes der Sprachen theilt uns Verf. die Grundsätze mit, nach welchen der Sprachforscher seinem Ermessen nach bei Sichtung desselben zu verfahren hat, wenn anders eine solche Arbeit den Namen einer wissenschaftlichen verdienen, und nicht eine philologisch-chaotische Spielerei genannt werden will. Nach ihnen würdigt er dann die den Wurzelschatz der ungarischen Sprache betreffenden Ergebnisse der Dankovszkyschen Forschung.

Da die Menschen überall Menschen sind, ihre Organe des Gesichtes, des Gehörs und der Stimme sich überall gleichen, und die rohe und belebte Natur ihnen überall gleiche oder ähnliche Gegenstände darbietet: ist gleich von vorne herein die Nothwendigkeit begründet, daß alle Sprachen von einem Ende der Erde zum andern, einander in einem oder dem andern Stücke ähnlich seyn müssen. Eben so sind aber auch alle Sprachen in mehreren Stücken von einander verschieden, und müssen es seyn, weil die Menschen und ihre Organe sich nicht überall auf gleiche Weise gleichen; weil die Oberfläche der Erde und die darauf befindlichen Gegenstände in verschiedenen Erdstrichen mancherlei Abwechslung und Verschiedenheit zeigen; weil die Spiele des Zufalles wohl zuweilen einander gleichen, aber doch weit öfter von einander sehr verschieden sind*). Will man den einer Sprache

*) Nach Chr. Gottl. v. Arndt: Ueber den Ursprung der europäischen Sprache rc.; herausgegeben von Dr. L. Klüber. S. 13.

eigenthümlichen Wortschatz bestimmen, und hieraus über ihr Verhältniß zu andern Sprachen Folgerungen ziehen: so ist eine — wir möchten sagen mehr formelle, als materielle — genaue Auseinanderhaltung dieser zwei Gesichtspunkte unumgänglich nothwendig. Eine solche Auseinanderhaltung erfordert dann aber wieder sehr viel Sorgfalt; denn sie betrifft nicht sowohl die einzelnen Wörter als materielle Elemente der Sprache; als vielmehr die als ein compactes Ganze in sich gespaltene Sprache selbst.

Bezüglich der Bestimmung und Subsumirung der einzelnen Wörter unter eine oder die andere der oben angedeuteten Sprachkategorien, welche mittelst der vergleichenden Sprachforschung geschieht, gibt Verf. folgende, ihrer Natur nach ziemlich überwiegend negative Grundsätze an.

I. Viele Wörter müssen aus dem Bereiche der vergleichenden Sprachforschung ganz ausgeschlossen bleiben. Solche sind:

1) Sogenannte Onomatopöien, d. h. Benennungen, welche sich die Gegenstände selbst geben; so wie alle übrigen Nachahmungen der Naturlaute, d. h. der Töne, Klänge und des Geräusches, welches lebende Wesen hervorbringen, wenn sie ihre Stimmen hören lassen, oder sich bewegen, und leblose, wenn sie bewegt werden. Solche Wörter sind ihrem Hauptbildungselemente nach allen Sprachen gemein; und wenn man dieses in Betracht zieht, erweisen sie sich als keiner für sich eigenthümlich. Wenn daher auch der Kukuk, der Fink, der Kakadu, — das Brummen, Summen, Quiken und Quaken belebter Gegenstände; — wenn der Ton des Windes und des Donners, das Geräusch, welches brennende, rennende, fallende Sachen hervorbringen, in verschiedenen, durch ungeheure Landstrecken von einander getrennten Sprachen gleich benannt werden: so wird dieß durch die Natur der Sache begründet, und es lassen sich hieraus bezüglich eines näheren Verhältnisses solcher Sprachen zu einander, z. B. Stammverwandtschaft, gar keine Folgerungen ziehen.

2) Dasselbe gilt von den Empfindungswörtern mit ihren Ableitungen, da sie eben auch Naturlaute sind. Ah! aha! ih! oh! oho! ach! u. s. w. rufen alle Völker der Erde aus; und es darf uns deßhalb auch nicht wundern, wenn viele aus ihnen beim Uebelbefinden ächzen (ach-zen) und ihre Fröhlichkeit durch Jauchzen (Juch-zen) laut werden lassen.

3) Hieher gehören auch jene Wörter, welche offenbar aus dem Munde der Kinder in die der Völker übergegangen sind; und welche eben darum auch zu den Nachahmungen der Naturlaute gezählt werden können. Denn die Kinder aller Völker der Erde werden mit gleichen Organen geboren, und diese bilden sich bei

allen mehr auf gleiche als ähnliche Weise, und in mehr oder weniger gleichen Verhältnissen aus, und es ist daher natürlich, daß sie alle mehr oder weniger gleiche Wörtchen bilden, um damit ihnen besonders auffallende Gegenstände zu bezeichnen, welche dann zum Theile auch in die Sprachen der Völker übergehen. Solche Wörter sind insbesondere jene, welche Gegenstände bezeichnen, die bei allen Völkern zuerst von den Kindern benannt werden. Zum Belege nimmt Verf. die Benennungen von Vater und Mutter auf, und beweist durch Zusammenstellungen derselben in 201 der verschiedensten und verschiedenartigsten Sprachen (S. 17—23), wie dieselben sich bei den meisten Völkern gleichen oder ähneln.

4) An Wörtern, wie die angeführten, die wir sämmtlich als Naturlaute bezeichnen können, ist aber eine Sprache natürlich um so reicher, je länger das Volk, welches diese Sprache spricht, so zu sagen allein mit der Natur zusammengelebt, je innigeren Umgang es mit ihr gepflogen; je länger es sie zur alleinigen Lehrerin behalten hat; und je kürzere Zeit es mit dem Wissen und den Sprachbegriffen anderer, auf einer höheren Stufe geistiger Bildung stehender Völker bekannt ist. Es können darum auch in einer Sprache eine Menge von Begriffen mit Nachahmungen von Naturlauten ausgedrückt werden, welche andere Sprachen mit abgeleiteten, durch Raisonnement gebildeten Wörtern bezeichnen; und es kann leicht geschehen, daß wir Benennungen von stummen Gegenständen, ja sogar von bloßen Begriffen durch eine Menge von ganz verschiedenen Sprachen verbreitet finden. Als Beispiel eines solchen Begriffes führt Verf. S. 9 folg. die Benennung: der Name an, die durch eine große Zahl von Sprachen mit Na, Ne, Ni, No, Nu klingt.

II. Aber wenn gleich alle diese Naturlaut-Nachahmungen zur Bestimmung des einer Sprache völlig eigenthümlichen Wortschatzes nicht dürfen in das Bereich der vergleichenden Sprachforschung gezogen werden: so sind sie doch von der größten Wichtigkeit, wenn jene Vergleichung Aufschlüsse über die Entstehung der Sprache oder der Sprachen im Allgemeinen sucht. Ja selbst in Bezug auf die Völkergeschichte sind diese Wörter von Bedeutung, indem sie dem Forscher gerade dort als Leuchte zu dienen vermögen, wo ihn gewöhnlich alle andern Lichtquellen zu verlassen pflegen; nämlich wo es sich um die älteste eigentliche Stammverwandtschaft und um die Ursitze der Völker handelt. Die Organe der Menschen gleichen sich nicht überall auf gleiche Weise: — die Töne, welche dieselben Gegenstände hervorbringen, sind an verschiedenen Orten unter verschiedenen Klimaten verschieden, und die Völker selbst ahmen, nach der Verschiedenheit ihrer Bil-

dungsstufe und Lebensweise dieselben Töne auf verschiedene Art nach. — Dieselben Töne haben einen andern Klang auf hohen Gebirgen und einen andern in tiefen Thälern; sie klingen anders auf weiten Sandebenen, anders in üppigen Hain- und triftenreichen Landstrecken; — und wieder ganz anders auf dem ewigen Schnee der kalten Zone*). Dieselben Naturlaute des Schmerzens, der Freude, des Zornes, der Verwunderung u. s. w. klingen anders aus dem Munde eines rauhen und rohen Kriegers; anders aus dem eines sanften friedliebenden Hirten; und anders aus dem eines feinen Weltmannes.

III. So oft in den Sprachen verschiedener Völker eine größere oder minder große Anzahl von Wurzel- oder Stammwörtern vorkommt, welche sich in Laut und Bedeutung gleichen, wird man mit Recht nach Maßgabe der Menge jener gemeinsamen Wörter auf eine unmittelbare Berührung, oder auf einen mehr oder minder großen Verkehr durch Zwischenglieder schließen.

IV. Viel schwieriger aber ist der Schluß, wodurch aus dem Wortschatze die Abstammung einer Sprache von einer andern gefolgert wird; und wenn der gemeinsame Wortschatz nicht den größeren Theil der Wurzel- und einen großen der Stammwörter umschließt, oder anderweitige historische Zeugnisse auf einen gemeinsamen historischen Ursprung hinweisen: so kann die Abstammung von einer und derselben Sprache immer nur durch einen logischen Sprung gefolgert werden. Wenn man bei zwei von einander durch große Länderstrecken getrennten Völkern eine große Zahl von Wörtern antrifft (alle werden es natürlich in keinem Falle seyn), die bloße Naturnachahmungen sind, und sich in Laut und Bedeutung völlig gleichen: so läßt sich wohl mit Wahrscheinlichkeit auf eine Stammverwandtschaft dieser Völker, oder doch auf ein längeres nahes Nebeneinanderleben derselben schließen. Man würde jedoch sehr vorschnell seyn, wenn man bei Völkern von völlig verschiedener Bildung oder Lebensweise sogleich, ohne nähere Untersuchung, gleichsam blindlings und dem bloßen Klange nach auf die gleiche Abstammung zweier Wörter schließen wollte, wenn Laut und Bedeutung derselben einigermaßen ähnlich sind. Auch dann selbst, wenn solche zwei Wörter keine Nachahmung eines Naturlautes sind, würde das Urtheil, daß eines davon ein erborgtes, aus der andern Sprache übernommenes sei, ohne nähere und weiter eingehende Untersuchung sehr gewagt seyn. Richtig ist dieser Schluß wohl gewiß, wenn

*) Im nördlichen Landstriche Rußlands neigt sich das Volk zur Aussprache der Wörter mit dem Vocale o; im mittleren zur Aussprache mit a; im südlichen zur Aussprache der Wörter mit e und i.

die beiden Wörter reine Wurzeln oder Stammwörter sind; — denn so klein ist die Möglichkeit, daß zwei verschiedene Völker aus tausend und tausend Gegenständen, welche sich ihrer Auffassung darboten, gerade einen und denselben herausnahmen, um ihn mit demselben Laute aus tausend und tausend Lauten, welche hervorzubringen in ihrem Vermögen stand, zu bezeichnen, daß sie als Unmöglichkeit betrachtet werden kann. Sollten jedoch die beiden Wörter Ableitungen oder Flexionen von Wurzeln oder Stammwörtern seyn, so wird man vorsichtiger im Schließen seyn müssen; und noch vorsichtiger, wenn eines der verglichenen Wörter ein zusammengesetztes, das andere ein einfaches ist; wenn das eine die reine Wurzel, das andere eine bestimmte Ableitungs- oder Flexionsform der Wurzel ist; oder wenn beide verschiedene Ableitungen oder Flexionsformen von Wurzeln oder Stämmen, oder gar von zusammengesetzten Wörtern sind. In allen diesen Fällen hat man auf die einfachen Wurzeln, und wo diese nicht mehr zu erkennen sind, auf die Stämme zurückzugehen. Sind diese unähnlich, so haben auch die Wörter keine gemeinschaftliche Quelle, und können eben darum nicht als verwandt betrachtet werden.

Ganz richtig bemerkt der Verf., daß es dem, der auf diesen Grundsatz keine Rücksicht nimmt, freilich nicht schwer fällt, für jedes Wort irgend einer Sprache in jeder irgend andern, oder doch gewiß in einer aus mehreren, ein Wort von gleichem Laute und gleicher Bedeutung zu finden; besonders wenn er sich, was gewöhnlich der Fall zu seyn pflegt, mit einer sogenannten verwandten Bedeutung begnügt. Dieß war aber auch der Weg, auf welchem es so Manchen gelungen ist, die Welt mit den sonderbarsten und wundervollsten Behauptungen in Erstaunen zu setzen. So folgerte einst ein sich in Wien aufhaltender Russe, der hörte, wie man in einem Bierhause einen kecken Menschen frug: No! was will der Mußje? — daß das Wort Mußje vom russischen Mucha, die Fliege, abgeleitet sei, da diese, wie jedermann weiß, auch ein sehr zudringliches, keckes Thier ist: somit die Oesterreicher in ihrer Sprache russische Wörter haben; was sich auch leicht erklären ließe, da so viele Oesterreicher Kriegskameraden der Russen waren. — Ist dieß nicht eine herrliche, wahrhaft großartig motivirte etymologische Schlußfolgerung!!!? Und finden sich in den Werken so mancher Sprachforscher nicht viele eben so lächerliche Ableitungen? — nur daß sie sich uns nicht in so grellem Lichte darstellen, wenn uns eine der verglichenen Sprachen wenig oder gar nicht bekannt ist.

Nach diesem Grundsatze des Verf. kann man auch die oft gehörte Behauptung: daß die Aehnlichkeit der Benennungen von

Gegenständen, welche jedes Volk in seiner ersten Kindheit kennt und nennt, den gemeinschaftlichen Ursprung verbürge, — demgemäß, was in ihm Wahres und Falsches liegt — würdigen.

V. Noch schwieriger endlich ist die Bestimmung, **wem ein zwei Sprachen gemeinschaftliches Wort ursprünglich angehöre?**

Hiebei kommt zuerst in Betracht, ob die beiden Völker auf gleicher oder ungleicher Bildungsstufe stehen; — dann, ob sie fern von einander, ob neben einander, ob mit und unter einander wohnen.

Wohnen die Völker fern von einander, so ist wohl in der Regel jedes Wort, das sich in beiden Sprachen vorfindet, als Eigenthum des gebildeteren Volkes anzusehen, das schwerlich seine Sprache aus der eines fernen, minder gebildeten als es selbst ist, ergänzt. Ausnahmen werden nur durch besondere Umstände begründet, wie z. B. auch das Wort »**Huszár**« aus dem Ungarischen, in alle anderen, auch gebildeteren Sprachen Europa's in neuerer Zeit übergegangen ist.

Dieser Grundsatz gilt jedoch nur, wenn sich das Wort in den zwei verglichenen Sprachen allein vorfindet; oder wenn es erwiesen erst aus diesen in andere Sprachen übergegangen ist. Findet sich aber das Wort auch noch in einer dritten historisch älteren Sprache: so kann auch die minder gebildete, ja nach Umständen oft eine ganz rohe Sprache darauf nähere Ansprüche haben, als die gebildetere. Als Beispiel führt der Verf. die den tschudischen und keltischen Sprachen gemeinsamen Wörter an, welche auch in den germanischen und slavischen vorkommen. Sie zeugen von einer unmittelbaren Berührung der tschudischen und keltischen Völker, und zwar, — da die Geschichte uns nicht einmal eine Spur eines solchen Zusammentreffens oder gar Zusammenlebens gibt, sie sie uns vielmehr immer in den entgegengesetzten Endpunkten Europa's finden läßt, also gewissermaßen durch unsern ganzen Erdtheil getrennt, — in der ältesten, vorgeschichtlichen Zeit, als die Slaven und Germanen, welche eben durch ihr Zwischentreten jene getrennt haben mochten, noch gar nicht in Europa waren. Auf solche Wörter dürfen dann freilich die germanischen oder slavischen Sprachen keine Ansprüche erheben; da sie vielmehr in jener Zeit des Nebeneinanderlebens aus der einen dieser Sprachen in die andern gekommen zu seyn scheinen; ohne daß sich jedoch heute ihr eigentlicher Urbesitzer, also der Schöpfer, Erfinder dieser Wörter bestimmen ließe.

Wohnen die Völker neben, oder gar mit und unter einander, so ist die Bestimmung des ausschließlichen Eigenthumsrechtes des einen oder andern auf das Gemeinsame ihrer Sprachen,

auch wenn sie auf verschiedener Bildungsstufe stehen, noch viel schwieriger. Denn je größer der Verkehr ist, je häufiger die Berührungen sind zwischen zwei Völkern, um so größer ist auch der Austausch alles ihres beiderseitigen Eigenthums, daher auch der Sprachbegriffe. Keines von beiden empfängt oder gibt bloß. Nur wird natürlich im Allgemeinen die reichere mehr geben und weniger empfangen als die ärmere.

Nicht minder schwierig ist die Entscheidung in Bezug des gemeinsamen Spracheigenthums auch bei Völkern, welche auf einer gleichen Stufe von Bildung stehen, gleichsam in einer Sphäre der Intelligenz wohnen, auch wenn ihre physischen Wohnplätze sich nicht berühren. In diesem Falle kann uns nur eine umsichtige Beachtung der bekannten Lebensweise, Gebräuche, politischen Zustände, klimatischen Landesverhältnisse u. s. w. bei beiden Völkern einige Weisung zu einem wahrscheinlichen Urtheile geben.

Uebrigens versteht es sich von selbst, daß alles Obige nur dann gelte, wenn keine historischen Gründe vorhanden sind, welche das Gegentheil beweisen.

Wir glaubten diese vom Verf. ohnedieß nur als Grundzüge und Andeutungen entwickelten Gesetze der vergleichenden Sprachforschung hier nach unserer Auffassung um so mehr wiedergeben zu müssen, da wir ihnen nicht nur unsere volle Beistimmung geben, sondern dem Vf. auch in soweit vollkommen beipflichten, als er jede Behauptung im Felde der vergleichenden Sprachforschung, zu der man nicht auf dem von ihnen bezeichneten Wege gelangt, als eine leere, haltlose bezeichnet. Der Verf. zeigt hiebei, daß er sich auf dem heutigen Höhepunkte der Sprachwissenschaft befindet. Ihm daher, der mit dem Geiste derselben und mit den herrlichen Fortschritten, die sie in neuester Zeit gemacht hat, innig vertraut ist, mag allerdings von seinem Standpunkte aus zur Erkenntniß und Aufstellung jener Grundsätze und Gesetze — wie er sagt — kein Newtonischer Scharfsinn nothwendig erscheinen. Dennoch muß er selbst bemerken, daß in den Werken der Herren, welche sich bisher mit der Bestimmung des ungarischen Sprachschatzes befaßt haben, auch nicht die leiseste Spur einer Ahnung dieser Gesetze zu finden ist. Da nun aber an Dankovszky wenigstens, dessen Arbeiten er vorzüglich vor Augen hat, ein Mangel an Fleiß nicht gerügt werden kann; und dessen Wörterbuch wohl eine große Befangenheit der Ansicht und des Urtheils, keineswegs jedoch ein Bestreben, die Wahrheit zu verdrehen, erkennen läßt: so glaubt Ref., daß dieser sein Ausspruch doch etwas zu hart ist. Wir sind weit entfernt, für die Ansichten und Folgerungen Dankovszky's Partei nehmen zu wollen. Andererseits

wollen wir ihm aber deßhalb noch nicht allen Scharfsinn, und seinem Fleiße und seinen Forschungen im Allgemeinen noch nicht allen Werth absprechen, weil er vielleicht nicht Gelegenheit gehabt hat, in seinen Sprachforschungen den Fortschritten der Sprachwissenschaften zu folgen. Wir kennen anderwärtige mehrere, die ungarische Urgeschichte betreffende Untersuchungen Dankovszky's, und bekennen offen, in ihnen so manches Gute und Wahre gefunden zu haben, welches durch ihn zu Tage gefördert worden ist. Eben deßhalb bedauern wir aber auch, daß er sich in seinem Wörterbuche an einen Gegenstand gemacht hat, dem er nicht gewachsen ist, und dadurch nicht bloß selbst in Irrthümer verfiel, sondern auch Andere, die ihm bona fide und im Glauben auf seine Fähigkeit folgten, mit sich zog; Uebelwollenden aber Veranlassung gab, sich auf seine Autorität zu berufen, indem sie mit den Resultaten seiner Forschungen die unwürdigsten und unwahrsten Behauptungen gegen die ungarische Nation in Verbindung setzten; an die er — wir sind davon innig überzeugt — nicht einmal gedacht hat, ja sie kaum als möglich mag geahnt haben.

Der Verf. motivirt sein Urtheil über die bisherigen Forscher des ungarischen Sprachschatzes überhaupt, und über Dankovszky insbesondere, indem er theils einige allgemeine Bemerkungen über das von diesem beobachtete Verfahren macht, theils den materiellen Theil des kritisch-etymologischen Wörterbuches einer scharfen philologischen Prüfung unterzieht. Von seinen Motiven im Einzelnen glauben wir anführen zu müssen:

1) Daß die von Dankovszky zum vorläufigen Beweise seiner Behauptung, wonach die slavischen Wörter allein fast zwei Drittheile des ungarischen Wortschatzes ausmachen, S. 13 des Wörterbuches angeführten 17 kurzen ungarischen Sätze, welche mit den daneben gestellten slavischen ganz gleich klingen und gleiche Bedeutung haben sollen, — abgesehen von der Frage, ob alle in jenen 17 Sätzen als slavisch vorkommenden Wörter dieß auch wirklich sind? in deren Erörterung sich Verf. bloß deßhalb nicht einläßt, um die ohnedieß lange Einleitung des Werkchens nicht noch länger zu machen, — sowohl in der einen, als in der andern Sprache sehr gekünstelt, und (um uns des Ausdruckes des Verf. zu bedienen) verzwickt sind; daß die slavischen Sätze auch dadurch sehr verdächtig werden, daß in ihnen sich Wörter aus allen slavischen Sprachen: der slowakischen, wendischen, polnischen, illyrischen, serbischen, russischen und altböhmischen bunt unter einander geworfen vorfinden, wo man dann wieder gar keinen Grund weiß, warum der slavische Text jener Sätze die Ueberschrift Illyrisch führt; — und daß auch der augenscheinlich

angestrebte noch größere Einklang des Lautes die Beibehaltung des Artikels a' in dem Satze: a' drága báts beteg; — Ow dragi batsa beteg, nicht rechtfertigt, der in allen übrigen weggelassen ist, wo er dem Sprachgesetze gemäß eben auch anzuführen war. Wahrlich es bedarf nur einer äußerst oberflächlichen Kenntniß der ungarischen, oder irgend einer der slavischen Sprachen, um die ganze Bedeutung dieser Zusammenstellung als eine vollkommen nichtige erscheinen zu lassen; wie denn auch Verf. ganz richtig bemerkt, daß man aus ihr in Bezug auf die hier in Frage stehenden Sprachen eben so wenig Folgerungen ziehen kann, wie z. B. aus solchen: Soldaten marschiren zum Kavallerie-Manöver; — Oncle und Tante diniren beim Präsidenten u. dgl., mit denen der Abbé Mazar in Frankreich großes Aufsehen gemacht hat, in Bezug auf den Sprachschatz der Deutschen.

2) Bei Beurtheilung des materiellen Inhalts des Dankovszkyschen Werkes entschloß sich der Verf., um jeden Schein, als ob er nur das ganz auffallend Unrichtige und offenbar bei den Haaren Herbeigezogene beleuchtet, das Richtige aber und Wahre mit Bedacht in Dunkel gelassen, und so nichts weniger als den Geist des Werkes bezeichnet hätte — zu meiden, dem er sich, bei Heraushebung bloß einzelner Wörter aus den verschiedenen Buchstaben ausgesetzt hätte; alle unter A angeführten, als fremd bezeichneten Stammwörter der Reihe nach in die Schau zu nehmen, und darüber sein kritisches Parere zu geben. Er thut dieß S. 36 bis 82. Um den geneigten Leser auf den Standpunkt zu führen, selbst über das Verfahren unseres Vfs. hiebei aburtheilen zu können, erlaubt sich Ref. dieses Parere in Bezug auf einige Wörter hier seinem ganzen Contexte nach wieder zu geben.

Dankovszky hat:

»Adni (gr. δοῦναι, dani sl.) dare, geben«

Hiezu bemerkt nun Klemm:

»Δοῦναι ist der inf. aor. 2. von δίδωμι und dani das part. perf. »pass. von dawatj.«

»Adni ist der praes. inf. von á d, er gibt, welches der Stamm ist.« — »Es ist unmöglich, daß Dankovszky dieses nicht bemerkt habe, da »er die Ableitung a d - á s, das Geben, adó u. s. w. anführt.«

»Adós (Oduzsan, ill.) aere alieno gravatus, schuldig, verschuldet, 2. Debitor, der Schuldner.« Dankovszky.

* * *

»Adó (eigentlich der Geber), aber für adandó stehend, heißt es: »zu gebend, und daher als Hauptwort gebraucht: die Steuer,

»die Abgabe; — führt der Verfasser (d. h. Dankovszky) als Ablei»tung von ád, oder wie er will, — von adni an; und adós bringt er »uns als einen selbstständigen Stamm. — Warum? — Weil sich im Illy»rischen óduzsan findet; folglich eine neue Eroberung für die slavische »Sprache zu machen ist.«

»Aber dieses óduzsan heißt nicht schuldig, nicht verpflich»tet, nicht Abgabenpflichtig u. s. w., sondern bezeichnet das Ge»gentheil von adós, nämlich schuldenfrei! — Es stammt von oduzsi»tise, sich schuldenfrei machen; welches Wort aus od von, und duzsi»tise sich verschulden, zusammengesetzt ist. Schuldig heißt duzsan, »und der Schuldner duzsnik.«

»Es ist zuweilen schwer, eine gemäßigte Feder zu führen.«

Klemm.

»Ám, ámé (ama, serb), siehe da, gewiß.« Dankovszky.

* * *

»Ama heißt im Serbischen aber, allein, sed; — nicht en, »sane, siehe da, gewiß! wie der Verfasser (Dankovszky) angibt. »(Siehe Wuk's Wörterbuch.)« Klemm.

»Ámitani, ámitni (omitani, boh. sl.) defraudare, betrügen, prellen, hintergehen, einem etwas weiß machen, omitati se (boh. sl.) defraudare se, sich betrügen.« Dankovszky.

* * *

»Sonderbar: ám, ámé hat der Magyare vom Serben; und ám»itani vom Böhmen!?

»Omitani, eigentlich ometanji heißt: das Abfegen, Abkehren, von »ometatj. verb. imp. abkehren, abfegen.«

»In dieser Bedeutung findet es sich auch im Russischen: obmetaju, »abkehren, überall abfegen; — im Polnischen: omiatam, omiotam, »abkehren; — im Slavonischen: omiti, abwaschen. — Der Stamm ist »metatj, kehren, fegen; — das Reciproc: ometat sa gebraucht der »Böhme wohl für: sich irren, sich betrügen.«

»Im Magyarischen ist der Stamm ám (sane, gewiß).«

»Es heißt: Einem Versichern, einem etwas als wahr, gewiß »darstellen, in der Absicht ihn zu hintergehen, zu betrügen; daher: Einem »etwas weiß machen.« Klemm.

»Ármás (baramia, ill. haramóts, carn.) miles confiniarius pe»destris, levis armaturae miles, satelles, ein Grenzsoldat zu Fuß, ein »leicht bewaffneter Soldat, Trabant, Haiduck.« Dankovszky.

* * *

»Im Krainerischen kommt bloß hármizhár, der Zöllner, vor; — im »Illyrischen findet sich eben auch keines dieser Wörter. — Aehnlich»keit hat Harambasha, der Anführer. — Siehe Voltiggi.«

»Ármás kenne ich nicht; — wohl aber ármányos, welches Páris»Pápái und Sándor anführen; der Verfasser (Dankovszky) natürlich »nicht; — freilich ist zwischen ármás und baramia immer noch mehr »Aehnlichkeit, als zwischen ármányos und haramóts, aber —«

6

»Ármányos heißt im Magyarischen nicht der Grenzsoldat, Tra»bant u. s. w.; sondern der Räuber, der Störefried, latro, praedo, »nequam; Páris-Pápái, und Sándor.«

»Ganz gut bezeichnet die buchstäbliche Bedeutung des Wortes das »deutsche »Eindringling«. Der Stamm ist ár. (Man vergleiche »übrigens: »Ahrimana, das böse Prinzip der Perser.) Klemm.

»Aty, atya (ot, boh. vide Königinhofer Handschrift, Prag 1829, »197, ata, car., v. ἄττα, graece), pater, der Vater.«

Dankovszky.

* * *

»Obstupui — et vox faucibus haesit!«

»Atya (denn der Magyare sagt nie aty) ist also aus dem Böhmi»schen! Ich möchte doch wissen, ob auch die Chinesen in chin-chei, »welche ihren Vater Tja, ihre Mutter Nja nennen, ihr Tja von den »Böhmen haben, und ihr Nja von den kaukasischen Völkern? Und die »Akkims in Afrika, welche Atya wie die Magyaren Vater, und Anaa »Mutter sagen; der Magyare sagt anya? Das mexikanische Tatli, Va»ter, ist offenbar aus dem böhmischen Tatik; — und das kongische, ombi»sche und surinamisch-saramskische und kreolische Tatta, Tate, Tatame »noch viel mehr; und das tschirekische atotsch in Nordamerika nicht »weniger!!!—« Klemm.

Und auf diese Erörterungen des Vfs., welche wir mit Berücksichtigung ihrer Beziehungen zu Dankovszky's kritisch-etymologischem Wörterbuche hier zusammengefaßt haben, gründet sich auch sein Urtheil, S. 7: daß wenn man mit der slavischen Sprache (in weiterer Bedeutung) in ähnlicher Weise verfahren wollte, in welcher man mit der ungarischen verfahren ist; wenn man die Sprachen aller Völker untersuchte, mit welchen die Slaven in ihren vorgeschichtlichen (wahrscheinlich ebenfalls) asiatischen Ursitzen, und auf ihren späteren Wanderungen und Wohnplätzen in Berührung kamen, und jedes slavische Wort, das eine ferne Aehnlichkeit des Lautes und der Bedeutung mit irgend einem Worte einer nicht slavischen Sprache hat, oder dessen slavische Wurzel nicht sogleich in die Augen springt, als ein fremdes, abgeborgtes bezeichnen wollte; ja wenn man ihr auch nur jene nähme, welche sie mit der deutschen, lateinischen und griechischen Sprache gemein hat; — ihr weit — weit weniger Stammwörter blieben, als die erwähnten Herren der ungarischen lassen. Auch könne man hiegegen nicht sagen, diese Sprachen seien Schwestersprachen, Sprößlinge eines Stammes. Denn soll dieses bloß heißen, wogegen Niemand etwas einwendet, daß diese Sprachen, so weit ihre geschichtlichen Denkmale reichen, immer schon, wenn man sich so ausdrücken darf, einen gemeinsamen Sprachschatz hatten, d. h. daß man in denselben zu aller Zeit, welche die Geschichte in Bezug auf sie erhellt, Wörter von ähnlichem Laute und ähnlicher Bedeutung antrifft:

so hat eine solche Einwendung gar kein Gewicht. Wolle man aber damit behaupten, diese Sprachen seien aus einer und derselben Ursprache entsprungen, sie seien nur verschiedene Formbildungen eines und desselben Urwurzelschatzes, verschieden durch verschiedene klimatische, moralische und politische Einflüsse: so enthalte diese Behauptung zu viel, und somit hier, vermöge der obwaltenden Umstände, um so weniger auch nur irgend Etwas von einiger Bedeutung; da man, um einen vollständigen Beweis dieses schwesterlichen Verwandtschaftsverhältnisses zu liefern, am Ende gezwungen wäre, zu der Sprache des ersten Urmenschenpaares, als der Wurzel und dem Mutterstocke aller Sprachen der Erde, seine Zuflucht zu nehmen; jeder andere Beweis aber, aus gleichlautenden Wörtern von ähnlicher Bedeutung in mehreren Sprachen, durch theilweise Aehnlichkeit der Wortbildung und Fügung u. dgl., wenn er nicht durch anderwärtige historische Beweise unterstützt wird, an sich immer nur höchst unvollständig ist, und höchstens zu Hypothesen zu führen vermag, die durch scharfsinnige und gewandte Combinationen einen Anstrich von mehr oder weniger Wahrscheinlichkeit erhalten können. Im ersten Falle würde auch bewiesen, daß alle Sprachen der Erde Sprößlinge eines und desselben Stammes seien, und also alle gleiche Ansprüche auf jedes Wurzelwort haben; — im zweiten dagegen nur die Folgerung begründet, daß die Völker dieser Sprachen bereits vor, vielleicht, ja wahrscheinlich, lange vor der geschichtlichen Zeit, entweder unmittelbar oder durch Zwischenglieder in Berührung waren, und sich gegenseitig unterstützten und aushalfen. Wobei jedoch ebenfalls nicht bloß der Reichthum des der Sprache jedes dieser Völker eigenthümlichen Wortschatzes, sondern außerdem auch der äußere Einfluß der physischen Natur, und der Einfluß, den die einem oder dem andern jener eigene intellectuelle Uebermacht auch auf die Sprache der übrigen, und zwar namentlich deren Wortbildung und Fügung übt, in Betracht kommen müssen. Hätte Roms Macht bis auf unsere Zeiten gewährt, so gäbe es jetzt höchst wahrscheinlich in ganz Europa und in dem größeren Theile von Asien und Afrika nur eine Sprache, die römische, oder vielmehr eine bestimmte Anzahl auf die angedeutete Weise innigst verwandter lateinischer Schwestersprachen. Und eben so würde es, wenn des großen Joseph Verdeutschungsversuch gelungen, und in neuester Zeit eine Macht mit ihren Plänen vor der Hand nicht gescheitert wäre, vielleicht schon in hundert Jahren nur drei verwandte Sprachstämme in Europa geben: nämlich den deutschen, den slavischen und den neulateinischen; die dann, wenn durch eine plötzliche allgemeine Erdrevolution alle geschichtlichen Denkmale untergingen, von

kommenden Generationen am Ende noch als europäische Ur-Schwestersprachen hätten betrachtet werden können; ohne auch nur eine Ahnung von den alten keltischen und scythischen Sprachen, von den Lehrerinnen Europa's — der griechischen und lateinischen — ja selbst von dem Factum zu haben, daß diese zwei Letzteren die Ammen der germanischen und slavischen Sprachen waren, d. h. sie diese zwar nicht gezeugt haben, wie die neulateinischen mit einer Mutter aus fremdem Stamme; — sie ihnen aber das Wort gegeben und die Lallenden reden gelehrt haben.

Vermöge der Wichtigkeit und bisherigen Bearbeitung des Gegenstandes schien es uns nothwendig, den Inhalt des vorliegenden Werkes hier etwas weitläufiger wiederzugeben, als dieß vielleicht in ähnlichen Fällen gebräuchlich ist. Wir wollten den Leser auf einen Standpunkt versetzen, von dem aus er die Ansichten unseres Verfassers unmittelbar sich veranschaulichen und würdigen könne. Nun können wir uns um so kürzer fassen, da einerseits der kundige Leser nach dem Mitgetheilten wohl im Stande seyn dürfte, ein gründliches und den literarischen Präcedentien entsprechendes Urtheil über das vorliegende Werk aus sich selbst zu schöpfen; andererseits aber der Gegenstand, von dem es eigentlich handelt, der gegenwärtige Standpunkt etymologischer Forschungen über die ungarische Sprache, so beschaffen ist, daß, wie der Sachverhalt jetzt steht, die Akten bei weitem noch nicht geschlossen sind, und die Zeit zur Fällung eines umfassenden und stichhältigen literarischen Endurtheils wohl kaum noch abgesehen werden kann.

Was der Verf. von der historischen Bedeutung der Sprache im Verhältnisse zu den älteren geistigen und selbst politischen Zuständen der Nationen überhaupt, und daher von der Bedeutung sprachlicher Vorstudien bei geschichtlichen Forschungen sagt, enthält viele tiefe Wahrheiten; und Niemand wird wohl bezweifeln, daß die Sprache es ist, in der sich das Volksleben jeder Nation am getreuesten abspiegelt. Bei dem gegenwärtigen Standpunkte der Sprachwissenschaft ist daher auch dem Historiker schon die Sprache bei weitem mehr geworden, als ein verläßliches Mittel zur Bestimmung der Verwandtschaft der Völker, als welches man sie nach langem sprachwissenschaftlichen Ringen endlich erkannt hatte, und vor noch nicht gar langer Zeit von diesem Standpunkte aus allein zu betrachten gewohnt war*). Man

*) »Die Idee, durch Vergleichung der Sprachen die Verwandtschaft »der Völker zu bestimmen, gehört ausschließlich den neueren Ge-»lehrten Europa's an, und wenn diese Idee in einem philosophi-

hat der Sprache auch auf dem Gebiete der Geschichtsforschung eine höhere Bedeutung abgewonnen; und wir stimmen dem Verf. bei, indem er darauf aufmerksam macht, wie jede Seite des Volkslebens in der Sprache einen bleibenden Eindruck zurücklasse; und wie namentlich auch die Berührungen der Völker auf deren Sprachen, zwar je nach dem Grade der Bildung, die sie erreicht haben, verschieden, jedenfalls aber tief einwirken, so daß die Sprache wirklich mit Recht eine der großartigsten Quellen zur Geschichte der Menschheit, wie der einzelnen Nationen genannt werden kann. Und das ist auch der Geist der neueren Sprachforschung, seitdem sie die engen Grenzen der älteren, sich bloß auf Durcharbeitung des Materials der semitischen und classischen Sprachen beschränkenden Philologie durchbrochen, daß sie die Sprache als den Abglanz und Ausdruck der innersten Organisation des Menschengeistes erkannt und nachgewiesen hat, und nun eben so die innersten Beziehungen und die höhere Einheit in den scheinbar so verschiedenen Völkersprachen der Welt zu ergründen sich bestrebt. Auf diesem Wege hat sie sich wirklich der vom Verf. als einer hohen Idee ihrer Bestimmung trefflich geschilderten historischen Bedeutung, neuester Zeit auf eine so überraschende Weise genähert, daß dieß die kühnsten Hoffnungen früherer Zeiten bei weitem überragt.

Natürlich mußte hiebei auch die etymologische Sprachforschung, als eben das am weitesten eingreifende Mittel zur Förderung historischer Studien durch die Sprache, eine ganz andere werden. Es ist bekannt, welche Mißbräuche auf diesem Felde früher begangen worden sind, und wie durch selbe das Zutrauen auf ihre Zuverläßlichkeit im Bereiche der Geschichtsforschung tief erschüttert wurde; ja sie selbst in dieser Eigenschaft vielfach fast in Mißkredit kam. Diese Mißbräuche offen herauszustellen, die Resultate, zu denen *sie* geführt haben, *als solche* aufzugeben und sich von ihnen loszusagen, scheint nun die erste Aufgabe des in dieser Richtung Sprachforschenden zu seyn. Nur so wird eine wohl begründete Ehrenrettung der etymologischen

---

»schen Geiste, und nach besonnenen und wohlbegründeten etymolo»gischen Regeln durchgeführt wird, so muß deren Verfolgung höchst »wichtige Fingerzeige an die Hand geben, und kann zu sehr uner»warteten historischen und antiquarischen Entdeckungen führen. Ein »solches Studium der Sprachen ist ganz analog einem andern Zweige »menschlicher Forschung, dem Studium der Versteinerungen einer »früheren Weltperiode, welches schon jetzt manche früher allgemein »angenommene Hypothese umgestoßen hat, und noch zu manchen »wichtigen Resultaten führen wird.« So Bernhard Schmid: Ueber Sprachen und Völkerverwandtschaft. Halle 1838. S. 5.

Sprachforschung erreicht werden; der Forscher selbst aber auf den seinen Forschungen entsprechenden Standpunkt gelangen, den erst neuerlich der geistliche Rath und Domkapitular in München, Dr. Friedrich Windischmann so trefflich geschildert hat *).

Diese Seite bezüglich der ungarischen Sprache und ihrer etymologischen Durchforschung hat der Verf. in dem vorliegenden Werkchen mit einer Schärfe und Genauigkeit aufgefaßt, und einen großen Theil der hier begangenen Mißbräuche auf eine eindringliche, überzeugende Weise aufgedeckt, die seiner Einsicht und seinem Urtheile Anerkennung erwerben müssen.

Und in der That ist es eben die vom Verf. aufgefaßte Seite, welche im Aergsten lag, wo also eine gründliche Beleuchtung täglich dringender nothwendig wurde.

Es ist Jedermann, der seine Aufmerksamkeit den die ungarische Nation, ihre Sprache und Geschichte betreffenden Studien zugewendet hat, bekannt, mit welch pretentiösen Behauptungen und wunderlichen Zumuthungen slavische Gelehrte in dieser Hinsicht den Ungarn gegenüber aufgetreten sind. Da wurden die Ungarn als eine nomadische Barbarenhorde geschildert, die nicht bloß jede edlere Bildung, sondern selbst die zur Führung des Familienlebens einer gewöhnlichen Oekonomie unumgänglich nothwendigen Handtierungen, Kunstgriffe und Beschäftigungen den slavischen Völkern abgelernt haben. Da wurde die ungarische Sprache als ein ursprünglich armes, rohes, unbehülfliches, ja ungeschlachtes Conglomerat von widerlich klingenden Worten dargestellt, das eine halbwegs erträgliche Haltung und einige Bildungsfähigkeit und höheren Schwung erst durch seine Berührung mit den slavischen Sprachen erlangt habe. Da werden endlich aus dergleichen keck hingestellten Behauptungen Folgegen gezogen, die allerdings eine sehr lebhafte Phantasie dieser Herren beurkunden, die aber Jedem, der die ungarische Nation und auch die Slaven, wenngleich nur einigermaßen kennt, höchst lächerlich erscheinen müssen. An einen Beweis, oder an eine stichhaltige Motivirung solcher Behauptungen war nie zu denken; sondern dieß alles waren mehr oder weniger nackte, oder als solche höchstens durch entstellte Thatsachen oder unge-

*) In der allgemeinen und öffentlichen Sitzung der k. baierischen Akademie der Wissenschaften am 24. August 1844. »Von nun an,« sagte er, »herrscht in der Etymologie und Sprachvergleichung nicht »mehr blinde Willkür. Sprachvergleichung ist nicht mehr ein vom »Zufalle geleitetes Aufhorchen auf Gleichklang, sondern ein Berech»nen nach Lautgesetzen, und so manchem Irrthume der Forscher »noch im Einzelnen ausgesetzt seyn mag, im Ganzen kann doch das »Resultat nicht wohl ein zweifelhaftes seyn.«

schickte Sophismen übel gedeckte Versicherungen. Einer weitläufigeren Auseinandersetzung über sie glauben wir uns daher um so mehr überheben zu können, da die deutsche Literatur von dergleichen Angaben und Ansichten leider überschwemmt ist, deren bis ins Einzelne eingehende Widerlegung innerhalb des beschränkten Raumes dieser Blätter ohnedieß nicht erwartet werden kann, und überdieß auch mit der Tendenz dieses Aufsatzes nicht zusammenfiele. Es genügt ja im Allgemeinen, bei ihnen nur die Motivirung zu untersuchen, wo es dann wahrlich nicht schwer ist, bei den meisten und zwar auch einzeln sowohl die Ungründlichkeit, als auch die Ungegründetheit zu erkennen.

Unserem Verf. aber rechnen wir es zum großen Verdienste, daß er sie vom allgemeineren Standpunkte aus, und gleichsam an der Wurzel angegriffen, und hiedurch zugleich alle daraus erwachsenen Folgerungen widerlegt hat. Denn überall sind etymologische Raisonnements und Sprachcombinationen das letzte Auskunftsmittel, auf welches sich berufen wird. Diese daher aufzuklären, und überhaupt die etymologische Durchforschung der ungarischen Sprache auf eine feste, dem gegenwärtigen Standpunkte der Sprachwissenschaft entsprechende Basis zu begründen, ist jetzt eine der zeitgemäßesten, und in jedwelcher szientifischen Hinsicht wichtigsten Unternehmungen.

Wir bedauern jedoch zugleich, daß dem Werkchen nicht eine mehr positive Bedeutung gegeben wurde. Ueberall sind es nur Rügen, die der Verf. den in einer falschen Richtung befangenen Forschern ertheilt; überall nur die Irrthümer und grundlosen Angaben und Behauptungen Anderer, die er in ihrer Haltlosigkeit nachweist: positiv spricht er sich bezüglich der Art und Weise, wie etymologische Sprachforschungen überhaupt im Interesse der Wissenschaft vorzunehmen seien, so wie bezüglich der ungarischen Sprache und den bei ihrer etymologischen Durchforschung zu beobachtenden Rücksichten und Regeln nirgends bestimmt aus. Es ist wohl nicht zu verkennen, daß der Verf. dieß sich zum Gegenstande jenes Werkes von dem Organismus der Sprache überhaupt und der ungarischen insbesondere auserseben habe, von welchem er spricht, und dem das gegenwärtige Werkchen seinem Haupttheile nach bloß als Anhang hätte beigefügt werden sollen. Indessen ist doch auch nicht zu verkennen, daß die vorherrschend negative Haltung, die er annahm, seinen eigenen Bemerkungen selbst am meisten schadet. Diese sind oft scharfsinnig und neu, und würden bei gehöriger Motivirung als sehr werthvolle Beiträge zu einer wahrhaft wissenschaftlich-etymologischen Durchforschung der ungarischen Sprache gelten können. Wenn man aber im Widerspruche mit den bisherigen Annahmen

in bloßer Versicherungsform liest, daß z. B. das ungarische Wort ablak (Fenster) nicht vom slavischen oblok, sondern von der echt ungarischen Wurzel lak (Wohnort) komme; — daß abrak (Pferdefutter) nicht vom slavischen obrok, sondern von dem ungarischen Zeitworte rakni herstamme; — daß nicht die Ungarn das Wort asztal (Tisch) den Slaven, sondern vielmehr diese jenen abgelernt haben: so wird man wohl dem Scharfsinne des Verf. seine Anerkennung nicht versagen, aber selbst im günstigsten Falle auf dergleichen Ansichten doch nicht mehr Gewicht legen, als auf jene Dankovszky's und anderer Slavisten, die er doch so schlagend widerlegt.

Eben deßhalb möge es uns auch gestattet seyn, den Wunsch nach dem baldmöglichsten Erscheinen jenes Werkes hier auszusprechen. Man hat neuerlich auch im Auslande seine Aufmerksamkeit der ungarischen Sprache zuzuwenden begonnen, und natürlich steht hiermit der Wunsch in Verbindung, die Vorzüge, hervorragendsten Eigenschaften, den eigenthümlichen Werth und die philologische Bedeutung derselben kennen zu lernen. Wenn gleich nun die größte linguistische Autorität unserer Zeit, Mezzofanti, ihrer Bildungsfähigkeit und ihrem melodischen Klange eine sehr bevorziehende Anerkennung zu Theil werden läßt*); so bezieht sich doch das, was er sagte, fast nur auf ihre der Belletristik und Dichtkunst zugewendete Seite. Es ist wohl wahr, daß auch die derartigen Vorzüge einer Sprache durch einen philologisch bedeutenden Adel derselben bedingt sind. Dennoch aber verfolgt der eigentliche Philologe oder Sprachforscher vom Fache bei seinen Untersuchungen einen ganz andern Weg, als der Linguist oder Dichter. Und gerade dieser Seite nach, und namentlich was die etymologische Sprachforschung betrifft, ist verhältnißmäßig in der ungarischen Philologie nur sehr Weniges noch geschehen. Hier kann und — wir sprechen es mit zuversichtsvoller Hoffnung aus — hier wird sich der Verf. noch einen Namen in der Literatur begründen. Möchte er nur nicht lange zaudern, und auf der Bahn, die er auf wahrhaft ausgezeichnete

*) Mezzofanti äußerte sich gegen Dr. Ludwig August Frankl folgendermaßen: »Wissen Sie, welche Sprache ich vor vielen andern, ja »nach der griechischen und italienischen für die bildungsfähigste und »melodiöseste im Versbau halte? — die ungarische. Ich kenne »Gedichte einiger neuen Poeten, die mich durch ihren Wohllaut »überrascht haben. Geben Sie Acht, in dieser Nation wird plötz»lich ein Poeten-Genie aufstrahlen, und das wird meine Ansicht »bestätigen. Die Ungarn scheinen noch ihren Sprach»schatz nicht zu verstehen.« (Mitgetheilt von Dr. Frankl in den Wiener Sonntagsblättern 1844, Nr. 15.)

Weise mit dem vorliegenden Werkchen betrat, rüstigen, zugleich aber auch umsichtigen und bedachten Schrittes vorwärts schreiten.

Dem Dilemma übrigens, womit der Verf. die Verwandtschaft der slavischen Sprachen mit andern, und namentlich, wie es scheint, mit dem indo-germanischen Sprachenstamme auf das bloße zufällige Factum eines gemeinsamen Sprachschatzes ohne alle tiefere Bedeutung zurückzuführen sucht, geben wir — wenigstens in der Form, wie er sein Raisonnement hier vorlegt — nicht unsere unbedingte Beistimmung. Inwiefern ihm jedoch die richtige Bemerkung einer zu großen Leichtfertigkeit bei Annahme von Verwandtschaftsbanden zwischen verschiedenen Sprachen zum Grunde liegt, deren sich so manche neuere Sprachforscher schuldig gemacht haben; — inwiefern dann es auch nicht zu läugnen ist, daß insbesondere die slavischen Sprachen, und zwar ganz vorzüglich ihren älteren historischen Präcedentien nach, noch bei weitem nicht im hinlänglichen Umfange durchforscht worden sind, um hierauf gestützt ein hinlänglich motivirtes Urtheil über so delicate Verhältnisse zu fällen, wie die der inneren Sprachenverwandtschaft sind; — inwiefern endlich auch uns eine Art Paralogismus, oder wenigstens Sprung bei Uebertragung des Begriffes Verwandtschaft, der eigentlich doch nur von den sprechenden Völkern gelten könnte, auf deren Sprachen — unterzulaufen scheint: glauben wir in diesem Raisonnement mehr als das bloße andere Extrem jener angedeuteten Leichtfertigkeit bei Aufstellung und Anerkennung von Verwandtschaftsbeziehungen der Sprachen zu erkennen. Da jedoch dieser Gegenstand schon nicht mehr in der eigentlichen Tendenz des vorliegenden Werkchens liegt, und nur als eine Nebenbemerkung gegeben wird: so begnügen wir uns mit dieser Andeutung; — und ohne die Sache weiter zu verfolgen, erlauben wir uns bloß, das, was der Verf. in dieser Hinsicht sagt, nach unserer eben näher bestimmten Auffassung der Aufmerksamkeit des sprachkundigen Publikums anzuempfehlen. Dr. Gustav Wenzel.

Art. IV. Historical Sketches of statesmen who flourished in the time of George III; to which is added remarks on party, and an appendix; first series, by *Henry Lord Brougham*, F. R. S. and member of the national institute of France. London 1839. Octav. Zwei Theile. I. Theil 403 S., II. Theil 334 S.

Ein ausgezeichnetes Werk des größten der lebenden brittischen Redner und zugleich eines der größten englischen Gelehrten, der sich nicht nur als rhetorischer und politischer, sondern auch

als ethischer und theologischer Schriftsteller einen großen Namen erworben, und der hier nun als historischer mit den Skizzen der Staatsmänner der Zeit Georgs III. auftritt. Die Unbestimmtheit des Titels ist dem weiten Felde, welches der Verfasser in einem halben Hundert lebensbeschreibender Umrisse durchrennt, vollkommen angemessen; denn es sind hier nicht bloß brittische Staatsmänner im engsten Sinne, sondern auch brittische Könige und fremde Herrscher, von europäischen nichtbrittischen Staatsmännern aber nur französische, nämlich nebst Napoleon und Talleyrand auch Mirabeau, Lafayette, Carnot, Necker und auch des letzten Tochter, Frau von Staël, als Staatsmann aufgenommen worden; von nichtfranzösischen europäischen Friedrich, Katharina und Joseph, die Zweiten ihres Namens, und Gustav III.; von außereuropäischen die Amerikaner Charles Carrol, Franklin und Washington, welcher auf den Gipfel dieser Pyramiden staatsmännischer Quadern als der größte Mann des verflossenen und gegenwärtigen Jahrhunderts selbst hoch über Napoleon gestellt wird. Welchen weiten Kreis der Verfasser für sein Werk und für den Begriff eines Staatsmannes gezogen, erhellt daraus, daß er außer den großen englischen Ministern, welche zugleich große Redner waren, auch bloße Redner, Advokaten oder Richter, und sogar zwei Admiräle (Lord S. Vincent und Lord Nelson) aufgenommen hat; die beiden Letzten waren zwar durch ihre Stellung als Flottenbefehlshaber vor Neapel und vor Lissabon in politische Händel mit verflochten, ohne daß denselben (und am wenigsten dem Lord Nelson) deßhalb der Name eines Staatsmannes zuerkannt werden kann; weit eher noch den Rednern im Parlamente, weil sie alle mehr oder minder mit politischen Kenntnissen ausgerüstet, ihrem Talente als das Ziel ihres Ehrgeizes eine Ministerstelle vorgesteckt, die zwar überall, aber vorzüglich in England, staatsmännische angeborne und erworbene Gaben voraussetzt. Wenn der Verfasser so verschiedene öffentliche Charaktere, als Kaiser, Könige, Advokaten und Admiräle, in dem weit umfassenden Bereiche seines Werkes aufgenommen, so ist er doch weit entfernt davon, in den Einzelnen militärische oder rednerische Talente mit politischen zu vermengen, und unterscheidet, selbst bei den Rednern, haarscharf nach ihren Gaben und Leistungen die Stufe, die sie auf der Leiter großer Redner anzusprechen berechtigt sind. Auf der höchsten Sprosse dieser Leiter erscheint immer, wenn er sich auch nicht selbst ausdrücklich hinaufsetzt, Lord Brougham, und der Platz ist wenigstens für ihn offen gehalten; vielleicht nimmt ihm denselben im Urtheile der Nachwelt ein anderer, wie z. B. Shiel, weg, aber immer

wird er den Ehrenplatz eines großen Redners mehr als den eines großen Staatsmannes behaupten können, da es bei diesem noch mehr auf Charakter als auf Talent ankömmt, und Lord Brougham (wie allbekannt) es durch seine Charakterlosigkeit mit allen Parteien verdorben hat. Vielleicht findet auch er einen Lobredner, der ihm eben so parteiisch, als er den Männern seiner politischen Meinung, rhetorisches Lob mit vollen Händen spendet; wahrscheinlicher aber ist es, daß ihm das strenge Urtheil, womit er Gegner, und besonders Könige, zersetzt, von einem unparteiischeren Richter, als er selbst, vergolten werden wird. Der Titel von historischen Skizzen läßt geschichtliche Umrisse erwarten, mit historischer Unparteilichkeit in einfachem historischen Style geschrieben; statt deren findet man hier nur höchst parteiische rhetorische Ausarbeitungen von Charaktergemälden und glänzenden biographischen Bruchstücken im höchsten oratorischen Schmucke. Wenn die Zusammenstellung der Skizzen Lord Brougham's mit den Walhallagenossen König Ludwig's nicht als ein Mangel an Ehrfurcht hätte gedeutet werden können, würden wir recht gerne beide zugleich in einem und demselben Artikel angezeigt, und eine Parallele zwischen den Werken Beider gezogen haben; es hätte sich dann daraus ergeben, wie hoch die Walhallagenossen an Gesinnung und Wahrheit, und folglich an historischem Werthe, über diesen sogenannten historischen Skizzen stehen, wenn gleich diese mit dem höchsten Zauber der Beredsamkeit und des Styles angethan. Lord Brougham ist wenigstens in so weit geschichtlich, daß er, wie der Verfasser der Walhallagenossen, in seinen weiten Rahmen auch nur Verstorbene aufnimmt (von Lebenden wahre Geschichte zu schreiben ist unmöglich), aber sie umfassen nur ein halbes Jahrhundert aus dem Ende des verflossenen und dem Beginne des laufenden, während Walhalla's Genossen den weiten Umkreis von achtzehn Jahrhunderten deutschen Ruhmes durchlaufen. Die historischen Skizzen sind Bruchstücke von Lob- oder Schimpfreden auf berühmte Staatsmänner oder Nichtstaatsmänner (auch Horne Tooke figurirt unter jenen), und reine Invectiven wider Herrscher, Britten oder Nichtbritten, bei den Königen und Kaisern lauter Schatten mit gänzlicher Abwesenheit des Lichtes oder höchst sparsamer Anwendung desselben, so weit es zu Rembrandt's und Höllenbreughel's erklecklich; Walhalla's Genossen hingegen liefern Steininschriften auf die Gräber großer und berühmter deutscher Männer und Frauen, ihre lobenswerthen Thaten und Eigenschaften heraushebend, ohne jedoch die schlimmen (selbst nicht bei Herrschern) zu verschweigen. An der Spitze der beiden Bände Lord Br.'s stehen die beiden brittischen Könige Georg III. und Georg IV.; den ersten Band

schließen von nichtbrittischen Herrschern Friedrich II., Gustav III., Kaiser Joseph und die Kaiserin Katharina, den zweiten Napoleon in Parallele mit Washington gestellt. Wir wollen daher auch zuerst von diesen sieben Herrschern, dann von den großen Staatsmännern und Ministern, den großen Rednern im Parlamente, auf dem Wollsacke, an der Schranke oder auf der Bank, d. i. Kanzler, Advokaten oder Richtern, dann von den gar nicht zu den Staatsmännern gehörigen Admirälen und Schriftstellern, und endlich von den französischen Staatsmännern des Kaiserreichs und denen amerikanischer Freiheit sprechen.

Trotz alles Tadels, welchen L. Br. auf Georg III., oder vielmehr auf die Männer, welche mit dessen Erziehung betraut waren, wegen Vernachläßigung derselben, und auf ihn selbst wegen der Hartnäckigkeit wirft, womit er die amerikanische Revolution anfeindete, und dem Lord Chatam als dem Haupte der liberalen Opposition wenig geneigt war, erscheint dieser König in der kurzen ihm gewidmeten Lebensskizze vielmehr in sehr vortheilhaftem monarchischen Lichte, und selbst L. Br. muß außer der Gerechtigkeit, die er dessen häuslichen Tugenden widerfahren läßt, und nachdem er dessen Benehmen gegen Lord Chatam, während die amerikanische Frage auf dem Tapet, scharf getadelt, die liebevolle Großmuth anerkennen, mit welcher der König die Dienste Lord North's, der ihm der liebste seiner Diener, belohnte. Als dieser dem Könige vorschlug, L. Chatam's Pension auf seinen jüngeren Sohn William Pitt zu übertragen, antwortete ihm der König: »Er sei ferne davon zu wollen, daß die Familie L. »Chatam's für das Benehmen ihres Vaters leide, er wolle aber »nicht eher etwas für ihn thun, als bis derselbe gänzlich un»fähig, weiter auf der Bühne des öffentlichen Lebens zu erschei»nen (damit die Gewährung der Gnade nicht als Furcht ausge»legt werden möge); nicht eher etwas für ihn thun, als bis durch »Hinfälligkeit oder durch den Tod ihm als einer Trompete der »Empörung der Mund geschlossen werde; dann würde er ohne »Schwierigkeit dem Sohne an des Vaters Statt die Pension von »runden dreitausend Pfund Sterling gewähren.« Diesen Ausdruck ganz natürlicher Gesinnung eines Königs, der seiner Großmuth nicht eher freien Lauf lassen will, als bis der Beweis derselben nicht als Furcht ausgelegt werden könne, brandmarkt L. Br. als das wahre Gefühl eines Wilden (truly savage feelings); doch vertheidigt er den König darüber, daß er nicht nur de jure, sondern auch de facto König seyn wollte.

»Die Frage ist: hält der König Englands ein wirkliches oder ein bloßes Titularamt? ist er nur eine Form oder eine wesentliche Macht in

unserer gemischten und gegen einander abgewogenen Verfassung? Einige behaupten, ja es ist sogar unter gewissen Autoritäten nicht geringen Ranges eine vorherrschende Meinung, daß der Souverain nach der Wahl seiner Minister denselben die ganze vollziehende Macht übergibt; sie behandeln ihn, als wenn er für zeitweiligen Gebrauch mit der Erhaltung eines zufälligen Besitzthumes betraut, oder als ob er ein provisorischer Bestellter wäre, um das Eigenthum eines Bankerotten für Einen Tag zu behalten, und dann sich des Besitzes des Gutes durch Einantwortung an einen Anderen zu entäußern; sie gestehen der Krone nur die einzige Macht der Ministerwahl, und selbst diese nur unter der Controlle des Parlaments zu, sie setzen den König zu einem bloßen Staatsprunke und zu einer noch größeren Nulle herunter, als eine der Constitutionen des Abbé Sieyes, welcher einen Großbeamten ohne andere Macht, als Aemter zu verleihen, vorschlug, worauf Napoleon, damals erster Consul, dem der Vorschlag gemacht wurde, fragte, ob es ihm wohl anstände: d'être fait un cochon à l'engrais à la somme de trois millions par an? Das englische Thier, nach der Lehre der Whigs, entspricht vielmehr dieser etwas groben Schilderung; denn des Abbé Plan gab seinem königlichen Thiere eine wesentliche Stimme in der Austheilung des Patronats, während unser Löwe nur das Vorrecht hätte, wen immer das Parlament wählte, zu ernennen und sein königliches Futter ruhig zu verzehren. Mit aller möglichen Bereitwilligkeit zum Wunsche, daß das königliche Vorrecht beschränkt werde, und der Wille der Nation ihre Geschäfte regiere, können wir diese Theorie einer Monarchie keineswegs verstehen: sie gibt entweder der Krone viel zu großes Einkommen, oder viel zu kleine Macht. Jährlich eine Million und mehr für einen bloßen Namen zu zahlen, scheint eine absurde Ausschweifung. Sich das Ansehen zu geben, unter königlicher Regierung zu leben, und dennoch keine königliche Macht dulden zu wollen, scheint eine ausschweifende Absurdität; ganz gewiß liegt der Sinn der Aufstellung eines Souverain's darin, daß in der Verwaltung öffentlicher Geschäfte seine Stimme gehört und sein Einfluß gefühlt werde.«

Wir geben dieser unumwundenen Erklärung monarchischer Gesinnung unsern vollen Beifall, und wünschten nur, daß dieselbe nicht im Widerspruche mit den republikanischen Gesinnungen wäre, die sich in andern Stellen des Buches Luft machen; es scheint fast, L. Br. trete gleich anfangs als Vertheidiger größeren Umfanges der Macht des constitutionellen Königs bloß im Gegensatze auf mit seinen alten Parteigenossen, den Whigs, von deren Lager er in das der Tories übergegangen. — Bei weitem nicht so gut als sein Vater kommt Georg IV. weg, der in einem 52 Seiten langen Artikel den zweiten Band eröffnet, und nicht nur als der herzloseste Schwelger, sondern auch in Bezug auf sein Benehmen gegen seine Gemahlin, vom Brautaltare an bis zu dem berüchtigten Scheidungs-Prozesse der Königin (deren wärmster Vertheidiger L. Br. war), dann auf sein Benehmen gegen Lady Fitzherbert und seine Freunde mit den schwärzesten Farben geschildert, während das bekannte unregelmäßige Leben der Prinzessin, nachmaligen Königin Caroline, einzig der Ver-

nachläßigung und Mißhandlung von Seite ihres Gemahls zugeschrieben wird. Solchem Benehmen entgegen gehalten, erscheint Georg's IV. Anspruch, der erste Gentleman seiner Zeit zu heißen, freilich im grellsten Widerspruche; in Bezug aber auf die Königin Caroline tritt L. Br. hier keineswegs als unparteiischer Geschichtschreiber auf, sondern bleibt in der Rolle ihres Advokaten stehen; es gibt keinen schneidenderen Gegensatz, als zwischen der Art und Weise, wie hier der Königin Fehltritte geläugnet oder verschleiert, und zwischen dem Artikel Katharina's II. (welcher den Schluß des ersten Bandes bildet), worin die Schattenseiten der großen Herrscherin auf das Schonungsloseste ans Licht gezogen werden, nachdem L. Br. Gustav III. und hear! hear! Joseph II. »als die zwei männlichen Verschwörer gegen die Frei»heiten der Menschheit, die Rechte der Völker und den Frieden »der Welt mit weit milderen Farben als die natürliche Tinte »ihres Verbrechens!!! gemalt: it remains that the most profli»gate of the three should be portrayed, and she a woman!« Friedrich's und Joseph's II. Umrisse sind eben so einseitig und gehässig, nur mit dem Unterschiede zwischen beiden, daß wider die Wahrheit des kalten Egoismus Friedrichs, der Undankbarkeit desselben gegen die Familie des für ihn hingerichteten De Catt, der Härte gegen seinen Bruder Wilhelm August und der herrischen Behandlung seiner innigsten Gesellschafter und Tischgenossen, so viel wir wissen, nichts einzuwenden und auch selbst in preußischen Blättern bei der Anzeige des vorliegenden Werkes nichts eingewendet worden; hingegen in der Schilderung Kaiser Joseph's L. Br. sich nicht nur gehässige Entstellung, sondern auch offenbare Unwahrheit zu Schulden kommen läßt; so z. B. weiß Jedermann, daß Kaiser Joseph, als er eines Tages auf einer Reise durch Mähren in der Nähe von Austerlitz einen Bauer pflügen sah, den Postillion still halten ließ, ausstieg und selbst ein Paar Furchen pflügte; sei es bloß aus Neugierde, um die schwere Arbeit des Bauers selbst zu versuchen, sei es wirklich in der Absicht, um hiedurch den Stand des Landmannes zu ehren; geschah es in dieser Absicht, so geschah es doch ohne alle Vorbereitung und Vorbedacht, zufällig auf der Reise und keineswegs, wie L. Br. es darstellt, als ein zur Nachahmung des chinesischen Kaisers unternommener Staatsact, und noch dazu im Mailändischen!! »wo ein Denkmal zur Verewigung dieser fürstlichen Thorheit (princely folly) errichtet ward.« Mit dieser Stelle hat L. Br. seiner historischen Lügenhaftigkeit und rhetorischen Thorheit selbst ein Denkmal gesetzt. Die Richtigkeit der Darstellung und Ansicht dieser Thatsache ist das Seitenstück zu dem oben erwähnten Urtheile über Kaiser Joseph als einen der drei

Verschwörer wider die Freiheiten der Menschheit, die Rechte der Völker und den Frieden der Welt. Wie Kaiser Joseph, der große Menschenfreund, dazu kommt, von L. Br., dem rhetorischen Büttel, als ein solcher Verschwörer gebrandmarkt zu werden, ist selbst aus der gegebenen Skizze nicht zu ersehen, während bei Gustav III. wenigstens in der gewaltsamen Aufhebung des Senats der Grund von L. Br's Anklage kundbar; er lobt Gustav's persönliche Eigenschaften und Kenntnisse, und beruft sich auf das Zeugniß des englischen Gesandten Sir Robert Liston, als eines Mannes, der viele Höfe und fast alle Herrscher seiner Zeit gesehen: daß Gustav III. der Einzige derselben in Gesellschaft für einen gescheiten und fündigen (clever) Mann gegolten hätte, wenn er auch als Unterthan geboren worden wäre; er zieht daraus eine Sittenlehre für Staatsmänner über den Werth der Gaben, die sie am meisten zu schätzen gewohnt, und der Talente, die sie am liebsten ausbilden; dann über die Nutzlosigkeit schöner Gaben und Eigenschaften, wenn nicht mit guten Grundsätzen und rechtschaffenen Gesinnungen verbunden. — Von Napoleon, der mit Washington unter Einem Artikel zusammengestellt ist, heißt es, nach dem seinen großen Eigenschaften als Staatsmann und Feldherr ertheilten gerechten Lobe:

»Mit diesen großen Eigenschaften des Willens, dem höchsten Muthe, dem leichtesten und schnellsten Entschlusse, der festesten Beharrung in seinem Vorsatze, der gänzlichen Widmung aller seiner Energien für sein Ziel; mit den gleich glänzenden Fähigkeiten des Verstandes, durch welchen sein fester Wille wirkte; mit der klarsten und schnellsten Auffassung, der Macht angestrengter Bemühung (intense application), der Fähigkeit vollkommener Abziehung von allen unterbrechenden Ideen, der vollkommenen und augenblicklichen Uebersicht aller Schwierigkeiten (sei es nur auf einer Seite, sei es in Fernsicht), der anschauendsten Menschenkenntniß und der Macht des Geistes und der Zunge, den Willen der Andern nach seinem zu modeln, — mit diesen Eigenschaften, welche den von gemeinen Seelen am höchsten geachteten Charakter Napoleon's bilden, muß seine Lobrede schließen. Er war ein Eroberer; — er war ein Tyrann; um seinen Ehrgeiz zu befriedigen, um seinen Durst nach Macht zu stillen, um seine Herrscherlust, die durch keine Eroberung gesättiget werden konnte, zu ermüden, trat er die Freiheit unter die Füße, während seine Hand dieselbe zu sicherer Stätte hätte erheben können, und er wickelte die Welt in Flammen ein, welche das Blut von Millionen allein auslöschen konnte. Durch diese Leidenschaften ward ein ursprünglich nicht unfreundliches Gemüth verderbt und entstaltet, bis menschliches Elend dasselbe zu rühren aufhörte, bis Rechtlichkeit und Wahrheit, Mitleid und der Sinn für alle Pflichten gegen Gott und die Menschen den einem einzigen und selbstischen Zwecke ganz Ergebenen verlassen hatten (Tantas animi virtutes ingentia vitia aequabant; inhumana crudelitas; perfidia plus quam punica; nihil veri, nihil sancti, nullus Deûm metus, nullum jusjurandum, nulla religio. Livius XXI). Enghien's Tod, Wright's grausame Leiden, Pichegrü's geheimnißvolles

Ende, Toussaint's Folter, sind alle als Flecken seines Ruhms hervorgehoben worden, weil die Lebensschicksale von Individuen dem Geiste als ein bestimmterer Gegenstand vorschwebend, unsere Einbildungskraft beschäftigen und unser Gefühl mehr erregen, als Elend in großen Massen weniger deutlich aufgefaßt; aber vor dem Auge ruhiger Ueberlegung ist die Erklärung eines nicht zu rechtfertigenden Krieges, oder das Verharren in demselben länger als einen Tag nothwendig, ein mehr erschwerender Gegenstand von Betrachtung, setzt eine verderblichere Gemüthsstimmung für die Welt voraus, und ruft zu strenger tadelndem Vorwurfe auf.«

In der Note gibt sich L. Br. die sehr fruchtlose Mühe, den Gefangenenmord zu Jaffa als eine bestrittene Frage in Zweifel zu ziehen; Rec. hat schon mehr als einmal: in den topographischen Ansichten, in der osmanischen Geschichte und in diesen Jahrbüchern gedruckt, und wiederholt es hier: daß er während seines achttägigen Aufenthaltes zu Jaffa die Augenzeugen des Mordes der viertausend Gefangenen im Jahre darnach abgehört, daß er zwischen den Raubvögeln, welche von den ihres Fleisches noch nicht ganz entblößten Gebeinen der Erschlagenen aufflogen, über diese gewandelt, dann die mit ihrem Blute bespritzten Felsen am Gestade des Meeres gesehen hat: medio campi albentia ossa ut fugerant ut restiterant disjecta vel aggerata (Tacit. I. 61.).

Von den brittischen großen Staatsmännern aus der zweiten Hälfte des verflossenen Jahrhunderts und dem Beginne des laufenden, erhebt sich hier ein Dutzend kolossaler Standbilder aus den beiden Parteien der Whigs und der Tories; auf der Seite der ersten Lord Chatam, der Vater Pitt's, Fox, Sheridan, Erskine; auf der Seite der zweiten Pitt mit der ganzen Sternengruppe seines Gefolges: Lord Grenville, Windham, Dundas, Canning, dann von seinen Vorgängern Lord North und von seinen Nachfolgern die Lords Castlereagh und Liverpool, endlich Perceval und Tierny; der größte von Allen bei weitem Lord Chatam, der auch im ersten Bande unmittelbar nach Georg III. die Reihe dieser Großen und Berühmten anführt; der ihm gewidmete längere Artikel ist die Krone aller im vorliegenden Werke gegebenen Skizzen, durch gerechte und fast durchaus unparteiische Würdigung der großen Eigenschaften des Geistes und des Charakters Lord Chatam's*):

»Die erste Stelle unter den großen Eigenschaften, wodurch Lord Chatam ausgezeichnet, gebührt unstreitig der Festigkeit seiner Vorsätze

*) Wie einseitig und unvollkommen dennoch L. Br's. Skizze, erhellt am besten aus der Vergleichung derselben mit der musterhaften Biographie Lord Chatam's von Vieil Castel in der Revue des deux mondes. T. V, im Märzhefte von 1844.

und der entschlossenen Bestimmtheit in Verfolgung seiner Gegenstände. Dieß war das Charakteristische des jüngeren Brutus, der, wie er sagte, sein Leben sparte, um durch eigene Hand zu fallen. Quidquid vult id valde vult, und wiewohl solche Willensstärke leicht das Maß überschreitet, so muß doch zugegeben werden, daß dieselbe die wahre Grundfeste aller Charaktergröße; alles hängt von deu Gaben ab, womit diese Willensstärke verbunden; und in L. Chatam waren diese vom höchsten Range. Die Schnelligkeit, mit welcher er sich seines Gegenstandes vergewisserte, und den dazu führenden Weg entdeckte, war ganz von gleichem Maße, wie seine Ausdauer und Kühnheit in Verfolgung derselben; der Festigkeit, mit welcher er den ergriffenen Vortheil in seiner Hand hielt, war die Schnelligkeit des Blickes gleich, womit er denselben entdeckte. Dazu ein in Aushilfsmitteln vorzüglich fruchtbarer Geist; ein Muth, den nichts von der Wahl seiner Mittel abschrecken konnte; ein in seiner Ausführung eben so unzähmbarer Entschluß; kurz ein ursprünglicher und wagender Genius, der über die von gewöhnlichen Menschen erhobenen kleinen Hindernisse kühn hinwegsetzte, — hinweg über ihre vornehme Ekelhaftigkeit (squeamishness) und ihre Vorakten, und ihre Formen und ihre Regelmäßigkeiten — und der seinen Pfad durch die Verwicklungen dieses niedrigen Unterholzes durchführte zu dem stets im Auge behaltenen würdigen Ziele, nämlich zu dem Wohle und dem Ruhme seines Landes. Weit erhaben über die kleinlichen Gegenstände kriechenden Ehrgeizes, und ohne Rücksicht für Partei und persönliche Betrachtungen, stellte er sich stets als die höchste Pflicht eines öffentlichen Mannes, die Beförderung der Interessen des Menschengeschlechtes vor Augen. Seinen Lauf nach diesem Ziele verfolgend, achtete er eben so wenig auf die gerunzelten Augenbrauen der Macht, als auf die Winde des Volksbeifalles, setzte sich unerschrocken der Rache des Hofes aus, indem er gegen das Verderbniß desselben ankämpfte, und begegnete den härtesten Stößen öffentlichen Unwillens mit unerschrockener Stirne, indem er den Einstreuungen verderblicher Aufwiegler *) widerstand, und gewissenhaft mit einem erlauchten Staatsmanne des Alterthums ausrufen konnte: Ego hoc animo semper fui ut invidiam virtute partam gloriam non invidiam putarem!«

L. Br. schildert dann das allgemeine Vertrauen, das der Beginn von Lord Chatam's Ministerium in jeder Brust erweckte, aber auch die Hindernisse, die ihm bei Hofe und bei seinen durch seine Ueberlegenheit gedemüthigten Amtsgenossen, durch seinen unbeugsamen Geist, seine Verachtung gewöhnlicher Menschen, und Vernachläßigung alltäglicher Geschäfte in Downingstreet und S. James erweckten; dann spricht sich L. Br. über das wahre Merkmal des großen Mannes folgendermaßen aus:

»Das wahre Probezeichen (test) des großen Mannes, — das wenigstens, welches ihm eine Stelle in den höchsten Reihen großer Männer sichern muß, — ist, daß er seiner Zeit voraus gewesen. Dieß entscheidet, ob er die großen Plane menschlicher Verbesserung vorwärts geführt, oder nicht, ob er seine Ansichten und sein Benehmen den bestehenden Umständen der Gesellschaft angepaßt, oder diese verbessert; ob er ein Licht der

*) The dictates of pernicious agitators.

Welt gewesen, oder ob er die erborgten Strahlen voriger großer Lichter bloß zurückgeworfen, oder aber im selben Schatten mit seinen übrigen Zeitgenossen, in derselben Morgen- oder Abenddämmerung gesessen.«

Nach diesem Maßstabe (test) spricht L. Br. dem jüngeren Pitt, dem Sohne Lord Chatam's, den Anspruch auf den höchsten Rang eines großen Mannes ab, erkennt diesen aber dem Vater desselben zu. Nachdem er ihn als Staatsmann gewürdigt, beurtheilt er ihn als Redner und Menschen; von L. Ch's. Reden, deren Wirkung wunderbar gewesen, ist aber eben so wenig, als von denen des Pericles, Julius Cäsar und L. Bolingbroke übrig; einige Proben derselben werden jedoch mitgetheilt. Eine der stärksten ist die aus seiner Rede über die Begebenheit der Falklandsinsel ausgehobene Stelle, in welcher er die Thronrede geradezu der Lüge zieh:

»Nimmer ward eine mehr gehässige und schändlichere Unwahrheit einem großen Volke aufgebunden; eine Herabsetzung für den König, eine Unbild für das Parlament; Se. Majestät ward berathen, eine absolute Unwahrheit zu bekräftigen; Mylord's, ich bitte um Ihre Aufmerksamkeit, und ich hoffe verstanden zu werden, wenn ich wiederhole, daß dieß eine absolute und handgreifliche Unwahrheit.«

L. Br. bemerkt, daß heutzutage solche Sprache »vor den seidenen Baronen« und »den vornehm ekelen Commons«, wie L. Chatam das Ober- und Unterhaus bezeichnete, für grob und gemein gelten würde; er hätte aber auch bemerken können, daß diese offene Sprache für die Freimüthigkeit und Wahrheitsliebe L. Ch's. ein eben so ehrenvolles Zeugniß, als es der Gerechtigkeit und Großmuth des Königs Ehre macht, dem Redner dieß nicht nachgetragen, und ihn, nachdem er vom Ministerium abgetreten, noch mit Wohlthaten überhäuft zu haben. Eines seiner berühmtesten Epiphoneme ist das, womit die Rede für die Zurücknahme der Boston-, Ports- und Massachusettsbay-Bills schloß:

»Ich will nicht sagen, daß, wenn die Minister fortfahren, den König zu mißleiten, sie die Zuneigungen seiner Unterthanen der Krone entfremden können, aber ich will bekräftigen, daß sie die Krone des Tragens nicht werth machen werden. Ich will nicht sagen, daß der König verrathen, aber ich will erklären, daß das Königreich zu Grunde gerichtet ist.«

Als Privatmann war er in jeder Hinsicht musterhaft und liebenswürdig; er ergötzte sich an Poesie und anderer leichter Lectüre, liebte Musik und das Land, und hatte vorzüglich Geschmack für Gartenanlagen; mit den lateinischen Klassikern vertraut, scheint er mit den griechischen nicht bekannt gewesen zu seyn. L. Br. tadelt (nach unserem Urtheile sehr mit Unrecht) den Ausdruck seiner Dankbarkeit gegen Georg III., welche ihm doch

nicht mindere Ehre macht, als diesem seine Großmuth gegen einen Minister, den er fürchtete und haßte, welchen er aber, nachdem er das große Siegel aufgegeben, liebreich behandelte und zum Pair erhob:

»L. Chatam's Popularität«, bemerkt L. Br. zum Schlusse seiner Skizze, »die schon durch seine Pension gestrandet, ward hernach vernichtet durch seine Pairschaft.«

Wir bemerken hiezu, daß nicht allein der König großmüthig und freigebig die großen Verdienste Lord Chatam's anerkannte, sondern daß ihm die Lady Marlborough in ihrem Testamente zehntausend Pfund Sterling, Sir William Pyment sein ganzes Vermögen von zweitausend Pfund Sterling hinterließ. Eine großartige Anerkennung politischer Verdienste durch Erbschaft, welche seit der Römerzeit nur in England Nachahmung gefunden, wie denn z. B. der Herzog von Bedford seinem politischen Freunde Fox viertausend Pfund Sterling jährlicher Einkünfte vermacht hat. In minder glänzendem Lichte, als der große Lord Chatam, erscheint dessen großer Sohn, William Pitt, in L. Br's. rhetorischem Zauberspiegel. Er belastet ihn mit der schweren Verantwortlichkeit des französischen Krieges und der Nichtunterstützung der Sklavenbefreiung und katholischen Frage, läßt aber doch seinem Privatcharakter, besonders seiner ausgezeichneten Wahrheitsliebe, die mit dem großen Talente des Redners und Staatsmannes vom Vater auf den Sohn fortgeerbt, volle Gerechtigkeit widerfahren:

»Im Privatleben war er sehr liebenswürdig, seine Lebensgeister waren natürlich aufwallend und sogar scherzhaft; seine Wahrheitsliebe gewissenhaft genau; seine Rechtlichkeit unbefleckt; und wiewohl er durch seine Stellung von den meisten Verhältnissen häuslichen Lebens abgeschnitten, so war er doch als Sohn und Bruder musterhaft, und kein Mensch ist wärmer geliebt und aufrichtiger betrauert worden von seinen Freunden.«

Rec. fügt hier eine von L. B. nicht berührte und doch sowohl für Pitt's Privatwirthschaft, als für die Großartigkeit britischen Sinnes charakteristische, nicht allgemein bekannte Thatsache bei, daß nämlich L. Keith aus Erkenntlichkeit dafür, daß ihm Pitt während des ganzen französischen Krieges den Oberbefehl der Flotten im atlantischen Meere gelassen, im J. 1801, als sich Rec. zu London befand, die Schulden Pitt's mit vierzigtausend Pfund Sterling bezahlte. — Auf L. Chatam folgt bei L. Br. nicht Pitt, sondern Lord North, der beliebteste Minister Georgs III. Ausgezeichnet durch seine unverwüstliche gute Laune, unerschütterliche Kaltblütigkeit und nicht selten schlagenden Witz; oft, wenn seine Gegner am heftigsten deklamirten, schlief er fest,

oder stellte sich wenigstens so. Ein heftiger Redner hatte eben laut den Kopf des Ministers begehrt und klagte ihn an, daß er zu schlafen fähig, während er das Reich zu Grunde richtete. L. North klagte bloß in seiner Antwort, wie grausam es sei, ihm einen Trost zu versagen, dessen andere Verbrecher so oft genössen, nämlich noch eine Nacht vor ihrer Hinrichtung schlafen zu können; einem andern Redner von weit minderem Talente, der ihn seines Schlafes willen im Parlamente hergenommen, antwortete er, es wäre etwas ungerecht, daß der Gentleman sich über ihn beklagte, die Arznei eingenommen zu haben, die er so reichlich ausspende. Rec., welcher außer der Frau von Staël und dem Fürsten Talleyrand während seines Aufenthaltes in England zwar nicht mehr den L. North, aber ein halbes Dutzend der von L. Br. fürgewählten englischen Staatsmänner (Pitt, Windham, Wilberforce, Canning, Lord Castlereagh, L. Liverpool) persönlich gekannt und gesprochen, ist in dem Falle, den beiden obigen von L. Br. erzählten Anekdoten parlamentarischen Schlafes noch eine dritte beizufügen. L. North, das vorgesenkte Haupt auf die Arme gestützt, schien aufs tiefste zu schlafen, als ein Redner bei der Anführung eines klassischen Verses ein Wort mit falscher Quantität aussprach; der klassische Schläfer erhob sogleich das Haupt und wiederholte bloß das lateinische Wort mit seiner richtigen Betonung. Den amerikanischen Krieg schuldigt ihm L. Br. als den größten Flecken seines Rufes an, bringt aber zugleich ähnliches Benehmen Pitt's in dem französischen Kriege und der katholischen Frage bei, wodurch aber Keiner von beiden gerechtfertiget wird. Die beiden Steuermänner, auf die sich, laut Gibbon, das Staatsschiff unter dem Ministerium L. North's verließ, waren die Rechtsgelehrten Lord Loughborough und Lord Thurlow:

»Der Charakter L. Loughborough's stand bei weitem weniger hoch in der Eigenschaft eines Richters, als in den beiden Eigenschaften eines erörternden Rechtsgelehrten (debater) im Parlament und eines Advokaten vor den Schranken; seine Entscheidungen beweisen wenig für die Gelehrsamkeit seines Standes, und zeigen eben nicht einen gesetzmäßigen Bau seines Verstandes; sie sind oft merkwürdig genug durch klare und sogar glückliche Auseinandersetzung (statement), aber in eng geschlossener Beweisführung und in tiefem Wissen sind sie augenscheinlich mangelhaft.«

Dieß ist eines der strengen kritischen Urtheile, welche L. Br. über alle Redner verhängt, und hiedurch den Ruhm von Allen bedingt und schmälert, um desto größeren Raum für die höchste Stelle des größten Redners zu lassen, die er augenscheinlich, wenn gleich stillschweigend, für sich selbst offen behält. Noch schlimmer kommt L. Thurlow weg:

»Von einem Charakter, der so mangelhaft in den wesentlichen Eigenschaften (sterling qualities), welche dem Staatsmanne Anspruch auf Vertrauen und Ehrfurcht, oder dem Redner auf Bewunderung geben, kann nicht behauptet werden, daß er den Mangel seiner Forderungen an öffentliche Gunst durch gültigen Anspruch auf Hochachtung oder Zuneigung als Privatmann ersetzt habe; er war so ferne davon, besser scheinen zu wollen als er war, daß man fast von ihm sagen konnte, daß er wie der Regent Orleans, den schlechten Vorzug, schlechter zu seyn, ansprach: Encore est-il fanfaron des vices qu'il n'a pas.«

Diesen zwei politischen Handlangern L. North's werden (als Staatsmännern) die Gesetzgelehrten Lord Mansfield (erst Solicitor und Attorney General, und dann Chief Justice) und Lord Chief Justice Gibbs angereiht:

»Lord Mansfield's Kräfte als ein Advokat waren groß, wiewohl nicht vom ersten Range; an Manieren, die er so sehr studirte, daß ihn Pope eines Tages bei dessen Einübungen vor dem Spiegel überraschte, — an Wohlklang der Stimme, die ihres Gleichen fast in der Natur nicht hatte, — an Klarheit und Geschicklichkeit der Auseinandersetzung (statement), die er so fleißig ausarbeitete, daß man seine Geschichtserzählung der Beweisführung Anderer vorzog; — an Vorsicht und Diskretion, die dem so nothwendig, der als Sachwalter die Interessen seines Klienten vertritt; — an Kenntniß genauer, so weit sie ging, wenn auch nicht sehr tiefer der Grundsätze des Rechtes; — und an ausgedehnter Uebersicht allgemeiner Gegenstände, seien es juridische, seien es liberalere, stand er hoch über allen seinen Zeitgenossen, oder in den ersten Reihen; ein gewisser Mangel an Rüstigkeit, aus den Streifereien entstanden, welche seine constitutionelle Behutsamkeit in das benachbarte Gebiet der mit ihr verbündeten Furcht unternahm, hinderten ihn daran, jemals den ersten Platz unter den Advokaten einzunehmen; zu keiner Zeit und in keiner Stellung erhob er einigen Anspruch auf irgend Etwas, das den Namen von Eigenthümlichkeit und Genius verdient hätte.«

Sir Vicary Gibbs war das Muster eines englischen muthigen Advokaten, dessen Bild L. Br. mit den folgenden Zügen umreißt:

»Der Gewerbscharakter dieser Männer ist insgemein rein und hochgesinnt (lofty); die Körperschaft (order), der sie angehören, ist in ihren Augen heilig; ihr Ruf, ihre Würde, sogar ihre Etiquette muß unbefleckt erhalten werden; — was immer ihre Vorurtheile, ihre politischen oder Gewerbsgewohnheiten seyn mögen, wie groß ihre Nachgiebigkeit gegen die Macht, wie tief ihre Verehrung für die Bank (der Richter), wie tief eingewurzelt ihre Anhänglichkeit für bestehende Satzungen, wie heftig ihre Feindschaft gegen alle Neuerungen, wie ernst oder verachtungsvoll sie ihre Augenbrauen runzelnd auf die Menge im Allgemeinen herabsehen, so ist doch ihr Muth unerschreckbar in der Vertheidigung was immer für eines Klienten, der seine Sache ihrer Anwaltschaft empfohlen, sei es nun der Leiter eines Pöbelhaufens, ein Krämer von Verrätherei, ein Pasquillant oder ein Gottesläugner; indem sie gegen denselben die hohen Pflichten ihres stellvertretenden Charakters erfüllen, achten sie so wenig auf das Mißfallen der Regierung oder den Zorn des Hofes, daß sie sich

kaum irgend einer Anstrengung bewußt, wenn sie jede persönliche Rücksicht der Vollziehung ihres stellvertretenden Amtes, das eben deßhalb, weil es stellvertretend, so wichtig, aufopfern.«

An der Spitze der großen Staatsmänner, Redner, welche sich um L. North gruppirten — Staatsmänner, wenn sie gleich weder Minister, noch sonst mit irgend einem andern Amte, als dem eines Mitgliedes des Parlaments bekleidet waren — steht Burke; wiewohl entgegengesetzter politischer Meinung, läßt L. Br. den Talenten und Kenntnissen Burke's volle Gerechtigkeit widerfahren:

»Wie verschieden die Leute über die Richtigkeit (soundness) von Burke's Lehren und die Reinheit seines öffentlichen Benehmens denken mögen so kann keine Zögerung darin obwalten, ihm eine Stelle anzuweisen unter den außerordentlichsten Personen, die je erschienen. Doch ist heute nirgends eine Verschiedenheit der Meinungen über den ihm anzuweisenden Platz; er war ein Schriftsteller der ersten Klasse, und zeichnete sich fast in allen Gattungen der Prosa aus. Im Besitze des ausgedehntesten und mannigfaltigsten Wissens, — gleich bekannt mit dem, was verschiedene Klassen von Menschen jeder in seinem Fache wußten, und mit dem, was kaum je einer zu lernen dachte, vermochte er entweder die Massen seiner Kenntnisse unmittelbar auf die Gegenstände, denen sie angehörten, wirksam zu richten, — oder er konnte sich derselben insgemein zur Stärkung seiner Fähigkeiten und Erweiterung seiner Ansichten bedienen, oder er war im Stande, irgend einen Theil derselben zur Aufklärung seines Satzes, oder zur Bereicherung seiner Rede zu benützen; daher, wenn er was immer für einen Gegenstand behandelt, werden wir gewahr, daß wir mit einem Schlußfolgerer oder Lehrer uns besprechen, welcher fast mit jedem Zweige des Wissens vertraut. Seine Ansichten verbreiten sich über alle verwandte Gegenstände; seine Vernunftschlüsse sind von Grundsätzen abgeleitet, die auch auf andere Materien, als die vor der Hand liegenden anwendbar; Beweise strömen von allen Seiten herbei, und andere sprossen unter den Füßen auf, das natürliche Erzeugniß des Pfades, über den er uns leitet; während, um Licht auf unsere Schritte zu werfen, oder dunklere Stellen zu erforschen, oder bloß uns zu ergötzen, Beleuchtungen von tausend Seiten hergeholt werden; seine Einbildungskraft, unglaublich schnell in der Entdeckung ungeahnter Aehnlichkeiten, gießt die Schätze aus, welche eine noch mehr zu bewundernde Gelehrsamkeit aus allen Zeiten, Völkern, Künsten und Zungen gesammelt; die Beweisführung erinnert an Bacon's vielfaches Wissen und an die überströmende Fülle seiner gelehrten Phantasie, während die mannigfaltige Einkleidung der Rede uns den ersten englischen Dichter und seinen unsterblichen Vers reich mit der Beute aller Wissenschaften und aller Zeiten ins Gedächtniß führt. Die Arten seines schriftlichen Aufsatzes sind mannigfaltig, mit der Ausnahme von zweien, welche nur Wenigen gegeben, und wenn gegeben, fast ausschließlich besessen, nämlich heftige, nervige, überwältigende Deklamation und eng anschließende, mit sich reißende Beweisführung. Jeder anderen Art bedient er sich in Ueberfluß und mit Erfolg. Er schrieb nur Eine philosophische Abhandlung, aber Niemand legt abgezogene Grundsätze richtiger zur Unterlage, oder zeichnet besser ihre Anwendung vor. Alle seine Werke, selbst die der Kontroverse, sind so trefflich mit allgemeiner Betrachtung eingerichtet, mit spekulativer Erör-

terung so mannigfaltig ausgelegt, daß sie sowohl das Ansehen des Lyceums, als der Akademie an sich tragen.«

Dem großen Redner standen alle Arten und Zierden des Styles: Epigramm, Pathos, Metapher gleich zu Gebote; die letzte nicht weit hergesuchte künstliche, sondern natürlich am Wege liegende: »in der Hitze der Composition gleich den Funken einer Dampfmaschine hinweggeschleudert, bloßes Feuerwerk zur Schau.« Beispiele hievon die folgenden:

»Von den Verfassern und der Erklärung der Menschenrechte sagte er: »sie, deren durchdringender Griffel in unsere Verordnungen und in unsere Herzen die Worte und den Geist dieses unsterblichen Gesetzes eingrub.«

Von der Nachahmung natürlicher Größe durch Kunst und Geschicklichkeit sagt er:

»Ein wahrer Künstler sollte die Zuschauer großmüthig täuschen und die edelsten Mittel durch die leichteste Methode ausführen *).« — »Wenn das Vergnügen vorbei, fallen wir in Gleichgültigkeit, oder vielmehr in den Zustand sanfter Ruhe, der mit der angenehmen Tinte voriger Empfindung gefärbt.« — »Jedes Alter hat seine Sitte und die davon abhängigen politischen Ansichten.« — »Wider eine vollkommen ausgebildete und gezeitigte Verfassung werden nicht dieselben Angriffe gemacht werden, deren man sich bediente, um sie in ihrer Wiege zu zerstören, oder während ihrer Kindheit ihr Wachsthum zu hindern.« — »Das Geschrei der Parteien hallt durch die Nation, als wäre die ganze in Aufruhr.«

L. Br's. Meinung, daß in Werken ernster Natur und in den Geschäften des wirklichen Lebens, politische Reden, der figürliche Styl, nie diese (sehr enge gezogenen) Grenzen überschreiten sollten, ist eine zu beschränkte; er tadelt mit Recht den schlechten Geschmack vieler von Burke in seinen Reden gebrauchter Metaphern und Gleichnisse, deren einige so unanständig, daß er sich dieselben anzuführen nicht erlaubt; er tadelt auch die unbegrenzte Verschwendung Burke's in seinen rednerischen Schätzen durch eingemischte Beschreibungen, drollige Witze u. s. w.

»Nach einigen Scharmützeln der leichten Waffen des Witzes und Scherzes öffnet er nun die Hauptbatterie, und es bricht ein Ungewitter hervor mit allen Waffen des Angriffes: Ausscheltende, schmähende, schimpfende Rede, Ironie und Sarkasmen, ausgesponnen in Allegorien, Anspielungen, Anführungen, Fabeln, Parabeln und Anatheme. Es fehlt darin nur das schwere Geschütz gewaltiger Deklamation und eng schließender Beweisführung; doch dessen ist die Besatzung nicht immer gewahr; sein Lärm wird oft für den Donner wahrer Wohlredenheit genommen; die Zahl seiner Bewegungen macht den Gegner irre und die Mannigfaltigkeit seiner Schießwaffen belästiget ihn; ein panischer Schrecken verbreitet sich, und er gewinnt seinen Platz, als ob er gangbaren Wallbruch gemacht hätte; erst wenn Rauch und Verwirrung vorbei, entdeckt man, daß die Citadelle unberührt geblieben.«

---

*) In diesem Satze ist weder die Metapher, noch die Anwendung auf die Nachahmung natürlicher Größe durch Künstelei klar.

Man sieht, daß L. Br., indem er von Burke's Methaphern und Allegorien spricht, hierin selbst zum Muster wird.

»Burke's Reden interessirten nicht nur durch ihre rhetorische Schönheit, durch die außerordentliche Tiefe seiner vereinzelten Ansichten, durch den durchdringenden Scharfsinn, den er gelegenheitlich auf die Geschäfte der Menschen und ihre Beweggründe anwendet; der seltsam glückliche Ausdruck, womit er Grundsätze entfaltet, Aehnlichkeiten und Beziehungen auffaßt, sind einzeln die Gaben von Wenigen, und in ihrer Vereinigung wahrscheinlich beispiellos.«

L. Br. geht dann den politischen Parteigängern zu Leibe, welche, nicht zufrieden, in Burke den großen Redner zu bewundern, ihn auch als einen sich durchaus folgerecht gebliebenen Propheten künftiger Ereignisse aufstellen wollen. L. Br. weiset die zahlreichen Widersprüche in Burke's früheren und späteren parlamentarischen Reden nach. Es wäre ganz gewiß eben so vergebliche Mühe, folgerechte Stätigkeit der Grundsätze und des Charakters in Burke's politisches Leben hineinlegen zu wollen, als in das von Gentz oder Lord Brougham's selbst, für welchen künftige Bewunderer seiner Beredsamkeit das Verdienst des konsequenten Staatsmannes vergebens ansprechen werden.

Burke's Schüler war Fox, nach L. Br's. Ausspruch:

»Einer der größten Staatsmänner, und wenn nicht der größte Redner, ganz gewiß der vollendetste Wortfechter (debater), der jemals auf der Bühne öffentlicher Geschäfte in irgend einem Zeitalter erschienen; er hatte keine Ansprüche auf die verschwenderische und mannigfaltige Gelehrsamkeit seines Lehrers, auf dessen wuchernde Phantasie, auf dessen tiefe und reife Philosophie. Sein Wissen war auf die gewöhnliche Ausbildung englischer Erziehung beschränkt, nämlich auf die innigste Bekanntschaft mit den Klassikern, auf den auserlesenen Geschmack, den diese Vertraulichkeit gewährt, und auf eine hinlängliche Kenntniß der Geschichte. Diesen eingelegten Vorrath vermehrte er in der Folge vielmehr, als daß er denselben minderte; denn er fuhr fort die Klassiker mit Entzücken zu lesen, und verband eine ausführliche und gründliche Kenntniß neuerer Sprachen mit einem tiefen und genauen Studium unserer eigenen Geschichte und der anderer neuerer Staaten so sehr, daß man fragen mag, ob je ein Politiker, zu was immer für einer Zeit, so durchaus bewandert war in den verschiedenen Interessen und der genauen Lage aller der Länder, mit welchen sein eigenes zu verkehren und Verhältnisse aufrecht zu erhalten hatte. Ueber diese feste Grundlage der Beredsamkeit und große Fülle politischen Unterrichtes hinaus erstreckte sich sein Bereich nicht. Von Naturwissenschaften, metaphysischer Philosophie, von politischer Oekonomie kannte er nicht einmal die Anfangsgründe, und er war gewohnt, diese Dinge mit einer Vernachläßigung, wenn nicht mit einer Verachtung zu behandeln, welche durch Unwissenheit leichter erklärt, als gerechtfertiget werden können.«

So unparteiisch diese Schilderung gemeint ist, so dächten wir doch, daß Demosthenes und Cicero und andere große Staats-

männer ihrer Zeit eine eben so gründliche und genaue Kenntniß der Interessen und Verhältnisse fremder mit den ihrigen in Verhältniß stehender Länder gehabt haben mögen als Mr. Fox.

Von den Trabanten des Fixsternes Pitt sind Windham, Dundas und Lord Grenville die vorleuchtendsten, denen auf der andern Seite nächst Fox, Erskine und Sheridan entgegenstehen. In Windham wird vorzüglich seine Kühnheit und Liebe für das Paradoxe hervorgehoben:

»Der Felsen, an dem er so oft im Wortgefechte, und noch öfter im Rathe und in der That Schiffbruch litt, war die Liebe zum Paradoxen, an welchen ihn die Fluth seiner überströmenden angebornen Eigenthümlichkeit (ingenuity) von selbst schleuderte, wie so manche Andere, welche so viel Mehreres, das zum Behelfe unhaltbarer Stellung gesagt werden kann, auffindend, als ihnen selbst im Anfange möglich schien, oder als gewöhnliche Geister jemals gewahr werden, sich fehlerhaftem Dogma selbst hingeben und zuletzt dasselbe annehmen.

Erst dulden sie's, bedauern's und umarmen's dann.

So wurde er durch die unzähmbare Bravur seiner bereiten Stimmung, und durch seinen Ekel an Allem, das kleinlich oder nach großer Ergebenheit gegen die Macht schmeckte, nicht selten verleitet, dem Laufe seines Benehmens, oder der Linie seiner Beweisführung bloß deßhalb den Vorzug zu geben, weil sie der öffentlichen Meinung oder dem allgemeinen Gefühle zuwiderrannten; statt daß er seine Geringschätzung von Volksbeifall in gerechten Schranken gehalten, und trotz der vorübergehenden Mißgunst des Volkes den geraden Lauf von Wahrheit und Recht gesteuert hätte.«

Die Belege hiezu werden aus seinem bei verschiedenen Gelegenheiten beobachteten Benehmen gegeben:

»So vertheidigte er den Sklavenhandel, wider den er anfangs als Gegner aufgestanden, bloß weil die französischen Royalisten bei der durch ihre eigenen Thorheiten verursachten Empörung von St. Domingo gelitten hatten; er widersetzte sich aber aller Ermäßigung peinlichen Gesetzes, weil dasselbe ein Theil veralteter englischer Rechtsgelehrsamkeit, wie die alten Gottesgerichte durch Feuer, Wasser und Zweikampf, und er stellte sich jedem Entwurfe für Volkserziehung entgegen. Es gehörte alles Zartgefühl für unbezweifelte Aufrichtigkeit und klare Uneigennützigkeit dazu, um von so verderblichen Ketzereien in solch einem Manne liebevoll zu denken. Die ganze liebevolle Stimmung und das ganze Vertrauen in die makellose Ehre seines Charakters ward erfordert, um zu glauben, daß diese Meinungen wirklich die Ueberzeugungen eines Geistes wie des seinen; es war der größte Tribut, der seinem soliden Verdienste (sterling merit), seinen schönen Anlagen, seinen zur Vollendung ausgebildeten Gaben gezollt werden konnte, daß er trotz so wilder Verirrungen bewundert und geliebt ward.«

Er gefiel sich in der alten Aussprache und in der rein sächsischen Mundart des Englischen, das er jedoch mit klassischer Phraseologie zu bereichern und würdevoll zu erheben im Stande war.

Dundas (hernach Lord Melville), der Kriegsminister unter Pitt's Ministerium, hatte keinen Anspruch auf eine höhere Stelle unter den Rednern seiner Zeit; er war ein einfacher geschäfts-

gemäßer Sprecher, ein Mann von täglichem Talente im Parlamente, ein bewunderndswerther Geschäftsmann von unbegrenztem Ansehen und Einfluß in seinem Vaterlande Schottland, das von ihm als seinem Schutzherrn abhing. Hier wirft L. Br. einen Seitenblick auf die bekannte Umsicht und Klugheit, womit Schotten in England ihren Weg zu hohen und einflußreichen Stellen in der Staatsverwaltung so glücklich zurücklegen.

»Warum die Unterthänigkeit gegen hochgestellte Männer, welche im Besitze der Macht vielfache Gunst zu verleihen, weit mehr in den nördlichen als in den südlichen Theilen unseres Eilandes vorherrscht, wäre zu untersuchen überflüssig, ob dieselbe aus den alten Feudalgewohnheiten der Nation, oder ihrer Armuth, verbunden mit einem lobenswerthen Ehrgeize, in der Welt sich über die vorige Stellung zu erheben, entsprungen, oder aus dem umsichtigen und vorsichtigen Charakter des Volkes; gewiß ist es, daß sie (die Schotten, Zeitgenossen von L. Melville) eine Ergebung für ihre politischen Oberen und einen Glauben in die Unfehlbarkeit derselben an Tag legten, welche die Dienstmannen jener Häuptlinge geehrt haben würde, welche, während sie das Stammland verliehen, die bedungenen Dienste des Vasallen sich vorbehielten, und Rechte bürgerlicher und peinlicher Gerichtsbarkeit genossen, wodurch Gehorsam versichert und eifrige Anhänglichkeit (in Verbindung mit heilsamen Schrecken) angespornt ward.«

Lange und verwickelte Perioden, wie diese, gehören zu den Eigenthümlichkeiten von L. Br's. rhetorischem Style, der, wie man sieht, kein historischer. — Lord Grenville stand unabhängiger von Pitt als Windham und Dundas; er trat zwar mit Pitt im J. 1801 aus dem Ministerium, verließ ihn aber, als Pitt im J. 1804 sich von den Whigs trennte, mit deren Hülfe er das Addington'sche Ministerium gestürzt. Nach Grattan dankt die Frage irländischer Politik, und der Religionsfreiheit überhaupt, Niemanden mehr als dem L. Grenville.

»Die natürlichen Begabungen dieses ausgezeichneten Staatsmannes waren alle nützlicher und herrschender Art; — gesunder Menschenverstand, verläßliches Gedächtniß und große Emsigkeit; seine erworbenen waren im selben Verhältnisse werthvoll und dauernd; — eine durchaus gründliche Bekanntschaft mit dem Geschäfte in seinen Prinzipien und Details; — eine vollkommene Meisterschaft in politischer Wissenschaft, sowohl der theoretischen als praktischen; — in den letzten Jahren vollkommene Vertrautheit mit politischer Oekonomie, und richtige Würdigung ihrer Richtigkeit; frühzeitige und höchst ausgedehnte Kenntniß klassischer Literatur, welche er, statt aufzugeben, gegen das Ende seines Lebens vermehrte; ein nach diesen keuschen Mustern gebildeter Geschmack, wovon seine leichteren Aufsätze, seine griechischen und lateinischen Verse bis ans Ende Zeugniß ablegen. Seine Wohlredenheit war aus Einem glatten männlichen, Ansehen gebietenden Gusse; sie vernachläßigte den Schmuck (wenn sie denselben nicht verachtete), und eignete sich den mindest möglichen Antheil von Einbildungskraft an, während sein Vortrag oft eben so mächtig, als seine Beweisführung und seine Geschichtserzählung.«

Wie Windham und Dundas auf der Seite von Pitt, so standen ihnen gegenüber Erskine und Sheridan auf der Seite von Fox; vom Ersten bemerkt L. Br. gleich Eingangs, daß Pitt von Dundas nicht größere Dienste erhielt, als die Opposition durch Erskine. Der Umriß seiner rednerischen Talente und Gaben ist mit augenscheinlicher Vorliebe von der Hand eines Freundes entworfen, welcher auch das Aeußere des großen Redners, seine Bewegungen (die mit denen eines Vollhengsten verglichen werden) und die Klarheit, Biegsamkeit und Stärke seiner Stimme mit sichtbarer Parteilichkeit anpreist.

»Mit allen diesen Eigenschaften vereinte er das Feuer, den Geist und den Muth, der dem Ganzen Kraft nnd Leitung gab, und allen Widerstand niederschlug; kein Mann (wie geschickt und klug derselbe auch) wagte sich je an kühnere Redefiguren, die immer erfolgreich; denn seine Einbildungskraft war kräftig genug, jeden Flug auszuhalten; sein Geschmack war correct und sogar streng, und seine Ausführung im höchsten Grade glücklich; ohne vertraute Kenntniß der lateinischen Klassiker, mit kaum einigem Zutritte zu den Schönheiten attischer Wohlredenheit, sei es in Prosa, sei es in Versen, ohne in den neueren Sprachen bewandert zu seyn, besaß er eine so vollkommene Kenntniß der englischen, und war von so gewähltem Geschmacke, daß nichts die Schönheit seiner Einkleidung übertraf, was immer für einen Gegenstand er wählte; sei es, daß er über die niedrigsten Gegenstände des gemeinsten Vorfalles bei Hof oder in Gesellschaft sprach; sei es, daß er unter Verfolgung tyrannischer Macht Menschenleben vertheidigte, wider die Uebergriffe des Parlaments zu Gunsten der Freiheit der Presse ringend, oder gegen die Angriffe der Ungläubigen den Bau der offenbarten Religion stützend. In der That erinnert die Schönheit sowohl, als die keusche Einfachheit der Sprache, in welche er die niedrigsten Gegenstände kleidete, den klassischen Zögling an einige Erzählungen der Odyssee, in welchen nicht Eine Idee sich über die niedrigste Wasserfläche erhebt, und doch Alles anmuthig und zierlich durch den Zauber der Einkleidung (diction). Die, welche gewahrten, wie gering seine klassischen Kenntnisse, wunderten sich oft über das Phänomen seiner Wohlredenheit, und vor allem über die seines schriftlichen Aufsatzes (composition); die Lösung der Schwierigkeit lag in dem beständigen Lesen alter englischer Schriftsteller, dem er sich widmete. Mit Shakespeare war er mehr vertraut als irgend ein Mann seiner Zeit, und Milton wußte er fast auswendig. Weder kann es geläugnet werden, daß das Studium der Reden im verlorenen Paradiese das bestmöglichste Surrogat für die unsterblichen Originale griechischer Muster, denen diese großen Erzeugnisse augenscheinlich nachgebildet worden.«

Wenn L. Br. seinen Freund Erskine mit vorzüglicher Liebe behandelt, so ist er doch unparteiisch genug, ihm unter allen Anhängern von Fox als den ersten und mächtigsten Genius den Schauspieldirektor Sheridan, trotz aller seiner Fehler, Schwächen und Gebrechen vorzusetzen. L. Br. schont die letzten fast eben so wenig, als dieselben dessen großer Gegner Pitt geschont; aus dem Munde Pitt's hörte Rec. im J. 1801 eine Anekdote, welche er,

als er um den Sitz im Parlamente für Cambridge warb, bei dem ihm dort gegebenen Festmahle zum Besten gab: wie nämlich Sheridan, vor einiger Zeit lange vergebens gesucht, endlich auf dem Theater hinter den Coulissen betrunken liegend gefunden worden. L. Br. gesteht ohne Hehl, daß Sh's. Witz kein augenblicklicher natürlicher, sondern ein gemachter künstlicher, und daß er sich oft selbst wiederholte. Sheridan's Biograph, Moore, theilt die Auszüge des geheimen Notatenbuches desselben mit, in welchem die Keime der Scherze enthalten sind, mit denen er so oft die Mauern der Stephanskapelle (des Unterhauses) mit unauslöschlichem Gelächter des Hauses erschütterte; Beispiele solcher gemachter, und in andern Formen wiederholter Witze sind aus dem Notatenbuche die folgenden: »Er verwendet seine Einbil»dungskraft in der Erzählung und behält seine Erinnerungen für »seinen Witz auf;« dann wieder derselbe Gedanke rhetorisch erweitert: »Bei seinen Scherzen zollt Ihr der Genauigkeit seines »Gedächtnisses Beifall, und nur bei seiner Erzählung des That»bestandes bewundert Ihr den Flug seiner Einbildungskraft;« dieser zweimal notirte Gedanke erschien dann in einer Rede im Parlamente auf Kosten Kelly's, der ehemals ein Tonkünstler, später ein Weinhändler war: »Seine Musik führt er ein, und komponirt »seinen Wein.« Hieran noch nicht ersättigt, wiederholte er denselben Witz auf die Kosten von Dundas in dem Einschiebsel: »der »aus seinem Gedächtnisse seine Scherze, aus seiner Einbildungs»kraft seine Thatsachen nimmt.« Die wenigen Sentenzen, mit denen Sh. das Haus in seiner Rede wider die Freiheit der Presse erschütterte, waren nach L. Br's. Urtheil vielleicht mehr werth, als alle seine ausgearbeiteten Epigramme und Floskeln in der Anklage Napoleons: »dessen Morgen- nnd Abendgebet nur Eng»lands Eroberung bezweckt, sei es, daß er sich vor dem Gotte der »Schlachten beugt, oder die Göttin der Vernunft anbetet; — »er, dessen Schilderhäuser Throne, dessen Schildwachen Könige, »dessen Schloßpallisaden mit Kronen verschränkte Scepter.« Besser sagte er in seiner Rede für die Preßfreiheit wider die Gegner derselben: »Gebt ihnen ein bestochenes Haus der Lords, »ein verkäufliches der Gemeinen; gebt ihnen einen tyrannischen »Fürsten und einen kriechenden Hof, und laßt mir nur eine unge»fesselte Presse, so will ich sie siegreich herausfordern, nur ein »Haar breit von Englands Freiheiten zu entreißen.« L. Br. gibt endlich zu, daß Sh. als Staatsmann keinen Platz in irgend einer Klasse, oder irgend einem Range verdiene; daß es unrichtig und schmeichelhaft wäre, ihn einen schlechten, schädlichen, kurzsichtigen oder mittelmäßigen Staatsmann zu nennen, daß er gar kein Staatsmann gewesen (he was no statesman at all); warum

hat ihn denn also L. Br. unter seine Staatsmänner aufgenommen?

Unter den Schülern Pitt's ist Canning der hervorstechendste. »Von ihm,« sagt L. Br. am Schlusse seiner Skizze, »von ihm kann wie von Fox mit Richtigkeit bemerkt werden, daß »was immer für Fehler er in andern Fragen beging, er in Abschaffung des Sklavenhandels von gesunden Grundsätzen und »aufgeklärter Politik nicht abwich, daß aber in Betreff der Emancipation der Lauf, den er verfolgte, nicht empfehlenswerth.« L. Br. tadelt ihn vorzüglich über die fast allen Staatsmännern (nur mit wenigen Ausnahmen, besonders auf dem Kontinente), wenn nicht angeborne, doch angewohnte Liebe zu Amt und Posten selbst auf Kosten ihres Ansehens und Charakters:

»Mr. Canning vernünftelte sich selbst in sein Glaubensbekenntniß hinein, daß Niemand seinem Vaterlande außer Amtes wirksam dienen könne, als ob es in England kein Publikum, kein Parlament, keine öffentliche Gerichtsbehörde, keine Presse gäbe; als ob die Regierung in den Händen eines Wesirs, dem der Großtürk sein Siegel übergeben, oder eines Günstlings, dem die Czarin ihr Tuch zugeworfen; als ob der Beruf des Patrioten aufgehört hätte, und die Stimme öffentlicher Tugend nicht mehr gehört würde; als wenn das Volk ohne Macht über seine Regierer nur da wäre, um besteuert zu werden und zu gehorchen.«

Zur Schule Pitt's gehören noch die Lords Liverpool und Castlereagh, dieser begann seine Laufbahn unter jenem. L. Liverpool, der durch fünfzehn Jahre als erster Minister das Steuer des Staates führte, war so glücklich, daß unter seinem Ministerium Frankreichs Macht von dem höchsten Gipfel, den sie unter Napoleon erreichte, gestürzt. Die Frage, wie es gekommen, daß L. Liverpool von allen Parteien geachtet, und unangegriffen nie zu irgend einer Verantwortlichkeit gezogen worden, beantwortet L. Br. mit der Bemerkung, daß L. L's. Geschicklichkeiten mehr solid als hervorscheinend, und daß die Menschen aufgelegt, auf den großen und glänzenden Genius eines Staatsmannes eifersüchtig, vielleicht neidisch und ganz gewiß mißtrauisch zu seyn.

»Ehrenwerthe Mittelmäßigkeit beleidigt Niemanden, ja vielmehr, da der größte Theil der Menschen sich in diesem Falle befindet, so fühlen sie vielleicht einiges Vergnügen, durch die, so ihre Geschäfte verwalten, auf ganz ihrem Wesen entsprechende Weise vertreten zu seyn. Dazu kommt, daß L. Liverpool mit außerordentlicher Klugheit begabt, von seinen frühesten Jahren an eine seltene Rücksichtsnahme (discretion) in allen Theilen seines Benehmens an Tag legte; nicht nur war in dem, was er sprach, nicht die mindeste Einbildungskraft oder Ausschweifung, oder irgend Etwas, das über der gemeinsten Fassungskraft erhaben (ausgenommen seinen unglücklichen Flug über den Marsch nach Paris, der ihn für mehrere Jahre in der öffentlichen Meinung untergehen ließ), sondern er sprach auch so selten, als ob er zeigen wollte, daß er nie spreche, als wenn es die Nothwendigkeit des Falles erfordere; während sein Leben in Amtsge-

schäften verfloß, was dem Geschmacke einer Nation von Geschäftsmännern vorzüglich angenehm, weil es ihren Gewohnheiten zunächst ähnlich. »Das »ist ein guter junger Mann, der immer bei seinem Schreibpulte.« Dieser bürgerliche Lobspruch eines fleißigen Lehrlings war zweifelsohne Hrn. Robert Jenkinson, hernach Lord Liverpool, oft ertheilt. — »Hier kommt »ein ehrenwerther Minister, der seine Tage und Nächte in seinem Amte »und nicht in eitlen Reden zubringt,« mag die leichte Verwandlung vorstellen, wodurch der frühere Lobspruch seinem späteren Mannesalter und ganz entwickeltem Charakter angepaßt ward. Weder ist zu vergessen, daß selten ein Sprecher im Parlamente erschien, der weniger durch seine Reden beleidiget hätte, er sagte nie ein Wort, über welches sich Jemand aufhalten konnte; er war außerdem (ein weit größeres Lob) der treuherzigste (the most fair and candid) von allen Wortfechtern. — Er war ein einfacher Alltagssprecher, der sich nie über den Bereich seiner Zuhörer oder seines Stoffes erhob, und drehte seinen Stoff so, daß derselbe nicht größere Stärke erforderte, als er besaß.«

L. Br. hatte mit dem ganzen englischen Publikum doch sehr unrecht, in L. Liverpool weniger Kredit zu setzen, weil er von dem Marsche nach Paris sprach, da dieser sich in der Folge zweimal für einmal verwirklichet hat. Noch wenigeres Lob, besonders von Seite der Beredsamkeit und des Talentes, wird dem Lord Castlereagh ertheilt:

»Seine Fähigkeit ward wegen der Armuth seines Gespräches großentheils unterschätzt, und seine Gedanken galten weniger als sie werth waren, wegen der gewöhnlichen Dunkelheit seines Ausdruckes; doch war er der Masse seiner Kollegen bei weitem an Geschicklichkeit überlegen, und keiner derselben, Lord S. Vincent ausgenommen, mit dem er von Amtswegen auf kurze Zeit verbunden, übte so großen Einfluß auf die Schicksale seines Landes aus. In der That nahm kaum irgend ein Parteimann einen wichtigeren Platz in öffentlichen Geschäften, oder einen größeren Raum in der Geschichte seiner Zeit ein. Wenige Männer von beschränkterer Fähigkeit oder magereren erworbenen Kenntnissen, als L. C., waren vor seiner Zeit zu einem ausgezeichneten Posten in unserem Lande aufgestiegen, noch Wenigere behaupteten solche Posten lange in einem Staate, wo Hofränke und Fürstengunst so wenig mit Beförderung zu thun haben; aber wir haben es erlebt, daß Männer von weit dunklerem Verdienste, als L. C's. zu gleichen Posten aufstiegen. Von nüchternen und emsigen Gewohnheiten, durch lange Erfahrung im Besitze von Geschäftstalent war er ein Mann der alltäglichsten Geschicklichkeit; er besaß eine vernünftige Schnelle der Fassungskraft und Klarheit des Verstandes, aber nichts Glänzendes oder auf irgend eine Weise Bewunderungswerthes zeichnete weder seine Entwürfe (conceptions), noch seine rednerische Einkleidung (elocution) aus. Ja, wenn wir seinen Verstand nach seiner Wohlredenheit beurtheilen wollten, würden wir ganz gewiß seine Scharfsicht sehr unbillig geschätzt haben.«

In seinem eigentlichen Elemente, wie der Fisch im Wasser, befindet sich L. Br. (der seinen Weg selbst als Rechtsgelehrter von der Schranke des Unterhauses bis zur höchsten Würde des Lord Kanzlers gemacht) in der biographischen Skizze seiner Kollegen, Advokaten oder Richter, großer Rechtsgelehrter und Redner, wie

Lord Eldon, dessen kluge Umsicht und vorsichtige Bedachtsamkeit in Fällen, wo es ihm daran lag, Schwierigkeiten in den Weg zu werfen, so wie dessen augenblickliche Entschlossenheit und Energie, wo es sich darum handelte, Etwas kühn durchzuführen, meisterhaft gezeichnet sind. — Sir Samuel Romilly, dem L. Br. als dem ersten Advokaten, dem tiefsten Rechtsgelehrten seiner Zeit huldigt (Jurisperitorum disertissimus, disertorum vero jurisperitissimus). L. Br. führt, wie hier, häufig Stellen aus Klassikern an, welche seine große und innige Bekanntschaft mit denselben beurkunden; wenigstens sind bei der Beurtheilung großer Redner Stellen aus Cicero und Quinctilian gewiß mehr an ihrem Platze, als in den Parlamentsreden die so häufig angeführten Stellen lateinischer und englischer Dichter. Sir Samuel Romilly war der Lehrer und Freund L. B's. und las dessen Schrift über den Mißbrauch wohlthätiger Handlungen (on abuse of charities) noch am Krankenbette seiner Gattin, deren Tod als die Ursache seines Selbstmordes angeführt wird. Die Anekdotenfülle und den Witz Sir William Scott's (Lord Bowell's), wovon L. Br. mehrere Beispiele anführt, kann Rec. selbst bezeugen, da er während der Christmeßfeier des Jahres 1801 mit demselben zu St. Helenshill zu Mittag gespeiset. »Ein berühmter Arzt,« erzählt L. Br., »sagte dem Sir William Scott einst leichtfertiger, »als es dem Ernste seines Kleides anstand: »Ihr wißt, Sir William, nach vierzig Jahren ist Jedermann sein eigener Arzt oder »ein Narr.« — »Kann er nicht beides zugleich seyn, Doctor? war »die arglistige Antwort. Ein Vikar darüber ungehalten, daß sein »Pfarrer so oft über den Text des Psalms: Alle, die auf der »Erde wohnen, predigte, konnte zuletzt seine Ungeduld nicht »länger bezähmen, und als er das nächstemal den Text von der »Kanzel hörte, rief er aus: »hol' der Teufel Alle, die auf Erden »wohnen«; Sir William bemerkte hierüber: daß dieß ein sehr »bündiger Bannfluch.« L. Br. zitirt diesen Psalm als den Cten, und die Stelle mit den Worten: All people that on earth do dwell. Uns ist leid, daß ein so großer Gesetzgelehrter und Schriftgelehrter, wie L. Br., diese Stelle so falsch zitirt; in dem C. Psalm kommt weder nach der Vulgata, noch nach dem englischen Book of common prayer eine solche Stelle vor, wohl aber im XCVIII., 7. Vers, wo sie aber auch nicht so lautet, sondern: the world, and they that dwell therein; eine andere Stelle der Psalmen, wo noch von den Bewohnern der Erde die Rede ist (XXXIII 14. nach der englischen Bibel), paßt noch weniger zu den von L. Br. angeführten Worten, da dort bloß: all the inhabitants of the earth steht; die Zitationen L. Br's. aus Klassikern sind richtiger als die aus der Bibel. Von Sir Samuel Romilly ist kein Por-

trait in Kupferstich beigegeben, wie bei den meisten der andern hier vorgeführten großen Redner, Staatsmänner oder Monarchen, die meisten, wie Rec. von denen, die er persönlich gekannt, urtheilt, sehr wohl getroffen; die der Monarchen (das Joseph's II. fehlt) nicht am besten, keines unähnlicher und mit den allbekannten Portraiten weniger übereinstimmend, als das Friedrich's II., der in seinem jungen Mannesalter, wie er hier abgebildet ist, nie so ausgesehen, am wenigsten eine andere Stirne gehabt haben kann, als die harte, welche auf den Portraiten des Greisen so charakteristisch; er ist geharnischt, mit umgeschlagenem Hermelinmantel, auf welchem der Ordensstern; eines der besten Portraite ist das L. Chatam's in voller Pairstracht und mit der Staatsperücke, die eine weit weniger entstellende, als die ungeheure Richterperücke, welche dem Sir William Grant wie ein Paar Fledermausflügel über die Brust herunterwallt: auch von Grattan, dem um die Unabhängigkeit Irlands so hochverdienten Staatsmanne, ist kein Portrait gegeben; dasselbe fehlt auch beim Doctor Lawrence, dem Freunde und Amtsgehülfen Sir William Scott's; bei den Finanzmännern Mr. Horner und L. King, welche im Vierschein mit Ricardo und dem Amerikaner Carl Carrol aufgeführt sind; bei Sir Philip Francis, dem als Schriftsteller und um die Verwaltung Indiens so verdienten Staatsbeamten, welcher nach aller Wahrscheinlichkeit der Verfasser der Briefe des Junius, wiewohl L. Br. selbst noch einige Zweifel dagegen erhebt; ist er wirklich (was nach allen von L. Br. gegebenen Daten kaum zu bezweifeln) der Verfasser jener berühmten Briefe, deren hohes politisches und stylistisches Verdienst herabzusetzen L Br. sich vergebens bemüht, so gebührt ihm freilich unter den Staatsmännern weit eher ein Platz, als dem revolutionären Horne Tooke, dessen sprachforschendes und grammatisches Verdienst als des Verfassers der Diversions of Purley L. Br. bei weitem überschätzt, und in sehr großem Irrthume ist, wenn er sagt, daß alle Philologen von der Wahrheit dieses Systems überzeugt, und daß spätere nur in soweit Etwas geleistet hätten, als sie auf den Grundsätzen desselben fortgebaut; diese Behauptung beweist eine gänzliche Unkunde mit den Fortschritten der Sprachforschung und Sprachlehre, besonders in Deutschland. Eines der wohlgetroffensten und den Charakter am besten schildernden Portraite sowohl im Kupferstiche durch die Haltung des Kopfes und den Ausdruck des Gesichtes, als im Texte durch das seiner uneigennützigen und rastlosen Thätigkeit für die Aufhebung des Sklavenhandels ertheilte ehrenvolle Zeugniß ist das Wilberforce's, dessen Beredsamkeit vom höchsten Range, oft sehr glücklich Stellen der Bibel zitirte;

eine der glücklichsten und berühmtesten Anspielungen, die auf Pitt's Widerstand wider den Strom jakobinischer Grundsätze angeführte: »Er stand zwischen den Lebenden und Todten, und die Pest war gehemmt.« Die Sarkasmen, mit denen er eines Tages einen Redner, der ihn zu wiederholten Malen den ehrenwerthen religiösen Gentleman nannte, überschüttete, bewiesen, wie sehr er des Sarkasmus, wenn er davon hätte Gebrauch machen wollen, Meister gewesen wäre, und Pitt bemerkte bei dieser Gelegenheit: er betrachte dieß als einen größeren Beweis von Wilberforce's Tugend, als von dessen Genius, denn wer als er sei im Besitze einer so fürchterlichen Waffe, ohne sie jemals zu gebrauchen? — Dem Rec., der ihn als einen guten Freund Sir Sidney Smith's genau gekannt, sei es erlaubt, das Folgende beizufügen: Wilberforce war von schwächlicher Konstitution und Stimme; auf die ihm vom Rec. geäußerte Verwunderung, wie er dennoch Stunden lang im Parlamente zu sprechen im Stande, nahm W. aus seiner Westentasche ein kleines rundes Fläschchen von Syrop capillaire (etwa von der Länge eines Fläschchens mit Phosphor für Zündhölzchen), das er leicht zwischen dem dritten und vierten Finger in der Hand halten konnte, und zeigte durch die That, wie er, wenn vom Reden schon fast ganz erschöpft, während einer kurzen Pause das zwischen den Fingern gehaltene Fläschchen, von den Zuhörern unbemerkt, zur Anfeuchtung der Brust in den Mund zu leeren pflegte.

Den Schluß des zweiten Bandes macht das französische Siebengestirn (Necker, dessen Tochter Frau von Staël, die beiden Mirabeau, Vater und Sohn, Carnot, Lafayette, Fürst Talleyrand und endlich Napoleon, welcher mit Washington, zum Vortheile des Letztern, in Parallele gestellt wird).

»Muthvolle Ehrlichkeit war die größte Auszeichnung von Necker's*) öffentlichem Charakter, und diese Ehrlichkeit verließ ihn nie, wiewohl in seiner zweiten Verwaltung seine Festigkeit den zahlreichen und fast unentwirrbaren Schwierigkeiten, die ihn umgaben, erlag. Aber während wir in unvermeidlichem Zweifel, ob irgend ein Grad von Entschließung den Staat von den traurigen Szenen, welche auf Necker's Zurückziehung folgten, gerettet haben könnte, so sprechen wir ohne Anstand aus, daß, sobald er gewahrte, daß er nur ein Scheinminister (sham minister), ohne wesentliche Macht, er sogleich die Bühne verlassen haben sollte.

Dem Genius und den liebenswürdigen Eigenschaften der Frau von Staël, deren Portrait zwar ein ähnliches, aber sehr verschönertes, läßt L. Br. volle Gerechtigkeit widerfahren; der

*) L. Br. schreibt durchaus Neckar

Turban, mit dem sie von Gerard gemalt ist, war ihre Lieblingstracht, und Rec. hat sie fast nie anders gesehen; so ließ sich auch unsere Karoline Pichler in ihrem bekannten Portraite mit einem Turban malen, wiewohl sie Rec. nie in demselben gesehen. Der Turban steht Schriftstellerinnen gut zu Gesicht, nicht als eine türkische Tracht, wohl aber als der Kopfschmuck durch den Pinsel so vieler großer Maler verherrlichter Sibyllen. — In Mirabeau's in Kupfer gestochenem Portraite ist seine bekannte Häßlichkeit durch den Ausdruck kühner Genialität, die sich schon in der Haltung des Kopfes ausspricht, sehr gemildert; so wird auch im geschriebenen Umrisse das lasterhafte Leben seiner Jugend durch die tyrannische Härte seines Vaters in milderes Licht gesetzt, sein politisches Leben aber desto schonungsloser beurtheilt, nach dem Ausspruche der Frau von Staël: Il fallait mettre le feu à l'édifice social, pour que les portes des salons de Paris lui fussent ouvertes; — comme tous les hommes sans morale, il vit d'abord son intérêt personnel dans la chose publique, et sa prévoyance fut bornée par son égoïsme. Das Schandmal, womit Vater und Sohn den Namen ihrer Familie befleckt, wird nur durch den gutmüthigen Oheim, le bon Bailli, aus dessen Briefen Bruchstücke mitgetheilt werden, einigermaßen gesühnt. — Beim Portraite Carnot's, den L. Br. von seinen jakobinischen Verbindungen mit dem revolutionären Ausschusse der öffentlichen Sicherheit so viel als möglich rein zu waschen sucht, hat minder republikanische Vorliebe als persönliche Freundschaft den Pinsel geführt; unparteiischer wird Lafayette, Talleyrand nicht nur mit dem höchsten Lobe des Staatsmannes, sondern auch mit dem eines guten Stylisten beurtheilt, seine Unbestechlichkeit aber doch in Zweifel gestellt.

»Sein politischer Scharfsinn überwog alle seine andern großen Eigenschaften; derselbe entsprang aus seiner natürlichen Einsicht und der vollendetsten Menschenkenntniß, aus einem schnellen und sicheren Takte des Charakters, zu welchem lange und mannigfaltige Erfahrung die Fähigkeiten seines männlichen, jedoch feinen Verstandes ausgezeitiget hatten. Wenn es zur höchsten Vollkommenheit des praktischen Staatsmannes gehört, nie durch thörichte Maßregeln getäuscht, nie durch Arglistige betrogen zu werden, wo sollen wir uns um einen umsehen, der größere Ansprüche auf diesen Charakter hätte? Seine Staatsklugheit war von nicht gemeiner Art; er verachtete die nichtigen, seichten, falschen, alten Maximen, welche allgemeines Mißtrauen, sei es in unbekannte Menschen, sei es in neue Maßregeln, einflößen, eben so sehr als die Thorheiten jener, deren Leichtigkeit ein Aufruf an Betrüger und Enthusiasten sie zu dupiren. Sein war die Geschicklichkeit, welche eben sowohl Vertrauen zu geben, als zurückzuhalten versteht; und er wußte mit voller Gewißheit, daß die ganze Schwierigkeit politischer Kunst darin besteht, daß man sagen könne, ob irgend eine gegebene Person oder Idee zur rechten oder unrechten

Klasse gehöre*); es wäre sehr unwahr zu behaupten, daß er nie listiger Weise Andere betrogen, aber es würde ein noch größerer Irrthum seyn, zu behaupten, daß er je in seinem Leben betrogen worden sei (?). So verachtete er auf das tiefste die affectirte Weisheit derer, welche sich als praktische Männer zu bewähren glauben, wenn sie wenig Werth auf irgend einen Vorschlag legen, den die Welt bisher wenig oder gar nicht gewohnt, und welcher sich auf selten in Anspruch genommene Grnndsätze stützt.«

Napoleon gegenüber, dessen Portraits schon Eingangs dieser Anzeige erwähnt worden, erhebt sich das Brustbild Washington's, des Feldherrn, der zugleich ein Schirmer des Friedens, des Staatsmannes, der zugleich ein Freund der Gerechtigkeit:

»Sterbend vermachte er seinen Erben das Schwert, welches er im Kriege für die Freiheit geführt, machte es ihnen zur Pflicht, es nie als zur Selbstvertheidigung, zur Vertheidigung ihres Vaterlandes und ihrer Freiheit aus der Scheide zu ziehen; er befahl ihnen, das so gezogene nie einzustecken oder aufzugeben, sondern lieber damit in ihrer Hand zu fallen, als jenen Gütern zu entsagen; — Worte, deren Majestät und einfache Wohlredenheit nicht übertroffen worden durch die Redner Athen's und Rom's. Es wird die Pflicht des Geschichtschreibers und des Weisen jeder Zeiten seyn, dieses erlauchten Mannes bei jeder Gelegenheit zu erwähnen, und bis die Zeit nicht mehr seyn wird (eine etwas starke Hyperbel), wird der Fortschritt des Menschengeschlechtes in Weisheit und Tugend an der Ehrfurcht erprobt werden für den unsterblichen Namen von Washington.«

Durch die gegebenen Auszüge sind die Leser am besten zum Urtheile befugt, daß ihnen in L. Br's. historischen Umrissen von Staatsmännern minder Muster historischer als rhetorischer Kunst aufgestellt sind.

Hammer-Purgstall.

Art. V. Geschichte der bildenden Künste. Von Karl Schnaase. Düsseldorf. Verlag von Julius Buddeus. 1843. 2 Theile. gr. 8°. Erster Theil 456 S. Zweiter Theil 563 S.
(Schluß.)

Die genau detaillirte historische Entwicklung der bildenden Künste beginnt mit der Darstellung der Beschaffenheit der Kunst der alten Inder.

Die Geschichte der Kunst, auch wenn sie weltgeschichtlich das Ganze umfassen soll, braucht und vermag noch weniger als andere Geschichten zu den ersten Tagen der Menschheit zurück zu

---

*) Hier drückt sich L. Br. wohl nicht am klarsten aus.

gehen. Ihre Aufgabe beginnt erst da, wo, wie eine zweite Schöpfung, die Kunst entsteht. Allein der Entstehung der schönen Kunst, im ganzen Sinne und Umfange des Wortes, gehen vorbereitende Erscheinungen, Anfänge oder einseitige Leistungen in einer der verschiedenen Künste voraus.

Der volle Tag der Kunst geht erst in Europa bei den Griechen auf, aber bedeutende, großartige Werke der bildenden Kunst finden wir auch schon bei den älteren Völkern Asiens, mit Einschluß des ihnen benachbarten und verwandten Aegyptens. Diese Völker bilden daher eine Vorgeschichte der Kunst.

Nicht überall ist die Civilisation mit dem Sinne für die Kunst verbunden. Gleich an der Schwelle der Geschichte finden wir einen Gegensatz zwischen den Völkern einseitiger Verstandesrichtung und überwiegender Phantasie, und zwar in seiner größten Schärfe, vor. Zwei Länder Asiens haben ungefähr gleiche Ansprüche auf eine uralte Kultur: China und Indien. Bei beiden verlieren sich nicht bloß die einheimischen Nachrichten in die entferntesten Jahrhunderte, sondern wir können auch, wenn wir diesen prahlerischen Ueberlieferungen den Glauben versagen, aus der Gestalt ihrer traditionellen Satzungen, aus Sprache und Schrift, aus Beziehungen und Vergleichungen mit andern Völkern auf das höchste Alterthum ihrer Civilisation schließen. Beide aber bilden entschiedene Gegenstände; während wir in Indien die erste, aber auch jugendlich frische Gestaltung höherer Anschauungen entdecken, steht China als die abgesonderte, mittheilungslose Stätte einer einseitigen, nur auf gemeine Nützlichkeit gerichteten Bildung in der Geschichte.

Nach höchst interessanten Untersuchungen über die Natur des Landes, den Charakter des Volkes, die Religion, welche die Beschaffenheit der indischen Kunst erklären und anschaulich machen, geht der Verfasser zur Darstellung der indischen Architektur über, worauf Plastik und Malerei folgen.

Mehr als irgend ein anderes Land ist Indien mit Ruinen bedeckt; die verschiedenen Völkerstämme, die über diesen Boden fortzogen, haben, durch den Reichthum der Natur angeregt, in kolossalen und prachtvollen Bauten gewetteifert, die jetzt in Trümmern liegen. Hindutempel und ehemals glänzende Residenzen muhamedanischer Fürsten sind, gleich verödet, von der Fülle südlicher Vegetation überwuchert, und wenn nicht irgend ein bettelnder Yogi der Wuth der wilden Thiere trotzt, nur von Tiegern, Schakals und Schlangen bewohnt.

Doch unterscheiden sich die muhamedanischen Bauten durch ihren Styl sehr wesentlich von denen der Hindus, welche uns an dieser Stelle ausschließend beschäftigen. Und auch diese wie-

der zerfallen in zwei leicht zu unterscheidende Klassen: in die eigentlichen, aus einzelnen Steinen errichteten Gebäude, und in die Grottenbauten, die nur in Aushöhlung oder äußerlicher Bearbeitung natürlicher Felsen bestehen. In verschiedenen Gegenden von Hindostan finden sich nämlich gewaltige Grottentempel, architektonisch verzierte Räume, die nicht wie andere Gebäude aus einzelnen, natürlichen oder künstlichen Steinen errichtet, sondern in dem festen Felsen eingehauen sind. Oft nicht bloß einzelne Hallen, sondern eine Reihe von benachbarten Tempeln, umgeben von Gemächern, Treppen, Corridoren, Wasserbehältern, groß genug, um die Bevölkerung bedeutender Städte aufzunehmen, jetzt aber einsam, von den Bewohnern der Gegend entweder verachtet und gefürchtet, oder doch nicht mehr verehrt, und, obgleich dem Hindu-Kultus, doch einer Gestaltung desselben angehörig, die wir nicht mehr kennen. Wir dürfen sie unstreitig als die ältesten Monumente des Hinduvolkes betrachten.

Besonders reich an solchen Werken ist die nordwestliche Gebirgsgegend des Dekan. Hier sind in der Nähe von Bombay die Inseln Elephante und Salsette mit solchen Monumenten, dann im Innern des Landes die Grotten zu Carli, Mhar, bei Nassuk, Ajayanti, und besonders die bewunderten Tempel von Ellora.

S. 132 bis 156 finden sich die detaillirten Schilderungen und Resultate der Untersuchungen des Verfassers.

Als Uebergangsformen von den Felsentempeln zu freien Bauten erkennt der Verf. gewisse, dem Buddhistan eigenthümliche, den ägyptischen Pyramiden zu vergleichende Bauwerke. Die Anhänger dieser Sekte legen nämlich überall ein großes Gewicht auf die Todtenfeier ihrer Verstorbenen. Sie bewahren daher auch Reliquien von Buddha selbst, oder auch von heilig gehaltenen Priestern oder Königen, Asche, Haare, Zähne u. dgl.; indem sie diese Gegenstände entweder mit Thon einkneten oder sonst verschließen, und sodann in kleinen oder größeren pyramidalen oder kuppelförmigen Behältern beisetzen. Man nennt solche Behälter Dagops, d. i. Körperverbergende. Oft scheint denn auch eine solche pyramidal-kuppelförmige Gestalt ohne weitern Inhalt als Heiligthum zu dienen; so findet man in manchen buddhistischen Felsentempeln in dem hintersten und heiligsten Gemache einen Felsenpfeiler mit gerundeter Kuppel. In manchen Gegenden werden nun aber auch gewaltige Monumente als Dagops gefunden. Im eigentlichen Hindostan ist zwar bisher erst ein Denkmal dieser Art, bei Bhopal in Malwa, entdeckt; dagegen sind sie in den meisten indischen Nebenländern häufig. In Ceylon gibt es eine große Zahl von kleineren und größeren Gebäuden dieser Art, eines

bis 160 Ellen hoch, mehrere prachtvoll mit Skulpturen geschmückt und von einzelnen Steinpfeilern umgeben. Diese Gebäude haben die Form einer Pyramide mit halbkugelförmiger Kuppel, auf welcher noch ein Aufsatz, gleichsam ein Thurmknopf, in Gestalt eines Schirmes sich befindet.

Was die eigentlichen Bauwerke betrifft, so ist an eine chronologische Geschichte der Architektur bei den Indern noch nicht zu denken. Aus einer mitgetheilten Beschreibung einer Stadt in Ramayana wissen wir, daß schon in jener alten Zeit, ein Jahrtausend vor unserer Zeitrechnung, eine blühende, prachtvolle Baukunst existirte. Allein, es ist kaum zu vermuthen, daß sich bedeutende Monumente von so hohem Alter erhalten haben. Das Klima von Indien ist der Erhaltung der Gebäude keineswegs in dem Maße günstig, wie andere südliche Gegenden. Der Wechsel der glühenden Sonnenhitze und des dreimonatlichen Regens befördert die Auflösung des Kittes und die Verwitterung des Steines. Mächtige Pflanzen drängen sich zwischen die Fugen, namentlich der heilig geachtete und deßhalb geschonte Feigenbaum senkt seine Wurzeln tief ein und zersprengt das Mauerwerk. Wenn wir auch solche Gebäude hohen Alterthums haben sollten, so würden sie vielleicht von sehr viel späteren kaum zu unterscheiden seyn. Ein Volk, das in seinen Lebensformen so unveränderlich ist, wird auch in seiner Kunst sich gleich geblieben seyn, und vielleicht nur durch den Einfluß einer fremden Nationalität andere Formen angenommen haben. Eben so wie in den neuesten Bauten der Hindus eine Einwirkung des europäischen Styls wahrzunehmen ist, und wie sich auf der malayischen Halbinsel, in Siam und Cochinchina indischer Styl mit chinesischem vermischt hat, werden auch ohne Zweifel die prachtvollen Bauten, welche die muhamedanischen Fürsten in Indien ausführen ließen, auf den Geschmack der benachbarten indischen Stämme Einfluß gehabt haben. Indessen scheint dennoch dieser nicht sehr groß gewesen zu seyn, wenigstens können wir ihn zur Zeit noch nicht nachweisen.

Unter den heutigen Tempeln, oder, wie man sie nennt, Pagoden Indiens sind mehrere, die sich durch ihre Größe und Pracht auszeichnen, ohne daß sich über ihr Alter bestimmte Angaben aufstellen ließen.

Man hat es versucht, an den Monumenten der indischen Architektur die Perioden ihrer Entwicklung, ja sogar verschiedene Säulenordnungen zu unterscheiden. Allein theils ist unsere Kenntniß von den Details dieser Bauten noch zu unvollkommen, theils aber ist es auch nach dem ganzen Geiste dieser Architektur kaum denkbar, daß sie bestimmte Gattungen und Style erzeugt

habe. Ohne Zweifel werden sich bei weiterer Erforschung des indischen Alterthums mancherlei chronologische und geographische Verschiedenheiten der indischen Kunst ergeben, aber es ist nicht zu erwarten, daß dieselben aus ihr selbst hervorgegangen, sondern mehr, daß sie durch äußere symbolische Beziehungen, oder durch lokale Zufälligkeiten bedingt seyn werden. Der Charakter dieser Architektur ist der des Unbestimmten und des Wechsels, und auch bei näherer Kenntniß der geographischen Details wird daher das Resultat der Betrachtung sich schwerlich anders, als wir es gefunden haben, darstellen.

Was die Plastik und die Malerei der Inder betrifft, so ist, wenn man die indische Plastik mit der griechischen vergleicht, eine Verwandtschaft nur in den allgemeinen und unbestimmten Grundzügen, nur in dem, was die erste Anlage des plastischen Sinnes ausmacht, vorhanden — in dem Gefühl für Ebenmaß und Verhältniß — und auch da nur so weit es sich auf das Anmuthige, Sinnliche, Weichliche, nicht aber auf das Kräftige, Ernste und Bestimmte bezieht. Mit etwas größerem Rechte kann man die indischen Bildwerke mit den ägyptischen vergleichen, indessen ist auch diese Aehnlichkeit nur sehr bedingt anzuerkennen. Bei beiden ist dieselbe Unveränderlichkeit, derselbe Mangel an freier Persönlichkeit, und der Schönheitssinn hält sich mehr in der Sphäre des allgemeinen Naturlebens. Allein überall, wo die indischen Formen in das Weiche, Anmuthige, Völlige übergehen und ausschweifen, hält sich die ägyptische Kunst strenge, ernst und steif. Diese hat mehr Regel und Styl, jene mehr Mannigfaltigkeit und Natur.

Die Malerei hat in Indien weder das Alter, noch die Bedeutung der Plastik. In den Felsentempeln finden sich zwar häufig die plastischen Figuren mit einem Farbenüberzuge versehen; indessen läßt dieß natürlich noch nicht auf eigentliche Malerei schließen. Nur in den Grotten von Ajayanti hat man neuerlich Frescomalerei auf dem Stuccoüberzuge der Wände gefunden, Szenen aus dem häuslichen Leben der Inder, sehr gut gezeichnet, die menschlichen Figuren zwei bis drei Fuß hoch und hellfleischroth gefärbt. Da wir indessen nur den Bericht des einzigen Besuchers dieser Grotten haben, so bedarf es noch näherer Forschungen über diese interessante Entdeckung.

Beim Ueberblicke der künstlerischen Leistungen der Inder finden wir die reichste Anlage; tiefes Gefühl, fein unterscheidenden Verstand, andächtige Stimmung, Schönheitssinn. In der Poesie befriedigen sie noch mehr, wenigstens mit gewissen Beschränkungen; wir können nicht verkennen, daß große Schönheiten darin sind. Schon hier aber wird eine Neigung zum Schwülstigen und

Weichlichen, ein Mangel gehaltener Kraft fühlbar, ohne welche die wahre Schönheit nicht besteht. Viel ungünstiger wirkt nun diese Richtung auf die bildenden Künste. Wir sehen hier in viel stärkerem Grade das Uebergewicht des Weichlichen und Sinnlichen in der Architektur: in der Häufung runder, schwellender Formen und in dem phantastischen, willkürlichen Wechsel; in der Plastik: in der unvollkommenen Durchbildung der festen Formen des Körpers, in dem Mangel an charakteristischen Zügen, an Muskelkraft und Bewegung. Darneben finden wir dann wieder ein Bestreben nach grandioser, ernster Wirkung; in der Baukunst jene mächtigen, schauerlichen Hallen, die kühne Anhäufung überraschender, großer Formen, die Tempelfelsen in der Wildniß, die hochgethürmten Pyramiden und Kuppeln — in der Skulptur die kolossale Größe, die symbolische Bildung übermenschlicher, vielgegliederter Gestalten. Aber dies Bestreben ist absichtlich und gewaltsam, es verschmilzt nicht mit den Formen zu einem schönen Ganzen. Wir erkennen darin, wie die Neigung zum Sinnlichen und Weichlichen mit der Richtung auf das geistig Erhabene vereinbar ist, wie dieß aber auch innere Widersprüche herbeiführt, die nur durch das Entstehen der wahren und kräftigen Schönheit gelöst werden. Die Schönheit ist Maß und Begründung, sie kann nicht aufkommen, wo jedes Bestreben sogleich in das Uebermäßige ausartet.

Gewiß sind die Inder ein Volk von hohen Anlagen, auch für die bildende Kunst, das aber unter dem Reichthume dieser Anlagen selbst noch erliegt. Indem es das Schöne in den Reizen der Natur zuerst empfindet, wird es von ihrer sinnlichen Macht überwältigt, und bleibt wie in einem begeisterten Rausche, wo große Anschauungen und Gedanken mit wüsten Bildern einer üppigen und sinnlichen Phantasie wild wechseln. Geistiges und Sinnliches, Mensch und Natur sind noch nicht klar gesondert. Auf dem Gebiete der Kunst gilt hier ganz dasselbe, wie auf dem Gebiete der Moral. Erst wenn der Mensch sich frei gemacht hat von der Herrschaft der sinnlichen Natur, kann er sein sittliches Wesen ausbilden, und erst dann zur Betrachtung der Natur und zur Begründung der Kunst zurückkehren. In sittlicher Beziehung ist es Haltung, Besonnenheit, Klarheit, welche diesem hochbegabten Volke mangelt. In künstlerischer Beziehung fehlt ihm noch jener höhere Sinn für Maß und Ordnung, durch welchen erst das Gebiet der Kunst gewonnen wird, jenes höhere Selbstgefühl des Menschen, mit welchem er sich von dem Einflusse der Sinnlichkeit befreit, und das ganze Reich der Natur sich gegenüber betrachtet. Es fehlt noch jene Trennung der Elemente, aus welcher die einzelnen Künste hervorgehen können, noch jene höhere

Trennung des Menschen von der Natur. Daher streift hier auch noch jede Kunst in das Gebiet der andern über. Die Architektur durch das freie, zwecklose Spiel der Phantasie und durch symbolische Beziehungen in das Gebiet der Poesie, dnrch ihre vollen und weichen Formen, durch das Uebermaß des Reichen und Anmuthigen in das Gebiet des Lebendigen, das nur der Plastik und Malerei zukommt; die Skulptur durch ihre sentimentale Weichheit in das Musikalische, durch ihre kolossale Größe in das Architektonische und in das Poetisch-Symbolische zugleich. In materieller Uebung sind daher die Künste schon da, aber sie sind noch nicht von dem künstlerischen Geiste belebt, der ihnen allein ihre Würde verleiht.

Das dritte Buch handelt von der Kunst der westasiatischen Völker. Nach den geschichtlichen Untersuchungen über die Babylonier und der geographischen Bestimmung ihres Landes werden die Resultate der Untersuchungen des Verfassers bekannt gemacht.

Von dem Style der Bauten, die nach griechischen Schriftstellern den Eindruck des Kolossalen geben, ist man auf wenige und allgemeine Schlüsse beschränkt. Bei dem Mangel an Bruchsteinen und der ursprünglichen und ausschließenden Anwendung von Ziegeln konnten zartere Details, feinere Gliederung schwerlich aufkommen; zumal bei so massenhaften Verhältnissen, und da die terrassenförmige und thurmartige Gestalt ebenfalls zeigt, daß man durch das Kolossale imponiren wollte. Wir lesen, daß die Mauern und sogar die Thürme mit Bildwerk geschmückt waren. Namentlich sah man an denen der königlichen Burg eine Jagd dargestellt, mit Thieren, in der Größe von mehr als vier Ellen, dabei Semiramis zu Pferde, und Ninus, der einen Löwen niederstieß. Man kann auch aus dieser Art des Schmuckes entnehmen, daß das Mauerwerk weniger mit architektonischen Gliedern geziert gewesen. In andern Fällen scheint eine farbige Glasur der Ziegel die Mauern geschmückt zu haben. Bemerkenswerth ist die Bestimmung eines Theiles dieser Gebäude. Wasseranlagen, gewaltige Schutzmauern, Paläste von ungeheurem Umfange, endlich der Prachtbau der hängenden Gärten für den bloßen Genuß, aus zärtlicher Rücksicht auf den heimischen Geschmack einer Frau, in spielender Nachahmung einer andern Natur; überall Zwecke und Bestrebungen weltlicher Art, Bauten, nicht der Devotion, sondern des Nutzens oder der Annehmlichkeit. Selbst der Tempel des Belus (der übrigens vielleicht auch das Grabmonument eines Königs war) hatte nicht umsonst die thurmartige Höhe, er diente zu astronomischen Betrachtungen, mithin zu einem zwar religiösen, ohne Zweifel aber auch den

weltlichen Absichten der Priesterschaft und des Landes förderlichen Zwecke.

Vergleichen wir hier noch die Architektur dieses Volkes mit der des Hindus, so erscheinen beide in vielen Beziehungen schroff entgegengesetzt. Dort der Felsen selbst zum Tempel, seine natürliche Form zur Kunstgestalt umgebildet, hier schon der Boden der Natur abgewonnen, das Baumaterial völlig künstlich, eine durchaus regelrechte Form bedingend; dort ein Uebermaß von üppigvollen schwellenden Gliedern und bildlichen Verzierungen, hier das geradlinige Element vorherrschend, ohne Säulen und Steinarbeit, flache, nur farbig verzierte Mauern. Das Gemeinsame ist das Vorherrschen sinnlicher Größe, aber dort ist die Sinnlichkeit phantastisch wild, hier verständig, von Zwecken abhängig, egoistisch.

Ueber die Bildwerke der Babylonier wissen wir wenig zu sagen. Freistehende Bildsäulen von Gold und Erz werden von Herodot und Diodor erwähnt. Die bildreichen Darstellungen auf den Mauern (wie schon erwähnt, die Jagd des Ninus und der Semiramis auf den Mauern der Königsburg mit kolossalen, vier Ellen hohen Figuren) müssen wohl Malerei gewesen seyn, da sich Reliefs von dieser Größe bei einem Baue in Ziegeln nicht wohl ausführen ließen. Auch deutet eine Stelle des Propheten Hesekiel auf solche Malereien hin, indem er Juda und Israel im Gleichnisse als Buhlerinnen darstellt, die von Liebe brennen, »da sie sahen gemalte Männer an der Wand mit rother Farbe, die Bilder der Chaldäer, um ihre Lenden gegürtet, lang herabhängende Binden auf ihren Häuptern, anzusehen wie gewaltige Leute.« — Erhalten ist nichts, was uns eine Vorstellung von ihrem Style gäbe. Was in den Trümmern von Babylon vorgefunden, ist zu klein, und scheint auch mehr spätere persische Arbeit.

Im Vergleich der persischen Kunst mit der indischen, so ist zwar beiden der Mangel einer tiefen durchgeführten Individualität gemein. Besondere Charaktere finden wir nicht ausgebildet, bei den Personen selbst fast noch weniger. Ihrer Religion fehlte der mythisch-poetische Bestandtheil, und in der Wirklichkeit ließ das Ceremoniell des Lebens freie Bewegung nicht aufkommen. Dagegen halten sie sich bestimmt und bis in das Detail an die Natur, während jene sich auf einem durchaus idealen Boden befinden, der ihnen die Wirklichkeit fast unkenntlich macht. Wenn auch die Ungunst des Schicksals uns fast keine schriftlichen Urkunden der Perser erhalten hat, so waren sie keineswegs wie die Inder ungeschichtlich. Den König umgaben seine Schreiber, um seine Worte und Thaten aufzuzeichnen und in den Archiven niederzulegen. Natürlich wurden diese Aufzeichnungen

nicht zu einem geistigen Werke, und der Gedanke freier Geschichtschreibung blieb dem Einerlei eines despotischen Hofes fremd. Allein immerhin war hier doch ein der Wirklichkeit angehöriges Element erhalten. Es hing zusammen mit der Wahrheitsliebe, welche den Ormuzd-Dienern frühe eingeprägt wurde, daß sich ihre Phantasie nicht in so wildem Spiel gehen lassen durfte. Daher finden wir eine Entstellung des Bekannten überall nicht; eine Häufung menschlicher Glieder wäre der Wahrheitsliebe, dem Gefühle für das Naturgemäße, welches in allen Geschöpfen, ungeachtet der gefährlichen Beimischungen Ahriman's, von Ormuzd herrührt, entgegen gewesen. Die Vorstellung von der Gottheit war eine geistigere und höhere, sie duldete gar kein Bild. Die Lehre des schroffen Gegensatzes war keiner poetischen Auffassung fähig, kein dichterischer Mythus konnte entstehen. Die Phantasie hatte daher nur mit dem räumlich Entfernten zu thun, hier konnte sie ausschmücken, und unter dem Scheine überlieferter Nachricht sich ergehen. Es ist bezeichnend, daß Indien das Fabelland wurde; denn von daher kamen schon ausgeschmückte Nachrichten. Diese Fabeln erstrecken sich auch nicht auf die menschliche Natur, in welcher der verständige Sinn die unabänderliche Regel festhält. Die Thiere aber sind mannigfaltig, sie ändern sich mit dem Himmelsstriche, hier war ein freieres Feld für Vermuthungen und Erzählungen. Das Fremde ist schon an sich schauerlich, besonders dem, der eine feindliche Macht in der Welt weiß, und zum Kampfe gegen dieselbe berufen ist. Die Thiergestalten der Fremde sind daher Ungeheuer, schreckenerregend. Aber dennoch finden wir auch hier eine gewisse Mäßigkeit der Phantasie; bei der Zusammensetzung dieser fabelhaften Thiere bewährt sich wieder der verständige Sinn. Es ist nichts Ungehöriges zusammengebracht, sondern die Theile schließen sich nach natürlichen Verhältnissen an. Wir finden uns hier auf einem viel bekannteren heimathlichen Boden, wie bei den indischen Mythen, wir bleiben auf der Erde. Es sind zugleich harmlose Spiele der Phantasie, die nicht auf göttliche Verehrung Anspruch machen; nicht Visionen eines Priesters, sondern Reiseberichte, über welche die ehrlichen, heim gebliebenen Zuhörer erstaunen. Es spielt allenfalls ein allegorisches Element hinein; der Mythus wird hier schon zum Mährchen oder zur Fabel. Wir finden daher selbst noch in diesen phantastischen Gebilden den ehrbar bürgerlichen, verständigen Sinn wieder, den die Perser überall zeigen.

Eben so ist denn auch die Baukunst nicht eben von der ausgezeichnetsten Schönheit, nicht von der zartesten, in allen Details durchgeführten Harmonie, vielmehr in manchen Theilen unangemessen, spröde, ungeschickt, aber im Ganzen von offenem, ver-

ständigem Geiste zeugend, nichts Wildes, Ausschweifendes, alles heiter, an die Natur sich anschließend, einfach, anspruchslos.

Von den Phönizìern und Juden erscheinen die Nachrichten am dürftigsten. Eben so wie im Mutterlande ist in den phönicischen Kolonien in Karthago und in Gades nichts enthalten, was uns über ihre Baukunst Aufschluß gibt. Auch Karthago war prachtvoll, mit aller Bequemlichkeit und Sorgfalt einer herrschenden Seestadt gebaut. In ihren Tempeln scheint der Glanz der Metalle vorzugsweise zur Ausschmückung gebraucht zu seyn. Im Tempel des Apollo, nahe am Markte zu Karthago waren die Wände im Innern mit Goldplatten belegt. Von den Tempeln in Gades und Utica wird erwähnt, daß sie Säulen von Erz und Balken von Cedernholz gehabt. Die alten Geschichtschreiber, welche die Prachtbauten des Hiram in Tyrus rühmen, erwähnen stets, daß er Cedern vom Libanon herbeischaffen lassen. Holz und Metall waren also die vorzugsweise angewendeten Materialien; selbst Backsteine scheinen die Phönizier nicht gekannt zu haben, nur Luftziegel werden bei ihnen erwähnt.

Ueber die Bauten der Juden besitzen wir genauere und umständlichere Berichte, die indessen, wie alle schriftlichen Beschreibungen aus entfernten Zeiten, noch immer Vieles dunkel lassen. Bekanntlich war das Heiligthum Jehova's anfangs, und selbst nachdem das Volk des Herrn nach langen Wanderzügen im gelobten Lande eine bleibende Stätte gefunden hatte, nur eine trag- und zerlegbare Zelthütte von mäßiger Größe, dreißig Ellen lang, aber nur zehn Ellen breit, aus einem mit Teppichen überhängten Bretergerüste bestehend, inwendig durch andere Teppiche getheilt, um das Allerheiligste, den Ort der Bundeslade, von dem Heiligen, dem größeren Vorderraume zu sondern. Rings umher wurde durch eingesteckte Pfosten und einen daran befestigten Vorhang ein Vorhof von 50 Ellen Breite und 100 Ellen Länge gebildet. Später, als die Juden seßhaft und reich geworden waren, als David den Gedanken der Erbauung eines festen Tempels faßte, und sein mächtiger und prachtliebender Sohn Salomon ihn ausführte, wurde die Gestalt jener Stiftshütte als das Vorbild des neuen Gebäudes angesehen, so jedoch, daß nunmehr alle Verhältnisse größer und bedeutender wurden. Die Schicksale dieses jüdischen Heiligthums sind bekannt.

Im Anhange zu diesem Kapitel finden wir höchst interessante antiquarische Bemerkungen über einen, in unserem Jahrhundert nicht besprochenen Gegenstand, den Salomonischen Tempel, das Material der Mauer, die Bekleidung derselben, die äußere Gestalt, die Höhe der Vorhalle und die Säulen betreffend.

Das vierte Kapitel handelt von der Kunst der Aegyp-

ter. Nach den Betrachtungen über die Natur des Landes und den Charakter des Volkes, der Beziehungen der Juden und Griechen zu Aegypten, dem Kastenwesen, den Sitten, der Religion, der Hieroglyphen, der Literatur und der geistigen Richtung geht der Verfasser zur geographischen Uebersicht der Gebäude ägyptischen Styles über.

Von vorzüglichem Interesse erscheint die ästhetische Würdigung der Pyramiden.

Was die Malerei und Skulptur der Aegypter angeht, so kann man von eigentlicher Malerei nicht sprechen; denn die Kunst der Schattirung fehlt völlig, selbst da, wo nicht Skulpturen farbig angestrichen, sondern gemalte Figuren auf flachem Grunde angebracht wurden, sind sie nur farbige Silhouetten ohne Vertiefung und Schatten. Die Bereitung der Farben und die Ausführung des Anstriches geschah mit großer Sorgfalt. An einigen nicht vollendeten Werken können wir beobachten, daß auch hier zuerst die Umrisse in rother Farbe gezeichnet, dann (wahrscheinlich von anderer Hand) mit schwarzer Farbe corrigirt, darauf mit Weiß untermalt wurden, und nun erst die Farbe erhielten, in welcher sie bleiben sollten. Der sorgfältigen Bereitung dieser Farbe (und freilich auch dem günstigen Klima) ist es zuzuschreiben, daß die Färbung sich noch in höchster Frische erhalten hat. Das Farbenmaterial war übrigens beschränkt, man findet nur Roth, Grün, Hell- und Dunkelblau, Gelb und Schwarz. Fleischfarbe fehlt ganz; bei ägyptischen Männern nahm man Roth zur Bezeichnung des Nackten, wobei eine vollkommene Nachahmung der Natur nicht bezweckt war, da die Pferde fast dieselbe Farbe haben. Das Colorit der Frauen ist mehr gelblich, ohne Zweifel zur Bezeichnung der zarteren Haut; das feindliche Volk, mit welchem die Aegypter auf den Schlachtbildern kämpfen, ist mit graugelber Färbung dargestellt. Bei den Göttergestalten hört die Beziehung auf das menschliche Kolorit ganz auf, sie sind blau, grün, rothgrün, gelb, wahrscheinlich nach symbolischen Rücksichten auf die Natur-Elemente, welche durch diese Götter repräsentirt wurden, oder auf kirchliche Ceremonien. Eben so wenig, wie eine wirkliche Malerei, gab es eine selbstständige, farblose Skulptur; selbst die freistehenden Statuen scheinen ganz oder theilweise übermalt gewesen zu seyn, wenn auch die Luft hier nur geringe Spuren der Farbe zurückgelassen hat. Jedenfalls war aber die halb erhabene Arbeit niemals ohne Farbe, ja sie erforderte sogar dieselbe. Die Reliefs sind nämlich meistens von einer eigenthümlichen Art; sie erheben sich nicht über die Wandfläche, in welcher sie angebracht sind, sondern bleiben innerhalb derselben; sie sind, wie die französischen Berichterstatter

sie nennen, Reliefs in einer Vertiefung, versenkte Reliefs (bas-reliefs en creux). Die Contouren jeder Figur, und zwar nicht bloß die äußersten, sondern auch die innern jedes freistehenden Theiles, der Arme, Beine u. s. f. sind bis auf eine größere oder geringere Tiefe in die Wandfläche eingegraben, und innerhalb derselben ist die Rundung der Theile, so viel nöthig schien, durch Vertiefung der zurückweichenden Stellen ausgearbeitet, so daß auch die höchsten Stellen nicht über die Wandfläche hinausragen. Das Verfahren hält gewissermaßen die Mitte zwischen der plastischen und einer zeichnenden Darstellung, in welcher die Schatten nicht aufgetragen, sondern eingegraben sind. Die Farbe war daher auch wesentlich nöthig, um die Theile mehr hervortreten zu lassen. In architektonischer Beziehung ist diese Weise sehr vortheilhaft, indem die Figuren keine Schatten werfen und die Einheit der Wand nicht unterbrechen, sondern vielmehr, indem sie durch den nach innen fallenden Schatten ihres Umrisses sich zurückziehen, noch augenscheinlicher machen.

Uebrigens kannten die Aegypter auch das wirkliche Relief und brachten es im Innern der Gebäude, wo bei geringerer Beleuchtung die vertieften Reliefs nicht hinlänglich deutlich gewesen wären, häufig an. Zuweilen kommt es auch im Aeußern vor, ohne daß man den Grund dieser verschiedenen Behandlungsweise angeben könnte. Man hat zwar vermuthet, daß die ursprünglich bei der Errichtung der Gebäude vorbereiteten Reliefs erhaben gearbeitet, die andern aber erst später in die schon vollendete Mauer, wie in einen Felsen eingehauen worden seien; indessen macht die Menge der versenkten Reliefs dieses unwahrscheinlich, da man nicht glauben kann, daß so große Gebäude ohne den nach ägyptischen Begriffen nothwendigen Schmuck des Bildwerkes vollendet worden wären. Jedenfalls ist jene andere, den Aegyptern eigenthümliche Art des Reliefs, das versenkte (in Verbindung damit, daß sie sich nur weniger, oft wiederkehrender Farben bedienten) ihrem Style die vortheilhaftere, indem auf diese Weise die Häufung der farbigen Skulptur weniger bunt und überladen erscheint.

Die ägyptische Skulptur ist ihrem Geiste nach architektonisch. Auf den weithin gestreckten Wänden kann sie etwas freier in kriegerischem Leben sich entwickeln, wenn sie nur die Linien der baulichen Ordnung beobachtet; aber in freistehenden Statuen dient sie der Architektur und ist ihr untergeordnet. Jene sitzenden Kolosse vor den Pylonen haben, wie diese thurmartigen Bauten selbst, nur den Zweck, die Würde des Ortes anschaulich einzuprägen; die Sphinxalleen sind noch mehr bloß architektonische Bezeichnungen des Zuganges; jene stehenden Gestalten an den

Pfeilern der Vorhöfe folgen auf einander wie Säulenreihen, ja noch gleichförmiger. Andererseits kann man aber eben so von der ägyptischen Architektur sagen, daß sie sich mehr als die Baukunst anderer Völker an die Skulptur anschließt. So regelmäßig und strenge sie ist, so kennt sie doch keine frei erfundenen, rein geometrischen Verzierungen, sondern hält sich immer in dem Kreise der Naturnachahmung. Die Pflanzenformen der Säulen sind architektonische Glieder, denn sie tragen, und dadurch unterscheiden sie sich von den freistehenden Statuen vor den Pylonen oder in den Höfen; aber sie unterscheiden sich bei weitem nicht in dem Maße, wie in der Kunst anderer Völker Architektur von Plastik. Denn jene Statuen wirken auch architektonisch, und diese Säulen sind wie sie eine Nachahmung der Natur, in kolossaler Vergrößerung und in regelrechter Fesselung der lebendigen Verhältnisse, nur daß die Vergrößerung der Blumen noch größer, die Auffassung der Verhältnisse noch etwas mehr phantastisch modifizirt ist, als bei der menschlichen Gestalt. Selbst jener Wechsel der Säulenformen derselben Reihe hängt mit der Pflanzennatur, mit der bunten Mischung der Blumen auf der Flur zusammen, und bildet einen richtigen Gegensatz gegen die Wiederholung der gesetzlich ausgebildeten Menschengestalt. Betrachten wir in diesem Sinne das ganze Gebäude, die Felsformen der Wände, die Pflanzenreihen der Säulenhallen, die grandiosen Priestergestalten an den Pfeilern, die Kolosse, die Sphinxe in ihrer ewigen Ruhe, so haben wir ein phantastisches Bild der Natur in ihrer Erstarrung, mehr ein plastisches Werk, als das rein architektonische Erzeugniß des menschlichen Geistes.

Der zweite Band umfaßt die Kunst der Griechen und Römer.

Es ist hier zuvörderst nöthig, der Allseitigkeit der griechischen Kunst im Gegensatze der früheren Völker zu gedenken. Bei den Griechen nimmt die Geschichte der Kunst eine neue Gestalt an. Die andern Völker waren wie Fremdlinge, die in einen gewaltigen, labyrinthischen Palast eingeführt auf die wenigen Räume beschränkt sind, welche die Diener ihnen angewiesen haben, ohne in das Innere gelangen zu können, und ohne das Ganze zu übersehen. Die Hellenen dagegen sind die eingebornen Kinder des Hauses, die, mit seinen Gängen und Verbindungen genau bekannt, sich leicht zurecht finden, denen nichts verschlossen und unzugänglich bleibt. Sie öffnen die verborgensten Gemächer und Säle, durch sie eingeführt werden wir heimisch in dem wunderbaren Gebäude.

Jene früheren Völker, so großartig und bedeutsam ihre

Werke zum Theil waren, hatten doch entweder nur eine Kunst geübt, oder zwar mehrere, ja sogar alle, aber mit einer so nationalen und beschränkten Auffassung, daß ihre Leistungen den andern gleichzeitigen und den spätern Völkern fremd blieben. Bei den Griechen zuerst finden wir alle Künste in hoher, zum Theil unvergleichlicher Blüthe, und wenn auch mit aller Kraft nationaler Wärme und Begeisterung, dennoch wieder so frei von Einseitigkeit und Beschränkung, daß sie allen späteren zum Vorbilde und zur Bewunderung dienen.

Neben dieser Allseitigkeit und Allgemeinheit unterscheidet sich die griechische Kunst von der der asiatischen Nationen durch eine andere wichtige Eigenschaft. Sie hat eine innere Geschichte. Bei jenen war eigentlich immer ein und derselbe unveränderte Charakter, welcher nur gegen die Eigenthümlichkeit anderer Völker einen Gegensatz bildete, nicht in sich selbst innere Unterschiede hervorbrachte; die chronologischen Daten der Ausbildung, welche sich feststellen ließen, hatten nur die Bildung des einfachen, mechanischen Fortschrittes und Verfalles. Bei den Griechen dagegen finden wir verschiedene Stufen der Entwicklung, welche, wenn auch denselben Grundzug griechischer Eigenthümlichkeit tragend, dennoch wesentliche Unterschiede des Charakters und verschiedene, sogar entgegengesetzte Vorzüge zeigen.

Bevor der Entwicklungsgang in seiner chronologischen Folge betrachtet wird, schickt der Verfasser eine Uebersicht der religiösen und sittlichen Eigenthümlichkeiten der Griechen voraus, so weit sie auf seinen Zweck Beziehung haben, und einige allgemeine Bemerkungen über die Gestalt der Künste in ihrer Blüthezeit, auf welche er bei den eigentlichen historischen hinweist.

Als Grundgedanke der griechischen Architektur erscheint das Säulenhaus, ihr Tempel. Das Einfachste ist oft oder immer das Fruchtbarste. In den phantastischen Grotten der indischen Felsen, in den gewaltigen Massen Babylons und den luftigen Terrassenbauten von Persepolis, unter den duftenden, goldstrahlenden Cedernbalken des Salomonischen Tempels, in den feierlichen Zugängen, Vorhöfen, Hallen der Heiligthümer Aegyptens suchen wir vergeblich den einfachen, klaren Grundgedanken, der so natürlich scheint, und aus dem sich doch alle Anmuth und Mannigfaltigkeit der griechischen Architektur entwickelt hat. Das Säulenhaus, das geschlossene, bedeckte, von tragenden Säulen umgebene Haus ist dieser Grundgedanke.

Die Bestimmungen, Unterschiede und Erklärungen der oft besprochenen Capitäler erscheinen in den Untersuchungen über die Architektur in so klaren und anschaulichen Details, wie sie nirgends gefunden werden.

In den Untersuchungen über die griechische **Plastik** wird die Aeußerlichkeit der griechischen Sitte, das Verhältniß der moralischen Ansicht zur Götterlehre, der Kreis der Göttergestalten, ihre Personifikationen und die sittliche Kraft der griechischen Kunst besprochen. Dem Griechen, der kein höheres, geoffenbartes Gesetz hatte, welches die völlige Unterdrückung der sinnlichen Leidenschaft forderte, konnte nichts edler und würdiger erscheinen, als der Geist der Mäßigung, der harte Ausbrüche unmöglich macht. Schon durch ein dunkles Gefühl zog ihn daher auch die Körperbildung am meisten an, welche geeignet war, allen Aeußerungen die mildeste Form zu geben. Hart und leidenschaftlich werden die Aeußerungen der Seele, wenn sie bei der Prätension der Uebersinnlichkeit mit der ihr nun unbekannten äußern Welt in Berührung kommt, und nun mit plötzlicher, unerwarteter Gewalt herausbricht, milde aber, wenn die Seele sich der Körperwelt nicht so entzogen hat, der Körper dagegen von ihr völlig durchdrungen und durcharbeitet, und die natürliche Einheit beider möglichst vervollkommnet und ausgebildet ist.

Ueber die Malerei der Griechen können wir weniger als über die Plastik aus eigener Anschauung urtheilen. Die Ueberreste dieser vergänglichen Kunst sind in geringerer Zahl, und nur entweder aus einer spätern Zeit oder von untergeordneter Gattung auf uns gekommen. Wären wir ganz von Beispielen und Nachrichten entblößt, so würden wir vielleicht schon aus allgemeinen Gründen schließen, daß die Richtung des Schönheitssinnes, welche wir bei den Griechen in ihrer Plastik wahrnehmen, der Malerei weniger zusagen mußte. In ästhetischer wie in moralischer Beziehung kam es ihnen auf die Verbindung hoher, gesteigerter Thatkraft mit sittlicher Mäßigung, auf ein Gleichgewicht der sinnlichen und geistigen Kräfte an, welches sich in der vollen plastischen Form durch die Gleichstimmung des Hauptes und der Glieder, durch die vollere Sinnlichkeit des Kopfes neben der edleren und strengeren Auffassung des Leibes erreichen ließ. Die Darstellung durch Zeichnung auf der Fläche war dazu weniger geeignet; denn hier erscheint der Mensch nicht in seiner vollen Selbstständigkeit, sondern in Verbindung mit der umgebenden Natur, durch dieselbe bedingt, und mithin mehr leidend und abhängig. Kommt hiezu noch die Farbe, so wird überdieß der sinnliche Ausdruck des Körpers voller und üppiger, und erlangt ein Uebergewicht über die Bedeutung des Hauptes, wenn diese nach jener Auffassungsweise, die wir betrachtet haben, weniger herausgehoben ist. Wollte man darüber dem Körper die volle Farbenwirkung geben, so müßte auch das persönlich Geistige des Kopfes stärker ausgedrückt werden und sich durch den Glanz des Auges und durch andere Mittel

der Farbe in regerem persönlichen Leben zeigen, um dadurch die nothwendige Harmonie herzustellen. Dieß war aber den Griechen unmöglich, weil es sie in das Gebiet des inneren Seelenlebens und der freieren Gemüthsentwicklung geführt haben würde, das ihrer ganzen Weltansicht fern lag, und derselben verderblich geworden wäre. So war es denn natürlich, daß die strengere Haltung und Durchführung des Körpers und die allgemeinere Auffassung des Hauptes, welche der Plastik zusagte, auch in die Malerei überging, und diese einen Styl behielt, der denen, welche an eine vollkommene Entwicklung des Malerischen gewöhnt sind, ungenügend, hart und kalt erscheinen muß.

Die Griechen selbst scheinen von ihrer Malerei nicht so geurtheilt zu haben. Vielmehr stand auch diese Kunst bei ihnen in großem Ansehen; eine beträchtliche Zahl von ausgezeichneten und sehr hoch geschätzten Meistern wird genannt, umfassende Werke werden beschrieben, und erstaunliche Wirkungen des Eindruckes derselben werden berichtet. Wir können also nicht zweifeln, daß etwas wahrhaft Bedeutendes und Großes geleistet sei. Wir kennen die schönsten Erzeugnisse dieses Zweiges griechischer Kunst nicht aus eigener Anschauung. Wenn wir uns aber nach dem, was wir kennen, nach den Beschreibungen und durch die Vergleichung mit den plastischen Werken eine Vorstellung von den besseren griechischen Gemälden zu machen versuchen, so ist es nicht zu bezweifeln, daß sie sich durch sehr richtige und genaue Zeichnung der Umrisse, durch große Schönheit der Linien, und durch lebendiges, freundliches Kolorit von ziemlicher Lokalwahrheit und heiterer Harmonie ausgezeichnet haben. So konnten sie, wenn auch nach dem Maßstabe vollkommener Malerei unbefriedigend, dennoch in manchen Beziehungen Schönheiten entwickeln, welche der eigentlichen Plastik nicht zugänglich waren, und wir können begreifen, wie auch die Tieferen des schaulustigen, feinfühlenden und leicht erregbaren Volkes dadurch erfreut, und selbst hoch begeistert werden konnten. Indessen klagen schon die Alten selbst, daß die Malerei viel früher als die Skulptur, und zwar um Jahrhunderte früher, in Abnahme gekommen sei, und dieser Umstand scheint darauf hinzudeuten, daß die Gemüther sich nicht ganz darin befriedigten. Auch die noch vorhandenen Ueberreste alter Malerei, welche, wenn auch sämmtlich nicht von den vorzüglichsten Meistern, sondern nur von Kopisten und Nachahmern mehr handwerksmäßiger Art herrührend, uns doch den Styl dieser Kunst zeigen, berechtigen zu dem Schlusse, daß auch das Beste in dieser Richtung den Werken der griechischen Plastik an innerem Werthe weit nachstand.

Das Technische der auf uns gekommenen Malereien ist in

gewissen Beziehungen sehr vollkommen, namentlich die Dauerhaftigkeit und Schönheit der Farben bewundernswürdig. Dennoch ist auch das Material der griechischen Malerei für die höheren Zwecke dieser Kunst stets mangelhaft geblieben.

Als Perioden der griechischen Kunst unterscheidet der Verfasser vier: die der griechischen Kunst bis auf die Solonische Zeit — die der griechischen Kunst bis auf Perikles — die der griechischen Kunst bis Alexander — und die der griechischen Kunst bis auf die Unterjochung Griechenlands. Die griechische Kunst entwickelte sich langsam nach langem Beharren und mit geringen Fortschritten. Ein Blick auf die uns wohlbekannte neuere Kunstgeschichte genügt, um das Phänomen zu erklären; denn auch hier vergingen Jahrhunderte in gleichbleibender todter Ruhe der Kunst, während sie sich dann wieder in kurzem Zeitraume glänzend entwickelte. Bei den Griechen aber war die Achtung und das Festhalten des Hergebrachten viel stärker; das Bewußtseyn des schwankenden Bodens, auf dem ihr sittliches und politisches Leben ruhte, mußte jede Neuerung als gefährlich erscheinen lassen. Es hing dieß mit der Mäßigung zusammen, welche sie so eindringlich empfahlen und zu einer so schönen Eigenschaft ihres Wesens ausbildeten. Daher erklären sich denn die warnenden Stimmen wider jede Aenderung auch in der Kunst; die priesterlichen Verbote der Aenderung von Tempeln und Götterbildern; aber diese Warnungen und Verbote hielten die geistige Entwicklung nicht zurück, denn das vermögen sie niemals. Ganz ähnliche Warnungen und Verbote ließen sich in Rom hören, als gleichzeitig mit dem Verfalle der Sitte griechische Weisheit und Kunst Eingang fand, aber sie verhallten ohne Erfolg. Verbote dieser Art sind gewöhnlich nur Zeichen, daß das Neue unaufhaltsam eindringt, vergebliche Versuche einer alten Richtung, die ihre Stütze nicht mehr im allgemeinen Bewußtseyn hat. Sie waren es auch nicht, welche die griechische Kunst fesselten, sondern das allen Bessern gemeinsame Gefühl der ernsten Aufgabe ihrer Zeit in Begründung einer reinen und strengen Volkssitte prägte sich als heilige Scheu und Zurückhaltung in den strengen und starren Zügen der Gestalten bildnerisch aus.

In der zweiten Periode überblicken wir einen Zeitraum von mäßiger Dauer, etwa ein und ein halbes Jahrhundert (Ol. 45 — 80), aber durch die Ereignisse, welche er umfaßt, einen der bedeutendsten und schönsten der Geschichte. Die Zeit der Homerischen Gesänge können wir nur als eine Vorahnung der hellenischen Sitte betrachten, wo sich der Sinn für Edles und Kräftiges regte, aber bei weitem noch nicht das ganze Leben durchdrungen hatte, und manches Barbarische und Rohe unberührt beste-

hen ließ. Die lange Zwischenzeit bis auf die gegenwärtige Epoche gewährt einen weniger klaren und erfreulichen Anblick; die Elemente sind aufgeregt und drängen sich in chaotischer Verwirrung, bis endlich in dieser Gährung allmälich die festen und reinen Kristallgestalten der griechischen Nationalität, die republikanischen Verfassungen, die strengen sittlichen Gesetze sich bilden. In der Epoche, welche man die der sieben Weisen nennt, ist dieser Prozeß vollbracht, und wir sehen nun, wie auf diesen Fundamenten sich die freieren und zarteren Gebilde erheben. Diese sogenannten sieben Weisen sind noch halb mythische Gestalten; ihre Weisheit besteht nicht, wie die der spätern Philosophen, in tiefen oder phantastischen Lehrgebäuden über die Entstehung der Dinge, sondern in praktischen, moralischen Regeln, in einzelnen leicht faßlichen und fruchtbaren Sprüchen. Wir sehen daher in ihnen, wie die entstandene sittliche Ansicht sich zu festeren Begriffen und feineren Betrachtungen ausbildet, und erkennen das Wohlgefallen des Volkes an diesem Gegenstande darin, daß es die Sprüche gleichsam personifizirt, indem es sie bekannten und bedeutenden Männern beilegt. Diese Sprüche selbst, man denke nur zum Beispiel an Solons bekannte Aeußerung gegen Krösus über das Glück, zeigen schon den hohen Werth, welchen man sittlichen Vorzügen, dem tugendhaften Leben, dem Tode für das Vaterland oder für die Familie beilegte. Auch Solon's mildere, demokratische Gesetzgebung ist ein Beweis, daß das Volk schon in so weit von dem Geiste griechischer Sittlichkeit durchdrungen war, daß man glauben konnte, keines harten äußeren Zwanges zu bedürfen.

In jeder Beziehung regt sich nun auch sofort ein höheres geistiges Leben. Die Philosophenschulen beginnen, Pythagoras sammelt in edler Schwärmerei eine priesterliche Schaar von Freunden; die Dichtkunst nimmt einen höheren lyrischen Schwung an, die Macht der Rede und der Töne steigert das empfängliche Volk zu wunderbarer Begeisterung. Bei den öffentlichen Spielen schließt sich an die Wettkämpfe körperlicher Kraft und Gewandtheit auch der Wettgesang an, und wenn das Lied zunächst die Sieger zu besingen hat, so wendet es sich auch bald zu zarteren Gegenständen. Die Glut weiblicher Leidenschaft hatte schon die Oden der Sappho hervorgetrieben, jetzt scherzte Anakreon mit unvergleichlicher Anmuth in behaglichster Ruhe. Vor Allem aber war das Leben selbst schön. Der freieste Verkehr brachte einen Wetteifer edler Sitte unter den Städten hervor. Bei geringen Ansprüchen an Genuß und Luxus nahm die Wohlhabenheit und Zufriedenheit der Bürger zu, und gab ihnen ein heilsames Selbstgefühl, durch welches der republikanische Sinn sich in jugendli-

cher Bescheidenheit und Mäßigung ausbildete. Selbst wo noch Tyrannen herrschten, mußten sie durch wohlthätiges, gemeinnütziges Wirken ihr Ansehen erhalten, und sie dienten daher, wenn auch aus Selbstsucht, der allgemeinen Sache Griechenlands, indem sie neben dem Strengen und Nützlichen auch das Anmuthige und Schöne förderten. Freiheit und Kraft ohne Uebermuth, Bescheidenheit und Gehorsam mit einem edlen Stolze verbunden, das sind die hervorstechenden Züge dieser Zeit. Alle jene Erzählungen von Söhnen, die sich für ihre Mutter opfern — von Müttern, welche die Liebe für ihre Kinder der für das Vaterland nachsetzen — von dem unverbrüchlichen Gehorsam gegen das Gesetz und der Ehrfurcht für die Götter — von der Bescheidenheit der Jugend und der strengen Zucht, in welcher sie aufwuchs, sind, selbst wenn sie durch die Sage vergrößert seyn sollten, Beweise der Sittenreinheit und der ernsten Begeisterung dieser Zeit. Den Höhepunkt dieser Gesinnung, oder wenigstens den, in welchem sie am anschaulichsten hervortritt, bilden dann jene Perserkriege, welche innerhalb dieses Zeitraumes liegen; ein unvergängliches Denkmal heldenmüthiger Aufopferung und des Sieges geistiger Kraft über die rohe materielle Gewalt, für die Griechen selbst aber die freudige Erfahrung ihrer inneren Einheit und Lebensfülle, und die Ursache höheren Schwunges.

Auch in dieser Periode noch war der Sinn zu sehr auf das Praktische und Nützliche gerichtet, zu weit entfernt von jedem Luxus, um den schönen Ueberfluß der Kunst zu begünstigen. In ihrer äußeren Erscheinung steht daher die Kunst noch dem Leben an Schönheit nach; jene Strenge, welche die Sitte rein erhielt, streift in der Kunst noch an Härte; aber dennoch ist das innere Walten des Kunstgeistes schöpferisch thätig, und in dieser Epoche erzeugten sich gerade die Grundzüge jener festen, plastischen Charaktere, welche dann später die leichte und üppige Entfaltung der zarteren Anmuth möglich machten und begünstigten.

Wenn wir die früheren Entwicklungsstufen der griechischen Kunst durchschritten haben, so ergreift uns in der dritten Periode ein Gefühl der Ehrfurcht, als ob wir ein geweihtes Heiligthum beträten. So würdevoll und erhaben blicken die Gestalten in ihrer ruhigen Schönheit auf uns, daß wir mit schüchternem Fuße herangehen, und das Wort sich in die Brust zurückdrängt, um nichts zu äußern, was so hoher Gegenwart unziemlich wäre. Wenn in der Kunst ein göttlicher Geist lebt, so hat er sich hier verkündet, und seine Nähe erfüllt uns mit schweigender Bewunderung. Gewiß ist es ein Geist freudiger und dankbarer Frömmigkeit, der hier zu uns spricht, und den wir nicht mit Unrecht verehren.

Schon vor dem Perserkriege hatte sich das griechische Selbstgefühl, das Gefühl für Maß und Gesetzlichkeit, für Tugend und männliche Kraft zugleich mit dem Bewußtseyn, daß Hellas die Heimath dieser schönen Eigenschaften sei, entwickelt. Schon damals begann Pindar seinen stolzen Gesang, in welchem alles Schöne und Edle, die Furcht der Götter, die Gastlichkeit und edle Sitte, die Schönheit und Macht der Städte so begeistert gepriesen werden. Der heldenmüthige Widerstand des kleinen Volkes gegen die zahllosen Schaaren des großen Königs war die Wirkung dieser Begeisterung. Aber erst in diesem Widerstande hatte sich der Geist des Griechenthums bewährt, und war bekanntes und wohlerworbenes Gemeingut geworden; freudige Dankbarkeit gegen die heimischen Götter, die Beschützer des Rechtes und des Muthes verband sich mit dem unverkümmerten Genusse der geistigen Gaben, die sie verliehen hatten. Daher schwand denn nun jene ängstliche Besorgniß vor der Ueberschreitung des Maßes, welche die allzu strengen Gesetze und die gedrungenen, schweren Formen der Kunst hervorgerufen hatte, und die Gemüther erhoben sich frei und kühn, und entfalteten ihre höchste Schönheit, die, wenn sie auch, das Loos alles Menschlichen theilend, schnell verblühen und entarten sollte, dennoch ein Vorbild gewährte, zu dem alle Zeiten hinaufblicken.

In zweifacher Gestalt hatte sich die Kraft Griechenlands in dem großen Kampfe gezeigt. Jene harte, spartanische Tugend, die höchste Leistung des rein dorischen Sinnes, in ihrer unbeugsamen Beharrlichkeit und ihrer rücksichtslosen Aufopferung glich den muskelstarken, gleichmüthig kalt lächelnden Gestalten des früheren Styles; darneben aber trat die gewandte Klugheit, der unternehmende Muth der Athenienser noch leuchtender hervor. Die Aufopferung des Leonidas bereitete den Sieg vor; das kühne, mit fester Hand ausgeführte Wagniß des Themistokles errang die Palme. Dort haftete, wenn es erlaubt ist, die That als ein Gleichniß des Sinnes zu gebrauchen, aus dem sie hervorging, der Geist noch auf dem Boden, und wußte nur todesmuthig darauf zu sterben; hier hob er sich geflügelt darüber empor und fand seine Heimath auch auf dem beweglichen Elemente des Meeres. Es war gewiß nothwendig, es war aber auch entscheidend für die weitere Entwicklung des griechischen Geistes, und wir können sagen der Welt, daß nunmehr Athen den Vorrang der Macht und des Reichthums in Griechenland erlangte, und daß der gewandte, bewegliche Geist des jonischen Stammes die feste, gediegene Form des dorischen bleibend durchdrang. Wer vorzüglich auf die dauerhafte Ausbildung der Staaten und der bürgerlichen Sitte sieht, mag diesen Gang der Dinge vielleicht — aber auch

nur vielleicht — beklagen; für Kunst und Wissenschaft war er unläugbar von entschiedenem Vortheile. Das feinste Schönheitsgefühl, der scharfe Verstand, der philosophische Geist fanden in den Mauern Athens für lange Zeit ihre Heimath. Die großen Tragiker, welche in wenigen Jahren auf einander folgten, das kühne Wagniß der aristophanischen Komödie werden immer unerreicht bleiben; der feine, gedrängte Scharfsinn der attischen Beredsamkeit gibt allen Zeiten ein Muster, und an der klaren Tiefe, der anmuthigen Gründlichkeit, dem engelreinen Ernste der platonischen Philosophie üben und stärken sich die verwandten Geister der spätern Generationen. Nicht geringer aber wuchsen auf diesem Boden die bildenden Künste, in ihnen vielmehr gewahren wir den Mittelpunkt aller dieser verschiedenen Bestrebungen, und die dauerhafte Blüthe des griechischen Sinnes.

Nachdem bei Betrachtung der vierten Periode alle der Architektur, der Plastik und Malerei angehörigen Meisterwerke besprochen und beurtheilt worden, wie es bei den Betrachtungen der früheren Perioden gleichfalls der Fall war, geht der Verfasser zur Beleuchtung des Kunstzustandes der italienischen Völker über.

Im Rückblicke auf die Entwicklung der Kunst auf griechischem Boden finden wir einen höchst merkwürdigen Verlauf. So herrlich die Kunst des Praxiteles und Lysippos, so bedeutend selbst noch die der alexandrinischen Epoche ist, so stehen sie doch in wahrer Schönheit und in griechischer Eigenthümlichkeit der kurzen Perikleischen Epoche nach. Der ganze Gang der Entwicklung gleicht einem Berge, der langsam in weiter Dehnung sich erhebt, dann plötzlich steil zu einem Gipfel aufsteigt und eben so schroff wiederum sich senkt. Freilich, wenn wir unser Gleichniß durchführen wollen, sich anfangs nur mäßig senkt, dann lange in gleicher Hochebene fortlauft und erst später allmälich tiefer und tiefer abfällt. Vom trojanischen Kriege an, der doch den Sänger schon begeistern konnte, und uns daher schon das Leben jenes plastischen Geistes erkennen läßt, bis zu Perikles und Phidias gehen sieben Jahrhunderte hin. So lange brauchte es, um diesen Geist zu seiner völligen körperlichen Reife zu bringen, die dann so kurz nur währte; es kann wie ein auffallendes Mißverhältniß in der Oekonomie der Geschichte erscheinen, daß so lange Vorbereitetes so kurzen Bestand hatte.

Noch merkwürdiger wird diese Erscheinung, wenn wir sie nicht vereinzelt, sondern im Zusammenhange mit der sittlichen Entwicklung der Griechen betrachten. In der Zeit, in welcher die Sitte am reinsten, die Vaterlandsliebe am wirksamsten war, trug die Kunst noch starre, unentwickelte Züge. Sie erlangte ihre höchste, edelste Blüthe erst dann, als schon die Bande, welche

den Bürger an seine Stadt fesselten, lockerer wurden, als Eigennutz und Leichtsinn dreist hervortraten, als der Bruderzwist der Hellenen begann. Es scheint dem Zusammenhange der Kunst und der Sittlichkeit, den wir früher zu bemerken glaubten, völlig zu widersprechen, daß jene erst da ihren Gipfel erreicht, als diese bereits zu sinken beginnt; dennoch ist dieser Widerspruch nicht da. Zum Theil mag es im Wesen der bildenden Kunst liegen, daß sie der Entwicklung der Sitte nachfolgt; die harte Arbeit in dem spröden Stoffe hält nicht gleichen Schritt mit der leichtern, rein geistigen Entfaltung; sie steht in einer Beziehung zur Wirklichkeit, welche sie von der Anschauung des bereits Erschienenen abhängig macht. Aber dieß abgerechnet, war der Entwicklungsgang der Sitte bei den Griechen kein anderer, als der der Kunst. Auch ihre Sitte weilte lange auf vorbereitenden Stufen, betrat dann plötzlich das innere Heiligthum, um eben so schnell es wieder zu verlassen. Jene edle Strenge der lykurgischen Zeit, jene aufopfernde Pietät, die wir noch in den Perserkriegen bewundern, hängt dennoch mit einer Härte zusammen, welche die höchsten sittlichen Regungen nicht aufkommen ließ. Die Vaterlandsliebe, in die engen Grenzen einer Stadt eingeschlossen, in dieser heroisch schroffen Gestalt, steht allzusehr mit den Anforderungen allgemeiner Menschenliebe, mit der Entwicklung zarterer Empfindungen und höherer geistiger Erhebung im Widerspruche; sie ist doch nur ein erweiterter Egoismus. Daher auch bei diesen früheren Griechen die Sklaverei, daher so manche Grausamkeiten, daher die Neigung zur verderblichen List. Diese strengen dorischen Gestalten sind also wohl bewundernswürdige Vorbilder für gewisse Eigenschaften der menschlichen Natur, besonders einem weichlichen, vaterlandslosen Geschlechte gegenüber, aber die Palme schönster Sittlichkeit können sie nicht erlangen. Dieser früheren Stufe hellenischer Wissenschaft entsprachen völlig jene älteren Bildwerke mit ihren streng geregelten Formen, ihrem einförmig starren Lächeln, mit der feierlich abgemessenen oder leidenschaftlich gewaltsamen Bewegung. Fast gleichzeitig mit dem hohen Style der Kunst erhob sich auch der sittliche Geist der Griechen zu einer höheren Freiheit, aber eben so schnell wie die Kunst glitt er auch wieder von dieser Höhe herab, zu zwar immer noch anmuthigen und selbst edeln, aber minder reinen und hohen Gestalten.

So sind also beide, die Entwicklung der Sitte und der Kunst, in ziemlich gleichem Gange fortgeschritten. Ja in moralischer Beziehung scheint sogar die höchste Stufe, welche denn doch in der Kunst eine, wenn auch nur kurze Dauer hatte, niemals erreicht zu seyn. Wenigstens können wir keinen Moment erkennen,

in welchem das sittliche Volksleben einen Höhepunkt, wie die Kunst in der Zeit des Phidias, oder auch nur des Skopas und Praxiteles, behauptete. An das Aufstreben grenzte unmittelbar der Verfall, an die herbe Strenge eine auflösende Weichlichkeit. Das höchste Vorbild der Sittlichkeit blieb stets nur ein ererbtes; als man nahe daran war, es zu erfassen, war es verschwunden.

Im weltgeschichtlichen Zusammenhange folgt die Blüthe des römischen Volkes unmittelbar auf die des griechischen. Zur Zeit des Verfalles griechischer Freiheit war Rom, wenige Jahrhunderte vorher gegründet, so weit gereift, um nach den Zügeln der Herrschaft zu greifen. Noch enger ist das Band, das beide Völker in der Kunstgeschichte verbindet; denn die römische Kunst war wesentlich eine griechische, sie schloß sich nicht bloß an diese an, sie bekannte sich geradezu als Nachfolgerin und Schülerin derselben. Anfangs, sagen die römischen Schriftsteller selbst, war alles tuscanisch, dann griechisch. Sie sagen damit wohl etwas zu viel, es war nicht ganz griechisch, mit den griechischen Elementen mischte sich etwas ihnen Fremdartiges, Italisches. Aber dieß Italische, welches aus der früheren Kunst her sich erhielt, als die Römer ernstlich der griechischen nachstrebten, wirkte unbemerkt und wider den Willen der Künstler, und blieb daher unbenannt.

Nach den Untersuchungen über die Beschaffenheit des Landes, der Religion, des Privatlebens, der Architektur und der Plastik der Etrusker folgen die Untersuchungen über den Charakter und die Sitte der Römer, die römische Architektur, die Skulptur und Malerei derselben.

Für die Ausbildung des Schönheitssinnes war die verständig-praktische Richtung der Römer offenbar nicht günstig, aber dennoch ist ihr Verhältniß zur Kunst ein sehr wichtiges; sie nehmen auch in unserer Geschichte eine bedeutende Stelle ein. Während die Etrusker, obgleich auch ihnen die rechte Begeisterung und der Sinn für höhere Schönheit abging, dennoch die Kunst in den Kreis ihrer Bestrebungen zogen, waren die Römer sich von Anfang an des Mangels der Anlage bewußt; sie rühmen sich ihrer als einer Eigenschaft, mit welcher ihre Tugend, ihre Kraft zusammenhängt. Bekannt sind die schönen Verse Virgils, in denen er den Anchises weissagend den Charakter und die Schicksale des römischen Volkes andeuten läßt. Da spricht denn der Stammvater der Quiriten es geradehin aus: Andere mögen den Marmor beleben, dem weichen Erze Athem verleihen, Roms Künste sind die Völker beherrschen, die Stolzen bekriegen, den Schwachen schonen. In diesen Worten des kunstliebenden und kunstreichen Dichters auf dem Gipfelpunkte römischer Bildung liegt

nicht etwa eine Bitterkeit, nicht die Resignation, mit der man eingesteht, was nicht geläugnet werden kann, sondern das volle Selbstgefühl des Volkes, dasselbe Gefühl, welches von den ältesten Zeiten da gewesen war, welches sich anfangs in der unbefangenen Aufnahme erst der etruskischen, dann der griechischen Kunst, und später in dem Eifer der strengeren Sittenrichter gegen solchen höheren Luxus und gegen die feinere Bildung der Rede schon längst deutlich ausgesprochen hatte. Wirklich hatten diese Eiferer nicht ohne Grund gefürchtet; die Kunst stand in der That in einem Gegensatze gegen die römische Sitte, in einem Zusammenhange mit ihrem Verfalle. — Dieser Staat und diese Sitte waren selbst ein Kunstwerk verständiger Berechnung, nach einer ganz andern Regel konstruirt, als die der eigentlichen Kunst ist; diese setzt die freie Ausbildung des natürlichen Elementes voraus, jene eine bedingte, in feste Grenzen eingeschlossene Entwicklung. Aber eben so wenig durfte Rom ganz der Kunst beraubt seyn. So roh wollten selbst jene Eiferer Rom nicht haben, daß es der Kunst ganz entbehre, es sollte sie nur nicht üben. Auch hier sollte es h a b e n und nicht s e y n. Es bedurfte sogar des Gegensatzes gegen die feiner gebildeten Völker desselben Stammes, ihre weichlichere Kultur diente der römischen Kraft als Spiegel, vor dem sie sich übte. Später wurde dieser Zusammenhang des römischen Charakters mit der Kunst noch deutlicher. Als bei weiterer Ausdehnung der Macht und bei größerem Reichthume die alte Strenge und Einfachheit der Sitte nicht mehr ausreichte, als römische Feldherrn und Staatsmänner fremde, nach andern Prinzipien gebildete Völker zu beherrschen hatten, und daher auf feinere Rücksichten sich einlassen mußten, da wurde die Härte jener egoistischen Moral anschaulicher. Die Natur trat gegen diesen conventionellen Zwang in ihre Rechte ein, und es wurde Bedürfniß, ihrer unvermeidlichen Thätigkeit eine edlere Richtung zu geben, sich den Gestalten schöner Naturentwicklung anzuschließen. Freilich konnte die römische Freiheit damit nicht bestehen, sie verschwand mit der alten republikanischen Strenge; aber durch den mildern Geist, den die verwandte griechische Kultur dem römischen Wesen gab, durch die Anwendung ihrer vielleicht zu freien und idealen Tendenz auf das Praktische des Lebens entstand jener immerhin edle und schöne Zustand, dessen sich das Reich in den beiden ersten Jahrhunderten der Kaiserzeit erfreute.

Aber auch in dieser spätern Zeit, mitten unter den Kunstwerken, welche erlaubter oder unerlaubter Weise in Rom aufgehäuft waren, blieb noch ein Theil jenes katonischen Eifers zurück. Cicero verwahrt sich nicht bloß in öffentlicher Rede förmlich gegen den Verdacht der Kunstkennerschaft, sondern er

erklärt auch in Schriften, die doch nur an die Gebildeten gelangten, die Liebe zur Kunst für eine unmännliche Abhängigkeit, der höheren Freiheit eines Römers unwürdig. Auch blieben die Römer nicht bloß in der Uebung, sondern auch in der Schätzung der Kunst immer zurück. Jener Plinius, welcher der Kenntniß der Kunst und ihrer Geschichte den größten Fleiß widmete, urtheilt über ihre Werke doch immer nur nach ganz äußerlichen Rücksichten, nach der technischen Behandlung des Stoffes, nach sentimentalen Beziehungen oder nach einer pedantischen Moral, welcher das feinere Ethische der Schönheit verborgen ist. Für höhere ästhetische Begriffe bildete nicht einmal die lateinische Sprache bezeichnende Wörter, wie dieß Plinius bei dem Worte: »Symmetria« ausdrücklich bemerkt; man mußte griechische gebrauchen. Die Kunst genoß in Rom niemals die Liebe, welche das Selbsterzeugte erhält; in der That war sie als Beute mit Waffengewalt erobert. Der Kunstsinn der Römer war immer nur der des reichen Mannes, der, was er besitzt auch beurtheilen zu können meint; es knüpfte sich an den Erwerb die Verachtung des Erworbenen und der Urheber. Zu dieser rohen Ansicht kam dann noch die Einwirkung der stoischen Philosophie, die vor allen andern griechischen Systemen bei den Römern Glück machte, deren übersinnlicher Hochmuth dem Kunstsinne entschieden ungünstig war. Jene mittlere Region des Lebens, in welcher die Kunst ihren Boden hat, die Durchdringung geistiger und sinnlicher Elemente blieb den Römern stets ein fremdes Gebiet; sie kannten und schätzten im vollen Maße nur entweder die äußerliche Bedeutung der Dinge, Reichthum, Herrschaft, Macht, oder die leere Freiheit des Geistes, der in einsamer Selbstgefälligkeit die Erscheinung verachtet. Eine Richtung, die in den neueren Jahrhunderten so vielfach geherrscht hat, und der wir einen Vorzug in praktischer Beziehung, für die Leitung weltlicher Angelegenheiten, vielleicht nicht absprechen dürfen; so manche Selbsttäuschung, so manche Verwirrung, der ein ideales Streben ausgesetzt ist, werden dabei vermieden. Wir müssen es daher auch als ein weltgeschichtlich wichtiges und heilsames Element anerkennen, daß jener geistig tieferen und künstlerisch unendlich höheren Richtung des griechischen Volkes der praktische Sinn des römischen gefolgt ist. Auf der gemeinsamen Grundlage des europäischen Charakters, der Fähigkeit zu individueller Freiheit bilden beide polarische Gegensätze, welche sich ergänzen. Jeder besitzt, was dem andern fehlt, und beide vereint wurden daher für die folgenden Jahrhunderte das fruchtbarste Vorbild voller Menschlichkeit.

Eine ganz selbstständige römische Kunst, die eine eigene Geschichte hätte, gibt es hiernach nicht, sondern nur eine Kunst bei den Römern, die im Wesentlichen eine fremde war, und der sich nur unwillkürlich einheimische Elemente beimischten. Von dem Zustande der etruskischen Kunst in Rom haben wir nicht weiter zu sprechen; sie erlitt hier bei der nahen geistigen Verwandtschaft beider Stämme ohne Zweifel keine Aenderung. Auch haben wir uns wohl alles Künstlerische in Rom damals nicht bloß tuskanisch, sondern ziemlich roh zu denken. Erst als die Römer in der Zeit der Scipionen für griechische Bildung überhaupt Sinn erhielten, als durch die griechische und macedonische Beute ihr Auge auch auf bildlichen Schmuck gerichtet wurde, erwachte bei ihnen das Bedürfniß nach einer schönen Kunst, und daher natürlich nach griechischer. Sie riefen griechische Meister aller Art herbei, und die italische Kunst, wo sie noch bestand, schloß sich anspruchslos, so viel sie es vermochte, an den griechischen Styl an.

Wir haben daher in diesem Abschnitte die Kunst unter den Römern erst von da an zu betrachten, wo sie im Wesentlichen eine Fortsetzung der griechischen war, und die Aenderungen, welche diese griechische Kunst durch italischen Geist erlitt, werden uns dabei hauptsächlich beschäftigen. Diese italischen Eigenthümlichkeiten sind nun nicht in allen Zweigen der bildenden Kunst gleichbedeutend; in der Architektur treten sie deutlicher hervor, als in den beiden andern Künsten, obgleich sie auch in diesen nicht fehlen. Eine gesonderte Betrachtung der Künste ist daher auch hier wieder erforderlich. Dagegen bedarf es der Unterscheidung verschiedener Epochen innerhalb dieser griechisch-römischen Kunst nicht; sie behielt im Wesentlichen dieselbe geistige Richtung bei, und die Aenderungen, welche sie im Laufe ihrer guten Zeit vielleicht erhielt, sind wenig bedeutend. Der Anfang dieses Zeitabschnittes ist nicht scharf begrenzt; er beginnt im letzten Jahrhundert der Republik, wenigstens gestatten uns Nachrichten und Monumente nicht, die Annahme eines ausgebildeten römisch-griechischen Styles weiter hinaufzurücken. Unter August etwa hatte dieser Styl seine Blüthe vollkommen erreicht, unter den ersten Cäsaren dauerte sie unverändert fort. Zur Zeit des Titus scheinen die römischen Eigenthümlichkeiten etwas einseitiger und härter hervorzutreten, doch so, daß sie den Eindruck noch nicht wesentlich schwächen. Hadrian's rege Kunstliebe greift dann in alle Zweige künstlerischer Leistungen ein, aber eher nachtheilig als fördernd, indem eine materielle Eleganz den geistigen Trieb mehr schwächt, als erweckt. Mit den Antoninen oder doch sogleich nach ihnen beginnt die Zeit des Verfalles; die Lebensansicht der alten

Welt wich nun andern Tendenzen; fremde, asiatische Religionen fanden mehr und mehr Eingang, und zerstörten den Sinn für die schöne heitere Form.

Dieser Verfall, der dann bis zur Zerstörung des abendländischen Reiches stets zunahm, ist aber nicht sowohl eine Erscheinung auf dem Boden der griechisch-römischen Kunst allein, als der gemeinsame Abschluß des geistigen Lebens der alten Welt, die Vermittlung und Verbindung mit den christlichen Jahrhunderten.

In der Baukunst war die Wirksamkeit der Römer unstreitig am bedeutendsten, für diese eigneten ihre künstlerischen Anlagen sich am meisten. Wichtig ist schon, daß sie in der Technik durchweg ausgezeichnet und gründlich waren. Dieser mehr gelehrte als handwerksmäßige Bestandtheil der Architektur gehört zwar nicht eigentlich in den Bereich der schönen Kunst, er bedarf keiner höheren Begeisterung, kein Ideal liegt ihm zum Grunde, er bezweckt das Nützliche; aber er gehört denn doch schon dem Gebiete an, wo sich Kunst und Leben berühren, wo unwillkürlich Rücksichten der Schönheit wirksam sind und dem Beschauer sich mittheilen. Bei der römischen Kunst erscheint nun diese Seite vorzugsweise wichtig. Es ist mehr als eine antiquarische Vorliebe, welche uns selbst das einfache, entblößte Mauerwerk römischer Arbeit anziehend macht; schon hier ist eine charakteristische Aeußerung des Formensinnes; die Ordnungsliebe, die einfache, ruhige, zweckmäßige Haltung des römischen Wesens treten uns gestaltet entgegen. Jedes Material wurde von den römischen Architekten mit großem Geschick behandelt, sie benutzten dabei die Lehren der Griechen und fügten manches Neue und Eigenthümliche hinzu. Ihre Erfindungsgabe verließ sie auch hier niemals; bis in die Zeit des äußersten Verfalles der römischen Architektur finden wir noch Neues.

In der Plastik zeigt sich die Eigenthümlichkeit der Römer weit schwächer, als in der Baukunst. Sie waren hier noch viel mehr bloße Nachahmer der Griechen. Wenn wir die Nachrichten zusammenstellen, welche uns besonders Plinius, der seinen Künstlerkatalog eben sowohl aus römischen, als aus griechischen Autoren kompilirte, und andere Schriftsteller geben, so finden wir zwar, daß von den ältesten Zeiten her Statuen, sowohl der Götter als der Menschen, in Rom aufgestellt wurden; allein nicht ein bedeutender Künstler römischen Ursprunges wird uns genannt, vielmehr sind frühe schon Griechen thätig, neben denen ohne Zweifel auch ungenannte etruskische Meister arbeiteten.

Auch in der Malerei traten die Römer wie in der Skulptur die Erbschaft der griechischen Kunst ganz unbedingt an, und wir

finden nicht, daß sie einen einheimischen Styl von dem hellenischen unterscheiden. Gleich anfangs werden mehr oder weniger bedeutende Maler griechischen Ursprunges genannt, und ihre Werke in ähnlicher Weise wie die älteren beschrieben. Um die Zeit des Julius Cäsar war Timomachus von Byzanz beliebt, und zwei Bilder von ihm — ein Ajax, im Wahnsinne trauernd und über seinen Selbstmord nachdenkend, und die Kindermörderin Medea, von Mitleid und Zorn bewegt — haben, wie die berühmten Kunstwerke der früheren Zeit, die Epigrammendichter zu sentimentalen Ergüssen angeregt. Selbst noch zu Hadrian's Zeit lebte ein bedeutender Maler Aetion, der einen Alexander mit der Roxane malte, von Amorinen umgeben, die mit den Waffen spielen; eine Komposition, von der uns anmuthige Beschreibungen aufbewahrt sind.

Schon im alexandrinischen Zeitalter hatte man indessen ein Sinken dieser Kunst von dem hohen Standpunkte, den sie unter Apelles einnahm, bemerkt, und jedenfalls hob sie sich unter den Römern nicht wieder, vielleicht sank sie sogar schon jetzt noch merklich tiefer.

Die Darstellung der Entwicklung römischer Kunst erscheint unerfreulich in Beziehung auf das Volk, weil es in andern Gebieten Bedeutenderes geleistet hat, weil man einen achtbaren Charakter hier auf seiner schwachen Seite betrachten mußte, und unerfreulich in Beziehung auf die Kunst selbst; denn sie ist hier weder so gesunken und vernachläßigt, um unsere Blicke abzustoßen, noch so begeistert und anregend, um sie kräftig an sich zu ziehen. Sie hat die jugendliche Glut eingebüßt, sie ist verständig und nüchtern geworden, von ihrer idealen Hoheit herabgesunken. Ein bürgerlich ehrbarer Sinn, die Naturtreue des Portraits, der anmuthige leichte Scherz, und eine verständig ernste, aber keineswegs harmonisch edle Behandlung der architektonischen Formen ist alles, was wir von ihr rühmen können. Während wir von der Kunst die Erlösung aus der Noth und Schwäche der Wirklichkeit verlangen, werden wir hier zu ihr zurückgeführt, durch bedingte Wahrheit und durch sinnliche Anmuth nur vorübergehend berührt. So ist der unmittelbare Gewinn, den die Kunst durch dieses Volk erhielt, kein sehr bedeutender. Wohl aber ist ein mittelbarer vorhanden, welcher nicht gering zu schätzen ist; auch auf diesem Felde bewahrte das römische Volk seine welthistorische Bedeutsamkeit.

Eben so, wie in der bildenden Kunst, verhielten sich die Römer in allen andern Künsten. Werfen wir einen Blick auf die römische Poesie, so finden wir hier wie dort ein entschiedenes Nachahmen griechischer Formen, und ein fast unbemerktes Bei-

behalten vereinzelter italischer Eigenthümlichkeiten. Wie die Säulenordnungen in der Architektur nahm man die Versmaße, mehr oder weniger gegen den Geist der römischen Sprache, bald auch die Dichtungsarten der Griechen in Rom auf. Auch war der Erfolg derselbe; die Dichtungen strengen, idealen Styls, das heroische Epos, die Tragödie, blieben immerhin weit hinter den griechischen Vorbildern zurück, obgleich sie in Einzelnheiten, in der verständig festen Struktur und in der Mannigfaltigkeit von Gedanken und Bildern manches Verdienstliche haben. In der Anmuth der Idylle, im mannhaften Pathos der Ode mischt sich schon das eigenthümlich Römische auf vortheilhaftere Weise ein. Besonders aber in den Gattungen, wo die Wirklichkeit mit porträtartiger Wahrheit und persönlicher Wärme behandelt wird, wo die sittliche Strenge und der leichte Scherz sich geltend machen, wo die Ironie spielt, die immer hervortritt, wenn die gemeine Natur in der idealen Form der Kunst behandelt wird, sind die römischen Dichter selbstständig und vortrefflich. Wir haben also wesentlich dasselbe Resultat wie in der bildenden Kunst. Auch in der Musik scheint, so viel wir nach den dürftigen Nachrichten urtheilen können, dasselbe Verhältniß Statt gefunden zu haben; auch hier finden wir Tonweisen und Kunstwörter griechisch, und das Selbstgefühl einer eigenen Richtung wird nirgends ausgesprochen. Auf dem ganzen Gebiete des höheren geistigen Lebens geben also die Römer ihre Eigenthümlichkeit auf, um der der Griechen zu huldigen.

In Beziehung auf die Kunst hatte dieß höchst wichtige Folgen; sie wurde erst dadurch völlig frei und selbstständig. Bei den früheren Völkern erschien sie wie ein unbewußt entstandenes Erzeugniß des Bodens, wir mußten sie aus der Natur des Landes erklären. Den Römern galt sie gleich anfangs als eine geistige Ueberlieferung, welche sie aufnahmen und auf alle Länder übertrugen. Durch die Macht ihrer Waffen brachen sie die Schranken der Völker auch in dieser Beziehung; im Nilthale, wie auf den Bergen Palästina's, am Rhein, wie auf der iberischen Halbinsel, überall wurde die Kunst auf gleiche Weise geübt. Es läßt sich nicht verkennen, daß dieß auch Nachtheile mit sich führte. Jene Wärme der Nationalität, der volksthümlichen Religiosität war ihr nun entzogen; sie lebte nicht mehr in der innigen Verbindung und Wechselwirkung mit allen andern geistigen Thätigkeiten. Sie war gleichsam in die Welt gestoßen, und mußte sich nun vorsichtiger und zurückhaltender benehmen. Wer mit künstlerischem Sinne die Schöpfungen der vorhergegangenen Völker betrachtet hat, wird dieß vollkommen empfinden; das Nüchterne und Trockene der römischen Arbeiten ist nur eine Folge

dieser Stellung. Gewiß wäre es dahin nicht gekommen, wenn nicht die Vollendung und allseitige Durchblickung der griechischen Kunst die Selbstständigkeit dieses Elementes gezeigt hätte; man denke sich eine andere, die ägyptische oder gar die indische, auf solche Weise von einem andern Volke adoptirt, und man wird gleich fühlen, welche widerwärtige Gestalt daraus entstehen müßte. Die griechische Schönheit war in der That im Wesentlichen die allgemeine, allverständliche; die Römer proklamirten nur, was an sich selbst schon da war.

Andererseits ist diese Losreißung der Kunst von dem Boden der Nationalität eine günstige Erscheinung auch für die Kunst selbst. Sie hat erst jetzt ihre geistige Bestimmung erreicht, sie ist zur freien und bewußten Aufgabe der Menschheit geworden; sie unterliegt nicht mehr der Vermischung mit der Religion, einer Unklarheit, welche auch für diese verderblich war. Der Begriff der Schönheit ist entstanden, wenn auch noch nicht in seiner vollen Bedeutung gekannt. Daß die Alten eine Kunstphilosophie noch so gut wie gar nicht besaßen, erklärt sich an dieser Stelle noch auf eine neue Weise. Die Griechen bildeten zwar die Kunst in ihrer Allseitigkeit und Selbstständigkeit aus, so daß sie nun vollbracht und ein Gemeingut aller Völker wurde; aber sie konnten dieß nicht ahnen, sie waren wie alle früheren Völker von vaterländischen und religiösen Gefühlen dabei geleitet. Nur durch eine Uebersicht der ganzen Kunstschöpfung der Griechen, für welche ihnen selbst der Standpunkt fehlte, konnte man die innere Totalität derselben gewahr werden. Dem praktischen Sinne der Römer entging das nicht; sie gaben es auf, die Kunst aufs neue zu schaffen, da sie schon vollendet war; aber ihnen fehlte die ideale und philosophische Richtung zu sehr, um sich darüber klar zu werden; die völlige Einsicht dieses Zusammenhanges sollte erst viel später erlangt werden.

Art. VI. Zeitwarte des Gebetes in sieben Tageszeiten. Ein Gebetbuch arabisch und deutsch herausgegeben von Hammer-Purgstall. Wien 1844 56 S. deutschen und 39 S. arabischen Textes.

Eine Auswahl arabischer Gebete, in denen, außer der Erkenntniß eines einzigen Gottes, kein Dogma des Mohammedanismus berührt wird, und die also eben sowohl von Nichtmoslimen als Moslimen gebetet werden können; dieß zu bemerken wäre in der Vorrede der Ort gewesen, wenn es der Herausgeber nicht dafür gehalten hätte, daß ein Gebetbuch am besten ohne Vorrede erscheine. Wir tragen hier nach, was dort ge-

flissentlich nicht vorausgeschickt worden. Nur sehr wenige dieser paar hundert kurzer Stoßgebete sind dem Koran entnommen, welcher, wie bekannt, viele der erhabensten seiner Stellen den Psalmen dankt; so ist z. B. das Gebet des Korans [1]): »Herr! laß meinen Eingang und Ausgang wahrhaftig seyn und verleihe mir deine hilfreiche Macht,« augenscheinlich dem Verse der Psalmen [2]): »Der Herr behüte deinen Eingang und Ausgang in Ewigkeit,« nachgebildet. Die Gebete sind nach den sieben Kategorien des Gebetes: des Vertrauens, der Bitte um Gnaden, um Verzeihung, der Zuflucht zu Gott, des Dankes, des Lobpreises und der Ergebung, in die sieben Horen des Tages, nämlich: der Morgendämmerung, des Morgens, des Vormittags, des Mittags, des Nachmittags, des Abends und der Nacht eingetheilt. Diese Eintheilung hat nichts mit dem fünfmal des Tages dem Moslim vorgeschriebenen Gebete gemein, sondern entspricht vielmehr den christlichen Horen, der Prim oder Preim (daher der Name des Preimglöckchens bei St. Stephan), Terz, Non, Sept, Vesper und Complet. Merkwürdig sind die bei jeder Tageszeit angeführten verschiedenen Rauchwerke (Ambra, Kampher, Storax, Weihrauch, Aloë, Laudanum und Moschus), weil mehrere derselben schon in dem Rauchwerke der orphischen Hymnen vorkommen, und weil zwischen denselben und der Tageszeit offenbar ein Bezug obwaltet; wie denn z. B. das Grau der Ambra dem Grau der Morgendämmerung, das Weiß des Kamphers der Helle des Morgens, das Schwarz des Moschus der Finsterniß der Nacht entspricht. Die beiden Titel des Anfangs und des Endes des Gebetbuchs: die Eröffnerin und die Beschließerin, sind die gewöhnlichen aller arabischen, persischen und türkischen Bücher, deren Beginn el-Fatiha, d. i. die Eröffnerin, und das Ende el-Chatima, d. i. die Beschließerin, überschrieben ist. El-Fatiha heißt daher auch die erste Sure des Korans, welche, der reinste Lobpreis des Herrn der Welten, dieses Gebetbuch eröffnet; den Beschluß machen die hundert Eigenschaftswörter Gottes, denen die hundert Korallen des moslimischen Rosenkranzes entsprechen. Die geschmackvolle Schlußvignette, welche auch auf dem Umschlage wiederholt ist, befindet sich auf den Wänden der Alhambra und heißt:

Gott! Dir sei Preis beständiger
Und Dir sei Dank lebendiger!

---

[1]) Sure XVII, Vers 81.

[2]) CXX. 3. 8.

Der in der Augsb. Allg. Zeitung dieses Jahres über den ersten Verein der deutschen Orientalisten zu Dresden erstattete Bericht erwähnt, daß der Herausgeber mit der Entschuldigung seines Nichterscheinens beim Vereine zu Dresden dieses Büchlein eingesendet, welches als der Grundstein der künftigen Bibliothek einer nach dem Muster der asiatischen Gesellschaften Englands und Frankreichs zu gründenden deutschen Gesellschaft für die Kunde des Morgenlandes mit Dank aufgenommen worden. Die Statuten dieser asiatischen Gesellschaft Deutschlands sollen auf dem nächsten Vereine der Philologen zu Darmstadt berathen und dort die Gesellschaft erst gegründet werden. Vor Allem wird aber wohl die Frage, wo dieselbe ihren festen Sitz und Mittelpunct, ihre Versammlungen, ihr Secretariat, ihre Bibliothek, ihre orientalische Druckerei haben werde, berathen und zur Entscheidung gebracht werden müssen. Es ist wohl kaum zu zweifeln, daß die meisten Stimmen sich für die Kaiserstadt vereinen werden, welche nicht nur die nächste an der Gränze des Orients, mehr Orientalisten (und von allen Zungen) in ihren Mauern zählt, als jede andere der fünf großen deutschen königlichen Residenzen (Berlin, München, Stuttgart, Dresden und Hannover), sondern auch die reichsten Hülfsquellen in dem Handschriftenschatze der Hofbibliothek darbeut. Außerdem besitzt dieselbe drei orientalische Buchdruckereien (die von Schmidt, Strauß und die der Armenier), deren Alphabete bald von denen der Staatsdruckerei übertroffen werden sollen, und Endlicher hat so eben die Anfangsgründe der chinesischen Grammatik mit chinesischen Charakteren, bei Gerold gedruckt, herausgegeben. Mit der Zahl der orientalischen Druckereien hält die der Professoren orientalischer Sprachen (des Arabischen, Persischen, Türkischen, Hebräischen, Syrischen, Armenischen, Chinesischen) an den verschiedenen öffentlichen Lehranstalten gleichen Schritt. Endlich gewährt Wien wie keine andere Stadt Deutschlands den der orientalischen Sprachen Beflissenen den großen Vortheil, daß sie das Türkische, Arabische, Armenische (des Serbischen, Illyrischen und Neugriechischen zu geschweigen) aus dem Munde von Eingebornen selbst richtig sprechen lernen können, und nicht, wie die Professoren so vieler Universitäten, in der traurigen Nothwendigkeit sich befinden, über Sprachen Vorlesungen zu halten, die sie nicht sprechen können. Daß bei einer solchen asiatischen Gesellschaft Deutschlands (nach dem Vorgange derer Englands und Frankreichs) die sogenannten biblischen Sprachen (das Hebräische, Syrische, Chaldäische) in den Hintergrund treten, und den lebenden drei vorderasiatischen Sprachen (dem Türkischen, Persi-

schen, Arabischen) den Vorrang werden lassen müssen, liegt in der Natur der Sache und der Macht, womit diese Sprachen in den unmittelbaren nächsten Verkehr Europas und Asiens einwirken. Möge auf dem hier besprochenen arabischen Gebetbuche, als dem Grundsteine zur Bibliothek einer künftigen asiatischen Gesellschaft Deutschlands, sehr bald ein stattlicher Bau sich erheben!

Art. VII. Geschichte des Hauses Habsburg; von dem Fürsten Eduard Maria Lichnowsky. Erster Theil: Von den frühesten Nachrichten bis zu dem Tode König Rudolph's I. Mit vier Kupfertafeln. Wien 1836. Schaumburg u. Comp. 552 und CLXXIV S. 8. — Zweiter Theil: Von dem Tode König Rudolph's I. bis zur Ermordung K. Albrecht's. Mit 3 Kupfertafeln. 1837. 376 u. CXXXIII S. (CLXXV — CCCVIII.) — Dritter Theil: Von der Ermordung K. Albrechts bis zum Tode Herzog Albrecht's des Weisen. Mit 3 Kupfert. 1838. 356 u. CCXLVII S. (CCCIX — DLVI.) — Vierter Theil: Vom Regierungsantritte Herzog Rudolph's bis zum Tode Herzog Albrecht's III. 1830. Mit 3 Kupfert. 302 u. CCLXXXIX S. (DLVII—DCCCXLV.) — Fünfter Theil: Vom Regierungsantritte Herzog Albrecht IV. bis zum Tode K. Albrecht II. Mit 3 Kupfert. 1841. 328. u. CCCXCVI S. — Sechster Theil: Von Herzog Friedrich's Wahl zum römischen König bis zu König Ladislaus Tode. Mit 2 Kupfert. 1842. 218 u. CCXXVI S. Siebenter Theil: König Friedrich III. und sein Sohn Maximilian. Mit 2 Kupfertafeln. 1843. 228 u. CCLXXVI S. (von CCXXVII — DIII.) — Achter Theil: König Friedrich III. und sein Sohn Maximilian (1477 — 1493). 1844. Mit 2 Kupfertafeln. 200 u. CCLVI S. (DV — DCCLXI.)

Der Zweck dieser Anzeige ist keineswegs, das literarische Publikum auf ein Werk erst aufmerksam zu machen, das ohnehin bereits in den Händen jedes Freundes unserer vaterländischen Geschichte sich befindet, so wie es jedem Forscher durchaus unentbehrlich ist, durch den Schatz neuer, bisher unbekannter Dokumente, auf den es in seinen Anhängen hinweist.

Ein solches Werk verdient das sorgfältigste Studium und die Theilnahme jedes Verehrers der geschichtlichen Wahrheit, welche wahrlich nicht auf der Oberfläche schwimmt, sondern gleich den Perlen aus der Tiefe geholt werden muß.

Referent glaubt seine Achtung und Werthschätzung, die er für das vorliegende umfassende Geschichtswerk hegt, nicht besser bethätigen zu können, als durch Beiträge und Berichtigungen, die ihm bei seinen historischen Forschungen aufstießen und der Beachtung bei einer zweiten Auflage, die dasselbe ohne Zweifel bald erfahren wird, werth seyn dürften.

Zuerst sei es aber gestattet, über die Schwierigkeiten einer umfassenden Geschichte des Hauses Habsburg einige Andeutungen zu geben, um das höchst ehrenvolle Streben des Herrn Verfassers noch besser würdigen zu können.

Die Geschichte des Hauses Habsburg ist vielleicht unter allen Geschichten ganzer Dynastien die schwierigste, sowohl ihres Umfanges wegen, als ganz besonders auch wegen der innigen Verbindung mit der Geschichte der ganzen Zeit. Die Regentenreihe der Habsburger läßt sich nur dann würdigen, wenn man die ganze Lage der Dinge kennt und berücksichtiget; je heller dieselbe wird durch genaue und redliche Forschung, desto klarer wird das Schalten und Walten der Habsburger; ihr Thun und Lassen ist auf's engste verwebt mit ihrer Zeit. Welch ein breiter Strom ist aber die Geschichte des deutschen Volkes in dieser Zeit! — oder vielmehr wie ist seit dem Untergange der Hohenstaufen die Kraft und Macht des deutschen Königthums gebrochen und zertrümmert! die Nation hat sich zersplittert und gleichsam in kleinere Reiche zertheilt, der deutschen Könige Aufgabe wurde immer schwieriger durch der deutschen Reichsfürsten Streben nach möglichst großem Einflusse, durch ihre Rivalität.

Die deutsche Reichsgeschichte von der zweiten Hälfte des dreizehnten bis zur zweiten Hälfte des fünfzehnten Jahrhunderts ist durchaus nicht so bearbeitet, wie es zu wünschen wäre; erst wenn Vorarbeiten, wie Böhmer's Regesten von 1246 — 1347, ganz durchgeführt sind bis zum Tode König Albrechts II. (1439), ist eine vollständige Geschichte dieser beiden Jahrhunderte — wenigstens möglich. Die Geschichte der vorzüglichsten deutschen Reichs-Provinzen ist dazu eine Conditio sine qua non. — Und die Geschichte des deutschen Reiches seit Kaiser Friedrich III. ist zwar weniger dunkel, da die Quellen reichlicher fließen, aber geschrieben ist sie auch noch nicht — in dem Sinne der allseitigen Berücksichtigung aller deutschen Provinzen. Da Deutschland seit den Hohenstaufen mehr einem Staatenbunde, als einer Monarchie gleicht, so ist seine Geschichte erst allmälich zur befriedigenden Vollendung zu bringen, wenn die einzelnen Länder der deutschen Reichsfürsten gehörig geschichtlich beleuchtet sind. Wie viel dazu noch fehlt, trotz nicht weniger trefflichen Provinzialgeschichten, braucht hier nicht erörtert zu werden.

Außer der Geschichte des deutschen Reiches ist aber für die Geschichte des Hauses Habsburg noch gar viel zu berücksichtigen. Die Geschichte der Päpste und ihres Einflusses steht oben an. Daß auch diese nichts weniger als vollständig und klar uns vorliegt, ist einleuchtend genug für jeden Forscher; aber nicht bloß die päpstliche, sondern die gesammte Kirchenge-

schichte des dreizehnten bis achtzehnten Jahrhunderts ist für den Geschichtschreiber des Hauses Habsburg unentbehrlich und überhaupt die Geschichte des Klerus, der im Besitze so vieler Güter und ganzer Länder eine so bedeutende Macht hatte, und dessen Einfluß in alle politischen Angelegenheiten so bedeutend war. — Eben so nöthig ist dem Geschichtschreiber des habsburgischen Hauses die Geschichte des Adels, der in der habsburgischen Geschichte eine so große Rolle spielt, eben sowohl durch Anschluß, als durch Opposition, je nach Verhältnissen und Umständen. Die Geschichte des Bürgerstandes in Städten und Märkten wirft eben so viel Licht auf die Geschichte einzelner Regenten des habsburgischen Geschlechtes. Nehmen wir dazu die Geschichte jener Staaten, welche in der ersten Hälfte des Zeitraumes, in dem die Habsburger wirkten, im nachbarlichen, so wie in der zweiten im brüderlichen Bande lebten mit den Unterthanen der deutsch-habsburgischen Lande (Böhmen, Mähren, Schlesien, Ungarn mit seinen Nebenreichen u. s. w.), so wird das Gebiet, auf dem der Geschichtschreiber des Hauses Habsburg sich orientiren muß, wirklich — ungeheuer. — Dazu kommt, daß alle die angeführten, so nöthigen Geschichten vor der Hand noch nicht existiren; theilweise Vorarbeiten, mehr oder weniger befriedigend, sind allerdings vorhanden, aber mehr auch nicht.

Wenn der Geschichtschreiber des Hauses Habsburg die schwierige Aufgabe hat, einerseits die Lage der Dinge zu schildern, als dasselbe zu wirken begann, und die Schwierigkeiten zu würdigen, mit denen es zu kämpfen hatte, und andererseits auch zu zeigen, was es im Laufe der Zeiten zu Stande brachte, welche Ideen seine Glieder erfüllten, was dieselben zu ihrer Realisirung thaten, so begreift man, daß die Geschichte des Hauses Habsburg mit der Geschichte seiner Zeit auf's innigste verwebt und folglich die Lösung dieser Aufgabe bedingt ist — von einer großen Menge von Vorarbeiten. — Sind diese bereits da?

Um zuerst von dem Terrain zu beginnen, von Grund und Boden. Haben wir gute Karten für diese Zeit? — Die Geographie und Topographie des Mittelalters in Oesterreich ist zur Stunde noch arg vernachläßigt, und doch wäre sie die nöthigste aller Hülfswissenschaften, ohne sie fährt man im Nebel herum und bekommt durchaus keinen festen Grund in der Geschichte. Es ist unbegreiflich, daß man sich so lange mit Phrasen begnügte und die Geschichte früherer Zeiten mit nichtssagenden allgemeinen Schilderungen abgethan glaubte, da doch eine gründliche Erörterung der Verhältnisse, die verwickelt genug waren, den Urtheilen zum Grunde liegen muß. Wer die Herrschaft schildert, muß von ihrem Umfange, so wie

von der Beschaffenheit derselben klare Begriffe haben. Eine Veranschaulichung dieser Verhältnisse geben gute historisch begründete Karten. Freilich gehört die Anfertigung solcher historischer Karten zu den schwierigsten Arbeiten, jedenfalls zu den mühsamsten, die man sich denken kann, da die umfassendste historische Forschung mit technischer Geschicklichkeit sich verbinden muß. Brauchbare Karten müssen spezielle seyn, und zwar für bestimmte, nicht gar zu große Zeiträume; die politischen Veränderungen, welche freilich im Mittelalter nicht so häufig waren, als unsere Zeitgenossen sie in einem halben Jahrhundert erlebten, fordern von Zeit zu Zeit eigene Karten, da die Deutlichkeit nicht erreichbar ist, wenn auf einem und demselben Blatte die Besitzveränderungen mehrerer Jahrhunderte angedeutet werden sollen.

Welche Hülfsmittel gehören aber zur Verfertigung solcher historischer Spezialkarten? Solche, die man bisher fast nicht beachtet hat. — Vor allem — Urkunden (Stiftbriefe, Kaufbriefe, Lehenbriefe, Tauschbriefe u. s. w.), dann Urbare, Rationarien, Lehenbücher, Roteln u. s. w. — Die Archive des Landes müßten zu diesem Behufe auf's umfassendste und großartigste benützt werden; freilich wäre der Gewinn nicht bloß für die Geographie und Topographie, sondern auch für Genealogie und Geschichte bedeutend. Doch welcher Zeit- und Kraftaufwand gehört zu einer solchen Benützung! Da könnten nur gelehrte Vereine, deren Mitglieder die Arbeit unter sich theilten, etwas Bedeutendes leisten. Nehmen wir zum Beispiele das Land unter der Enns. Eine Spezialkarte dieses Landes müßte wenigstens aus 12 Blättern bestehen, für jedes Viertel ein Blatt, und zwar für drei verschiedene Zeiträume. Für die Zeit der Existenz zahlreicher Grafschaften, theils im Besitze edler Familien, theils in den Händen geistlicher Fürsten und Corporationen, also das zwölfte Jahrhundert; für die Zeit der allmäligen Verringerung derselben, durch Aussterben der Familien, durch bedeutende Käufe des Landesfürsten u. s. w., also das dreizehnte Jahrhundert; und endlich für die gänzliche Begründung der landesfürstlichen Macht und die bleibende Eintheilung des Landes in Landgerichte, die freilich nur successive vor sich ging, doch müßte das Ende des fünfzehnten Jahrhunderts als letzter Termin angenommen werden. Das wären also 12 Blätter, dazu käme ein Blatt, worauf der Zustand des Landes unter den Römern, nebst den durch die Völkerwanderung herbeigeführten Veränderungen angedeutet, und ein Blatt, auf dem die Gaueintheilung (im neunten Jahrhundert u. s. w.) vorgestellt wäre. — Ein kleiner Atlas also von 14 Blättern wäre für die Geschichte

des Landes unter der Enns bis zum Tode K. Maximilians I. (1519) höchst wünschenswerth, ich behaupte, er ist zum klaren Verständniß derselben geradehin — unentbehrlich; die Geschicke des Landes durch Jahrhunderte hindurch lassen sich nur erklären und verstehen durch seine Lage (zwischen Böhmen, Mähren, Ungarn) und seine innere Einrichtung (in keinem Lande waren so viele fremde Herrschaften ansäßig). — Die Geschichte der Kriege läßt sich ohne Nachweisung der Veranlassungen dazu nicht schreiben, die Grenzen des Landes, der Besitzstand und sein Wechsel müssen nachgewiesen werden, um über die Gerechtigkeit der erhobenen Ansprüche recht urtheilen zu können. Das Mein und Dein muß klar vorliegen. Welche Verwirrung, welche Lücken, welche Mißverständnisse und Verwechslungen haben der Mangel und die gänzliche Entbehrung von Karten für die frühere Zeit bei den Historikern veranlaßt!

Um über das Wirken der Regenten ein gerechtes Urtheil fällen zu können, muß man ihre Macht und die Kräfte, über die sie zu gebieten hatten, in Anschlag bringen. Die Staatswirthschaft des Mittelalters ist bekanntlich ganz verschieden gewesen von der jetzt gewöhnlichen, man muß also den Besitz des Landesfürsten kennen. Was unmittelbar sein Eigen war, was von ihm als Lehensherrn abhing, was im Besitze fremder Herrschaften war, muß auf der Karte sichtbar seyn. Dieselbe muß auf den ersten Blick zeigen, was landesfürstlich war, was dem Klerus, was dem Adel, was den auswärtigen Fürsten und Corporationen gehörte (Passau, Freysingen, Bamberg, Regensburg, die baierischen Klöster u. s. w.); dann hat der Geschichtschreiber eine leichtere Arbeit, dann darf er hoffen, verstanden zu werden. — Ob wohl je eine solche Vorarbeit (eine historische Karte nebst einem historisch-topographischen Lexikon für das Land unter der Enns) zu Stande kommt?

Eben so sollten alle übrigen Provinzen und Länder des großen Kaiserstaates derlei geographische und topographische Hülfsmittel für die Geschichte des Mittelalters haben.

Eine zweite Frage ist: Welche Quellen hat der Geschichtschreiber, und in welcher Gestalt liegen sie vor? — Welche Quellensammlungen hat er zu benützen?

Chroniken (mit meist sehr kurzen, oft undeutlichen und chronologisch verwirrten Andeutungen des Factums), wenige gleichzeitige Geschichtschreiber, die über das Wie und die Ursachen kaum Andeutung geben und jedenfalls nur subjective Ansichten liefern, reichen wahrlich nicht hin, um eine prag-

matische Geschichte eines auch nur kurzen Zeitraumes zu schreiben; wenn man dann erst über eine Zeit von mehreren Jahrhunderten, über ein unübersehbares Geflecht von Beziehungen, Verbindungen und Verhältnissen zu berichten hat, so müssen reichere Quellen fließen und dieselben herbeigeschafft werden. Urkunden, vor allem Briefe, Memoranden, Berichte, Tagebücher müssen aufgesucht und benützt werden. — Die sind nun in den verschiedensten Archiven zerstreut, im Lande und in der Fremde, oft an Plätzen, wo sie am wenigsten gesucht werden. — Der Zutritt zu den Archiven und die Benützung der Archivalien ist oft mit vieler Beschwerde verknüpft. — Es ist aber für den Geschichtschreiber die Aufgabe fast zu groß, wenn er früher auch Geschichtsforscher selbst seyn soll; es ist nicht zu verlangen, daß er die nöthigen Aktenstücke selbst aufsuche, lese, kopire und excerpire, welcher Zeitaufwand ist dazu nöthig, und selbst welcher physische Kraftaufwand. Es wären also Sammlungen von Urkunden (Diplomatarien), Briefen, Relationen früher höchst wünschenswerth. — Der Werth dieser Quellen, ihr Gewicht und ihre Glaubwürdigkeit müssen aber früher auch konstatirt seyn; die Kritik derselben ist wieder fast eine eigene Wissenschaft, die viel Zeit und Mühe fordert und großen Scharfsinn verlangt. — Frägt man nun insbesondere, welche Quellensammlungen hat der Geschichtschreiber des Hauses Habsburg vor sich? was bleibt ihm noch zu wünschen in dieser Beziehung? so läßt sich nicht läugnen, daß zerstreutes Materiale ziemlich viel bereits gedruckt ist, doch fehlt es leider bisher an vollständigen Uebersichten, daher dem Einzelnen vieles entgeht, — und des ungedruckten Stoffes ist bei weitem noch mehr. Wenn man die in den verschiedenen Landes-Archiven vorhandenen Aktenstücke zur Geschichte der Habsburger (von Rudolph bis Maria Theresia) auch nur approximativ in Anschlag bringt, so darf man gewiß behaupten, daß kaum der zehnte Theil gedruckt oder auch nur benützt ist, und zwar bloß das Interessanteste berücksichtigt. — Insbesondere reich wäre die Ausbeute für die spätere Zeit (16., 17. u. 18. Jahrhundert), die wirklich mehr verkannt und unbekannt ist, als die des 14. und 15. Jahrhunderts. — Verdienstvoll sind die Werke Herrgott's und Gerbert's u. s. w. — Doch bieten sie zur Regierungsgeschichte der Habsburger bei weitem weniger, als zu erwarten war bei dem umfassenden Titel: Monumenta Augustae domus etc. — Wir besitzen für die Geschichte dieses Hauses weder einen Codex diplomaticus Habsburgicus, noch eine Collectio Scriptorum rerum Habsburgicarum, eben so wenig eine Bibliotheca Habsburgica, d. i. eine bibliographische Uebersicht aller Werke

und Aufsätze, welche habsburgische Geschichten behandeln. — Um so verdienstlicher sind die Bemühungen des Herrn Fürsten Lichnowsky, der durch Mittheilung zahlreicher Regesten den Mangel eines Codex diplomaticus einigermaßen decken will. Es ist allerdings verdienstlich, auf die Existenz wichtiger und zahlreicher Dokumente wenigstens aufmerksam zu machen, obwohl der geschichtliche Stoff erst durch den vollständigen Abdruck solcher Aktenstücke wirklich vermehrt wird. Wenn man erwägt, welche Masse von dummem und schlechtem Zeug seit Jahrhunderten in unserem lieben Deutschland gedruckt worden, wenn man die zahllosen Fluthen von Romanen, Novellen, halbwahren Geschichtslukubrationen, mit denen man uns überschwemmt, betrachtet, und andererseits überdenkt die ansehnlichen Vorräthe historischer Denkmäler, die aus Mangel an Theilnahme und Unterstützung von Seite eines blasirten uud gleichgültigen Publikums ungedruckt bleiben, so weiß man nicht, soll man Ekel empfinden oder Mitleid fühlen mit den verkehrten Menschen, welche sich an wiederkäutem und immer wiederkehrendem Wortgemengsel ergötzen und damit begnügen, und für die allmälige Aufklärung vaterländischer Geschichten so gar wenig Sinn zeigen. — Doch es muß und wird besser werden! — Man verzeihe dem Referenten diese Expectoration, die einem gepreßten Herzen entströmte, das fast leidenschaftlich schlägt für vaterländische Geschichte, die doch wirklich für uns Oesterreicher das Interessanteste seyn soll.

Wir wollen nun unsere Ansichten, Berichtigungen und Nachträge zu dem verdienstvollen und interessanten Werke des Herrn Fürsten Lichnowsky nach und nach mittheilen; vorausgesetzt, daß die Theilnahme der Forscher und Geschichtsfreunde uns nicht entgeht, mögen auch Andere Beiträge liefern, die demselben eine wünschenswerthe Vollständigkeit bei einer späteren Ueberarbeitung geben können.

Leider hat der Herr Verfasser die frühere Geschichte des Hauses (vor K. Rudolph's Wahl) zu kurz behandelt; eine detaillirte Uebersicht der Besitzverhältnisse desselben, durch eine Karte veranschaulicht, wäre gar zu wünschenswerth gewesen; freilich wären dazu Forschungen erforderlich, die der Herr Verfasser nach seinem Plane weder anstellen konnte, noch wollte; auch sind die Archive der Schweiz nur von einem Einheimischen leicht zu benützen. Wir erwarten in dieser Beziehung besonders viel Aufklärung durch den verdienstvollen Kopp, bis dorthin mag auch das habsburgische Urbar gedruckt seyn — eine Hauptquelle*).

*) Möge die ehrenwerthe Stuttgarter Gesellschaft, die dieses Urbar unter die herauszugebenden Werke bereits aufgenommen hat, diese

Indem wir die Besprechung dieser Partie auf spätere Zeit verschieben, beginnen wir mit der von dem Verfasser im vierten Buche gelieferten kurzen Uebersicht der Geschichte Oesterreichs von 1246—1276. — Eine gründliche Darstellung der österreichischen Zustände in dieser Zeit, die eben so interessant als dunkel ist, gehört allerdings als Einleitung in eine Geschichte des habsburgischen Regentengeschlechtes, damit man die Schwierigkeiten würdigen könne, welche die ersten Regenten aus diesem Hause zu überwinden hatten. Wir wünschen die Verhältnisse des Landesfürsten gegen die fremden Reichsfürsten kennen zu lernen, die so bedeutende Enclaven im Lande hatten; wir wollen Aufschlüsse über das Verhältniß gegen einen zahlreichen und mächtigen Klerus, einen bedeutenden Adel und kräftigen Bürgerstand. Wie regierte Ottokar? das ist die Hauptfrage; warum konnte er nicht festen Fuß fassen in diesen Ländern, weßhalb ward er gestürzt von einem weit schwächeren Gegner?

Die Geschichte dieser dreißig Jahre ist, wie so viele andere Partien unserer vaterländischen Geschichte, noch sehr im Dunkeln, wenn man nämlich nicht bloß den Wechsel der Herrschaft, sondern auch die Art und Weise derselben zu kennen wünscht; weder Lambacher, Rauch, noch Kurz, noch irgend ein Anderer haben die Geschichte der Ottokar'schen Herrschaft erschöpfend geschildert, sie wird wohl erst nach und nach klar werden durch Zusammenstellung der Geschichten einzelner Landestheile, die unter fremder Herrschaft standen. Man muß die Quellen zur Landesgeschichte an gar verschiedenen Orten aufsuchen; so möchten die baierischen Archive, die in den durch die Monumenta boica (neuer Folge) bekannt gewordenen Passauer Codicibus so viele Ausbeute für österreichische Geschichte lieferten, noch viele köstliche Perlen bergen, deren Erhebung gar sehr zu wünschen ist; wie Passau hatten Regensburg, Freysingen, Bamberg u. s. w. bedeutend in die österreichischen Verhältnisse eingewirkt, und ihre Archive müssen ohne Zweifel noch manches Dokument enthalten, das dieselben beleuchtet, — so wie die Archive des deutschen Ordens u. s. w.

Um zu zeigen, daß aus den Geschichten der geistlichen Hochstifter die österreichische Geschichte nicht unbedeutenden Gewinn ziehen könnte, wenn man sie fleißig bearbeitete, wollen wir die Verhältnisse eines derselben in diesem Zeitraume kurz beleuchten. Die Geschichte des Erzstiftes Salzburg ist für Oesterreich gewiß eine der wichtigsten und interessantesten; der österreichische

---

Herausgabe uns beschleunigen, wir hoffen über die so einflußreichen Schweizer-Verhältnisse Habsburgs mit Recht die bedeutendsten Aufschlüsse darin zu finden.

Geschichtschreiber soll sie im größten Umfange studiren, die salzburgischen Archive (das erzbischöfliche und domkapitlische) gewähren nicht unbedeutende Ausbeute.

Nach dem verhängnißvollen erblosen Abgange des letzten österreichischen Landesfürsten aus dem babenbergischen Geschlechte waren die herrenlosen Lande in die traurigste Verwirrung gerathen, Ruhe und Sicherheit hörten auf, denn Selbstsucht und ihre Folgen, Ungehorsam und Raubsucht wurden nicht mit starker Hand von oben gezügelt. — Das Erzstift Salzburg, dessen Besitzungen in Oesterreich und Steiermark so bedeutend waren (wie in Kärnthen), bedurfte eines mächtigen Schutzes. Wenige Monden nach Herzog Friedrich's Ableben († 15. Juni 1246) war Erzbischof Eberhard II., dieser vielgeprüfte treue Anhänger seines Kaisers, auch heimgegangen († 2. Dezember 1246), und das verwaiste Stift suchte einen kräftigen, durch seine Verbindungen bedeutenden Nachfolger; fand ihn auch in der Person des bisherigen Probstes zu Wissehrad in Prag, Philipp, Sohn Herzogs Bernhard von Kärnthen*).

Diese Wahl ist um so merkwürdiger, da Friedrich wohl geistlicher Pfründenbesitzer, aber nicht Priester war, sich auch den höheren Weihen entzog, ohne Zweifel, um sich das Recht der Nachfolge im Herzogthume Kärnthen eventuell zu sichern**). Der

---

*) Herr Philipp war vom Domkapitel einstimmig gewählt worden, die Ministerialen hatten in die Wahl eingestimmt. Chron. Salisb. ap. Pez. I. S. 359. Der Papst hatte aber aus eigener Machtvollkommenheit, um das so bedeutende Hochstift ja nicht in die Hände eines Anhängers des verhaßten Hohenstaufen gelangen zu lassen, ohne die Wahl des Kapitels abzuwarten, den am päpstlichen Hofe zu Lyon eben anwesenden Burchard von Ziegenhagen zum Erzbischof ernannt und gleich ihm mit der Weihe das Pallium ertheilt; der zu Salmensweil unerwartet schnell erfolgte Tod Burchard's ersparte dem Lande die Schrecknisse einer zwiespaltigen Herrschaft. — Chron. Salisb. ad a. 1247.

**) Johann von Viktring sagt von ihm (Böhmer. Fontes etc. I. p. 282): »Cuius electionem propter generis nobilitatem papa »quidem annuit, sed dum temporalia administraret et ad »sacra non procederet, papa odibilis est effectus, et ecclesia »Salispurgensis per eum multas molestias est perpessa,« und weiter unten (p. 285) heißt es: »Anno domini 1252 Philippus »electus Salzpurgensis, audiens Albertum Comitem Goritie »ad dampnum ecclesie cum copiis advenisse, repentino ei »occurrit impetu, et celeri congressione facta comitem cap»tivavit, quia ut dicit Vegetius: In rebus bellicis celeritas »amplius solet prodesse quam virtus. Captum autem ad »Castrum Frisacum conservandum usque ad tempus congrui

Papst bestätigte Herrn Philipp, der durch seinen Custos ihm unbedingte Anhänglichkeit hatte geloben lassen, die er auch zeigte, als er bald darauf auf seinem Gebiete in Kärnthen einen Theil der österreichisch-steirischen Gesandtschaft zum Kaiser aufheben ließ.

Die Geschichte dieses Kirchenfürsten, der das Erzstift Salzburg ganz wie ein weltliches Fürstenthum und als seine gute Beute behandelte, ist höchst charakteristisch, und bezeichnet seine Zeit mehr als jede andere*).

»placiti destinavit. In hoc prelio fertur Philippus, »ne ad sacra esset abilis, inquinasse manus »suas.«

*) Sie verdiente ohne Zweifel eine Monographie, wenigstens einen eigenen Aufsatz. Wir wollen hier zu künftigem Gebrauche einige urkundliche Daten über die ersten Jahre seines Regiments zusammenstellen, da sie auf die damaligen Verhältnisse ohne Zweifel wenigstens theilweise bedeutendes Licht werfen.

1247 anfangs im Jahre. Herzog Bernhard von Kärnthen, Philipp's Vater, tritt dem Domkapitel zu Salzburg, um es für seinen Sohn zu gewinnen, mehrere Güter (Eigen und salzburg. Lehen) im Lungau ab; die sind ausgenommen, welche sein Dienstmann Heinrich von Vinchenstein früher besaß.

1247, 1. Juni, Werfen. Philipp, Electus Salisb., verheirathet die Tochter seines Ministerialen Konrad von Goldeck, Kunigunde, an den jungen Ulrich von Lichtenstein, und weiset ihr 10 Pfund Pf. jährlicher Einkünfte aus Hallein zur Aussteuer an. (Halleinische Salzcompromißschriften, Beil. Lit. Kk.)

1247 im Juni, Salzburg. Graf Konrad von Wasserburg legt vor dem Altare des heil. Rupert dem Herrn Philipp, Electus Salisb., seinen Lehenseid ab. (Gedr. kurze Geschichte und aktenm. Anzeige, was dem Erzstifte Salzburg in Baiern für Ansprüche und Forderungen ausstehen. Beil. Nr. 29, S. 63.)

1248, 10 August, in Friesach. Herr Philipp stellt dem Ulrich von Lichtenstein (dem Dichter), welchem sein Vorfahrer, Erzbischof Eberhard, 270 Mark Pfennige schuldig geblieben war, zur Zahlung drei Bürgen, welche theilweise diese Summe statt seiner bezahlen sollen: Konrad von Breitenfurt 70 Mark (zu Allerheiligen), Richer von Paierdorf 100 Mark (künftige Fasten), und Wulfing von Molheim ebenfalls 100 Mark (zu Pfingsten). Bei Strafe der Leistung in Friesach für jeden der drei, der zu zahlen säumt. (Orig. im k. k. geh. Hausarchiv.)

1248, 1. September, Friesach. Philipp, Erwählter von Salzburg, bestätigt die durch den Bischof Konrad von Freysing, als Patron der Kirche Wöls (?), verfügte Einsetzung eines gewissen Bernhard zum Provisor. (»Hoc igitur scripto notum facimus universis, quod cum venerabilis in Christo frater Ch. »Frisingensis Episcopus, ad quem ius patronatus in ecclesia »Weltz noscitur pertinere, de consensu dilecti nobis Eber-

Philipp weiß sich anfangs in Zeit und Verhältnisse zu schicken und dieselben zu seinen Gunsten zu wenden, und nur spä-

---

»hardi de Wilheim prepositi Moseburgensis nepotis sui in »eadem ecclesia dominum — Wer. perpetuum locauerit pro»visorem, nos eiusdem. Wer. honestatem similiter intuen»tes, eandem locationem ratam per omnia habituri, presenti »pagina confirmamus «) (Orig. Hausarchiv.)

1248, 20. September, in Pettau. Philipp, Electus Salisb., übergibt dem Bischof Ulrich von Seckau die Pfarre St. Georg in Stiven, nachdem er ihm schon früher (20. Februar 1248) mehrere Lehen überlassen hatte. Pusch und Frölich Styrias. T. I. 318, 319.

1248, 24. September. Papst Innocenz IV. bestätigt die durch Philipp, Erwählten von Salzburg, verfügte Einziehung der salzburgischen Lehen, welche durch den Tod des Herzogs Friedrich von Oesterreich waren ledig geworden (!). So auch die vom Pfalzgrafen Rapoto von Kranburg (Ortenburg) heimgefallenen. Der Erzbischof soll, bei Erklärung der Richtigkeit, diese Lehen nie wieder als Lehen verleihen oder sonst veräußern.

1248, 7. November, Friesach. Philipp, Erwählter von Salzburg, erläßt ein Dekret zum Schutze des Klosters Viktring. [»Phil. etc. universis ecclesiarum rectoribus, ad quos iste »littere peruenerint, salutem in domino. Conquestus est nobis »Abbas et Conventus Victoriensis ecclesie, quod ipsorum »possessiones frequenter a predonum malitia destruantur, »ita quod ipsorum ecclesia per tales enormitates, ad gravem »devenerit egestatem. Cum igitur nostri sit officii, ut reli»giosas personas et maxime, quibus sacra conversatio pre»bet testimonium, saltem spirituali gladio tueamur, dilectioni »vestre tenore presentium iniungimus et mandamus, ac sub »virtute obedientie precipimus, quatenus raptores huius»modi, quos predicti abbas et Conventus nobis exposuerint, »ad satisfaciendum ipsis plenius de illatis, et ab ipsorum »lesionibus imposterum evitandis, per censuram ecclesiasti»cam districtius compellatis, occasione qualibet preter»missa.« — Dat. Frisaci VII. idus Novembris (s. a.)]. Orig. im Hausarchiv.

1249, im Anfange des Jahres. Synode zu Mühldorf, um den Herzog Otto von Baiern vom Kaiser ab, auf päpstliche Seite zu ziehen; nebst Philipp waren die Bischöfe von Freysing, Regensburg, Seckau und Chiemsee anwesend, und drangen in den Herzog, den sie dem päpstlichen Auftrage zu Folge, falls er sich weigerte, in Bann thun und bekriegen sollten. Der Herzog macht den Bischöfen Vorwürfe über ihre Unbeständigkeit, und weigert sich, die Partei des Kaisers zu verlassen. Man läßt ihm Bedenkzeit, die der Papst noch verlängert Bischof Rüdiger von Passau, des Kaisers eifriger Anhänger, sollte abgesetzt werden. Der Papst übertrug das Geschäft Herrn Philipp, der aber aus Unkenntniß des kanonischen Prozesses die Sache verwirrt. — Er reist gleich nach Schluß der Synode nach Wien, wo er sich mit dem päpst-

terer Uebermuth und vorherrschender Weltsinn waren Ursache seines Sturzes; bei mehr Mäßigung würde er sich ohne Zweifel als Provisor des Erzstiftes erhalten haben.

---

lichen Legaten, Probst Konrad von Speyer, bespricht, von dort nach Steiermark.

1249, 15. Mai, zu Rann. Philipp (El. Salisb.) bestätigt dem Bischof Ulrich von Passau den Hof Wagernstorf und zwei andere Güter, welche früher Konrad von Trackenburg inne hatte, der aber der Lehen verlustig wurde, weil er das Schloß Rann heimlich an Andere übergeben wollte (an die Ungern, oder an K. Friedrich II.?).

Im ersten Drittel dieses Jahres, am 21. März 1249, soll der deutsche König Wilhelm in einem eventuellen Lehensbriefe für die Söhne Herzog Bernhard's von Kärnthen, Ulrich und Philipp, zu Gunsten des Letztern die ganz besondere Bestimmung getroffen haben, daß derselbe, im Falle des erblosen Abganges seines Bruders Ulrich, das Herzogthum Kärnthen doch antreten könne, wenn er auch als Erzbischof von Salzburg zum Priester geweiht werden sollte. — Böhmer führt diese wichtig scheinende Urkunde in der zweiten Auflage seiner Regesten unter Nr. 58, S. 12 aus Kleinmayer's Juvavia, p. 380 (Extract) an, und bemerkt dazu, daß der Ausstellungsort (apud Nussyam) nicht in das Itinerar passe; er möchte sie in den Juni des Jahres 1251 verweisen. Er bemerkt noch: »Wie sehr ist es doch zu bedauern, daß so wichtige Stücke ungedruckt bleiben.« — Wir wollen seinen Wunsch hier erfüllen, damit uns nicht dieser Vorwurf noch länger drücke, bemerken aber geradezu, daß wir diese Urkunde für falsch und unterschoben halten; sie kommt auch nur in den Salzburger Kammerbüchern als Abschrift vor, ein Original hat wohl schwerlich existirt, und wenn auch eines produzirt wurde, so war es ohne Zweifel fabrizirt. Diese angebliche Urkunde lautet:

1249, 21. März. Wilhelmus dei gratia Romanorum Rex, semper Augustus. Dilecto Principi suo Phylippo. venerabili Saltzpurgensis ecclesie electo. A. S. L. gratiam suam et omne bonum. Cum fauorem deuotio mereatur, dignum est, ut pensatis meritis singulorum, eis qui se culmini nostro regali deuotos ostentant et exhybent, specialem gratiam faciamus, quatenus illorum et hylarescat deuotio, et alii exemplo laudabili animentur, ad fideliter obsequendum. Hinc est quod nos attendentes deuotionem patris tui. B. principis nostri dilecti, meritaque progenitorum tuorum qui in Romanorum regum obsequiis, fide, semper inuenti sunt stabiles ac opere efficaces, pensantes, quorum et tu fidem hereditas, fidissimus imitator, ipsius patris tui supplicationibus quas fauor introducit in adiutorium inclinari. Ducatum Carinthie, cum suis pertinentiis quibuscumque quesitis et querendis, dominia et honores, quos et que vbicunque ipse pater tuus possidere dinoscitur et habere si celica vocatione contingerit hunc transire, ab hoc temporali seculo ad eternum, tibi fratrique tuo Vlrico in solidum ex nunc confera-

So suchte er sich aber auf Kosten des Erzstiftes einen mächtigen Anhang zu gewinnen, und schaltete mit den Stiftsgütern auf eine unverantwortliche Weise.

---

mus, et vos de illis regalibus hiis nostris apicibus inuestimus. Adiecto quod si necessitas conditionis humane sustulerit sine prole ydonea fratrem tuum e medio antefatum, tu superstes de munificentie nostre gratia speciali illis ducatu, dominiis et honoribus potiaris, ad regni et Imperii Romani decus et gloriam omni parte, quemadmodum pater tuus. ad que et quos opere diuina feliciter gubernandos habilitamus te de nostre plenitudine regie potestatis, quiescente prorsus obiectu quod in Saltzpurgensem archyepiscopum es electus, Consecrandus, aut etiam consecratus ac quauis legalia contraria non obstante. Vt autem munificentie nostre collatio, et gratia transferatur ad posteros inconuulsa regalis caracteris presidio presentem iussimus paginam consignari. Coram testibus. Chunrado Coloniensi archyepiscopo. Hainrico Leodicensi electo. Vlrico Secouiensi episcopo, principibus nostris. Johanne de Avens. Hainrico de Waldek. Chunrado de Wazzerburch. Emychone de Leyninge. Arnoldo de Dietsche. Comitibus et liberis Anshelmo. de Justinge nostro Marschalco, et aliis quam pluribus. clericis et laycis fidelibus nostris, quos necesse non erat hic scribere nominatim. Actum et Datum. apud Nussyam. Anno incarnationis Dominice. Millesimo. ccmo xl. ix. Indictione vij. xii. kalendas Aprilis. (Salzburger Kammerbücher Bd. VI. Fol. LXXI vers. et LXXII. K. k. geh. Hausarchiv.)

1249, 25. Juni. Hartneid von Pettau, salzburgischer Lehensvasall, gibt dem Herrn Philipp, Erwählten von Salzburg, der ihm aus gewissen Besitzungen in den Aemtern Leibnitz und Pettau (die ihm durch Erzbischof Eberhard für 1100 Mark Silber Wiener Gewichtes und 500 Mark Pfennige verpfändet waren) 250 Mark jährlicher Renten als Lehen verlieh, einen Lehensrevers über gewisse Bedingungen. (»tali pacto ... quandocunque michi aut here»dibus meis, per dictum Dominum meum Electum, aut suos »successores supradicta summa argentj et denariorum, com»muniter per Styriam currentium, fuerit exsoluta, iidem »redditus Ducentarum quinquaginta Marcarum ad Salzbur»gensem Ecclesiam libere omni occasione et contradictione »postposita reuertantur. Si autem ego aut heredes mei, »exhibita nobis prefata summa argenti et denariorum prout »superius est expressum, eam recipere recusaremus, confi»teor me promisisse, quod ex tunc sine solutione ipsius pe»cunie, memorati redditus Ducentarum quinquaginta mar»carum, cum omnibus aliis pheudis que possideo iure pheudi »ab Ecclesia Salzburgensi, ad eiusdem Ecclesie dominium »libere reuertantur. Ut autem tam per me quam per here»des meos singula prenotata ipsi Salzburgensi Ecclesie in»violabiliter obseruentur pro evidenti testimonio et cautela »sigillo meo hanc feci litteram consignari, cui etiam ad pe-

Er besetzte die von Salzburg abhängigen Bisthümer mit seinen Günstlingen; so ernannte er 1252 den Dominikanermönch

---

»titionem meam venerabiles domini Vlricus Gurcensis Episco»pus, Vlricus Secovensis Episcopus, Otto prepositus Salz»burgensis, Richerus Abbas Sancti Petri, Comes Chunradus »de Wazzerburch, Wuluingus de Stubenberch, Rudolfus de »Stadeke, et magister Heynricus Notarius eorum sigilla simi»liter appenderunt. Actum huius apud Rotenmanne anno »domini MCCXLVIIJ°. vij kalendas Julii, vij Indictione.«) Orig. im k. k. Hausarchiv.

1249, 11. Dezember, Salzburg. Philipp (El. Salisb.) bestätigt dem Kloster St. Peter die vom Erzbischofe Friedrich I. geschenkten Portzehende (»Porcchint«) in den Archidiakonaten Salzburg, Chiemsee, Baumburg und Gars; der Probst von Berchtesgaden soll sie darin bewahren.

1249, 15. Dezember. Merkwürdige Bestätigung des Stimmrechtes bei den erzbischöflichen Wahlen zu Salzburg, für das Kloster St. Peter, dessen Recht von dem Domkapitel angefochten wurde (so daß Abt Richer bereits zugegeben hatte, wenn er nicht innerhalb eines Jahres vor einem ordentlichen Richter sein Recht beweisen könnte, so wäre es verfallen). Noviss. Chron. Mon. ad S. Petrum. p. 275.

1250, 12. Jänner. Philipp (El. Salisb.) befreit das Kloster St. Peter zu Salzburg von allen päpstlichen und erzbischöflichen Collecten.

1250, 10. Februar, Banstorf. Philipp (El. Salisb.) überläßt dem Bisthume Seckau die (durch den Tod Poppos von Peckach) heimgefallenen Zehende und verspricht, ihm das vom Kloster St. Lambrecht einzulösende Patronatsrecht über die Pfarre zu übergeben.

1250, 16. Februar, Hallein. Philipp (El. Salisb.) übergibt seinem Günstling, Abt Richer von St. Peter, auf Lebenszeit den Genuß der Pfarre Seekirchen.

1250, 1. Mai, Salzburg. Philipp (El. Salisb.) verleiht den Grafen Otto und Konrad von Plain alle Lehen, welche von ihrem Oheim, Grafen Luitold von Plain, dem Erzstifte außer den Gebirgen diesseits der Lammer und Lofer heimgefallen waren, dann die Vogtei über die Güter des Klosters St. Peter, die Gerichte und Vogteien über die erzbischöflichen Kammergüter und die Stadt Laufen; die Grafen mußten kräftigen Beistand geloben und versprechen, daß immer einer von ihnen in der Nähe seyn werde (im Schlosse Plain).

Hatte sich der kluge Fürst, freilich auf Kosten des Erzstiftes, durch diese Maßregel auf jener Seite einen mächtigen Schutz gewonnen, so wußte er auch im herrenlosen Steiermark durch Verbindung mit bedeutenden Landesedlen sich geltend zu machen und sein Gebiet vor fremden Anfällen möglichst zu sichern; freilich ging es dabei nicht ohne Kampf ab. Wir wollen zur Beleuchtung dieser interessanten Verhältnisse hier zwei Urkunden vollständig mittheilen, da die erste derselben den als Minnesänger berühmten Ulrich von Lichtenstein, die zweite die mächtigen Grafen von Pfann-

Heinrich zum Bischof von Chiemsee, und 1253 den Chorherrn Dietrich von Gurk zum Bischof von Gurk.

---

berg, Bernhard und Heinrich, und ihren bedeutenden Anhang betrifft. Diese Aktenstücke sind ein neuer Beweis, wie wichtig es wäre, die Geschichte der edlen Geschlechter des Landes zu pflegen.

1250, 12. Mai. Ego Vlricus de Lichtenstein hoc scripto scire cupio vniuersos publice protestando, quod de mea bona et libera voluntate ad fidelia seruicia quamdiu | uixero me Salzburgensi ecclesie obligo sub hac forma. Promitto enim domino meo Philippo Salzburgensis ecclesie Electo, suisque successoribus prestare auxilium per | terras Stirie et Karinthie cum Centum armatis, versus forum Julii Austriam uel Bawariam plurium armatorum subsidio, contra omnem hominem quandocunque super tali ser | uicio fuero requisitus, eo excepto, qui Imperium de iure regere dinoscitur, seu quem ecclesia verum Cesarem esse reputat, excepto etiam uero domino terre Stirie qui ad hoc legitime fuerit | institutus, et preter Ciues de Judenburch quos promitto domini mei gratie reformare, exceptis tamen illis Ciuibus, qui domino meo dampna specialia intulerunt, que etiam illi specialiter emendabunt. | Ad hec castra mea ipsi domino meo Electo super promotione negociorum ecclesie sue teneor apperire, ad hoc ipsum filios meos similiter obligando. Ad hec filium meum Vlricum filie Chunradi de Goldekke statim | promisi matrimonialiter copulare, sicut hoc ipsum littere eiusdem contractus continent euidenter. filiam meam Wlfingo de Trevnstein copulatam, que in manu legatarii nunc consistit pro Ministeriali tradens | similiter ecclesie Salzburgensi. Insuper promitto, quod usque ad festum beati Michahelis venturum proximo efficiam, ut filius fratris mei Gvndacharus nomine ad consilium domini Episcopi Sekowensis, Ch. de Goldekke | atque meum, ducat vxorem de familia ecclesie Salzburgensis qui etiam domino meo Electo assistere tenebitur pro uiribus et pro posse, ita etiam, si earumdem dominarum aliquam decedere contigeret, prefati iuuenes nichilominus | cum aliis contrahere teneantur, que sint de familia ecclesie prelibate. vt autem omnia predicta per me inuiolabiliter obseruentur, ita etiam quod me non superstite filii mei ad prenotata Salzburgensi ecclesie tene | antur, omne feudum quod a Salzburgensi ecclesia teneo sic ipsi domino meo Electo suisque successoribus obligo, nisi omnia premissa firma et inuiolata seruauero, quatenus ex tunc omne feudum meum ad | Salzburgensem ecclesiam libere reuertatur. Ad hec castrum meum Murowe pro mille marcis argenti obligo domino meo Electo, sueque ecclesie Salzburgensi. Chunrado de Goldekke nunc temporis assig | nandum, et tam diu retinendum, donec pro eisdem mille marcis domino meo Electo fideiussores..... obligauero, ad consilium episcopi Sekowensis, ita si aliqua ex premissis fuerint uiolata. eedem mille mar | ce requiri debeant pro Salzburgensi

Gegen die auswärtigen Fürsten benimmt sich Philipp kräftig und nachgiebig, wie es eben die Umstände erfordern; mit den

---

ecclesia a fideiussoribus suprascriptis. et ego nichilominus remanebo periurus, exlex, et absque iuris amminiculo, quod rehtlos et elos, uulgariter appellatur. Et | ne super predictis in posterum aliquod dubium valeat exoriri. in euidens testimonium et cautelam Sigillo meo presentem Paginam roboraui. Sunt etiam huius rei testes. Vlricus | venerabilis Episcopus Sekowensis. Otto prepositus Salzburgensis. Richkerus Abbas sancti Petri. Heinricus, et Gregorius Canonici Salzburgenses. Chvnradus Comes in Wazzerburch. | Gerochus de Radekke, Vlricus de Chalheim. Chunradus de Goldekke, Gebhardus de Velwen, Heinricus de Harschirchen. Chvno de Torringen. Ditmarus de | Stretwitze. Wlfingus de Trevnstein, et alii quam plures. Actum Salzburge. Anno domini. mº. ccº. lº iiijº. Idus Maij. viij Indictione. (Orig. Perg. Geh. Hausarchiv.)

1250, 1. Juni. Nos Bernhardus et Heinricus Comites de Phânnenberch promittimus fide data prestito etiam iuramento, domino nostro Phylippo venerabili Salzburgensi Electo, | suisque successoribus, ad nostre uite tempora fidelibus adherere obsequiis contra omnem hominem excepto vero domino terre Stirie pro nostris uiribus atque posse, nec | eidem terre Stirie domino, contra dominum nostrum Electum Salzburgensem uel suos successores aliquod prestabimus auxilium, si ipsum dominum Electum uel successores ipsius | conaretur indebite aggrauare. Vt autem promissa huiusmodi teneamur inuiolabiliter obseruare, proinde milites nostri, De Chaysersperge Chvnradus de Torsevle, | De castro nostro Levben. Heinricus de Vischaeren. Heinricus de Padel. Otto Ivdex. De Phannenberch Otacharus. Chvnradus de Schoennekke, De Ramen- | stein, Sivridus de Alpe et Sivridus filius suus. De Lossental Berhtoldus de Tvnowe. De Hammerberch Rudolfus et Fridericus, iurati voluntarie se domino | nostro Electo pro mille marcis argenti, sueque Ecclesie in solidum taliter obligarunt, nisi promissa superius recitata firma tenuerimus atque rata. quod ex tunc dicti nostri | Milites ac familia ad mandatum domini nostri Electi locum quem eis indixerit teneantur intrare in quo ipsis capitales inimicicie non obsistant. inde nullatenus exituri. | donec ipsi domino Electo sueque Ecclesie prefata summa peccunie pene nomine fuerit exsoluta. Quod etiam fratres nostri qui nunc temporis per dominum Popponem de Peckach, | et dominum Wlfingum de Stubenberch detinentur, cum a uinculis liberati fuerint se ad premissos teneantur articulos obligare, sepedicti nostri Milites atque familia | sub debito prestiti iuramenti similiter promiserunt nullum habere respectum ad fratres nostros cum castris que sub eorum tenent custodia, nisi et ipsi fratres nostri se domino | nostro Electo suisque successoribus obligent, seruare per-

baierischen Herzogen Ludwig und Heinrich trifft er im J. 1254 eine ausgleichende Uebereinkunft, vermög welcher dieselben dem

---

petuo articulos prenotatos. Quam diu etiam milites nostri sub obligatione mille marcarum argenti | debeant remanere. illud dominus noster Electus tractare tenebitur et finire cum nostris fratribus, quando a uinculis fuerint liberati. In omnium autem predictorum | testimonium euidens et cautelam, Sigillis nostris hanc fecimus paginam consignari. cui etiam pro euidentiori testimonio ad nostram petitionem Vlricus venera | bilis Episcopus Sekowensis Chunradus Comes in Plaigen. Vlricus de Lichtenstein, Gebhardus de Velwen. Wlfingus et Hertnidus fratres de Libenz, Si | gilla eorum similiter appenderunt. Actum hujus in Vanstorf, anno domini. mº. ccº. lº. kalendis Junii. viij. Indictione. (Orig. Perg. 8 Siegel (5 abgerissen). Geh. Hausarchiv.)

Indeß Philipp seine Interessen gut zu wahren versteht, ist das salzburgische Domkapitel in großer Noth, sein Kustos verweilte schon ins fünfte Jahr am päpstlichen Hofe, und kann — Schulden halber nicht fort. Philipp weigert sich zu zahlen, weil das Kapitel die Schuldbriefe unterfertigt hatte; der Papst trägt dem letztern auch wirklich die Zahlung auf. Im Jahre 1251 begab sich nun der Domprobst Otto persönlich zum Papste nach Lyon, begleitete ihn über Marseille nach Genua, und hier untersuchte der Papst die ganze Sache. Sein Spruch fiel dahin aus daß das Domkapitel befugt seyn sollte, alle erzbischöflichen Einkünfte von der Salzsiederei in Hallein, von dem weltlichen Gerichte und von der Münzstätte in Salzburg so lange zu beziehen, bis es für die bezahlten Schulden und für alle aufgewandten Kosten vollkommen entschädigt seyn würde, wobei dem Erzbischofe, auf den Fall einer Widersetzlichkeit, die Excommunication angedroht und dem Domdechant von Regensburg die Vollstreckung des päpstlichen Spruches übertragen wurde.

Während dem ging Philipp mit dem großen Plane um, sich des Herzogthums Steiermark, in dem der salzburger Fürst ohnehin so bedeutende Besitzungen hatte, ganz zu bemächtigen; es gelang ihm, der wichtigen Schlösser im Ennsthale, der Herrschaften Medling und Hohenwart, so wie der Mauth zu Rottenmann habhaft zu werden, doch waren König Bela von Ungarn und dann König Ottokar von Böhmen zu mächtige Rivalen, als daß er seinen allerdings nicht unsinnigen Plan hätte durchsetzen können. Glücklicher war Philipp aber gegen die Grafen Albert von Tirol und Meinhard von Görz, welche, wahrscheinlich aus Besorgniß, ihre Nachbarn in Kärnthen dürften zu übermächtig werden, die salzburgischen Besitzungen angefallen hatten. Er war gerade bei Tische, als er hörte, daß sie das Schloß Greifenstein belagerten; zornig sprang er auf, umgürtete das Schwert und zog mit einer auserlesenen Mannschaft von 300 Köpfen den Feinden entgegen. Graf Albert von Tirol, der Graf von Escheloch und viele Andere werden gefangen und nach Werfen geführt; nur unter harten Bedingungen erhalten sie ihre Freiheit wieder. Sie müssen 4900 Mark Silber Entschädigung

Hochstifte das Landgericht in der Provinz Chiemgau unter der Bedingung überlassen, daß nie Festungen zum Nachtheile der Herzoge darin angelegt werden sollen. Auch begeben sie sich des Anspruches auf das Landgericht zu Lebenau und die Lehen des Konrad von Vager, wollen auch die erzbischöflichen Rechte im Waldgerichte ungekränkt lassen. Hingegen verleiht der Erzbischof den Herzogen die Vogtei des Klosters Seeon und des Nonnenklosters Nonnenwerd auf dem Chiemsee, wie auch die heimgefallenen salzburgischen Lehen des letzten Grafen (Konrad) von Wasserburg *). — Schwieriger war Philipp's Stellung gegen die Könige Ottokar von Böhmen und Bela von Ungarn, zwischen denen er hin und herschwankte, je nachdem er von einem aus ihnen bedrängt wurde. Ottokar **) will dem mächtigen Fürsten das Ennsthal nicht lassen, Bela bedrängt die andern Besitzungen.

Seinen eigenen Unterthanen war Philipp durch sein eigenmächtiges, fast despotisches Verfahren, durch seine Kriege bald verhaßt geworden: das Domkapitel schickte eine Gesandtschaft an Papst Alexander IV., der gleich anfangs seines Pontificats verordnet hatte, daß jeder »Erwählte« eines Hochstiftes sich binnen Jahr und Tag bei Strafe der Entsetzung zum Priester weihen lassen sollte; Philipp hintertrieb durch längere Zeit die Execution dieser Verordnung.

Seit seines Vaters Tode (H. Bernhard starb anfangs des Jahres 1256) ward Philipp noch ungebundener und übermüthiger, da sich seine Hülfsmittel bedeutend mehrten; durch den zu Lichtenwald (am 4. April 1256) mit seinem Bruder Herzog Ulrich abgeschlossenen Theilungsvertrag waren ihm die Schlösser Himmelberg und Wartberg (in Kärnthen), Osterberg (in Krain) und

---

zahlen und die Vesten Lienz, Traaburg, Lint und Virgen mit Zoll, Mauth und Gerichten abtreten.

Die vorläufige Ausgleichung erfolgte in den letzten Tagen des Jahres 1252 und den ersten des Jahres 1253 zu Gmünd in Kärnthen, die gänzliche Versöhnung und Beilegung aller Ansprüche aber erst in den Jahren 1260 und 1261. Die diplomatischen Belege sollen bei einer andern Gelegenheit mitgetheilt werden.

*) Am 27. Juli 1254, zu Dornberg bei Eharting; siehe Kurze Gechichte ꝛc., was dem Erzstifte Salzburg nach dem Tode des Kurfürsten Maximilian III. für Ansprüche und Forderungen ausstehen. Beil. 28, S. 62.

**) Dem Salzburger Domkapitel hatte König Ottokar (aus Wien, am 27. Dezember 1252) für die Zufuhr des Weines und anderer Victualien die Zollfreiheit an allen österreichischen Mauthstätten gegeben, und am 27. Jänner (1255) feierlich bestätigt. — Mit dem Erzbischofe war bekanntlich König Ottokar nahe verwandt (Jutta, Philipp's Mutter, war König Ottokar's Vaterschwester).

Wineck (in Steiermark) zugefallen, nebst der Anwartschaft auf alle Güter seines Bruders, bei dessen erblosem Abgange. Auch hatten sich die Brüder gegenseitige Unterstützung und Hülfe in allen Nöthen gelobt.

Philipp trotzt von nun an den Seinen, und erlaubt sich unverantwortliche Ausgaben; so hielt er noch im Todesjahre seines Vaters ein prächtiges Turnier zu Mühldorf.

Dem schon lange unzufriedenen Domkapitel fallen nun auch die Ministerialen bei, und man schreitet zur Absetzung Philipp's; es bricht zwischen ihm (nebst seinen Anhängern) und dem Kapitel (nebst dem größeren Theile des Adels) eine höchst ärgerliche und verderbliche Fehde aus; heilloses Gesindel, in Philipp's Solde, besetzt die salzburgischen Schlösser und Städte.

Papst Alexander IV. erklärt das Erzbisthum Salzburg für erledigt und ordnet eine neue Wahl an, aber die eines Priesters. Auf dem zu Hallein gehaltenen Wahltage wird von den Domherren und Ministerialen auf vier Männer compromittirt; Bischof Heinrich von Chiemsee, Domprobst Otto, Scholaster Heinrich und Domherr Hermann, die wählen einhellig den Bischof Ulrich von Seckau zum Erzbischof*), der sich aber lange gegen diese Erhebung sträubt, trotz der dringenden Bitten der Ministerialen, und nur dann erst seine Einwilligung gibt, als König Bela (durch seinen Landeshauptmann von Steiermark, Grafen Stephan von Agram) das salzburgische Erzstift seines kräftigen Schutzes versichert, im Falle, daß die Wahl auf Bischof Ulrich fallen sollte. Ulrich behält sich aber wohlweislich den Besitz des Bisthums Seckau vor; Domprobst Otto und Scholaster Heinrich eilen nach Rom, die Bestätigung des Papstes zu holen.

Philipp zürnt auf das Heftigste und wüthet gegen die Güter des Kapitels im Lungau, zugleich schickt er zwei Domherren seiner Partei nach Rom, die Bestätigung Ulrich's zu hintertreiben; der eine (Gregorius) ging auf der Reise zu Grunde, der andere (Graf Ulrich von Ortenburg) ward zwar zu Rom angehört, aber mit Verachtung abgewiesen; doch mußten auch die Abgeordneten des Kapitels anderthalb Jahre, mit großen Kosten, auf die Bestätigung Ulrich's warten. König Ottokar und Herzog Ulrich von Kärnthen verwendeten sich für Philipp, der selbst auch keine Kosten scheute, sich zu erhalten.

---

*) Bischof Ulrich von Seckau war Herzog Friedrich des Streitbaren (von Oesterreich) Protonotar gewesen, und auf des Herzogs Empfehlung von Erzbischof Eberhard zum Bischof von Seckau designirt worden.

Er verwüstete, mit böhmischen und österreichischen Hülfstruppen, das salzburgische Gebiet, und da es für den benachbarten Adel gute Beute gab, so traten manche salzburgische Ritter und Ministerialen wieder auf seine Seite zurück.

Das Kapitel schickt eine neue Botschaft nach Rom, um Ulrich's Bestätigung zu betreiben; noch zaudert der Papst, doch erhält Bischof Heinrich von Chiemsee den Auftrag, im Namen des päpstlichen Stuhles Philippen alle Feindseligkeiten zu verbieten und ihn nach Rom zu citiren, bis zum Ausgange der Sache aber die Schlösser und Güter des Erzstiftes in Beschlag zu nehmen, ihn auch, falls er den Gehorsam verweigern sollte, mit seinen Anhängern zu bannen, die Vasallen und Dienstleute des Eides der Treue zu entbinden, so wie auch den Klerus. Doch Philipp leistete Widerstand und verwüstete die chiemseeischen Güter, er hielt die Bürger von Salzburg und andern Orten durch Schrecken in Unterwerfung. Bischof Heinrich von Chiemsee belegte also das ganze Land mit dem Interdikt, das das ganze Jahr 1257 hindurch dauerte, nur Abt Richer von St. Peter hielt Gottesdienst und das Kloster auf dem Nonnberge, dem Banne zu Trotz.

Erzbischof Ulrich und Bischof Heinrich von Chiemsee gingen 1257 persönlich nach Rom und statteten Bericht ab über Philipp's Verfahren; endlich erlangte der Erstere seine Bestätigung und das Pallium. Als Philipp das hörte, entbrannte er im heftigsten Zorne und die Besitzungen des Kapitels mußten es büßen, das Bisthum Chiemsee richtete er völlig zu Grunde; anderthalb Jahre blieben der Erzbischof Ulrich, der Domprobst Otto und Bischof Heinrich von Chiemsee zu Rom, und das Hochstift blieb seinem Schicksale überlassen, nur Herzog Heinrich von Baiern besetzte einige Vesten. Philipp zog mit einem Heerhaufen von 600 Söldnern herum und brandschatzte die Klöster. Gegen Herzog Heinrich, der Reichersberg schützt, ruft er seinen Vetter König Ottokar von Böhmen zu Hülfe. Dieser kommt mit einem zahlreichen Heere nach Baiern, rückt im August 1257 bis Landshut vor, wird aber geschlagen und flüchtet sich mit großem Verluste über Mühldorf und Laufen nach Oesterreich.*)

---

*) Es scheint dabei eine Verrätherei im Spiele gewesen zu seyn, das läßt sich schließen aus einer kleinen, vermuthlich im Jahre 1258, am 22. Juli im kalenberger Schlosse gegebenen Urkunde Ottokar's folgenden Inhaltes: »O. dei gratia Dominus Regni Boemie, »Dux Austrie, et Marchio Moravie — vniuersis quibus hec »littera presentata fuerit, salutem cum affectu sincero. No»verint universi quod nos omnem culpam siue causam quam

Nun unterwerfen sich die Bürger von Salzburg, auch Abt Richer von St. Peter und die Klosterfrauen auf dem Nonnberge dem Erzbischofe Ulrich. Papst Alexander IV. erläßt nun die Absetzungsbulle gegen Philipp (5. September 1257) und trägt in einer zweiten Bulle (vom 4. Dezember 1257) dem Bischofe Heinrich von Chiemsee auf, Philippen durch alle geistlichen und weltlichen Zwangsmittel zur Abtretung aller Schlösser und Güter des Erzstiftes zu nöthigen, auch alle Suffraganbischöfe, Lehensleute und Ministerialen bei Strafe des Bannes und des Verlustes ihrer Lehen zum Gehorsam gegen Ulrich aufzufordern.

Philipp wüthet neuerdings gegen die Güter der Domherren und Ministerialen, so daß die hier noch am Domstifte hausenden Domherren (denn die übrigen waren versprengt) in bittere Noth geriethen; St. Peter und Nonnberg schlossen sich nun wieder an Philipp.

Im Anfange des Jahres 1258 waren Erzbischof Ulrich und seine beiden Begleiter noch in Rom, und bitten um Empfehlungsschreiben an König Bela von Ungarn, der sollte schützen. Auf der Rückreise schreibt Bischof Heinrich von Chiemsee aus Venedig (Mai 1258) an die Suffraganbischöfe, sie zum Gehorsam gegen Ulrich auffordernd — an Philipp — in 15 Tagen alle Schlösser und Güter an Erzbischof Ulrich abzutreten. Van Venedig reisten Ulrich und seine Gefährten nach Pettau, das eben von K. Bela belagert wurde; dieser empfängt das päpstliche Schreiben mit Ehrfurcht, will aber von der Belagerung nicht abstehen; endlich wird durch den Adel vermittelt, der König streckt dem Erzbischofe 3000 Mark Silber vor, wofür ihm dieser die Stadt Pettau verpfändet bis zur Rückzahlung. König Bela nimmt den Erzbischof in Schutz und ermahnt die steirischen Edlen, denselben wohlbehalten nach Salzburg zu führen und mit Gewalt einzusetzen.

Der Einsetzungszug ging auch im selben Jahre vor sich, der Erzbischof hatte mit dem ungarischen Gelde 500 Söldner ange-

---

»habuimus contra Ministeriales Ecclesie Salzburgensis, huius »pretextu, quod per ipsos in Muldorf nobis accidit, pure in »pace et concordia facta inter nos et dilectum fratrem nostrum »Ducem Bawarie Heinricum, remisimus et relaxavimus vni»uersis. si autem contra fratrem nostrum venerabilem Salzbur»gensem Electum Ph. ante vel postea culpam aliquam contra»xerunt, de illa in nostra concordia nullam prorsus fecimus »mentionem nec eosdem asserimus nostre gratie reformatos. »Datum apud Challenperge in die beate Marie Magdalene.« (Orig. im geh. Hausarchiv.) Wahrscheinlich hatte Herzog Heinrich von Baiern beim Friedensschlusse sich für diese Ministerialen, die zu ihm übergegangen seyn mochten, verwendet.

worben und die steirischen Edlen (Salzburg's Vasallen) Hartnid von Pettau, Wulfing von Stubenberg, Ulrich und Otto von Lichtenstein, Gundacker und Dietmar von Offenberg, Hartnid von Ort, Herrant von Wildon und Albrecht von Horneck schlossen sich an.

Im Lungau am obern Tauern ließ Erzbischof Ulrich mit Hülfe der Bauern ein Blockhaus gegen die Kärnthner errichten, lagerte vor Radstadt und rückte bis Werfen vor, wo er hört, daß der Paß Lueg stark besetzt sei. Es wird im Kriegsrathe beschlossen, dem Schlosse Werfen gegenüber am Flusse Salzach eine Bastei zu erbauen; während des Baues kamen die salzburgischen Ministerialen Gebhard von Velben und der alte Goldecker in Ulrich's Lager und berichteten umständlich über Philipp's Absichten und Rüstungen; der Lichtensteiner erhält durch einen Eilboten Nachricht von Herzog Ulrich's (Philipp's Bruder) Anzuge; man beschließt, auf Lichtenstein's Vorschlag, die Rückkehr nach Radstadt, hört aber zu Fritz, daß Radstadt bereits genommen und die herzoglichen Truppen über den Tauern gezogen seien. Abends lagern sich die Salzburger am Gestade der Enns, da gewahrt man die Feinde. Herzog Ulrich's Marschalk, Seifried Leibnitzer, wollte eben Futter für die Pferde holen, auf Lichtenstein's Rath wird er angegriffen und getödtet; die Steiermärker und Salzburger ziehen in Radstadt ein, kaum hat Herzog Ulrich Zeit, sich zu flüchten. Während der Nachtruhe aber, indeß die Sieger sich sorglos dem Schlafe überließen, kommen die Kärnthner zurück und versprengen dieselben, wobei Viele getödtet werden. Erzbischof Ulrich flüchtet sich verkleidet nach Piber, wo er bis 1260 bleibt, und nur von einigen steirischen Edlen als Erzbischof erkannt wird, indeß Philipp sich in Salzburg dem Papste zum Trotz als Herr beweist und in großem Uebermuthe alle Gegner als Rebellen betrachtet. Zum dritten Male schließen sich gegen das päpstliche Interdikt die Klöster St. Peter und Nonnberg dem gewaltigen Philipp an, doch die zu Salzburg gebliebenen Domherren weigern sich standhaft. Mit von König Ottokar erhaltenen Hülfstruppen verwüstet Philipp im Jahre 1259 die Besitzungen seiner Gegner.

Natürlich verfiel in dieser kriegerischen Zeit die Kirchenzucht gänzlich, und konnte durch Worte, so strenge auch die vom Papste Alexander IV. am 13. Februar 1259 an Erzbischof Ulrich und seine Suffragane erlassene Bulle war, nicht hergestellt werden. Wohl wendet sich Erzbischof Ulrich an Herzog Stephan, König Bela's Sohn, der Steiermark inne hatte, um Hülfe, welcher auch in Kärnthen einfällt und viele Gefangene macht; doch schwindet die Hoffnung, da Stephan's Regiment den Steirern täglich

verhaßter wird, und dieselben sich auch wirklich mit K. Ottokar's Hülfe im Jahre 1260 von dem ungarischen Joche befreien, und den Befreier als ihren Landesherrn erkennen.

Erzbischof Ulrich will sich nach Baiern flüchten, wird aber zu Admont durch Mitwirkung der Mönche von Heinrich von Rottenmann, K. Ottokar's Anhänger, gefangen genommen und eine Zeit lang im Schlosse Wolkenstein verwahrt, bis ihn K. Ottokar selbst in Freiheit zu setzen befiehlt. Ulrich eilt sogleich nach Salzburg direkt, da er hört, daß die Salzburger selbst seinen Gegner Philipp vertrieben, und wird gut aufgenommen; aber das verschafft ihm immer noch keine Ruhe, denn selbst der Papst läßt ihn durch den Bischof von Chiemsee mit Bann und Absetzung bedrohen — wenn er nicht die zu Rom gemachten Schulden bezahlt und die zum Kreuzzuge versprochene Summe von 4000 Mark herbeischafft, ja der unerbittliche Bischof spricht wirklich den Bann aus, da Ulrich nicht zahlen kann. Dieser appellirt an den Papst und reist 1260 nach Rom. Er muß sich vielen Demüthigungen unterwerfen und erhält bloßen Aufschub; ein Italiener, Bischof Thomas von Squillace, soll ihn als päpstlicher Legat begleiten, ihn, wenn die Zahlungsfrist verstrichen ist, sogleich excommuniciren und absetzen, indeß aber die verfallene Diöcese reformiren. Doch erhält Erzbischof Ulrich Gnadenbriefe und ein Empfehlungsschreiben an König Ottokar, worin dieser ersucht wurde, das Erzstift Salzburg zu schirmen, das er noch vor seiner Zurückkunft befördern läßt. Mit Vergnügen übernahm König Ottokar die Vogtei über Salzburg; er hatte indeß in Verbindung mit Herzog Ulrich von Kärnthen versucht, Philipp mit dem Domkapitel zu Salzburg auszusöhnen; man hatte in diesem Falle die Zurückstellung aller verlorenen Güter in Kärnthen versprochen. Wirklich kam auch am 4. November 1261 eine vorläufige Ausgleichung zu Stande, die von König Ottokar am 24. desselben Monats bestätigt wurde, auch der Papst sollte dieselbe ratificiren *).

*) Da diese Vermittlung König Ottokar's auf's deutlichste zeigt, welchen kräftigen Einfluß auf die Angelegenheiten dieses Erzstiftes derselbe nahm, so wollen wir diese Bestätigungsurkunde Ottokar's, die noch ungedruckt ist, hier mittheilen. Derlei Aktenstücke, die so bedeutenden Aufschluß über die Art und Weise des Ottokar'schen Regiments gewähren, mögen wohl noch viele existiren; möchten sie doch nur bekannt werden.

1261, 24. November. Nos Otakarus Dei gratia, Dominus Regni Boemie, Dux Austrie et Stirie, ac Marchio Moravie. tenore presentium notum esse volumus vniuersis, quod

Dieser aber will nicht die Rückkehr des unpriesterlichen Philipp.

---

cum inter fratrem | nostrum karissimum. Ph. venerabilem Electum Salzburgensem ex una parte, et venerabiles viros. Dominum. O. prepositum, et Capitulum eiusdem ecclesie ex parte altera, inimicus homo, pacis emulus | alienationis cuiusdam discordiam proiecisset, inter nostras fuit sollicitudines ad suam instantiam, hec potissima siue prima, vt reuocaremus eos, ad debite concordie vnionem. | ex qua Salzburgensis ecclesia reciperet incrementum, et repararetur quietis gratia et honoris, tum fratris nostri dicti Electi Salzburgensis, tum dicti prepositi, et Capituli, et vt vtriusque partis | animo satisfieret, concordiam aspiranti. Vnde adhibitis vice nostra. Honorabilibus viris. Domino Bartholomeo, Decano Olomucensi, et domino Vlrico de Lobenstein, inter | dictos, auunculum nostrum. et prepositum et capitulum suum, est pacis et vnionis concordia reformata. per omnia in hanc formam. sicut hoc habet de verbo ad verbum, vtriusque partis | continencia instrumentorum in presentibus posita et expressa:

1261, 4. November. »Nos Philippus dei gratia Salz»burgensis ecclesie Electus. A. S. L. tenore presentium no»tum esse volumus vniuersis, quod cum auunculi nostri, | »Otakari Regis Boemie, et fratris nostri, Vlrici Ducis Karin»thie, ad instanciam nostram, intencionis semper fuerit et »sollicitudinis principalis, quomodo cum preposito et Capi»tulo nostre ecclesie, | nos ad vnionem debitam reuocarent, »ex qua nostra repararetur ecclesia, propter eorum reueren»ciam et nostram promocionem et honorem, per Honorabiles »viros Dominum B. Decanum Olomucensem, et dominum | »Vlricum de Lobenstein quos ipse auunculus noster Rex »Boemie ad tractandam talem vnionem suo nomine deputa»rat, cum dictis, Preposito et Capitulo nostro ad vnionem »et concordiam peruenimus in | hanc formam. quod pure et »sincere ignouimus, preposito et Capitulo et eorum seruito»ribus, in quocumque per eos fuerimus hactenus nos gra»uati, et ex integro ipsos recepimus in nostram gratiam et »fauorem, et in | nostram protectionem cum quibuslibet »bonis suis. Capitulo quoque nostro suam remisimus liber»tatem, sicut eam a nobis et a nostris antecessoribus ha»buerunt. Omnes possessiones etiam Capituli, de iure ad | »ipsum pertinentes, sibi restituimus et remisimus quocum»que nomine censeantur. Ad hec, preposito sua beneficia »remisimus personalia vniuersa. Insuper Episcopatum sibi »dimisimus Lauendinum — profitentes | quotienscumque pro »reparatione status nostri, ex parte Prepositi et Capituli ad »Romanam curiam fuerint nuncii destinandi, quod eisdem pro»uidebimus in expensis, et dampna que memoratis, Prepo»sito et Capitulo | per nos et nostros, in nostro seruicio »sunt illata, ad nostram recepimus gratiam, pro deuotionis

König Ottokar will das ihm übertragene Vogtei- und Schutzrecht in Ausübung bringen, worüber aber Herzog Heinrich

»eorum meritis abolenda. In cuius rei memoriam et perpe»tuam firmitatem, damus eis presens scriptum, nostri Si»gilli | et Decani Olomucensis, et Domini Vlrici de Loben»stein munimine roboratum. Nichilominus ad obseruantiam »omnium premissorum, nos auunculo nostro Regi Boemie. »et fratri nostro Duci Karinthie obligantes | in tantum, ut »huius pacis premissam formam inviolabiliter obseruandam, »auctorent et firment, per sua publica instrumenta. Actum »Salzburge. Anno domini. м°. cc° lxj°. ij. Nonas Novembris.«

Ex parte autem Prepositi et Capituli Salzburgensis, instrumenti confecti super sua reformatione, cum nostro auunculo memorato, est continentia per omnia in hec verba:

1261, 4 November. »Nos Otto dei gratia prepositus. »et F. Decanus totumque Capi | tulum Salzburgense, tenore »presentium notum esse volumus vniuersis. quod cum inter »reuerendum patrem nostrum Philippum. Electum Salzbur»gensem ex vna parte, et nos ex altera interuenisset cuius»dam alienationis discordia | quam inter nos antiqui hostis »versutia suscitarat, nos propter reuerentiam dominorum »nostrorum Illustris Regis Boemie. O. auunculi sui, et Vlrici »Illustris Ducis Karinthie fratris sui, ac | ad honorem et pro»motionem reuerendi patris nostri prenotati, ab illius discor»die scrupulo recedentes, et vt ex ea recessione reparare»tur ecclesie nostre status, cum dicto domino et patre nostro. »per honorabiles viros. B. Decanum Olomucensem et do»minum Vlricum de Lobenstein, quos dominus noster Rex »Boemie, ad tractandam talem vnionem vice sua, et nomine »deputarat, ad sincere pacis et concordie | vnionem, secun»dum vtriusque partis animum et consensum, peruenimus »in hunc modum, quod prestito corporaliter promisimus »iuramento, consilio auxilio, et fauore, patenter et clam, »adesse, domino et patri | nostro memorato, pro reparatione »status sui apud papam, et Romanam Curiam bona fide. Et »quod statim nos transferamus ad nostram ecclesiam, sub »alis domini et patris nostri, et Regis Boemie, auunculi sui, | »ac fratris sui, Ducis Karinthie remansuri, speciales etiam »nuncios nostros, pro reparando statu suo, ad nutum ipsius »domini et patris, et in expensis suis, quotienscumque opus »fuerit sub utili forma necessaria et honesta, ad Romanam »Curiam dirigemus. quod si pro salvando statu suo, pecunia »fuerit Curie tribuenda, ecclesiam nostram, per sigillum »nostrum et litteras, in Episcopatus red | ditibus, pro tali »pecunia debebimus obligare. Et si in redintegrando ante»dicto domino et patri nostro statu suo, Curia ingereret »grauitatem, nichilominus nos prepositus cum Capitulo »nostro, per bonos | modos, saluis nobis personis, et omni»bus bonis nostris, sub dominio et alis, supradicti domini et »Patris nostri, et Regis Boemie, et Ducis Karinthie morare-

von Baiern, der ein besser begründetes und früheres Recht auf diese Vogtei zu haben glaubte, in heftigen Zorn gerieth; das arme Erzstift mußte es büßen, er machte 1262 einen Einfall und besetzte 8 Vesten, die er sich zueignete. Erzbischof Ulrich konnte sich nicht widersetzen, zumal da einige Ministerialen, wie die von Wisbach und Velben, untreu wurden und den Herzog nach Salzburg einluden. Der Herzog bemächtigte sich wirklich der jenseits der Salzach der Domkirche gegenüber liegenden kleinen Stadt, welche er rein ausplünderte und in Brand steckte in Erzbischof Ulrich's und des päpstlichen Legaten Thomas Gegenwart, dessen Drohungen ihn noch mehr erbitterten; er zog nach Hallein, wo er nahe bei der Stadt auf einem Berge eine Schanze errich-

---

»mur, non nocituri sibi in aliquo, | sed ad suam requisitionem, »nos ei ubique pro uiribus prodessemus. Ministeriales quo»que a rebellione sua, ad suam gratiam reuocabimus bona »fide. et eum vbique pro posse promouebimus, et interci»piemus etiam | dampna sua, preterea a lite sua reuocabimus »inquantum poterimus bona fide, principalem aduersarium »status sui. Et in ecclesiis in quibus est hactenus celebratum, »celebrabimus vel permittemus sub | debitis prebendis eorum »vicarios celebrare. Adhec vniuersis qui nobis et ecclesie »nostre, occasione pretacti domini nostri, aliqua grauamina »intulerunt, pure ignoscimus, ad gratiam ipsius nostri do»mini, illa | dampna nobis pro deuotionis nostre meritis ab »olenda, Et si quid absit nos vel ex nobis aliqui, contra »premissa venisse deprehensi fuerimus, et inuenti, nos trans»gressores ipso facto exclusi simus a le | gittimis actibus, »vtpote, periuri, perfidi, et infames. In eorum vtique me»moriam et perpetuam firmitatem. damus presens scriptum »sigillorum nostrorum, et predictorum, Decani Olomucen»sis et | Domini Vlrici de Lobenstein karactere consignatum. »Actum Salzburge. Anno Domini. m°. cc°. lxj°. ij Nonas »Nouembris.«

Nos igitur Otacharus Rex Boemie, premisse concordie amatores | et in eius obseruantiam, et inuiolabilem custodiam conseruatores, ipsam concordiam in omnibus approbamus. et eandem auctoritate nostra Regia roboramus. sicut apparet ipsa, in utriusque partis | publicis instrumentis. presentibus intersertis. Nichilominus cum sepefato fratre nostro, et pro ipso firmiter promittentes, quod ex parte sua predicta forma concordie, cum preposito et Capitulo inita et | conuenta, ipsis et in ipsis inviolabiliter obseruetur. Datum in Znoim. Anno Domini. m°. cc°. lxj. viij. kalendas Decembris. (Orig. Perg. 1 Sig. pend. Geh. Hausarchiv.) (Bestätigt wurde diese Uebereinkunft von dem Bruder Erzbischofs Philipp, Herzog Ulrich von Kärnthen, am 16. Jänner 1262. Datum in Rayn. Orig. Perg. 1 Siegel.)

tete und besetzen ließ, von da aus plünderte und sengte die Besatzung im armen Lande.

Inzwischen war die Zahlungsfrist verstrichen, der päpstliche Legat erhielt einen neuen Befehl aus Rom, und in Vollzug desselben entsetzte Thomas alsogleich den bemitleidenswerthen Erzbischof, bannte ihn — und reiste sogleich ab, das Erzstift seinem Schicksale überlassend. — Der Papst ersuchte den König Ottokar neuerdings, Salzburg in Schutz zu nehmen.

Philipp kehrt nun wieder nach Salzburg zurück, und Ulrich flüchtet sich nach Baiern zu Herzog Heinrich, der ihm zu Oetting eine Zufluchtsstätte gönnte, wo er mehrere Monate blieb *).

Der Herzog aber, als sein Beschützer, bekriegt nun das Erzstift, und belagert im J. 1263 selbst die Stadt Salzburg. Ein Blitzstrahl mit starkem Donnerschlage bei heiterem Himmel erschreckt ihn, er schließt mit den Bürgern Frieden unter der Bedingung, daß sie Philippen fortschaffen, was auch geschieht. Der Papst nimmt diese Verwendung für einen Gebannten übel, und trägt dem König Ottokar den Schutz und Schirm über Salzburg zum dritten Male auf, in Schreiben an den König und seinen Statthalter, Bischof Bruno von Olmütz.

Diese nehmen alle jenseits des Gebirges liegenden Schlösser ohne vielen Widerstand ein, konnten aber nicht weiter vordringen. Die salzburgischen Ministerialen waren getheilt, ein Theil hielt sich an den König von Böhmen, andere an Herzog Heinrich von Baiern, die Meisten wollten im Trüben fischen und sich Güter des Erzstiftes aneignen; am ärgsten trieb es Gebhard von Velben, dem das Domkapitel die Bewachung der Klause und des Schlosses zu Werfen anvertraut hatte, auf welchem auch der gefangene Graf Meinhard von Görz und die für Grafen Albrecht von Tirol gestellten Geisel bewacht wurden. Diese Geisel ließ nun Gebhard von Velben für 800 Mark Silber los und behielt das Geld für sich.

Anfangs 1264 wurde Erzbischof Ulrich von den Domherren, Ministerialen und Bürgern nach Salzburg berufen, und zog unter Bedeckung des Herzogs Heinrich von Baiern ein, indeß Papst Urban IV. zur selben Zeit für das Erzstift zu sorgen glaubte,

*) Auf Erzbischof Ulrich's Verlangen stellten am 13. November 1262 mehrere Aebte und Pröbste aus der Passauer und Regensburger Diözese ein Zeugniß aus, an Papst Urban IV. gerichtet, worin sie bekräftigen, daß Erzbischof Ulrich, der noch nie zum Genusse der erzbischöflichen Einkünfte gelangt wäre, unvermögend sei, die begehrte Zahlung nach Rom zu leisten.

wenn er dem Könige von Böhmen neuerdings Salzburgs Schirm ans Herz legt*).

Nach wenigen Monden war Erzbischof Ulrich, der einsah, daß ihm die nöthige Energie und Gunst der Umstände fehle, seines Amtes überdrüßig geworden und sehnte sich nach Seckau zurück; er hielt über seine eigene Unfähigkeit eine ergreifende Rede und dankte ab, zuerst vor dem Domprobste und den Ministerialen, sodann vor dem Kapitel; er begab sich nach Steiermark.

Papst Urban, den der Domprobst um seine Zustimmung bittet, stirbt während der Zeit der reiflicheren Ueberlegung († 2. Oktober 1264); dem nach ihm (Febr. 1265) gewählten Clemens IV. schickt Erzbischof Ulrich seine Resignation ein, die derselbe durch eine Bulle vom 1. September 1265 bestätigt, die über ihn verhängte Excommunication aufhebt und gestattet, daß er nebst seinem Bisthume Gurk die Pfarre Piber behalte **).

Zu gleicher Zeit behält sich bei Annahme der Resignation Ulrich's der Papst die Provision des Erzstiftes Salzburg bevor, und verbietet dem Domkapitel eine Wahl oder Postulation. Damals studirte zu Padua unter Leitung des Domherrn M. Petrus von Breslau der schlesische Prinz Wladislaus, ein hoffnungsvoller Jüngling, der die Probstei von Wissegrad als Pfründe genoß, ein Verwandter des böhmischen Königs Ottokar II.

---

*) »Urbanus episcopus servus seruorum dei Carissimo in Christo »filio Regi Boemie Illustri. Salutem et Apostolicam bene»dictionem. Celsitudinem Regiam in amore virtutum et illa»rum operibus decet haberi iugiter studiosam presertim cum »ex hoc et laudis humane preconium et premium perempnis »glorie a diuina proveniat pietate. Cum itaque fili Carissime »sit virtutis opus dei ecclesias atque ministros fauore pro»sequi ac eos uerbis et operibus pro Regis eterni gloria »uenerari Regalem excellentiam rogamus attentius et horta»mus, quatinus dilectis filiis ... Preposito et Capitulo Sal»seburgensis Ecclesie pro nostra et apostolice sedis reuerentia »exhibens te fauorabilem et benignum eis in hiis super quibus »te duxerint requirendum ad defensionem libertatis Eccle»siastice iurium suorum fauorem et auxilium Regium lar»giaris. Ita quod tibi exinde a deo premium et a nobis con»digna proveniat actio gratiarum. Datum apud Urbemve»terem XVI. Kalendas Augusti Pontificatus nostri anno »Tertio.« — So veranlaßte der Papst selbst die Einmischung Ottokars!

**) Bischof Ulrich hielt sich nun größtentheils zu Piber auf, wo er auch am 6. Juli 1268 starb, nachdem er schon früher längere Zeit hindurch gelähmt war.

Das Domkapitel zu Passau, dessen Bischofssitz erledigt war, wählte diesen Wladislaus zum Bischof, und zugleich baten die Salzburger durch Abgesandte den Papst, er möge denselben ihnen zum Bischof geben. Clemens IV. berief den jungen Mann zu sich, prüfte ihn und bestimmte ihn für das heruntergekommene Salzburg; Passau verlieh er dem Lehrer, Domherrn Petrus.

Auf diese Weise glaubte der kluge Papst, wohl nicht mit Unrecht, dem Erzstifte aufzuhelfen und insbesondere den böhmischen König, den Herrn der Steiermark und Oesterreichs zu gewinnen; wirklich konnte Philipp von Kärnthen gegen diesen neuen Gegner nicht auftreten, und verhielt sich ganz ruhig*).

Das Salzburger Domkapitel hatte sich während dieser Zeit an König Ottokar gewendet, um von ihm Schutz gegen den Herzog Heinrich von Baiern zu erhalten, der als angeblicher Vogt das Erzstift so drückte und nicht wenige Güter vorenthielt; dem böhmischen Könige schlossen sich eben so die Städte Salzburg, Passau und Regensburg an. Im August 1265 fiel K. Ottokar über Cham in Baiern ein, nnd ließ eben so durch seinen Landeshauptmann in Steiermark, Bischof Bruno von Olmütz, über Salzburg das bairische Gebiet angreifen, der Reichenhall überrumpelt und abbrennt, jedoch bald aus Mangel an Proviant sich zurückziehen muß, wie sein Herr.

So wie das Kapitel forderte auch Papst Clemens IV. den böhmischen König dringend auf, sich des Erzstiftes anzunehmen

---

*) Philipp blieb ruhig auf seinen Gütern in Kärnthen, behielt aber den Titel eines Electus Salisburgensis. 1269 stirbt der Patriarch Gregor von Aquileja, und Philipp wird, mit Unterstützung seines Bruders des Herzogs Ulrich von Kärnthen und König Ottokars, Patriarch; da aber bald darauf Herzog Ulrich stirbt, so verläßt Philipp seinen Stand und will Herzog werden, kann sich aber gegen den von Ulrich durch Testament zum Erben erklärten König Ottokar nicht behaupten. Er tritt ab und privatisirt mit Beibehaltung des Titels eines Herzogs von Kärnthen und Herrn von Krain und dem Genusse gewisser Einkünfte, zu Krems. Später hoffte er nicht ganz grundlos durch K. Rudolph Wiedereinsetzung in seine Rechte, doch wendete sich die Sache anders, und er blieb zu — Krems, wo er 1279 starb und in seinem Testamente (von 1278) dem von ihm so vielfach beschädigten Erzstifte Salzburg als Entschädigung das Schloß Greifenberg vermachte. — Die päpstliche Einsetzungsbulle für Erzbischof Wladislaus ist vom 10. November 1265.

gegen den bedrängenden Herzog Heinrich von Baiern; dieser ließ sich auch gern dazu herbei *).

---

*) Die päpstlichen Schreiben an König Ottokar und den Bischof von Prag (sollte wohl heißen von Olmütz?) sind vom 9. Februar 1266 datirt und lauten wie folgt:

1266, 9. Februar. Clemens episcopus seruus seruorum dei. Carissimo in Christo filio.. Boemie Regi Illustri Salutem et apostolicam benedictionem. Pro fauore Regio perso | nis ecclesiasticis, deique ministris precipue impendendo, excellentiam tuam eo amplius requirimus confidenter quo promptiorem in hoc assensum in | te credimus inuenire, in quo et laudis humane premium, et eterne retributionis beneficium tibi poterunt ulterius prouenire. Sane dilecto | filio.. Salzeburgensi Electo nuper audiuimus intimante, quod Nobilis vir Henricus Comes Palatinus Reni, Dux Bauarie quasdam ter | ras et possessiones ad Salzeburgensem sedem spectantes, contra iustitiam occupauit, et illas detinet occupatas, alias eidem sedi. dampna grauia irrogando. | Cum igitur eodem Electo ad nostram propter hoc prouidentiam recurrente, venerabili fratri nostro... Pragensi Episcopo nostras sub certa forma litteras desti | nemus, ut eundem Nobilem ex parte nostra moneat et inducat, ut terras et possessiones huiusmodi, eidem Electo sine qualibet difficultate resti | tuat, et de dampnis datis et iniuriis irrogatis huiusmodi ei plenariam satisfactionem impendat, eum ad id si necesse fuerit per excommunicationis in | personam et in terras eius interdicti sententias, appellatione postposita ratione preuia compellendo. ad hoc si opus fuerit brachii secularis, et tuo pre | cipue auxilio inuocato. Serenitatem Regiam rogandam duximus attentius et hortandam, quatinus dictos Electum et ecclesiam habens pro nostra et | apostolice sedis reuerentia commendatos, memorato Episcopo zelo justitie cuius amator feruidus affirmaris fauorem super hoc, auxilium et consilium lar | giaris. Ita quod te fauente memoratus Electus suum ius in hac parte facilius consequatur, tuaque magnitudo proinde apud nos | digna laudibus habeatur. Datum Perusii V. Idus Februarii | Pontificatus nostri Anno Primo. (Orig. Perg. Bl. Bulle. Geh. Hausarchiv.)

1266, 9. Februar. Clemens episcopus seruus seruorum dei. Venerabili fratri... Episcopo Pragensi. Salutem et apostolicam benedictionem. Significauit nobis dilectus filius Wlo | dizlaus Electus Salzeburgensis, quod nobilis vir Henricus Comes Palatinus Reni Dux Bauarie, quasdam terras et possessiones ad Salze | burgensem sedem spectantes contra iustitiam occupauit, et illas detinet occupatas, alias eidem sedi dampna grauia et iniurias irrogando. | Quare idem Electus nobis humiliter supplicauit, ut prouidere super hoc paterna sollicitudine curaremus. Quocirca frater- | nitati tue per apostolica scripta mandamus, quatinus, si est ita, eundem nobilem ex parte nostra moneas et inducas, ut

Philipp von Kärnthen verglich sich mit seinem Anverwandten Wladislaus*), und stellte ihm die bisher besetzten Schlösser und

---

terras | et possessiones huiusmodi, eidem Electo sine qualibet difficultate restituat, et de dampnis datis et iniuriis irrogatis ei plenam | satisfactionem impendat, eum ad id si necesse fuerit per excommunicationis in personam, et in Terras eius interdicti sententias | appellatione postposita ratione preuia compellendo. Ad hoc si opus fuerit brachii secularis et precipue Carissimi in Christo filii | nostri... Boemie Regis Illustris auxilio inuocato. Non obstante qualibet indulgentia sedis apostolice, per quam commisse | tibi, super hoc iurisdictionis explicatio impediri ualeat uel differri, seu constitutione de duabus dietis edita in concilio ge | nerali, dummodo ultra tertiam uel quartam, extra suam dioecesim auctoritate presentium, »ad iudicium« pars altera non tra | hatur. Datum Perusii V. Idus Februarii Pontificatus nostri Anno Primo. (Orig. Perg. Bl. Bulle. Geh. Hausarchiv.)

Kurze Zeit vorher (am 28. Jänner 1266) hatte der Papst den Aebten von St. Paul in Kärnthen und Raitenhaslach in Baiern den Auftrag gegeben, die Grafen Bernhard und Heinrich von Pfannberg und andere Edle und Ritter, welche dem Erzstifte durch Entziehung von Schlössern, Gütern und Zehenden, ja auch durch Raub und Brand so vielfachen und bedeutenden Schaden zugefügt haben, in Güte oder durch geistliche Zwangsmittel zum Ersatz anzuhalten:

»Petitio dilecti filii Wlodizlai, Electi Salzeburgensis nobis »exhibita continebat, quod Pernhardus et Hainricus de Phan»neberch Comites et quamplures alii Nobiles et milites illa»rum partium nonnulla castra predia et decimas ad eccle»siam Salzeburgensem spectantia in animarum suarum peri»culum ac ipsius ecclesie dispendium detinent contra iusti»tiam occupata et preter hoc iidem Nobiles et Milites ipsi »ecclesie per incendia et rapinas ac alias etiam dampna gra»via et iniurias multiplices irrogarunt, ac per suos fecerunt »fautores et complices irrogari. Cum igitur idem Electus »ad nostram propter hoc duxerit providentiam recurrendum, »discretioni uestre per apostolica scripta mandamus, qua»tinus si est ita eosdem Comites Nobiles et Milites, quod »castra predia et decimas huiusmodi cum fruc»tibus inde perceptis uel qui percipi potu»erunt ipsi Electo restituant et de illatis ei»dem ecclesie dampnis et irrogatis iniuriis »huiusmodi plenam satisfactionem impendant »ex parte nostra efficaciter monere ac inducere procuretis. »eos ad id si necesse fuerit per excommuni»cationis in personas et in terras eorum in»terdicti sententias appellatione postposita »compellendo...... Datum Perusii V. Kalendas Fe»bruarii Pontificatus nostri anno Primo«. (Orig. Perg. Bl. Bulle. Geh. Hausarchiv.)

Güter gegen die später anzuführende Entschädigung zurück; Papst Clemens IV. ließ ihn deßhalb von den über ihn verhängten geistlichen Strafen durch denselben lossprechen, wozu er ihm und dem Bischofe von Bamberg in einer eigenen, vom 3. August 1266 datirten Bulle den Auftrag gab **).

Wäre es nicht interessant, wenn man über die von den Aebten getroffenen Maßregeln und den Erfolg derselben genügenden Aufschluß hätte? Wir können nicht oft genug wiederholen, daß zu einer Landesgeschichte umfassende Forschungen und eine bis ins Kleinste sich erstreckende Ausbeutung der verschiedenen Archive der Schlösser u. s. w. gehören.

*) Erzbischof Wladislaus von Salzburg war der Sohn des Herzogs Heinrich II. von Breslau und der Tochter Ottokar's I., Anna, folglich Philipp's Vetter, die Mütter waren Schwestern; König Ottokar II. war beider Neffe.

**) Wir wollen sie ebenfalls hier in extenso mittheilen, da sie bisher nicht bekannt war. Man ersieht daraus, daß Philipp selbst die Versöhnung mit dem Oberhaupte der Kirche suchte; es war für Salzburg wirklich ein Glück, daß auf diese Weise Philipp's Ansprüchen ein Ende gemacht war.

1266, 3. August. Clemens episcopus seruus seruorum dei. Venerabili fratri . . . Episcopo Babenbergensi et Dilecto filio, Electo Salzeburgensi. Salutem et Apostolicam benedictionem. | Significauit nobis Philippus quondam Salzeburgensis Electus, quod eo pretextu quod ipse consecrationis munus iuxta tenorem constitutionis felicis re | cordationis Alexandri-pape-predecessoris nostri super hoc edite non recepit . . . Prepositus et Capitulum Salzeburgensis ecclesie venerabilem fratrem nostrum | Vlricum Secowensem Episcopum in Salzeburgensem Archiepiscopum postularunt. idemque predecessor ecclesiam ipsam per eandem constitutionem uacare pronuncians, hu | iusmodi postulationem presentatam sibi admisit. Sane predicto Philippo Archiepiscopatum Salzeburgensem tenente, ac inter ipsum et dictum Vlricum | propter hoc dissensionis materia suscitata, fuerunt in dictum Phylippum occasione huiusmodi negotii auctoritate apostolica diuerse excommu | nicationum sententie promulgate. Quare dictus Phylippus nobis humiliter supplicauit, ut cum ipse ad gratiam tuam fili Electe rediens | tibi ob nostram et apostolice sedis reuerentiam quas tenebat munitiones eiusdem ecclesie restituerit, ipsum ab omnibus et singulis excommunicationis | et suspensionis sententiis latis in eum occasione predicti negotii apostolica uel alia quauis auctoritate absolui, et dispensari cum eo super irregula | ritate, si quam contraxit predictis ligatus sententiis se diuinis officiis immiscendo, de misericordia sedis apostolice mandaremus. Quia uero miseri | cordia superexaltat iudicio. discretioni uestre per apostolica scripta mandamus, quatinus eodem Phylippo satisfaciente super hijs

Wladislaus wurde im Juni 1267 zum Priester und Bischof geweiht und zeigte sogleich eben so großen Eifer für Herstellung geistlicher Ordnung in seinem so verfallenen Kirchensprengel, als auch Umsicht und Energie in den Regierungsgeschäften seines so vielfach beschädigten weltlichen Fürstenthums *).

Seine Verwandten in Kärnthen, die Herzoge Ulrich und Philipp wußte er durch einige Opfer und kluge Behandlung unschädlich zu machen und selbst zur Entschädigung zu veranlassen, indem der Erstere die Städte und Schlösser St. Veit, Klagenfurt und St. Georgen im Jaunthale dem Erzstifte als Eigenthum aufgab und von demselben zu Lehen nahm; beim Abgange männlicher Erben sollten sie heimfallen **).

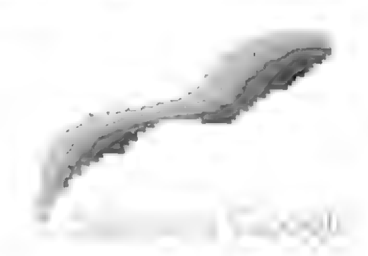
---

propter que | constat eum iuste fuisse ligatum, et quod de dubiis ecclesie mandato parebit prestante sufficientem et idoneam cautionem, eundem Phylippum | per nos uel per alium aut alios ab huiusmodi excommunicationis et suspensionis sententiis iuxta formam ecclesie absoluatis. dispensantes cum eo | super irregularitate siquam predictis ligatus sententiis se immiscendo diuinis, noscitur contraxisse. Datum Viterbii iij Nonas Augusti | Pontificatus nostri Anno Secundo. (Orig. Perg. Bl. Bulle fehlt, aber der Spagat ist da. Geh. Hausarchiv.)

*) Wir können hier nicht ins Detail eingehen, so interessant die salzburgische Geschichte dieser Zeit und überhaupt ist; wir erwähnen hier also nur die am 4. Juli 1267 zu Laufen gegebene interessante Schifferordnung, wodurch die Zahl der Schiffherren auf 27 zu Laufen angesessene Bürger beschränkt wird; die Bereisung der weitläufigen Diöcese, bei der er im August 1267 zu Seckau dem dortigen Chorherrnstifte neue Statuten gab, und zwischen Aquileja und Görz den Frieden vermittelte, mit dem Herzog Ulrich von Kärnthen am 14. Juli 1268 einen Münzvergleich abschloß, vermög welchem ganz Kärnthen das (salzburgische) Friesacher Gewicht und Maß annahm; die gute Besetzung der von ihm abhängigen Bisthümer und die getroffenen weisen Anstalten zur Herstellung der Kirchenzucht zeigen, wie es ihm Ernst war, sein Erzstift zu heben.

**) Wir wollen hier drei ungedruckte Urkunden der beiden Herzoge Philipp (der sich übrigens nur Herr von Kärnthen und Krain nennt) und Ulrich mittheilen, weil sie das Verhältniß gegen ihren Vetter Wladislaus beleuchten und zeigen, daß — die Forschung noch nicht abgeschlossen ist.

1267, 18. Juli. Nos Philippus dei gratia Dominus Karinthie et Carniole. Huius scripti testimonio vniuersis | et singulis declaramus, quod cum venerabilis Pater, Wlodizlaus Salzburgensis Electus a. s. L. | consangvineus noster secundum continentiam litterarum papalium, sibi et venerabili Patri, domino, | Berhtoldo Babenbergensi Episcopo pro



Leider besaß das unglückliche Salzburg diesen vortrefflichen Fürsten, der sogar sein väterliches Erbe dem zerrütteten Hoch-

---

absolutione nostra specialiter directarum, prestito sibi per nos | primitus iuramento, de parendo mandatis Ecclesie ad gratiam, ab excommunicationis et suspensionis | sententiis, latis in nos occasione Ecclesie Salzburgensis negotiorum, iuxta formam Ecclesie | absoluendum nos duxerit, et dispensandum nobiscum super irregularitate si quam contraximus | predictis ligati sententiis, diuinis nos officiis inmiscendo, et idem Electus promulgationem | mandati vsque ad beneplacitum suum duxerit differendum. sub virtute prestiti sacramenti promittimus | quod quamprimum mandatum illud proferre decreuerit memoratus Electus, ipsum de consilio suo | adinplebimus et exequemur, ad gratiam humiliter et deuote. Ad cuius rei memoriam et cautelam | presens scriptum conscribi, et Sigillorum venerabilium Patrum, Patauiensis et Chiemensis | Episcoporum et nostri prouidimus muniminc communiri. Actum et Datum Frisaci. Anno domini- m°. cc°°. lxseptimo. xv. Kalendas Augusti. (Orig. Perg. 3 Siegel. Geh. Hausarchiv.)

1267, 28. Juli. Nos Phylippus dei gratia Dominus Karinthie et Carniole. huius scripti testimonio confitemur, quod cum quasdam munitiones, homines, bona, et res, ad Salzburgensem | Ecclesiam pertinentes in potestate nostra contra voluntatem reuerendi patris domini Wlodizlai venerabilis Salzburgensis Electi nostri Consangvinei teneremus, nos | consolationem et gratiam, quam pro redimenda vexatione sua et Ecclesie sue nobis censuit faciendam, sicut apparet inferius subnotatum. duximus acceptandam | Marcarum redditus videlicet Ducentarum, de quibus nos secundum estimationem discretorum virorum Friderici prepositi Salzburgensis, Chvnradi dicti de Chephingen Canonici | eiusdem Ecclesie Vluingi de Stubenberch Guntheri de Piberstein Gebhardi de Velwen, Ekkehardi de Tanne, et Nicolai Capitanei in Frisaco racionabiliter | expediuit, De officio Sollensi in redditibus ad mensam Episcopalem Salzburgensis Ecclesie pertinentibus, in marcis Centum triginta quatuor et dimidia denariorum. Item in Decima | que vulgariter dicitur Hohenilz in duodecim marcis denariorum Castrum nobis etiam Lichtenberch assignauit, et omnes redditus eiusdem Officii, exceptis dumtaxat, militaris conditionis hominibus et vasallis cum bonis eorum ad idem Castrum spectantibus, quos prefatus dominus Electus sibi specialiter reseruauit residuam | quoque partem reddituum predictorum supplebit secundum estimationem premissam in valle Lauental, si commode fieri potest et sine dispendio suo graui. et de aliis | bonis Ecclesie Salzburgensis sitis inter Solium et Frisacum vel alibi vbi commodius sibi et nobis videbitur expedire. Centum etiam marcas denariorum | et decem adiectas in supplementum estimationis predicte nobis in Frisaco de Moneta singulis annis soluendas ad duos terminos, videlicet in festo

stifte einverleiben wollte, nur sehr kurze Zeit; auf einer Reise nach Schlesien, anfangs 1270, bekam er, vermuthlich von seinen

---

sancti | Michaelis marcas sexaginta, et in festo Purificationis sancte Marie Quinquaginta marcas acceptemus. Et hec omnia percipiemus et possidebimus | tantummodo ad tempora vite nostre, ita quod post obitum nostrum, ad Ecclesiam Salzburgensem libere reuertantur. Insuper confitemur, quod predictos redditus et Castrum | Lihtenberch, nobis alienare non licet venditione, infevdatione, obligatione permutatione, sev quacumque occasione vel alienationis alio quouis modo. Alioquin | sic alienata redire volumus ad ipsum Electum et suam Ecclesiam ipso facto. et alienationem huiusmodi tam de iure quam de facto, penitus nullam esse. Protestando | quoque addicimus, quod omnem rancorem siquem occasione ammotionis nostre ab Ecclesia Salzburgensi aduersus prefatum Electum consangvineum nostrum habuimus | omnino remittimus, et tam Clero quam Laicis ad Ecclesiam Salzburgensem pertinentibus, qui nobis intulerunt molestias et offensas duximus ignoscendum. | preter debita pecuniaria, de quibus nobis est iustitia et satisfactio exhibenda. Ad quorum omnium memoriam et cautelam, damus presens scriptum | nostri sigilli munimine roboratum. et reuerendorum patrum, Patauiensis et Chiemensis Episcoporum. Actum et Datum in Frisaco. Anno Domini. м° cc. lx. Septimo. v. Kalendas. Augusti. (Orig. Perg. 1 Siegel. Geh. Hausarchiv.)

1268, 13. Juli. Nos Vlricus Dei gratia. Dux Karinthie. ac dominus Carniole. presenti scripto patere volumus tam pre | sentibus quam futuris, quod constituti in Cimiterio sancte Radegundis illo die cum inter dilectum Avunculum | nostrum. dominum Wlodizlaum Archiepiscopum Salzeburgensem et nos ibidem tractatus concordie super diuersis discordiarum Arti | culis, qui inter nos uertebantur tunc temporis, haberetur, requirentibus nobis, per diffinitiuam sentenciam obtinuimus | a multis. quorum consensus ad interrogationem nostram uerbotenus explicatus accessit ad idem, quod uidelicet De | possessionibus nostris que nos, et nostros, iure proprietatis contingunt, restaurum facere possemus ecclesiis et | aliis si quos lesimus satisfaciendo de eisdem, pro homicidiis et dampnis aliis que iniuriose fecimus. et | maxime pro illis que in fauorem fratris nostri domini Philippi Excommunicationis. et Ammotionis, sev suspensi | onis sue tempore alicui duximus irroganda. Vnde, vt id quod de iure et etiam de facto mediante fina | li sententia nobis licitum est. et competit in hac parte nullam calumpniam in posterum patiatur, nos in presens Scrip | tum redactam prefatam Sententiam, Sigilli nostri munimine duximus confirmandam, Prouidentes. quod | Dominus Theodoricus Gurcensis Episcopus, et frater Herbordus Lauentinensis Electus, nec non et dominus Fridericus Pre | positus Salzeburgensis. imo et dominus Vlricus Comes de Sterenberch. Dominus Vlricus Comes

eigenen Verwandten, die das Erbe nicht missen wollten, Gift. Im Gefühle seines baldigen Todes eilte er nach seinem geliebten Kirchensitze zurück und starb kurz darauf, am 28. April 1270, zum größten Leidwesen seiner Unterthanen und Anvertrauten, die seiner so sehr bedurften.

Nach seinem Tode hatte das Kapitel freie ungehinderte Wahl, da der päpstliche Stuhl erledigt war und die Verhältnisse in Kärnthen von der Art waren, daß weder König Ottokar, der mit Beseitigung des rechtmäßigen Erben von Herzog Ulrich sich das Herzogthum Kärnthen hatte testiren lassen, noch Philipp, der diese Testirung anfocht, in die Besetzung des erledigten Kirchensitzes sich mischen konnten, jeder aus ihnen vielmehr sich das Erzstift, dessen Besitzungen so bedeutend waren in Kärnthen, verpflichten mußten.

Wirklich wählte das Kapitel seinen bisherigen Probst, Friedrich von Walchen, zum Vorstand in einer wahrhaft bitteren Zeit; eine ungeheure Feuersbrunst verwüstete kurz hernach die arme Stadt Salzburg; eine harte Hungersnoth bedrängte das Land, so wie die benachbarten Provinzen.

Klugheit rieth dem Neugewählten, sich mit dem gewaltigen Böhmenkönige ins beste Einvernehmen zu setzen. Friedrich reiste bald nach Wien und begleitete von dort den König nach Inneröſterreich, wo nach längeren Unterhandlungen über die ziemlich verwickelten gegenseitigen Ansprüche ein Vergleich zu Judenburg abgeschlossen wurde, vermög welchem König Ottokar die Verpflichtung anerkannte, das seit einer Reihe von Jahren so arg beschädigte und in seinem Besitzthume verkürzte Erzstift entschädigen und zur Wiedererlangung abhanden gekommener Stücke unterstützen zu sollen. Erzbischof Friedrich verlieh vorläufig (es geschah auf salzburgischem Gebiete, zu Friesach) dem König alle salzburgischen Lehen, welche seine Vorfahren, die österreichischen und steirischen Herzoge Leopold und Friedrich inne hatten; die

---

de Hevnenburch, | et dominus Fridricus Comes de Ortenburch Sigilla sua tamquam, qui illi sententie interfuerunt personaliter pro ha | bundancioris cautele remedio adhibeant huic carte. Insuper sunt hii testes. Dominus Wernhardus, Decanus Pa | tauiensis ecclesie. Ditmarus de Weisseneke. Vlricus de Liechtenstein. Syfridus de Meerenberch. Geb | hardus de Velwen, Wlvingus de Stvbenberch. Ekchardus de Dobrenge. Otto iunior de Weisseneke. | Heinricus de Scherphenberch iunior. et alii quam plures. Datum et actum. in Ecclesia sancte Radegundis. iij°. | Idus Julii. Anno Domini. m°. cc°. lx°. viij°. vndecima Indictione. (Orig. Perg. 7 Siegel (2 fehlen). Geh. Hausarchiv.)

dem Erzstifte dafür zu leistende »Lehenspflicht« sollte ein Schiedsgericht bestimmen; eben so belehnte er denselben mit den salzburgischen Lehen, welche Herzog Bernhard von Kärnthen seiner Zeit genossen hatte; hinsichtlich der von Herzog Ulrich zu Lehen gemachten Stücke aber sollte zuvor erst ausgemittelt werden, ob dieselben zum Herzogthume Kärnthen gehörten oder nicht, nach Verschiedenheit des Ausspruches modifizirt sich auch die zu treffende Ausgleichung. Auch in allen übrigen Streitpunkten über den Genuß gewisser Bezüge aus Mauthen, Gerichten, Vogteien, Münzen und Bergwerken unterwirft sich der König dem Ausspruche derselben von beiden Seiten bestellten Schiedsrichter *).

*) Da dieser Vertrag vom 12. Dezember 1279 in der Juvavia von Kleimayrn nur auszugsweise (S 382) angeführt wird und diese Auslassungen nicht unwesentlich sind, so wollen wir hier denselben in extenso aus dem im k. k. geheimen Hausarchive aufbewahrten Originale mittheilen.

1270, 12. Dezember. OTacherus dei gratia Boemorum Rex. Dux Austrie. Styrie. ac Karinthie. Marchio Morauie. Dominus Carniole. Marchie. et Egre. Omnibus in perpetuum. Regalis interest | Magnificentie beneficia grataanter exhibita, et inpensa hylariter, affectuose recognoscere, et ea liberali munificentia conpensare. Hinc est quod cum venerabilis Pater et dominus | Fridericus. Sancte Salzburgensis Ecclesie Electus. sana deliberatione prehabita, et maturo munitus consilio, nobis contulerit omnia feuda principalia ubicumque sita, que ab | antiquo tempore predecessores nostri, bone memorie, Illustres Duces Austrie ac Styrie. Leupoldus et filius suus Fridericus, ad principatum suum pertinentia tytulo feudali, a suis habuerunt predecessoribus et ab Ecclesia Salzburgensi. nos vice versa non inmemores accepti beneficii nec ingrati, sed feruenti desiderio cupientes, grata sibi et Ecclesie Salzburgensi | promotionis vicissitudine conplacere. fideles nostros, Quatuor, uidelicet Lesamez Pincernam, et Hartlibum Camerarium Morauie, Ottonem de Haslovve, et Ottonem de Perht | olstorf Camerarium Austrie, pro parte nostra, et pro parte sua dictus dominus venerabilis Electus. Chvnradum de Khaepfingen Cantorem et Canonicum Salzburgensem, fratrem Andream, | Gebhardum fratres de Velvven, et Ekkehardum de Dobrenge, pari beneplacito et consensu, duximus assumendos, in arbitros uel arbitratores, et pacis ac amicitie firmatores, | prouidos et fideles, ad tractandum et taxandum et ordinandum fideliter, quantum a nobis dari debeat uel expediat, in peccunia uel argento, ipsi domino venerabili Electo | pro gratia huiusmodi nobis facta. et nos quia tractatus premissus sine hoc expediri non potuit, dicto ipsorum si concordes fuerint, stare bona fide promisimus efficaciter adinplendo. | Si uero quod absit dicti arbitri uel arbitratores dissenserint, venerabilem patrem dominum Wernhardum

War dieses vorläufige Resultat einerseits für den bisher noch nicht bestätigten Erzbischof nicht ungünstig, so enthielt doch

---

Secoviensem Episcopum, tanquam illis superiorem, communiter assumpsimus, arbitrum, arbitratorem, et compositorem amicabilem et fidelem, ordinationi et dicto eiusdem plene ac fideliter vtrimque acquiescere inuiolabiliter |promittentes. dicto domino Secoviensi Episcopo data fide firmiter | promittente, quod equus fidelis et communis erit arbiter, arbitrator, et equitatis in omnibus obseruator. Ad hoc si unum uel plures dictorum arbitrorum uel arbitratorum, et compositorum a | micabilium abesse contigerit, placuit et placet nobis concorditer, ut alius uel alii, loco absentis uel absentium assumantur, ad premissa finaliter exequenda. Preterea memoratus | venerabilis dominus Electus, omnia feuda nobis contulit tytulo feudali, que dilectus affinis noster Bernhardus. bone recordationis Illustris Dux Karinthie, et auunculus noster karissimus pie | memorie. Vlricus filius suus, a suis predecessoribus et Ecclesia Salzburgensi, ab antiquo tempore feudaliter habuerunt sita etiam vbicumque. Sed exceptio facta fuit de Oppido, uel medietate Oppidi Sancti Viti, cum redditibus Centum Marcarum, Castro et foro in Clagenfurt, cum redditibus Centum Marcarum, et Castri Montis Sancti Georii in Juuental cum | redditibus centum Marcarum que predictus Dux Vlricus sano corpore et saniori mente pro satisfactione dampni quod intulerat prefate Ecclesie Salzburgensi, rationabiliter estimati ad Summam Quadraginta Milium Marcarum, dedit voluntarie ac contulit spontanee Salzburgensi Ecclesie prelibate, sicut inde confecta dicuntur priuilegia continere. et probari posse dicitur, per Castel | lanos et plures homines dictarum munitionum, qui tunc iurasse narrantur, quod eidem Ecclesie Salzburgensi et eius Archiepiscopo uel Electo, post mortem dicti Ducis. Vlrici, easdem mu | nitiones libere assignarent, vtpote legitime pertinentes ad dominium ecclesie Salzburgensis. Sed ad ipsam exceptionem taliter duximus respondendum. Quodsi ipsa Castra, forum | et Oppidum cum redditibus supradictis ad Principatum Karinthie pertineant tali modo, quod non potuerit ipsa alienare, permutare, vendere, uel donare, in preiudicium | Principatus Karinthie Dux predictus, extunc subesse debeat arbitrio predictorum, et Secoviensis Episcopi si necessitas exigit memorati. ut quicquid illi super hiis duxerint decernendum, | vel dominus Secoviensis Episcopus si fuerit oportunum, nos teneamur inviolabiliter obseruare. Si autem Castrorum illorum, fori et Oppidi Sancti Viti, seu reddituum predictorum, sic se | habet conditio, quod ea donare obligare, uel uendere poterat Dux premissus, extunc cedere debeant et transire in Jus feudorum nostrorum cum aliis feudis antedictis. et pro illis recompensationem facere tenebimur conpetentem, secundum dictum et arbitrium predictorum arbitrorum, uel arbitra-

der Vertrag den Keim zu späteren Streitigkeiten; es war ein vom Könige Ottokar durch den Drang der Umstände zugestande-

---

torum, et conpositorum amicabilium, ac domini Secoviensis Episcopi, si | opus fuerit supradicti. Insuper quicquid vertitur questionis inter nos et nostros ex una parte ac Ecclesiam Salzburgensem ex parte altera, de Mineris, siue fodinis metallorum | quorumcumque, uel Decimis eorumdem, ad ipsam Salzburgensem ecclesiam recte spectantibus, monetis, ferramentis recipiendis, Theloneis, Mutis, Judiciis, aduocatiis | et libertatibus quibuscumque, nec non defectibus, id totum debet per arbitrium predictorum et Seccoviensis Episcopi si necessitas exigit secundum iustitiam terminari. veritate primitus | inquisita, de singulis diligenter aput indigenas fide dignos. et nos dicta eorum tenebimur inviolabiliter attendere ac servare. Ad hec de omnibus feudis, | que per Comites Liberos, Nobiles alios, Ministeriales, Milites, Militares, aut Vasallos quoscumque, vacare ceperunt iam dudum, vel adhuc ceperint per Austriam, | Styriam, Karinthiam, et Carniolam, uel ubicumque alibi in nostro dominio, dicto domino venerabili Electo Salzburgensi, et ecclesie sue facere tenebimur et tenemur iustitie con | plementum, contra quoslibet illicitos detentores, uel illos gratie sue amicabiliter reformare. In horum omnium noticiam euidentem, testimonium, et Cautelam, | presentes literas conscribi fecimus, et Sigillorum nostrorum munimine roborari. Datum in Judenburga. Anno domini Millesimo. Ducentesimo. Septuagesimo. | Pridie Idus Decembris.

Am selben Tage versprach König Ottokar dem Erzbischofe zur Erlangung aller Besitzungen und Zehende, welche sein Vorfahrer Wladislaus inne hatte, behülflich zu seyn.

1270, 12. Dezember. Nos Otakarus dei gratia Rex Bohemie. Dux Austrie Stirie et Karinthie Marchio Morauie. et dominus Marchie Egre et | Carniole huius scripti testimonio pollicemur firmiter et constanter, venerabili patri et domino Friderico Electo Salzburgensi et ecclesie sue | seruare et attendere hoc promissum. quod ipsum et eandem ecclesiam ex nunc infra festum pascatis proximo affuturum posses | sionum quarumlibet et etiam decimarum ubicunque per terras nostras situm habencium, que vt uidetur a diuersis personis | in ipsius Domini Electi et ecclesie Salzburgensis preiudicium occupantur, potentem modis omnibus faciemus, quemadmodum predeces | sor suus Avunculus noster Karissimus dominus Wlodizlaus Archiepiscopus in possessionem missus usque ad obitum suum tenuit eadem sine | quolibet detrimento. volentes ipsum dominum Electum et ecclesiam Salzburgensem in earumdem decimarum et bonorum pariter possessione | nichilominus defensare. Saluo tamen quod sepedictus dominus Electus iuxta moderamen consilii nostrorum et suorum consulum | eis a quorum potestate huiusmodi possessiones et decime exempte fuerint et extracte

nes Provisorium, und wirklich dauerte die Eintracht zwischen dem Uebermächtigen und Mindermächtigen nicht lange.

Im Jahre 1271 war Friedrich noch im besten Einvernehmen mit K. Ottokar, und vermittelte, nebst den Bischöfen von Passau und Seckau, zwischen ihm und König Stephan von Ungern, bei dem der bedrängte Philipp von Kärnthen Unterstützung gesucht, einen zu Prag abgeschlossenen Friedensschluß (14. Juli 1271).

Im J. 1272 reiste er nach Rom, um sich von dem neugewählten, erst im März 1272 aus Palästina zurückgekehrten Papste Gregor X. die Bestätigung zu holen; er erhielt sie anfangs 1273, so wie von den Kardinälen die Weihe. — Nicht ohne Bedrängung wegen alter Schulden konnte Erzbischof Friedrich Rom verlassen, er eilte zurück nach Kärnthen und Steiermark und ordnete die genaueste Wirthschaft an, um bald schuldenfrei zu werden.

Das war übrigens keine leichte Sache, leider war sein Ansehen viel zu gering, die Ministerialen insbesondere achteten nicht auf seine Befehle; es war ja überhaupt eine Zeit der Willkür und der Gewalt, hier wie in ganz Deutschland.

Erzbischof Friedrich schloß sich deßhalb dem neuerwählten, durch den Papst und die geistlichen Fürsten meist erhobenen König der Deutschen, Rudolph von Habsburg, mit aller ihm möglichen Kraft an, er sah in ihm, wie alle übrigen minder mächtigen Reichsfürsten, den Retter und Schützer.

Dieses sind in Kurzem die Schicksale des interessanten salzburger Hochstiftes in einem nicht sehr langen Zeitraume, ganz geeignet, die damalige Zeit zu charakterisiren *).

Wir haben absichtlich dieselben hier mitgetheilt, weil wir glauben, daß diese Geschichte innerer Zustände und Verhältnisse zur Beleuchtung der Habsburgischen Wirksamkeit absolut nöthig sei. So wie die Geschichte Salzburgs, sollte auch die des übrigen Säkular- und Regularklerus, ja auch die des Adels und der Städte mehr berücksichtiget werden zu einer Würdigung

---

debeat exhibere iusticiam uel amorem. | et super eo presentem litteram sibi damus pro testimonio et cautela. Datum in Judenburch pridie Idus Decembris. Anno | Domini m°. cc°. lxx°. (Orig. Perg. 1 Sig. pend. Geh. Hausarchiv.)

*) Wir haben bei dieser Darstellung Hansiz (Germania sacr. II.), Zauner (Geschichte von Salzburg, Bd II.), Kleimayrn (Juvavia) und die Schätze des k. k. Hausarchives benützt; eine umständlichere Geschichte Salzburgs überhaupt würde freilich noch schlagendere Beispiele liefern, doch diese muß erst — geschrieben werden. Das wäre eine schöne Aufgabe, die Quellen dazu sind wirklich reich zu nennen! —

König Ottokars II., und zur gerechten Beurtheilung der späteren Herrscher in Oesterreich.

Wir wollen nun die Geschichte Rudolph's von Habsburg, vom Zeitpunkte seiner Wahl angefangen, näher beleuchten, und die uns nöthig scheinenden Bemerkungen und Zusätze, so viel uns bisherige Forschungen dieselben an die Hand geben, hier mittheilen. Chmel.

(Fortsetzung folgt.)

Art. VIII. Maria Magdalena. Ein bürgerliches Trauerspiel in drei Akten. Nebst einem Vorworte, betreffend das Verhältniß der dramatischen Kunst zur Zeit, und verwandte Punkte; von Friedrich Hebbel. Hamburg, bei Hoffmann und Campe. 1844. kl. 8. 126 S.

Diese Blätter haben sich mit der Anzeige der Hebbel'schen Werke von ihrem ersten Erscheinen an beschäftigt, und gehen mit Vergnügen daran, das letzt erschienene Werk des geistreichen Dichters zu besprechen.

Hebbel ist einer der wenigen Poeten der Jetztzeit, die mit dem entschiedensten Berufe Liebe und Achtung für die Kunst verbinden, welche nicht darauf ausgehen, der Menge oder einzelnen Gönnern zu gefallen, welche nicht den Ertrag ihrer Werke, sondern nur ihre Beschaffenheit berücksichtigen, und poetische Anschauungen, wie sie in ihrer Seele wach werden, zu verkörpern streben.

In dem Vorworte, welchem nur hin und wieder eine durch zu lange Perioden herbeigeführte Unklarheit vorgeworfen werden kann, sucht der Dichter zuerst das Mißverständniß seiner Intentionen zu beseitigen, welches, wie er befürchtet, durch das seiner Genoveva beigegebene Vorwort herbeigeführt wurde. »Ich muß,« sagt er, »ein ästhetisches Fundament, und ganz besonders einigen guten Willen, auf das Wesentliche meines Gedankenganges einzugehen, voraussetzen; denn wenn die Unschuld des Wortes nicht respektirt, und von der dialektischen Natur der Sprache, deren ganze Kraft auf dem Gegensatze beruht, abgesehen wird, so kann man mit jedem eigenthümlichen Ausdrucke jeden beliebigen Wechselbalg erzeugen, man braucht nur einfach in die Bejahung der eben hervorgehobenen Seite eine stillschweigende Verneinung aller übrigen zu legen.«

Diese Art des Verfahrens ist hier um so mehr zu rügen, da sie die beliebteste der Mehrzahl unserer sogenannten kritischen Blätter ist. Aus der Lust, Unwahrheit in die Welt zu bringen, hervorgegangen, bald von einer unverzeihlichen Ueber-

schätzung der Recensenten Einsicht, bald von einer verachtungs-artigen Geringschätzung des zu achtenden Talentes begleitet, führt sie entweder zu einer gänzlichen Nichtachtung des kritischen Urtheiles überhaupt, oder zu einer Verkennung des besprochenen Kunstwerkes. Viel vom Uebel würde dabei vermieden werden, wenn es durchaus begehrt würde, bei Citaten den Autor buchstäblich sprechen zu lassen, und nicht durch irgend eine Weglassung, einen Zusatz, eine Veränderung herbeizuführen, welche dem Leser keine genaue Anschauung der Intention des Verfassers gibt, und dabei das unredliche Treiben der Recensenten unterstützt. Gerade unser Autor ist durch jene, dem Kunsturtheile so gefährliche Weise übel weggekommen.

Der Verf. nimmt an, bis jetzt habe die Geschichte erst zwei Krisen aufzuzeigen, in welchen das höchste Drama hervortreten konnte: Einmal bei den Alten, als die antike Weltanschauung aus ihrer ursprünglichen Naivetät in das sich zunächst auflockernde und dann zerstörende Moment der Reflexion überging, und einmal bei den Neuern, als in der christlichen eine ähnliche Selbst-Entzweiung eintrat. Das griechische Drama entfaltete sich, als der Paganismus sich überlebt hatte, und verschlang ihn; es legte den durch alle die bunten Göttergestalten des Olymps sich hindurchziehenden Nerv der Idee bloß, oder, wenn man will, es gestaltete das Fatum. Daher das maßlose Herabdrücken des Individuums, den sittlichen Mächten gegenüber, mit denen es sich in einen doch nicht zufälligen, sondern nothwendigen Kampf verstrickt sieht, wie es im Oedyp den Schwindel erregenden Höhepunkt erreicht.

Damit hat er Recht, nur können wir nicht der Meinung seyn, daß sich das Shakespeare'sche Drama am Protestantismus entwickelt habe. Das Abgehen von der alten Tragödie und die Emancipation des Individuums war lange vor Shakespeare durch seine Vorgänger geschehen, und nur die Shakespearen inwohnende großartige, vor ihm nie dagewesene und später nicht wieder erschienene poetische Kraft, Weltanschauungen in den Rahmen eines Drama's zu bringen, gab dem Drama jene Gestalt, welche es der Nachahmung späterer Zeiten zum Musterbilde hingestellt hat.

Dagegen müssen wir unbedingt dem Verfasser beipflichten, wenn er sagt, nach Shakespeare habe zuerst Goethe im Faust, und in den mit Recht dramatisch genannten Wahlverwandtschaften den Grundstein zu einem großen Drama gelegt, und zwar hat er gethan, oder vielmehr zu thun angefangen, was allein noch übrig blieb. Goethe hat die Dialektik unmittelbar in die Idee selbst hineingeworfen, er hat den Widerspruch, den Shakespeare nur

noch im Ich aufzeigt, in dem Centrum, um das das Ich sich herumbewegt, d. h. in der diesem erfaßbaren Seite desselben, aufzuzeigen, und so den Punkt, auf den die gerade, wie die krumme Linie zurückzuführen schien, in zwei Hälften zu theilen gesucht. Es muß Niemand wundern, daß Calderon, dem Manche einen gleichen Rang anweisen, übergangen wird; denn das Calderon'sche Drama ist allerdings bewunderungswürdig in seiner konsequenten Ausbildung, und hat der Literatur der Welt in dem Stücke: »Das Leben ein Traum!« ein unvergängliches Symbol einverleibt, aber es enthält nur Vergangenheit, keine Zukunft; es setzt in seiner starren Abhängigkeit vom Dogma voraus, was es beweisen soll, und nimmt daher, wenn auch nicht der Form, so doch dem Gehalt nach nur eine untergeordnete Stellung ein.

Allein Goethe hat nur den Weg gewiesen, man kann kaum sagen, daß er den ersten Schritt gethan hat, denn im Faust kehrte er, als er zu hoch hinauf, und in die kalte Region hinein gerieth, wo das Blut zu gefrieren anfängt, wieder um, und in den Wahlverwandtschaften setzte er, wie Calderon, voraus, was er zu beweisen oder zu veranschaulichen hatte.

Bezeichnend für den Zustand unserer Zeit und ihrer poetischen Versuche sind die Worte des Verfassers:

»Heut zu Tage hat sich eine ganz andere Zeitpoesie in Deutschland geltend gemacht, eine Zeitpoesie, die sich an den Augenblick hingibt, und die, obgleich sie eigentlich das Fieber mit der Hitzblatter, die Gährung im Blute mit dem Hauptsymptome, wodurch sie sich ankündigt, verwechselt, doch nicht zu schelten wäre, wenn nur sie selbst sich des Scheltens enthalten wollte. Aber nicht zufrieden, in ihrer zweifelhaften epigrammatisch-rhetorischen Existenz tolerirt, ja gehegt und gepflegt zu werden, will sie allein existiren, und gibt sich polternd und eifernd das Ansehen, als ob sie Dinge verschmähte, von denen sie wenigstens erst beweisen sollte, daß sie ihr erreichbar sind. Man kann in keinem Bande Gedichte, denn gerade in der Lyrik hat sie das Quartier aufgeschlagen, mehr blättern, ohne auf heftige Controversen gegen die Sänger des Weines, der Liebe, des Frühlings u. s. w., die Todten wie die Lebendigen zu stoßen; aber die Herren halten ihre eigenen Frühlings- und Liebeslieder zurück, oder produciren, wenn sie damit auftreten, solche Nichtigkeiten, daß man unwillkürlich an den Wilden denken muß, der ein Klavier mit der Axt zertrümmerte, weil er sich lächerlich gemacht hatte, als er es zu spielen versuchte. Lieben Leute, wenn Einer die Feuerglocke zieht, so brechen wir alle aus dem Concert auf und eilen auf den Markt, um zu erfahren, wo es brennt; aber der Mann muß sich darum nicht einbilden, er habe über Mozart und Beethoven triumphirt. Auch daraus, daß die Epigramme, die Ihr bekannten Personen mit Kreide auf den Rücken schreibt, schneller verstanden werden und rascher in Umlauf kommen, als Juvenal'sche Satyren, müßt Ihr nicht schließen, daß Ihr den Juvenal übertroffen habt; sie sind dafür auch vergessen, sobald die Personen den Rücken wenden oder auch nur den Rock wechseln, während Juvenal hier nicht angeführt werden könnte, wenn er nicht noch nach Jahrtausenden gelesen würde.

Als Goethe der schönsten Lieder-Poesie, die uns nach der seinigen geschenkt worden ist, der Uhland'schen, in einer übellaunigen Minute vorwarf, es werde daraus nichts »Menschen-Geschick Aufregendes und Bezwingendes« hervorgehen — so hatte er freilich Recht, denn Liliendust ist kein Schießpulver, und auch der Erl-König und der Fischer, obgleich sie Millionen Trommelschläger-Stückchen aufwiegen, würden im Kriege so wenig den Trompeter- als einen andern Dienst verrichten können. Die Poesie hat Formen, in denen der Geist seine Schlachten schlägt, die epischen und dramatischen; sie hat Formen, worin das Herz seine Schätze niederlegt, die lyrischen, und das Genie zeigt sich eben dadurch, daß es jede auf die rechte Weise ausfüllt, indeß das Halb-Talent, das für die größesten nicht Gehalt genug hat, die engeren gern zu zersprengen sucht, um trotz seiner Armuth reich zu erscheinen.«

Im Verfolge der Vorrede treten wir dem Verfasser in der Ansicht ganz bei, daß eine dramatische Dichtung darstellbar seyn müsse, Gedanken und Empfindungen also nicht an sich, sondern nur so weit ins Drama gehören, als sie sich unmittelbar zur Handlung umbilden. Wir selbst sind bei jeder Gelegenheit gegen jene dramatische Poesie feindlich aufgetreten, welche durch das Vorherrschen des verbalischen Prunkes der sogenannten und leider oft so beliebten schönen Stellen, oder durch Vorherrschen lyrischer Zuthaten zu wirken versuchte. Darin aber hat der Verfasser unserer Meinung nach Unrecht, daß er nicht zugeben will, der Werth und die Bedeutung eines Drama's hängen von dem Umstande ab, wie es sich in der Darstellung gestalte. Es ist kein Zweifel, daß seine Bedeutung nicht von dem durch tausend Zufälligkeiten bestrittenen Umstande abhänge, ob es zur Aufführung komme; aber das entscheidet, ob es unter solchen Verhältnissen, welche es als unterstützende begehren kann, des empfänglichen und gebildeten Publikums nämlich und der zweckmäßigen Darstellung, zur Anschauung gebracht, in demselben wirksam erscheine oder nicht. Ein Drama, welches in der Darstellung unter jenen gedachten Verhältnissen nämlich sich unwirksam erweist, kann immerhin einen bedeutenden poetischen Werth besitzen, einen dramatischen besitzt es nicht, denn die Wirksamkeit in der Darstellung ist bei dramatischen Gedichten unerläßlich.

Was nun das vorliegende Trauerspiel selbst angeht, so äußert sich der Verfasser darüber folgendermaßen:

»Meine Magdalena ist ein bürgerliches Trauerspiel. Das bürgerliche Trauerspiel ist in Deutschland in Mißkredit gerathen, und hauptsächlich durch zwei Uebelstände. Vornämlich dadurch, daß man es nicht aus seinen inneren, ihm allein eigenen Elementen, aus der schroffen Geschlossenheit, womit die aller Dialektik unfähigen Individuen sich in dem beschränktesten Kreise gegenüber stehen, und aus der hieraus entspringenden schrecklichen Gebundenheit des Lebens in der Ein-

seitigkeit aufgebaut, sondern es aus allerlei Aeußerlichkeiten, z. B. aus dem Mangel an Geld bei Ueberfluß an Hunger, vor allem aber aus dem Zusammenstoßen des dritten Standes mit dem zweiten und ersten in Liebes-Affairen zusammengeflickt hat. Daraus geht nun unläugbar viel Trauriges, aber nichts Tragisches hervor, denn das Tragische muß als ein von vorne herein mit Nothwendigkeit Bedingtes, als ein, wie der Tod mit dem Leben selbst Gesetztes und gar nicht zu Umgehendes auftreten. Wenn in der heroischen Tragödie die Schwere des Stoffes, das Gewicht der sich unmittelbar daran knüpfenden Reflexionen eher bis auf einen gewissen Grad für die Mängel der tragischen Form entschädigt, so hängt im bürgerlichen Trauerspiele Alles davon ab, ob der Ring der tragischen Form geschlossen, d. h. ob der Punkt erreicht wurde, wo uns einestheils nicht mehr die kümmerliche Theilnahme an dem Einzel-Geschick einer von dem Dichter willkürlich aufgegriffenen Person zugemuthet, sondern dieses in ein allgemein menschliches, wenn auch nur in extremen Fällen so schneidend hervortretendes, aufgelöst wird, wo uns anderntheils neben dem, von der sogenannten Versöhnung unserer Aesthetici, welche sie in einem in der wahren Tragödie — die es mit dem durchaus Unauflöslichen und nur durch ein unfruchtbares Hinwegdenken des von vorne herein zuzugebenden Faktums zu Beseitigenden zu thun hat — unmöglichen, in der auf konventionelle Verwirrungen gebauten, aber leicht herbeizuführenden schließlichen Embrassement der anfangs auf Tod und Leben entzweiten Gegensätze zu erblicken pflegen, aufs strengste zu unterscheidenden Resultat des Kampfes, zugleich auch die Nothwendigkeit, es gerade auf diesem und keinem andern Wege zu erreichen, entgegen tritt. In dem letzten Punkte, der Erläuterung wegen werde es bemerkt, ist die Ottilie der Wahlverwandtschaften ein vielleicht für alle Zeiten unerreichbares Meisterstück, und gerade hierin, hierin aber auch allein, lag Goethe's künstlerisches Recht, ein so ungeheures Schicksal aus einer an den Oedip erinnernden Willenlosigkeit abzuleiten, da die himmlische Schönheit einer so ganz innerlichen Natur sich nicht in einem ruhigen, sondern nur im allergewaltsamsten Zustande aufdecken konnte. Hiernach zu allernächst z. B. nach dem Verhältnisse der Anekdote zu den im Hintergrunde derselben sich mit ihren positiven und negativen Seiten bewegenden sittlichen Mächten der Familie, der Ehre und der Moral wäre denn auch bei meinem Stücke allein zu fragen.«

Die Untersuchungen über die Beschaffenheit des Trauerspieles werden zeigen, ob und wiefern der Dichter seine Intentionen erreicht habe oder nicht.

Das Stück begibt sich in der Gegenwart; die Personen gehören dem bürgerlichen Kreise an; sie bestehen aus dem Meister Anton, einem Tischler; seiner Frau; Klara, seiner Tochter; Karl, seinem Sohne; Leonhard, Klara's Geliebten; einem Sekretär, Wolfram, einem Kaufmanne, zwei Gerichtsdienern, einem Knaben und einer Magd.

Der erste Akt spielt im Hause des Tischlermeisters, und wird eröffnet durch eine Szene zwischen Klara und der Mutter. Sie trägt ein Festkleid, früher ihr Brautkleid, später zum Lei-

chenkleide bestimmt, nun, da sie der Todesgefahr entronnen ist, zum Putze wieder hervorgesucht. Ein anscheinend unbedeutender Umstand, aber wichtig als Tinte, mehr zur düsteren Färbung des Ganzen beizutragen. Sie stirbt in diesem Kleide. Die Mutter liebt leidenschaftlich ihren Sohn, einen jungen, etwas leichtfertigen, aber guten Menschen — der strenge ernste Vater nimmt Anstoß an seinem Charakter und mißtraut ihm. Eine Szene zwischen Leonhard und Klara schildert den flachen — Klara mehr sinnlich, und mit Berücksichtigung ökonomischer Verhältnisse ergebenen Mann, der durch das Versprechen der Ehe die gläubige Klara zu verführen gewußt hat. Er ist Kassier geworden, und setzt Klara von den Mitteln in Kenntniß, die er dazu angewendet und die sie mit Abscheu erfüllen. »Mein Gott!« ruft sie im Innersten erschüttert, »an diesen Menschen bin ich gefettet!« —

In der folgenden Szene, zwischen dem Vater und Leonhard, erinnert ihn dieser an tausend Thaler, die er als Aussteuer wünscht. Der Vater hat sie als Schuld der Dankbarkeit seinem früheren Wohlthäter geschenkt. Auf Leonhard macht die Eröffnung den ungünstigsten Eindruck.

Die dem Tischler feindlich gesinnten Gerichtsdiener dringen ins Haus. Es ist ein Juwelen-Diebstahl geschehen; Karln, des Tischlers Sohn, trifft gegründeter Verdacht. Sie durchsuchen seine Geräthschaften — der Vater selbst glaubt an die Schuld seines Sohnes — boshafte Aeußerungen der Gerichtsdiener beim Fortgehen rauben der Mutter den Glauben an die Unschuld des Sohnes. Kaum von der Krankheit hergestellt, vermag sie die gewaltsame Erschütterung ihres Innern nicht zu ertragen, sie sinkt todt zur Erde. Leonhard ergreift die ihm erwünschte Gelegenheit und sagt sich von Klara los.

Der Anfang des zweiten Aktes geht wieder vor im Hause des Tischlermeisters. Ihn eröffnet eine Szene zwischen dem Vater und Klara. Der ungeheure Schmerz über den Verlust seines Weibes ist in stille Wehmuth übergegangen, seine ganze Seele wendet sich der Tochter zu.

»Der Bruder, sagt er ihr, ist der schlechteste Sohn, werde du die beste Tochter! Wie ein nichtswürdiger Bankerottirer steh' ich vor dem Angesichte der Welt, einen braven Mann, der in die Stelle dieses Invaliden treten könne, war ich ihr schuldig, mit einem Schelm hab' ich sie betrogen. Werde du ein Weib, wie deine Mutter war, dann wird man sprechen: an den Eltern hat's nicht gelegen, daß der Bube abseitig ging, denn die Tochter wandelt den rechten Weg, und ist allen Andern vorauf. (Mit schrecklicher Kälte.) Und ich will das Meinige dazu thun, ich will dir die Sache leichter machen, als den Uebrigen. In dem Augenblicke, wo ich bemerke, daß man auch auf dich mit Fingern zeigt, werd' ich (mit einer Bewegung an den Hals) — mich rasiren, und dann, das schwör' ich

dir zu, rasir' ich den ganzen Kerl weg; du kannst sagen, es sei aus Schreck geschehen, weil auf der Straße ein Pferd durchging, oder weil die Katze auf dem Boden einen Stuhl umwarf, oder weil mir eine Maus an den Beinen hinauf lief. Wer mich kennt, wird freilich den Kopf dazu schütteln, denn ich bin nicht sonderlich schreckhaft, aber was thut's? Ich kann's in einer Welt nicht aushalten, wo die Leute mitleidig seyn müßten, wenn sie nicht vor mir ausspucken sollen.

Klara, ihrer Schuld bewußt, ist der Verzweiflung nahe.

In der nächsten Szene erscheint der Kaufmann Wolfram, an dem der Juwelen-Diebstahl begangen wurde. Er setzt Klara in Kenntniß, daß ihr Bruder unschuldig sei, und die Juwelen sich wieder gefunden hätten. Wie er sich entfernt, kommt der Sekretär, ein junger, achtbarer Mann, dem Klara früher in Liebe zugethan war, wie er ihr. Mißverständnisse von beiden Seiten haben das Verhältniß getrennt. Die alte Liebe erwacht. In einer meisterhaft gehaltenen Szene erklärt sie ihm ihr Schicksal, und daß sie noch ihn liebe.

»Dich,« ruft sie in einem Ausbruche der Leidenschaft, »dich lieb' ich!« — Da! da! Ich ruf's dir zu, als ob ich schon jenseits des Grabes wandelte, wo Niemand mehr roth wird, wo sie Alle nackt und frierend an einander vorbeischleichen, weil Gottes furchtbare heilige Nähe in Jedem den Gedanken an die Anderen bis auf die Wurzel weggezehrt hat!

Sekretär.

Mich? Noch immer mich? Klara, ich hab's geahnt, als ich dich draußen im Garten sah!

Klara.

Hast du? O der Andere auch! (dumpf, als ob sie allein wäre) Und er trat vor mich hin! Er oder Ich! O, mein Herz, mein verfluchtes Herz! Um ihm, um mir selbst zu beweisen, daß es nicht so sei, oder um's zu ersticken, wenn's so wäre, that ich, was mich jetzt — (in Thränen ausbrechend) Gott im Himmel, ich würde mich erbarmen, wenn ich Du wäre, und Du ich!

Sekretär.

Klara, werde mein Weib! Ich kam zu dir, um dir noch einmal auf die alte Weise ins Auge zu sehen. Hättest du den Blick nicht verstanden, ich würde mich, ohne zu reden, wieder entfernt haben. Jetzt biet' ich dir Alles an, was ich bin und was ich habe. Es ist wenig, aber es kann mehr werden. Längst wäre ich hier gewesen, doch deine Mutter war krank, dann starb sie.

Klara (lacht wahnsinnig).

Sekretär.

Fasse Muth, Mädchen. Der Mensch hat dein Wort, das ängstigt dich. Und freilich ist's verflucht. Wie konntest du —

Klara.

O frag' noch, was Alles zusammen kommt, um ein armes Mädchen verrückt zu machen. Spott und Hohn von allen Seiten, als du auf die Akademie gezogen warst und nichts mehr von dir hören ließest. Die denkt noch an den! — Die glaubt, daß Kindereien ernsthaft gemeint waren! — Erhält sie Briefe? — Und dann die Mutter! Halte dich zu deines Gleichen! Hochmuth thut nimmer gut! Der Leonhard ist doch recht brav.

Alle wundern sich, daß du ihn über die Achsel ansiehst. Dazu mein eigenes Herz. Hat er dich vergessen, zeig' ihm, daß auch du — o Gott!

Sekretär.

Ich bin Schuld, ich fühl's. Nun, was schwer ist, ist darum nicht unmöglich. Ich schaff' dir dein Wort zurück. Vielleicht —

Klara.

O! mein Wort — da! (sie wirft ihm Leonhard's Brief hin).

Sekretär (liest).

»Ich als Kassier — dein Bruder — Dieb — sehr leid — aber ich kann »nicht umhin, aus Rücksicht auf mein Amt« — — (zu Klara). Das schrieb er dir denselben Tag, wo deine Mutter starb? Er bezeugt dir ja zugleich sein Beileid über ihren jähen Tod!

Klara.

Ich glaube, ja!

Sekretär.

Daß dich! Lieber Gott, die Katzen, Schlangen und sonstigen Scheusale, die dir bei der Schöpfung so zwischen den Fingern durchgeschlüpft sind, haben Beelzebubs Wohlgefallen erregt, er hat sie dir nachgemacht, aber er hat sie besser herausgeputzt, wie du, er hat sie in Menschenhaut gesteckt, und nun stehen sie mit Deinen Menschen in Reih' und Glied, und man erkennt sie erst, wenn sie kratzen und stechen! (Zu Klara) Aber es ist ja gut, es ist ja vortrefflich! (er will sie umarmen) Komm! für ewig! Mit diesem Kuß —

Klara (sinkt an ihn).

Nein, nicht für ewig, nur daß ich nicht umfalle, aber keinen Kuß!

Sekretär.

Mädchen, du liebst ihn nicht, du hast dein Wort zurück —

Klara (dumpf, sich wieder aufrichtend).

Und ich muß doch zu ihm, ich muß mich auf die Kniee vor ihm niederwerfen und stammeln: Sieh die weißen Haare meines Vaters an, nimm mich!

Sekretär.

Unglückliche, versteh' ich dich?

Klara.

Ja!

Sekretär.

Darüber kann kein Mann weg! Vor dem Kerl, dem man ins Gesicht spucken möchte, die Augen niederschlagen müssen! (er preßt Klara wild an sich) Aermste! Aermste!

Klara.

Geh' nun, geh'!

Sekretär (für sich brütend).

Oder man müßte den Hund, der's weiß, aus der Welt wegschießen! Daß er Muth hätte! daß er sich stellte! daß man ihn zwingen könnte! Um's Treffen wär mir nicht bange!

Klara.

Ich bitte dich!

Sekretär (indem er geht).

Wenn's dunkel wird! (Er kehrt wieder um und faßt Klara's Hand) Mädchen, du steh'st vor mir — — (er wendet sich ab) Tausende ihres Geschlechtes hätten's klug und listig verschwiegen, und es erst dem Mann' in einer Stunde süßer Vergessenheit in Ohr und Seele geschmeichelt! Ich fühle, was ich dir schuldig bin (ab).

Der dritte Akt spielt im Zimmer Leonhard's. Wir sehen ihn in seiner ämtlichen Beschäftigung. Klara kommt. Sie entdeckt ihm ihre Lage und den Entschluß des Vaters, sich zu tödten, wenn er sie entehrt finden würde. Sie beschwört ihn, sein Wort zu halten, und erklärt ihm, daß, wenn er's nicht thun sollte, sie sich das Leben nehmen würde. Er glaubt nicht daran. Selbst als sie ihn von Karl's Unschuld in Kenntniß setzt, bleibt er unbewegt. Er hat ein Verhältniß mit der Bürgermeisters-Tochter angefangen, von dem er sich nicht losmachen mag. Er selbst will mit Klara's Vater reden.

»Du kannst ihm,« sagt er, »keck ins Gesicht sagen, daß er allein schuld ist! Starre mich nicht so an, schüttle nicht den Kopf, es ist so, Mädchen, es ist so! Sag's ihm nur, er wird's schon verstehen und in sich gehen, ich bürge dir dafür! (für sich) Wer die Aussteuer seiner Tochter wegschenkt, der muß sich nicht wundern, daß sie sitzen bleibt. Wenn ich daran denke, so steift sich mir ordentlich der Rücken, und ich könnte wünschen, der alte Kerl wäre hier, um eine Lektion in Empfang zu nehmen. Warum muß ich grausam seyn? Nur weil er ein Thor war! Was auch daraus entsteht, er hat's zu verantworten, das ist klar! (Zu Klara) Oder willst du, daß ich selbst mit ihm rede? Dir zu Liebe will ich ein blaues Auge wagen und zu ihm gehen! Er kann grob gegen mich werden, er kann mir den Stiefelknecht an den Kopf werfen, aber er wird die Wahrheit, trotz des Bauchgrimmens, das sie ihm verursacht, hinunterknirschen und dich in Ruhe lassen müssen.«

Als sie nun fort, und sein Gewissen erwacht ist, sucht er es durch die Reflexion zu betäuben: es gebe keine Nothwendigkeit, einen verrückten Streich durch einen noch verrückteren gut zu machen.

Der Sekretär erscheint; er stellt ihm mit männlicher Offenheit das Verabscheuungswürdige seines Handelns vor, und daß er als Schurke an Klara gehandelt habe, der der Strafe nicht entgehen solle. Alle Versprechungen Leonhard's sind fruchtlos, wie alle Mittel, sich retten zu wollen. Der Sekretär stellt ihm die Wahl: von ihm beim geringsten Rufe nach Hülfe niedergeschossen zu werden, oder ihm in den Wald zum Zweikampfe zu folgen. Leonhard wählt das Letztere.

Der Schluß des Stückes geht vor im Hause Meister Anton's. Karl ist wieder im väterlichen Hause. Nach einer rührenden Szene zwischen ihm und Klara entfernt sich das Mädchen. Der Vater erscheint. Er bittet ihm in seiner Weise den ungerechten Verdacht ab, und erinnert ihn, mit frischer Thätigkeit an's Geschäft zu gehen. Karl fühlt sich nicht mehr heimisch im väterlichen Hause, er wird Matrose. »Er sieht mich entweder nie »mehr,« sagt er zum Vater, »oder Er wird mich auf die Schulter »klopfen und sagen: Du hast recht gethan.«

Der Sekretär kommt; er hat Leonhard im Zweikampfe getödtet, aber auch er ist auf den Tod verwundet. Lärm wird draußen gehört. Klara hat sich in den Brunnen gestürzt, und wird todt nach Hause gebracht. Der Vater läßt sie in die Stube bringen, wo die Mutter starb, und mit seinen tief gefühlten und bedeutungsvollen Worten, die er in dumpfer Verzweiflung spricht: »Ich verstehe die Welt nicht mehr« — schließt das Stück.

Wir sehen beim Ueberblicke des Trauerspieles die Geschichte des menschlichen Herzens in Charakteren der Gegenwart auf eine einfache und eindringliche Weise geschildert. Ein treues Bild von Lebensverhältnissen wird vor unsern Augen dargestellt. Vorbereitungen und Folgen gehen über das Leben hinaus. Die einfache, treue Hingebung der Mutter in ihrem schönen, weiblichen Stillleben — der schroffe, männliche Ernst des Vaters, das energische, achtbare Handeln des Sekretärs, die alltägliche Flachheit Leonhard's, der, dem gewöhnlichen Leben entnommene Charakter Karl's, Alles ist wahr, eindringlich und mit Sicherheit hingestellt; Klara's Charakter allein ist vom Dichter im Vergleich zu den Uebrigen am mindesten bedacht worden. Die Hingebung ihrer Ehre an den flachen Alltagsmenschen, den sie nicht liebte und nicht lieben konnte, kann kein Interesse für sie aufkommen lassen. Der Charakter, wie er geschildert ist, ist naturwahr geschildert; Klara leidet für ihr Vergehen; sie vollzieht die Strafe dafür an sich selbst, das ist wahr und psychologisch richtig, aber weder schön noch interessant.

Die Sprache ist, wie es aus den mitgetheilten Proben entnommen werden kann, kräftig, ungesucht, dem Charakter gemäß und höchst wirksam. Die moderne Schönrednerei hat der Dichter zu verschmähen gewußt.

Maria Magdalena ist, wie Judith und Genoveva, die Vorgänger des Stückes, mit welchen es übrigens in einem geistigen Zusammenhange steht, ein sicherer Bürge einer echt poetischen Natur. Theatralisch ist das Stück wirksamer als seine Vorgänger; gut dargestellt wird es überall eine sehr bedeutende Bühnen-Wirkung nicht verfehlen. Nur der Tod der Mutter im ersten Akte ist als Vorgang auf dem Theater gewagt. — Die Erfahrung lehrt, daß die Gutmüthigkeit des Publikums im ersten Akte derlei Ereignisse nicht wohl zu ertragen weiß. Wenn die Mutter sich entfernt, und im Nebenzimmer, dessen Thüre offen bleiben kann, todt zur Erde sinkt, was von den Anwesenden bemerkt wird, ist der Sache vielleicht abgeholfen.

Das Stück ist dem Beschützer des Dichters, Seiner Majestät König Christian VIII. von Dänemark gewidmet.

Deinhardstein.

Art. IX. Des Sophokles Antigone, griechisch und deutsch; herausgegeben von August Böckh. Nebst zwei Abhandlungen über diese Tragödie im Ganzen und über einzelne Stellen derselben. Berlin, Verlag von Veit u. Comp. 1843. VIII und 302 S. gr. 8.

Diese Bearbeitung der Antigone des Sophokles hat gewiß nicht allein auf die Kenner der altgriechischen Schriftwerke und auf die Philologen im engeren Sinne des Wortes, sondern zugleich auf alle diejenigen, welche in Deutschland für die höchsten und würdigsten Erzeugnisse der Dichtkunst empfänglichen und regen Sinn haben, einen angenehmen Eindruck gemacht. Denn mehr als alle früheren ist sie geeignet, die Vortrefflichkeit eines ganz unvergleichlichen Meisterwerkes einem weiten Kreise deutscher Leser, selbst solchen, welche die griechische Sprache wenig oder gar nicht kennen, aufzuschließen, indem sie dem Urtexte einen deutschen zur Seite stellt, welcher Inhalt und Form des griechischen möglichst treu wiederzugeben versucht. Diese Uebersetzung soll den Grundtext selbst nur in einem andern Gewande zeigen, und sie ist jenem gegenüber gestellt, damit dem gelehrten Leser die Vergleichung erleichtert werde, wie weit, namentlich in Rücksicht der Form der Rede, die Uebertragung mit der Urschrift übereinstimme. Für Leser dieser Art sind auch die beiden Abhandlungen, wenigstens zum größten Theile, berechnet, worin sich der Herausgeber über das Ganze der Antigone und über einzelne Stellen derselben ausgesprochen hat. Die erste derselben ist bereits vor zwanzig Jahren (1824) in der königlichen Akademie der Wissenschaften vorgelesen, nachher in den Schriften derselben bekannt gemacht und jetzt mit einigen Zusätzen zum zweiten Male abgedruckt worden. Sie verbreitet sich über die Zeit, worin die Antigone auf die Athenische Bühne gekommen, über die dem Stücke zum Grunde liegende Idee, über die Charaktere der Personen, welche darin auftreten, zuletzt über die Theile, worin dasselbe nach den Grundsätzen alter Theoretiker und seiner eigenen Anlage gemäß zerlegt werden müsse. Die zweite Abhandlung ist im Jahre 1828 in einer Sitzung der königlichen Akademie vorgetragen, nachher gedruckt und jetzt mit einigen Aenderungen wiederholt worden. Sie soll über solche Stellen der Urschrift, worin der Herausgeber seinen eigenen Weg geht und zur Rechtfertigung seiner Leseart oder Erklärung eine Anmerkung für nöthig hielt, Aufschluß geben.

Ein Werk dieser Art ist erfreulich seiner selbst wegen, erfreulich auch des Beispiels wegen. Denn mit Sicherheit läßt sich erwarten, daß künftig, nachdem ein Philolog dieser Größe mit seinem Beispiele vorangegangen ist, auch Andere auf der näm-

lichen Bahn nachfolgen, und daß dadurch die schriftlichen Meisterwerke des griechischen und römischen Alterthums immer mehr zu einem Gemeingute des deutschen Volkes werden. Auch ist kurz nachher eine in ähnlichem Geiste ausgeführte und nicht minder anziehende Arbeit für den Aeschylos erschienen *), obgleich hiermit nicht gesagt seyn soll, daß der geistreiche Verfasser derselben durch Böckh's Vorgang angeregt und bestimmt worden sei.

Referent wird über die vorher bezeichneten drei Theile des zur Beurtheilung ihm vorliegenden Werkes berichten, und wenn er dabei auch einige Male in den Fall kommen wird, ihrem berühmten Urheber zu widersprechen, so wird dieses ihm hoffentlich nicht als Neigung zum Widerspruche ausgelegt, sondern als Folge seiner Liebe für Wahrheit und für die hier behandelten Gegenstände angesehen werden. Die Anordnung des Buches führt mich zuerst auf die Uebersetzung. Welchen Maßstab wir an diese legen sollen, hat uns der Verfasser selbst mit folgenden Worten angegeben (Vorrede S. V): »Ich habe mich nicht gescheut, der Uebersetzung den Urtext gegenüber zu stellen; nicht, damit man die Uebersetzung daraus erklären könne; denn wo diese etwa dunkel scheinen dürfte, ist der griechische Text um nichts klarer, und der Uebersetzung ist mit Absicht nur derselbe Grad der Verständlichkeit gegeben, welchen die Urschrift keineswegs bloß für uns hat, sondern für die Landsleute und Zeitgenossen des Dichters hatten; vielmehr schien es mir angemessen, dem gelehrten Leser die Vergleichung zu erleichtern, wie weit, namentlich in Rücksicht der Form der Rede, die Uebersetzung mit dem Grundtexte übereinstimme; denn diesen so genau als möglich wiederzugeben, ohne der Sprache Gewalt anzuthun, war mein erstes Bestreben, und nur in dem Grade, als dies erreicht wird, kann eine Uebersetzung des Sophokles gelungen heißen, da seine Werke so vollkommen sind, daß sie durch jede Abweichung von seinem Ausdrucke und von der Farbe, die er dem Ausdrucke gegeben hat, alsbald verlieren.« Kommt eine Uebersetzung, wie sie hier angedeutet ist, zu Stande, so darf sie zugleich als Bereicherung der vaterländischen Literatur, als ein den Deutschen nunmehr angehöriges Kunstwerk betrachtet werden. In der That aber hat diese neue Uebersetzung die meisten Eigenthümlichkeiten der Urschrift getreuer wiedergegeben, als eine der früheren, obgleich unter diesen schon sehr achtbare Leistungen sich finden.

---

*) Des Aeschylos gefesselter Prometheus. Griechisch und deutsch mit Einleitung, Anmerkungen und dem gelösten Prometheus, von G. F. Schömann. Greifswald, bei C. A. Koch. 1844. 8.

Böckh selbst räumt der Donner'schen Uebersetzung, welche der seinigen unmittelbar vorausgeht, einen ausgezeichneten Platz ein, und bezeichnet dieselbe unter den bisherigen als die geschmackvollste, lesbarste und metrisch vollkommenste, obgleich sie die Eigenthümlichkeiten der Urschrift nicht völlig wiedergebe. »Anfangs,« sagt Böckh S. IV, »bezweckte ich nur eine Ueberarbeitung jener, und hatte schon für die ersten Aufführungen (er meint die Aufführungen der deutschen Antigone auf der königlichen Bühne zu Berlin) einige wenige Stellen umgeändert, »auch mittlerweile Hrn. Donner einige Chorgesänge mitgetheilt; »und gern hatte dieser auf mein Ersuchen eingewilligt, daß ich »eine und die andere Partie seiner Uebersetzung meiner Ueberarbeitung einverleibte. Indeß entschloß ich mich später, auch jene »Theile neu zu übersetzen, und habe nur hie und da etwas aus »seiner Uebersetzung benützt, jedoch nur aus der ersten Ausgabe »derselben, da die zweite zu spät in meine Hände kam; sehr weniges habe ich aus früheren Uebertragungen beibehalten, oder »bin unabhängig von jener und diesen auf denselben Ausdruck »gekommen.« Den Grund zu allen besseren Uebersetzungen des Sophokles hat Solger (1808) gelegt, obgleich seine Arbeit, für die damalige Zeit eine bedeutende und große Erscheinung, noch an unzähligen Härten leidet. Da jedoch Solger's Uebersetzung der Rede und dem Ausdrucke des Sophokles überall sich genau anzuschließen sucht, und wenigstens seine Gedanken in den meisten Fällen getreu wiedergibt, so haben seine Nachfolger in der Hauptsache an ihm einen willkommenen Führer, und können ihre Aufmerksamkeit um so eher auf jene Stellen richten, wo Solger durch sein Streben nach Treue der deutschen Sprache Gewalt anzuthun verleitet worden ist. Auch Böckh hat manches von Solger beibehalten, oder ist selbstständig auf das Nämliche gekommen; allein, wo dieser hart und dunkel ist, hat ihn Böckh glücklich verbessert. Als Probe theile ich die zwei ersten Strophen aus der Parodos der Antigone hier mit.

Erste Strophe nach Solger:

Strahl der Sonne, das schönste Licht,
So je hier in des Thebervolk's
Siebenthoriger Stadt erschien!
Du strahlst endlich, güldenes Tags
Augenlied mir empor, herrlich
Dirke's Flutengeström betretend,
Dem Weißschildigen, welchen daher
Argos sandt' in Waffengeräth,
Schleunig in dahinstürzende Flucht
Abwärts schüttelnd den Zügel.

Dieselbe nach Böckh:

Strahl der Sonne, das schönste Licht,
das je dieses Thebäervolk's
siebenthoriger Stadt erschien!
du blickst endlich, goldenes Tags Wimper, leuchtend herab,
über Dirka's Fluten herüberschwebend!
Jenen, der mit glänzendem Schild
kam von Argos, mächtig bewährt,
triebest du flüchtig in eilendem Lauf
fort mit rascherem Zügel.

Bei Solger fließt hier Alles ziemlich leicht bis zur fünften Zeile, wo uns ein unpassendes herrlich aufstößt, ein Flickwort, das keine andere Bestimmung hat, als den Vers voll zu machen. Gleich darauf folgt ein seltsames Wort, Flutengeström, und Helios, der dieses betreten soll, gibt ein störendes Bild. Am Schlusse der Strophe ist abwärts schütteInd den Zügel unverständlich. Die Böckh'sche Uebersetzung stimmt im Anfange mit der Solger'schen überein, entfernt sich aber gleich von derselben, wo es darauf ankommt, die namhaft gemachten Mängel zu vermeiden und der Urschrift treuer zu folgen. Noch deutlicher zeigt sich der Vorzug der neuen Uebersetzung vor der alten in der Gegenstrophe, welche der Vergleichung wegen hier ebenfalls stehen mag.

Erste Gegenstrophe nach Solger:

Der ob unserem Dach mit blutrothen Lanzen umher den rings
Siebenthorigen Mund umgähnt',
Entwich, eh' er unseres Bluts
Ganz den gierigen Schlund sättigt',
Eh' der ragenden Thürm' Umkränzung
In Pechglut Hephästos gerafft.
So die Fers' umgab mit des Kampf's
Tosendem Gewühl, gegenempört,
Schwer ankämpfend der Drache.

Dieselbe nach Böckh:

Jener, über den Häusern, umgähnend unserer Thore Mund
mit mordlustigen Speeren rings,
entfloh, eh' er unseres Blut's ganz der Kiefern Begier
sättigt', ehe ragender Thürm' Umkränzung
faßt' Hephästos' flammende Glut:
also braust' im Rücken umher
Kriegesgetümmel, verderblicher Kampf
ihm, dem feindlichen Drachen.

Hier wußte sich Solger gleich im Anfange nicht recht zu helfen. Um dem Rhythmus nachzukommen, ließ er in der zwei-

ten Zeile eine undeutsche Wortstellung zu; bald darauf finden wir am Ende zweier Verse unangenehme Elisionen. Böckh vermeidet diese Härten, jedoch ist an seinem vierten Verse etwas von dem Solger'schen Roste sitzen geblieben. Denn woher sonst sollte das im Grundtexte nicht vorhandene »ganz« gekommen seyn? Solger hat dasselbe zur Ausfüllung des Verses eingeschoben, ohne zu merken, daß der Gedanke dadurch ein verkehrter werde. Denn das Argivische Heer, welches, wie ein großes Unthier, mit seinem Rachen emporgerichtet mit Mordlust auf die Häuser Thebens herabschauet, muß weichen, ehe es seine Blutgier an den Bewohnern dieser Stadt sättigen kann. Von dem Blute, worauf dasselbe Rechnung machte, wird gar nichts vergossen, weil die Stadt nicht erstürmt wird, und das dabei zu erwartende Gemetzel nicht Statt findet. Das Wörtchen »ganz« erregt eine falsche Vorstellung, und läßt eine theilweise Sättigung voraussetzen. Auch im nächsten Verse ist das Solger'sche Flickwort »ragender« beibehalten, und bei Sophokles selbst nicht zu finden. Ich würde diesen und den folgenden Vers so gestaltet haben:

sättigt', eh' umkränzender Thürme Schutzwehr
durch Pechglut Hephästos gefaßt.

Am weitesten gehen obige Proben aus einander in den drei letzten Zeilen der Gegenstrophe. Solger macht den Drachen, und zwar einen gegenempörten (abermals ein Wort, wie derselben bei Solger sich manche finden, meistens entlehnt aus der Voßischen Rüstkammer), zum Subjekt des Satzes, und versteht darunter die Thebaner, als Abkömmlinge der Urbewohner Thebens, welche Saatlinge aus Drachenzähnen waren. Dadurch weicht der Uebersetzer von Sophokles und seiner Wortfügung nicht allein entschieden ab, sondern bringt auch Verwirrung in den Schluß dieser Strophe. Böckh, dem Grundtexte getreu folgend, hat diese Klippe vermieden und richtig erkannt, daß der Drache nicht die Thebaner, sondern das Argivische Heer bezeichne, daß gerade das Unthier, unter dessen Bilde der Mann von Argos oder das Heer der Argiver im Anfange dieser Strophe zusammengefaßt wurde, am Schlusse derselben als Drache oder Lindwurm dargestellt worden ist. Diese richtige Auslegung wird in einer Anmerkung der zweiten Abhandlung (S. 224 ff.) vorgetragen und begründet.

Den meisten Schwierigkeiten begegnet ein Uebersetzer des Sophokles in den lyrischen Partien seiner Tragödie. Böckh hat dieselben zum größten Theile glücklich überwunden, ja gerade das Schwierige hat ihn gespornt, seine ganze Kraft daran zu ver-

suchen. In den Gesprächen dagegen zeigen sich, wie es mir vorgekommen ist, in dieser deutschen Antigone noch mehrere unvollkommene Stellen. Um diese Behauptung nicht ohne Beleg zu lassen, setze ich den Anfang des Stückes (V. 1 — 10) nach Böckh's Uebersetzung hieher:

Antigone.

O treu verbundnes Schwesterhaupt, Ismene sprich,
weißt du, daß Zeus der Leiden uns von Oedipus
keins unvollendet schon bei unserm Leben läßt?
Denn nichts ist schmerzlich, nichts — des unheilvollen Gräuls
nicht zu gedenken — nichts entehrend, schimpflich nichts,
was ich in deiner Noth und meiner nicht gesehn.
Und welchen Ausspruch, sagt man, hat nun eben erst
der Herrscher allem Volke wieder kund gethan?
Weißt du davon? vernahmst du's? oder blieb dir fremd,
Daß unsern Freunden von den Feinden Uebel nahn?

Im ersten Verse ist Schwesterhaupt, so genau es auch dem griechischen Ἰσμήνης κάρα entspricht, ein undeutsches Wort und eben so anstößig, als wenn wir Jemanden liebes Haupt oder theurer Kopf anreden wollten. Schwesterherz hätte unserem Sprachgebrauche und unserer Anschauungsweise besser entsprochen. An der vierten und fünften Zeile wird ein aufmerksamer Leser nicht ohne Anstoß vorbei kommen und rathlos fragen, was er mit dem unheilvollen Gräul anfangen solle. Böckh wird vielleicht sagen, der griechische Text sei hier um nichts verständlicher als der deutsche. Ob diese Behauptung gegründet sei, werden wir bei Beurtheilung der zweiten Böckh'schen Abhandlung prüfen. Im achten Verse ist der Schluß wieder kund gethan, dem Urtexte nicht entsprechend, und gibt dem Gedanken eine verkehrte Richtung. Denn bei Sophokles bezieht sich das αὖ nicht auf κήρυγμα θεῖναι, sondern auf φασί. Dadurch leitet er auf einen neuen und speziellen Fall über, auf einen Fall, wodurch dasjenige, was Antigone vorher im Allgemeinen über ihr unglückliches Loos bemerkt hatte, begründet werden sollte. Nach der Uebersetzung muß man voraussetzen, daß der Herrscher bereits mehrere Befehle bekannt gemacht, und jetzt einen neuen allem Volke wieder kund gethan habe. Allein Kreon, der neue Fürst des Landes, hat seine alleinige Regierung gerade mit demjenigen Befehle, welcher hier näher bezeichnet werden soll, begonnen. Das Ende der obigen Anrede (V. 10) ist in der Uebersetzung so gefaßt, daß Ismene unter den »Feinden« die Argeier verstehen müßte, während Antigone selbst an den Kreon denken soll. Allein selbst Antigone, obgleich sie Kreon's Befehl, den Polyneikes unbegraben liegen zu lassen, für einen gottlosen hält, kann ihren Oheim nicht so ohne weiters unter die Feinde zählen,

noch weniger aber kann sie dieses der Ismene gegenüber, so lange ein solches Urtheil noch nicht motivirt ist. Daher ist die frühere Auslegung der Worte τῶν ἐχθρῶν κακά, welche Musgrave aufgestellt und unter den Neueren Schäfer und Wunder gebilligt haben, vorzuziehen. Darnach heißen sie so viel als Feindes Beschimpfungen, d. h. Beschimpfungen, welche den Feinden widerfahren. Woher diese Beschimpfungen kommen, soll einstweilen noch nicht gesagt werden; denn Antigone will durch ihre Fragen nur darüber sich Gewißheit verschaffen, ob Ismene schon etwas von der Sache wisse, um im andern Falle ihr vollständigen Aufschluß darüber zu geben (V. 21—38). Verum ubi plura nitent in carmine, non ego paucis offendar maculis, quas aut incuria fudit aut humana parum cavit natura.

Ich komme jetzt zu den zwei gelehrten und gehaltreichen Abhandlungen, welche auf den griechischen und deutschen Text folgen. Die erste derselben (S. 119 — 203) bezieht sich auf einige allgemeine Verhältnisse des Stückes, und zwar vorzüglich auf zwei Punkte: auf die Zeit, worin Antigone zur Aufführung gekommen, und die dadurch veranlaßte persönliche Auszeichnung ihres Verfassers (Samische Strategie); zweitens auf die Idee oder den Grundgedanken, welcher durch die dargestellte Handlung zur Anschauung gebracht werde. Der erstere dieser beiden Punkte ist an und für sich von geringerer Bedeutung, allein bei dem sehr fühlbaren Mangel zuverläßiger Nachrichten über des Sophokles Leben und Wirken ist es sehr wünschenswerth, wenigstens über einige Ereignisse aus dem langen Leben desselben sicheren Aufschluß zu erhalten. Darum dürfen wir uns nicht darüber wundern, daß Böckh über diesen Gegenstand sich mit großer Ausführlichkeit verbreitet (S. 120 — 146, 183 — 203), und zu zeigen gesucht hat, die Aufführung der Antigone sei im dritten oder höchstens im vierten Jahre der 84sten Olympiade, etwa neun oder zehn Jahre vor dem Ausbruche des peloponnesischen Krieges gegeben worden. Ueber die nämliche Sache haben vor und nach Böckh mehrere andere Philologen sich ausgesprochen und in einzelnen minder wichtigen Punkten mit einiger Heftigkeit sich bestritten. Alle jedoch kamen darin überein, die erste Aufführung der Antigone vor dem samischen Kriege, oder wenigstens vor den zweiten Theil dieses Kampfes zu setzen, weil Sophokles seine Ernennung zu einem der Athenischen Flottenführer gegen Samos der Aufführung dieses Stückes verdankt habe. Die Grundlage dieser Beweisführung wäre indessen vernichtet, wenn die Glaubwürdigkeit der überlieferten Erzählung über Sophokles Strategie aufgegeben werden müßte, was Referent vor einiger Zeit zu beweisen versucht hat (vgl. Rhein. Museum von 1842, S. 180 ff.).

Meine Beweisführung hat aber bei Böckh eine entgegengesetzte Ueberzeugung nicht hervorgerufen; er hat die neue Frage vielmehr etwas kurz bei Seite geschoben (S. 121, 2. Anm.). Da ich nun nicht wissen kann, was ihm an meiner Behauptung besonders mißfällig ist, so muß es mir erwünscht seyn, daß ich denjenigen Punkten, woran am meisten gelegen ist, von einer andern Seite beikommen und vielleicht zu einer Verständigung darüber mit Böckh gelangen kann, ohne daß ich seiner Neigung, an der Feldherrnwürde des Sophokles festzuhalten, Gewalt anzuthun brauche. Lassen wir diese Würde daher ganz aus dem Spiele, und begnügen uns mit der Frage: woher uns die Kunde gekommen, daß Sophokles *wegen Aufführung seiner Antigone* zum Strategen im Samischen Kriege gewählt sei? Dafür haben wir auch nicht einen namhaften Zeugen, sondern das Ganze beruht auf einem Gerüchte, dessen der Grammatiker Aristophanes in seiner Inhaltsangabe der Antigone gedenkt: *φασὶ δὲ τόν Σοφοκλέα ἠξιῶσθαι τῆς ἐν Σάμῳ στρατηγίας, εὐδοκιμήσαντα ἐν τῇ διδασκαλίᾳ τῆς Ἀντιγόνης.* Aristophanes hat sich, wie wir sehen, wohl gehütet, selbst zu berichten, daß Sophokles durch seine Antigone zur Stelle eines Feldherrn gelangt sei; auch weiß er uns keinen Gewährsmann dafür anzugeben. Alles, was er beibringen kann, beschränkt sich auf ein zweideutiges »*man sagt*,« auf ein unzuverläßiges on dit. Der geringen Wahrscheinlichkeit, welche in der Sache selbst liegt, ungeachtet, würde ich die Wahrheit dieses Gerüchtes nicht entschieden in Abrede zu stellen wagen, wenn nicht andere Nachrichten und Anzeichen mich zu der Behauptung nöthigten, *daß die Sophokles'sche Antigone lange nach dem Samischen Kriege, sogar erst nach dem Tode ihres Urhebers auf die Bühne gekommen sei.* Diese Angaben alter Gewährsmänner und einige andere Wahrzeichen, welche ich hier so vollständig als möglich zusammenstellen will, sind folgende:

Der Grammatiker und Peripatetiker Satyros erzählte (s. das griechische Leben des Sophokles), Sophokles sei, die Antigone *vorlesend*, gestorben, indem ihm gegen Ende des Stückes in einem langen Satze der Athem ausgeblieben wäre. Andere berichteten, wie die eben genannte Quelle ebenfalls angibt, Sophokles sei nach beendigter Vorlesung dieses Stückes als Sieger anerkannt worden, und die Freude darüber habe ihm den Tod gebracht. *Historisch* sind diese Erzählungen keineswegs, allein ihre Urheber haben offenbar vorausgesetzt, daß Sophokles seine Antigone erst in den letzten Tagen seines Lebens vollendet habe. Sie sprechen nur von einer *Vorlesung* (*ἀνάγνωσις*), nicht von

einer Aufführung (*διδασκαλία*), weil sie glauben, daß Sophokles zur Aufführung dieses seines letzten Stückes nicht mehr gekommen sei. Eine didaskalische Notiz über die Antigone aus dem Jahre vor dem Samischen Kriege hat es nicht gegeben, weil der Grammatiker Aristophanes nach seiner sonst befolgten Methode (am besten lernen wir diese aus den Inhaltsangaben zu den Komödien des Aristophanes kennen) sie gewiß angeführt haben würde, wenn er eine vorgefunden hätte. Die Neueren denken bei den obigen Nachrichten an eine spätere Umarbeitung der Antigone, eine Annahme, welche wir auch bei Böckh (S. 145 ff.) finden. Allein das ist eine willkürliche Voraussetzung, welche auf morschem Boden beruht, und Andere bereits zu großen Verirrungen verleitet hat.

Die Vorstellung, daß Sophokles die Antigone erst in den letzten Tagen seines Lebens verfaßt habe, trägt auch der Scholiast des Euripides (wahrscheinlich ist es der belesene Didymos) mit sich umher, wenn er zu den Worten der Phönissen

Ἐγώ σφε θάψω κἂν ἀπεννέπῃ πόλις

bemerkt: *διὰ μὲν τοῦ »ἐγώ σφε θάψω« σπέρματα τῇ Σοφοκλέους Ἀντιγόνῃ παρέσχε.* Nun gehören aber die Phönissen zu den letzten Stücken des Euripides, wie wir durch den Scholiasten zu den Fröschen des Aristophanes (V. 53) (dieser ist höchst wahrscheinlich ebenfalls Didymos) erfahren, und Euripides ist in demselben Jahre mit Sophokles gestorben. Die Wahrheit der Behauptung, Sophokles sei durch die Phönissen des Euripides zu seiner Antigone angeregt worden, lassen wir billiger Weise auf ihrem Urheber beruhen, allein was dieser von der Abfassungszeit der Antigone dachte, ist klar genug.

Etwas älter als Didymos war Lukillos von Tarrha, welcher sich über die Antigone in folgender Weise geäußert hat: Vieles wird für unecht ausgegeben, wie die Antigone des Sophokles: denn sie soll dem Jophon gehören, dem Sohne des Sophokles *). Hier haben wir ebenfalls ein »soll« oder »man sagt,« und wahrscheinlich beruht dieses sogar auf festerem Boden, als jenes in der Inhaltsangabe des Aristophanes. Auch Böckh ist darauf aufmerksam geworden, und hat die Vermuthung ausgesprochen, Jophon

---

*) S. Dindorf's Pariser Ausgaben der Antigone vom J. 1836. p. IV: Λουκίλλου Ταρραίου. πολλὰ νοθευόμενά ἐστιν, ὡς ἡ Σοφοκλέους Ἀντιγόνη. λέγεται γὰρ εἶναι Ἰοφῶντος τοῦ υἱοῦ. Vergl. Kramer's Anecdota Gr. IV. p. 315: πολλὰ γὰρ νοθευόμενά ἐστιν, ὡς ἡ Σοφοκλέους Ἀντιγόνη. λέγεται γὰρ εἶναι Ἀντιφῶντος (l. Ἰοφῶντος) τοῦ Σοφοκλέους υἱοῦ.

möge eine wiederholte Aufführung der Antigone besorgt haben. Wohl konnte Jophon ein vom Vater ihm hinterlassenes Stück unter seinem Namen aufführen, aber eine schon von diesem aufgeführte Tragödie zu wiederholen, das wird man ihm schwerlich gestattet haben; wenigstens ist bei Sophokles und Euripides kein Beispiel der Art bekannt geworden, und was von der Aufführung Aeschyleischer Stücke nach seinem Tode erzählt wird, bedarf ebenfalls einer bedeutenden Beschränkung. Auch würde eine wiederholte Aufführung jenes Gerücht nicht so leicht veranlaßt haben. Denn wenn die neue didaskalische Notiz den Jophon als Chormeister nannte, so mußte doch die Tragödie, wenn sie bereits vor dem Samischen Kriege gegeben und demgemäß als eine Sophokleische allgemein bekannt war, als ein Werk des Sophokles genannt werden. Wohl aber konnte jene Meinung entstehen, wenn Sophokles die Antigone am Schlusse seiner Tage gedichtet und nicht mehr zur Aufführung gebracht, und dieselbe dem Jophon hinterlassen hatte. Denn alsdann wurde Jophon in der didaskalischen Notiz als derjenige namhaft gemacht, welcher die Antigone zur szenischen Darstellung hergegeben habe. Daß sich die Sache aber so verhalten habe, wird durch einen andern Umstand zu einem hohen Grade von Wahrscheinlichkeit erhoben. Denn Sophokles hat auch gerade jenes Stück, als dessen Fortsetzung Antigone angesehen werden kann, seinen Oedipus in Kolonos, gleichfalls ein Erzeugniß seines höchsten Alters, nicht selbst mehr aufgeführt, sondern er hat diesen dem jüngeren Sophokles, mag dieser nun sein Sohn oder Enkel gewesen seyn, hinterlassen, und der Erbe hat diese Tragödie vier Jahre nach dem Tode ihres Urhebers auf die Bühne gebracht (siehe das dritte Argumentum Oedipi Col. bei Emsley). Wie nun der jüngere Sophokles von seinem Vater oder Großvater den Oedipus in Kolonos als Erbstück erhalten hat, so ist auch Jophon, der ältere Sohn, mit einem eben so werthvollen Schatze bedacht worden, und das ist die Antigone gewesen.

Wie wir eben gesehen, führen alle Zeugnisse von Belang auf eine sehr späte Abfassungszeit der Antigone, und nöthigen uns, jene Beziehung des Stückes auf die Samische Strategie fahren zu lassen. Einige innere Merkzeichen leiten zu dem nämlichen Ergebnisse. In der Antigone (V. 1918 ed. Herm.) kommt die Freiheit vor, daß am Ende eines Trimeters der Apostroph geduldet wird, *εἶ σοι φρονήσας εἶ λέγω· τὸ μανθάνειν δ'* u. s. w. Eine solche Freiheit hat Sophokles zuerst in seinem König Oedipus (V. 29, 332, 785, 1184, 1224) sich erlaubt, wie Klearchos von Soli und Athenäos (siehe Athen. IV. S. 276 A, X. S. 453 E) erzählen. Dieses Stück ist aber erst einige Zeit

nach dem Ausbruche des peloponnesischen Krieges gedichtet, wie die darin vorkommenden Beziehungen auf die bekannte Athenische Pest beweisen. Unter den übrigen Tragödien des Sophokles bietet dessen Elektra ein Beispiel, der Oedipus in Kolonos zwei Stellen dieser Art dar; beide Stücke aber gehören ebenfalls zu den spätesten Schöpfungen des Sophokles. Wenn also Klearchos und Athenäos die Wahrheit berichtet haben, so würde sich aus der erwähnten Freiheit ergeben, daß die Antigone vor dem peloponnesischen Kriege nicht abgefaßt seyn könne.

Wichtiger als das vorher erwähnte nur formelle Merkzeichen ist folgendes: Herodot erzählt (III. S. 119), Darius habe den Intaphernes und seine Verwandten in Fesseln gelegt, und sei von seinem Entschlusse, alle hinzurichten, durch die Bitten der Gattin des Intaphernes in so weit umgestimmt worden, daß er Einem aus der Familie das Leben schenken und die Wahl desselben dem Weibe anheim stellen wollte. Diese wählte weder ihren Mann, noch einen ihrer Söhne, sondern ihren Bruder. Wegen dieser Wahl befragt, sagte sie: Mann und Kinder kann ich wieder bekommen, aber keinen Bruder, da meine Eltern nicht mehr leben. Die eigenen Worte des Herodot lauten: *ἀνὴρ μέν μοι ἂν ἄλλος γένοιτο, εἰ δαίμων ἐθέλοι, καὶ τέκνα ἄλλα, εἰ ταῦτα ἀποβάλοιμι πατρὸς δὲ καί μητρὸς οὐκέτι μεῦ ζωόντων, ἀδελφεὸς ἂν ἄλλος οὐδενὶ τρόπῳ γένοιτο. ταύτῃ τῇ γνώμῃ χρεωμένη ἔλεξε ταῦτα.* Den nämlichen Grundsatz läßt Sophokles die Antigone (V. 896—905) aussprechen, und zwar in einer Weise, daß in ihrer Rede die Worte des Herodot, nur in eine poetische Form gekleidet, wiederholt werden: *πόσις μίν ἂν μοι, κατθανόντος, ἄλλος ἦν, καὶ παῖς ἀπ' ἄλλου φωτός, εἰ τοῦδ' ἤμπλακον· μητρὸς δ'έν Ἅιδου καὶ πατρὸς κεκευθότοιν, οὐκ ἔστ' ἀδελφὸς ὅστις ἂν βλάστοι ποτέ τοιῷδε νόμῳ* u. s. w. Daß Einer von beiden auf den Anderen Rücksicht genommen habe, kann bei näherer Betrachtung dieser Stellen nicht zweifelhaft bleiben. Daß aber Herodot bei Erzählung jenes Vorfalles, den er wahrscheinlich in Asien erfahren hatte, die Worte des Sophokles vor Augen gehabt, und nach ihnen seinen Ausdruck gestaltet haben sollte, ist an und für sich unwahrscheinlich, um so mehr, als Herodot schon im ersten Jahre der 84sten Olympiade sich den Kolonisten, welche nach Thurii zogen, angeschlossen *), und dort schwerlich

---

*) Böckh vermuthet (S. 144), daß Herodot nicht gleich an der ersten Kolonisirung von Thurii Theil genommen habe, obgleich die Zeugnisse des Strabo und Suidas dieses aussagen, sondern erst etliche Jahre später nachgekommen sei. Das ist wohl möglich: allein um dies auch wahrscheinlich zu machen, wären andere Beweise nöthig,

Tragödien gelesen hat. Der Nachahmer oder vielmehr Nachbildner ist also Sophokles. Zu Thurii hat Herodot seine Geschichte nicht vor den ersten Jahren des peloponnesischen Krieges vollendet, wie mehrfache Beziehungen auf die ersten Begebenheiten dieses Krieges (VI. S. 91, 98. VII. S. 233 IX. 73, 75) beweisen. Das Werk des Herodot kann demnach nicht lange vor der Mitte des peloponnesischen Krieges in Hellas bekannt geworden seyn. Daß hiermit jene frühe Aufführung der Antigone nicht zu vereinen sei, daß vielmehr auch hieraus auf eine viel spätere Abfassungszeit des Stückes geschlossen werden müsse, braucht nicht mehr ausdrücklich bemerkt zu werden. Wie vortrefflich dagegen zu der Voraussetzung einer späteren Abfassung der Antigone auch Anderes stimme, möge hier am Schlusse dieser Untersuchung noch an einem Beispiele gezeigt werden. Im Eingange des Platonischen Gastmahles (S. 177, Steph.) wird mit besonderem Nachdrucke behauptet, daß bis auf den heutigen Tag weder ein Prosaiker noch ein Dichter ein Enkomion auf den Eros verfertigt habe. Das Gastgespräch des Plato wird als ein im vierten Jahre der 90sten Olympiade gehaltenes vorgetragen. Jene Behauptung wäre also ganz ungegründet, wenn die Antigone des Sophokles vor dem Samischen Kriege aufgeführt wäre, da sich in ihr ein schönes Lied auf den Eros findet (V. 781 ff., oder 758 nach Böckh); aber ganz richtig, wenn sie erst um die Mitte der 93sten Olympiade gedichtet ist.

Auf meine bisherige Beweisführung fußend, glaube ich jene Sage, welche Aristophanes von Byzanz nur als solche mitgetheilt hat, genügend erklären zu können. Die griechischen Grammatiker und Anekdotenschreiber bedienen sich ihres φασίν oder λέγεται sehr oft auch da, wo sie keine geschichtliche Thatsache, sondern nur eine Vermuthung mittheilen. Es genügt ihnen, irgendwo eine noch so luftige Conjectur gefunden zu haben, um jenen Ausdruck vorzuschieben. Sehr häufig geschieht dies, wo über das Ergebniß einer Lysis berichtet wird. In unserem Falle war nun, wie ich vermuthe, die Frage (πρόβλημα oder ἀπορία) folgende: warum doch Sophokles zur Stelle eines Flottenführers im Samischen Kriege gelangt sei? Darauf folgte diese Auflösung: Sophokles sei durch Aufführung seiner Antigone so berühmt geworden, daß die Athener in ihrem Enthusiasmus ihn zum Feldherrn und Genossen des Perikles ernannt hätten. Die

---

als was Böckh dafür beigebracht hat. Auch O. Müller (Geschichte der gr. Literat. I. S. 481) hat das Nämliche behauptet, aber nicht bewiesen.

Meinung, Sophokles habe mit Perikles am Samischen Kriege Theil genommen, war damals, als diese Lysis vorgebracht wurde, schon vorhanden; dagegen wurde dieselbe erst jetzt in Verbindung mit der Antigone gesetzt, und dieses Stück wählte jener Grammatiker als ein sehr bekanntes und berühmtes, ohne nach der Zeit, worin dasselbe abgefaßt und aufgeführt wäre, weiter zu fragen. Allein diese Beziehung der Antigone auf die Samische Strategie des Sophokles ist ohne weitere Folgen geblieben, und ein entgegengesetztes Bewußtseyn von einer viel späteren Abfassungszeit dieses Stückes ist so verbreitet gewesen, daß außer der ganz verlassen stehenden Notiz des Aristophanes auch nicht eine Spur von einer so frühen Aufführung der Antigone jemals ans Tageslicht getreten ist.

Der übrige Theil der ersten Abhandlung ist hauptsächlich der Darlegung des Grundgedankens, welcher durch die in der Antigone dargestellte Handlung veranschaulicht wird, gewidmet (S. 148—175). Als solcher wird (S. 160) aufgestellt: ungemessenes und leidenschaftliches Streben, welches sich überhebt, führt zum Untergange; der Mensch messe seine Befugniß mit Besonnenheit; daß er nicht aus heftigem Eigenwillen menschliche oder göttliche Rechte überschreite, und zur Buße große Schläge erleide: die Vernunft ist das Beste der Glückseligkeit. In der Nachweisung dieses Gedankens ist jener Theil am meisten überzeugend, worin dargethan wird, daß Antigone von Sophokles nicht als völlig schuldlos aufgefaßt und dargestellt sei, daß sie trotz ihrer großartigen Gesinnung und heldenmüthigen Kühnheit doch an Unbesonnenheit und Starrsinn leide, daß sie sich von einem leidenschaftlichen Eigenwillen fortreißen lasse und in Folge dieser Unvollkommenheit zu Grunde gehe. Bis dahin jedoch kann ich Böckh nicht folgen, wenn er auch in Kreon eine an sich edle und treffliche Natur wahrzunehmen glaubt, welche nur über das rechte Maß durch ihre Leidenschaft hinausgeführt werde. Am bestimmtesten hat Böckh sich S. 163 darüber geäußert: »Eben so, wer wollte sagen, Kreon »sei als ein schlechter Tyrann dargestellt? Wie Antigone einen »weiblich frommen, hat Kreon einen männlich strengen, dem »Staatsmanne angemessenen Beweggrund; selbst die Götter glaubt »er nicht zu verletzen (S. 278 ff.), sondern gibt deren Verletzung »vielmehr dem Polyneikes schuld (196); auch er konnte herrlich »wirken, wenn ihn nicht Eifer für das Vaterland und für seine »Würde zur Leidenschaft führte, bis zur Geringachtung des »Göttlichen und zur Tyrannei. So bewährt der Dichter an »edlen und trefflichen Naturen, wie eigenmächtige Vermessenheit

»und Mangel an Besonnenheit beide im Wechselkampfe ver»nichtet«. Bei dieser Auffassung ist, wie mir scheint, auf die Worte des Kreon zu viel Gewicht, und auf sein Thun zu wenig gelegt. Seinen Worten nach vertritt Kreon allerdings eine politische und an sich sittliche Idee; allein an beschönigenden Worten hat es selbst einem Tiberius und Nero bei ihren schreiendsten Gräuelthaten nicht gefehlt: mit Worten weiß auch Kreon sich und Andere abzufinden. Sehen wir aber auf seine Handlungen, so stellt sich die Sache ganz anders, da tritt uns ein Tyrann ganz unverkennbar entgegen, d. h. ein Mann, der einen heillosen Entschluß unter allen Umständen durchsetzen will, der sich auf Rechtfertigung seines Befehles nur so lange einläßt, als er auf diesem Wege zu seinem Ziele zu gelangen hofft, aber gleich zur Gewalt und Oberherrschaft überspringt, wo er die Schwäche seiner eigenen Gründe und die Stärke der Gegengründe zu fühlen anfängt, der nicht allein zur »Geringachtung des Göttlichen«, sondern bis zum bitteren Hohne gegen dasselbe sich fortreißen läßt (V. 773 — 776). Ganz besonders aber zeigt sich seine tyrannische Natur darin, daß er, immer mit schnödem Argwohn erfüllt, bei Anderen nur schlechte und gemeine Beweggründe voraussetzt, daß ihm ein ungegründeter Verdacht genügt, um gegen Unschuldige die schwersten Strafen zu beschließen, daß ihn endlich nicht eine bessere Einsicht und Ueberzeugung, sondern Angst und Schrecken von seinem gottlosen Entschlusse zurückzubringen vermögen. Ein sittlich so armseliger und geistig so verblendeter Mann, wie Sophokles den Kreon mit starken und deutlichen Zügen gezeichnet hat, sucht seinen Befehl gegen die Beerdigung des gefallenen Polyneikes, welchen ihm rohe Rachsucht eingegeben hat, als eine politische Maßregel anzupreisen, um dadurch in den Augen Anderer minder arg zu erscheinen, vielleicht auch, weil er sich mit seiner schwachen Rechtfertigung selbst getäuscht und belogen hat. Wäre sein Wille aber wirklich auf etwas Gutes und Reines gerichtet gewesen, so hätte er sich zwar auch zum Verkehrten verirren können; allein er würde alsdann auf einen besseren Weg bald zurückgekommen seyn, und der entgegengesetzten Ueberzeugung, als diese ihm mit so starken Gründen vorgetragen wurde, Gehör geschenkt haben. Nur Eigennutz und Furcht vermögen ihn zuletzt umzustimmen und ihm den Glauben beizubringen, daß Antigone kein wirkliches Gesetz übertreten, sondern im Geiste der bestehenden Gesetze gehandelt habe. Dieses Bekenntniß und mit ihm die Verdammung seines gottlosen Machtgebotes liegt in den Worten, welche dem Kreon entfahren, nachdem er durch Angst umgestimmt worden ist (V. 1100 ed. Herm.).

Denn wohl besorg' ich, geltend Recht zu wahren stets,
der beste Gang des Lebens möge dieses seyn.

Das ist die stärkste und grellste Selbstverurtheilung, welche Kreon aussprechen kann, und welche der Dichter im vollen Bewußtseyn des von ihm dargestellten Charakters ihn hat aussprechen lassen.

Ehe ich diesen Punkt verlasse, erlaube ich mir, um vorher Gesagtes zu bestätigen und zu ergänzen, noch einige Augenblicke bei jenen drei Stücken des Sophokles zu verweilen, welche ihrem Inhalte nach eng mit einander verwandt sind und sich gleichsam fortsetzen, d. i. König Oedipus, Oedipus in Kolonos, Antigone. In allen dreien finden wir den Kreon, allein im ersten Stücke erscheint er ganz anders als im zweiten und dritten. Im König Oedipus zeigt er sich überall als einen vorzüglichen Menschen und gediegenen Staatsmann, als echten Verehrer der Götter und des göttlichen Willens, als einen Mann, an welchem der schmähliche Verdacht des Oedipus zu Schanden geht, der wahrhaft menschlich fühlt, wo Oedipus Hohn von ihm erwartet, der aber auch von Weichheit und Schwäche frei, nur auf die Vollziehung des göttlichen Gebotes Bedacht nimmt. Tyrannisches Gelüst steht ihm in dieser Tragödie durchaus fern, das haftet vielmehr an Oedipus, dessen Charakter dem Kreontischen in der Antigone ziemlich nahe kommt: als einen gewaltthätigen und tyrannischen Mann lernen wir den Kreon erst im zweiten Oedipus und in der Antigone kennen. Die ganz entgegengesetzte Auffassung und Zeichnung des Kreon im König Oedipus beweist, daß dieses Stück nicht als Anfang und Grundlage der beiden andern gedichtet ist. Damit stimmt die vorher erwähnte geschichtliche Ueberlieferung, daß Oedipus in Kolonos im höchsten Alter von Sophokles verfaßt und erst im vierten Jahre nach seinem Ableben durch den jüngeren Sophokles aufgeführt sei, während wir vom König Oedipus wissen, daß er nicht gar lange nach dem Ausbruche des peloponnesischen Krieges, also bedeutend früher als der zweite Oedipus, gedichtet wurde. Was nun aber die Antigone betrifft, so führen uns ähnliche früher mitgetheilte Ueberlieferungen dahin, ihre Abfassung ebenfalls in das höchste Alter des Sophokles zu setzen und ihre Aufführung durch Jophon nach dem Tode des Verfassers anzunehmen. Damit stimmt weiter zusammen, daß Oedipus in Kolonos und Antigone nicht allein im Uebrigen Manches enthalten, was sie als zwei Werke derselben Zeit und beinahe als Theile eines größeren zweifach gegliederten Ganzen bezeichnet, sondern daß in beiden Stücken Kreon von der nämlichen Hast und Hef-

tigkeit getrieben, mit der nämlichen strafbaren Neigung zu gewaltsamen Handlungen behaftet dargestellt ist.

Es bleibt jetzt noch übrig, die vorausgegangenen Bemerkungen über die letzte dichterische Thätigkeit des Sophokles gleichsam in eine Summe zusammenzuziehen. Sophokles, seinem ganzen Wesen nach eine fast überirdische Erscheinung, hatte das seltene und vielleicht einzige Glück, auch in seinem höchsten Alter der vollen und ungeschwächten Gunst der Musen sich erfreuen zu können. Daß die Boten einer herannahenden Auflösung zwar nicht ganz an ihm vorbeigingen, davon mag der Gesang im zweiten Oedipus, worin die Leiden eines hohen Alters so eindringlich beschrieben werden, vielleicht Zeugniß geben; allein seiner Poesie wußte er die Frische und frühere Herrlichkeit unverkümmert zu erhalten. Anerkannt und geliebt von seinen Mitbürgern, mit Ehren und theatralischen Siegen überhäuft, ohne Begehr nach neuen Auszeichnungen, arbeitete er am Abende seines Lebens noch zwei Tragödien aus, womit er seine irdische Laufbahn beschließen und Alles überbieten wollte, was er bisher Großes und Herrliches geleistet hatte. Um diese letzte Thätigkeit einem recht würdigen Stoffe zu widmen, kehrte er noch einmal zu jenem Mythos zurück, worin er bis dahin die größte seiner Schöpfungen, den König Oedipus, vor mehr als zwanzig Jahren ausgeprägt hatte. So entstanden Oedipus in Kolonos und Antigone. Beide hat Sophokles nicht mehr aufführen lassen, sei es nun, daß der Tod ihn vorher ereilte, oder daß er diese beiden letzten Schöpfungen seiner Kunst dem jüngeren Sophokles und dem Jophon als willkommenes Erbstück hinterlassen wollte. Weil es bekannt und in den didaskalischen Notizen verzeichnet war, daß diese Tragödien durch die Nachkommen des Sophokles auf die Bühne gebracht seien, so ist, wenn sie sonst mit Beziehung auf Lebensumstände ihres Urhebers genannt werden, nur von einem Vorlesen derselben die Rede. So soll Sophokles seinen Oedipus in Kolonos vorgelesen haben, als er in seinem höchsten Alter von Jophon oder, wie es in andern Berichten heißt, von seinen Söhnen als Verschwender angeklagt wurde. Die Erzählung selbst kann auf geschichtliche Glaubwürdigkeit durchaus keinen Anspruch machen; aber warum gerade der Oedipus in Kolonos darin genannt wird, und warum von einer Vorlesung die Rede ist, wird aus den obigen Bemerkungen begreiflich. Eben so bei der Antigone. Ein Vorlesen derselben kommt zur Sprache, wo der Tod des Sophokles auf eine sagenhafte Weise erzählt wird. Man hätte zwar auch hier den zweiten Oedipus nennen können; allein da dieser schon in der angeblichen gerichtlichen Szene herbeigezogen war, so mußte bei einer

zweiten Vorlesung ein anderes Stück aushelfen. Dazu wählte man die Antigone, weil sie ein Seitenstück zum Oedipus bildete, und weil sie, wenn unsere obige Darlegung Grund hat, erst nach dem Tode des Sophokles aufgeführt worden war.

Wenn die Erörterung über die Abfassungszeit der Antigone etwas lang geworden ist, so kann ich den Leser nun mit einem für die Geschichte der dichterischen Wirksamkeit des Sophokles bedeutsamen Ergebniß entschädigen. Denn es zeigt sich, daß die von Sophokles uns erhaltenen Tragödien nicht allein zu den vollkommensten gehören, die er verfaßt hat, was uns schon von den Alten bezeugt wird, sondern daß auch alle ein Erzeugniß seines reifsten Alters und seiner höchsten und letzten Kunstentwicklung sind. Für den Philoktetes und Oedipus in Kolonos steht dieses durch didaskalische Angaben fest, nach welchen die Aufführung des ersteren in Olymp. 92, 3, die des andern in Olymp. 94, 3 fällt; eben so für die Antigone, welche den obigen Nachweisungen gemäß Olymp. 93, 3 vollendet worden ist. Aber auch von den vier andern Stücken ist keines vor dem Ausbruche des peloponnesischen Krieges (Olymp. 87, 1) abgefaßt worden. Das erhellet für den König Oedipus aus den Anspielungen auf die Athenische Pest, für den Ajas aus denjenigen Wahrzeichen, welche Referent in diesen Jahrbüchern (Bd. 103) namhaft gemacht hat, für die Elektra aus einer Hinweisung auf das olympische Wettrennen des Alkibiades, für die Trachinierinnen aus einer Anspielung auf den Tod des Perikles, obgleich diese nicht ganz sicher ist, und daher die Trachinierinnen vielleicht auch früher verfaßt seyn mögen. Jetzt kehren wir zu Böckh's Antigone zurück.

Die Urschrift, welche neben der deutschen Uebersetzung steht, ist kein Abdruck aus irgend einer andern Ausgabe, sondern beruht auf einer eigenen Recension, obgleich Böckh nur über solche Punkte Anmerkungen beigefügt hat, wo die von ihm befolgte Leseart oder seine Auslegung eine nähere Erörterung und Rechtfertigung nöthig zu machen schien. Da Böckh diese Stellen schon früher in der zweiten oben erwähnten akademischen Abhandlung behandelt hatte, so ist diese mit einigen Zusätzen und geringen Aenderungen wieder abgedruckt worden. Daß der Verfasser sich seine Arbeit dadurch erleichterte, wird ihm gewiß Niemand übel nehmen. Dagegen darf man sich wundern, daß nur sehr Weniges geändert und neu hinzugekommen ist. Ist doch das Bessere der ewige Feind des Guten! Bei allem Trefflichen aber, was jene Bemerkungen in der That enthalten, finden sich mehrere unter ihnen, denen eine Umarbeitung dringend zu wünschen wäre. Um diese Behauptung nicht ohne Beweis zu lassen,

will ich hier gleich einige der eben bezeichneten Anmerkungen, welche mir besonders wichtig scheinen, prüfend durchgehen. Eine sehr ausführliche Erörterung hat Böckh der schwierigen Stelle (V. 4—6) beigegeben, welche nach seiner Interpunktion so gelesen wird:

οὐδὲν γὰρ οὔτ' ἀλγεινὸν οὔτ' — ἄτης ἄτερ —
οὔτ' αἰσχρὸν οὔτ' ἄτιμόν ἐσθ', ὁποῖον οὐ
τῶν σῶν τε κἀμῶν οὐκ ὄπωπ' ἐγὼ κακῶν.

Nachdem die Versuche früherer Herausgeber und Ausleger, welche sich mit diesen Worten beschäftigt haben, angeführt und als ungenügend nachgewiesen sind, folgt S. 214 Böckh's eigene Erklärung, welche darin besteht, daß ἄτης ἄτερ nicht mit dem vorhergehenden οὔτ' verbunden, sondern als Zwischensatz gefaßt werden soll. »Die vorher Verwirrung erregenden Verneinungen »(Worte des Verf. S. 215) sind nun völlig in der Ordnung: »das vor dem Zwischensatze stehende οὔτε ist nämlich nach demselben rhetorisch wieder aufgenommen, theils um den Zwischensatz sicherer abzugrenzen, theils um durch diese kraftvolle Wiederholung die Heftigkeit der Reden zu bezeichnen, welches auch »durch den Zwischensatz selbst geschieht, indem ein solches Nicht-»zugedenken eine höchst lebhafte Wendung ist«. Soweit bin ich mit Böckh ganz einverstanden, und halte seinen Gedanken für einen wahren Fund, um endlich mit dieser Stelle ins Reine zu kommen. Wenn aber dessenungeachtet seine Auffassung bisher nur wenig Beifall gefunden hat*), so liegt die Ursache gewiß nicht an der Beschaffenheit des eben bezeichneten Ausweges, sondern an der Erklärung, welche Böckh damit verbunden hat. Sehen wir also zuerst, wie er das Wort ἄτη aufgefaßt hat! Aus seiner Uebersetzung (des unheilvollen Gräuls nicht zu gedenken) wird dies nicht recht klar. In seiner Anmerkung (S. 212) sagt er darüber: »überhaupt ist ἄτη gewöhnlich »Verderben oder verderbender Frevel, selten bloß Frevel (Schuld), worüber nächst Buttmann (Lexilog.

*) Hermann in seiner dritten Ausgabe der Antigone (Vorr. S. XIV) stimmte Böckh theilweise bei, versuchte übrigens einen eigenen neuen Weg zu gehen, Wex eben so. Am stärksten hat sich gegen alle Versuche, nur durch Auslegung zu helfen, Wunder ausgesprochen: Libri, schreibt er in der Anmerkung zu d. St., ἄτης ατερ, quod quanquam iam Didymus legit, ut ex scholiis intelligimus, tamen a Sophocle scriptum esse nequit. Omnes enim, quae prolatae sunt rationes vulgatae defendendae et explicandae, falsas esse evidentissimis ostendi argumentis potest. Quin ullam, quae probari possit, eius expediendae viam unquam excogitari posse nego.

»Bd. I. S. 223 ff.) Zehlicke genügend gehandelt hat: und namentlich in der Antigone ist es nirgends bloße Schuld.« Das ist es freilich nicht, weder in der Antigone, noch sonst bei Sophokles oder einem andern griechischen Gewährsmanne, eben so wenig aber auch Frevel, sei es nun Frevel schlechtweg oder verderbender Frevel. (Vergl. die Stellen des Sophokles bei Ellendt im Lexicon Sophocleum s. v. ἄτη, andere bei Buttmann a. a. O. Mit dem verderbenden Frevel oder, wie es an einer andern Stelle (S. 214) heißt, dem frevelnden Unheil, will es nicht gehen, weil ἄτη das nicht bedeutet und weil es auch ganz undenkbar ist, daß Antigone, eine so liebevolle und zärtliche Tochter, ihrem eigenen Vater so etwas zur Last legen sollte. Allein wir müssen Böckh weiter hören (S. 214), »daß Antigone allerdings auch das ἀτηρὸν« (Böckh denkt sich darunter frevelvolles oder verschuldetes Unheil), das Hervorstechendste des Labdakidenlooses, unter ihre Uebel rechnen muß, erkannte Didymos schon ganz richtig; und Sophokles zeugt selbst dafür, wenn er im Oed. T. 1283 in der That nur wieder diese Stelle aufnehmend sagt: »Νῦν δὲ τῇδ' ἐν ἡμέρᾳ στεναγμός, »ἄτη, θάνατος, αἰσχύνη, κακῶν ὅσ' ἐστὶ πάντων ὀνόματ', »οὐδέν ἐστ' ἀπόν.« Hier halten wir einen Augenblick an, um zu sehen, was Didymos und Sophokles zu Gunsten der vorgetragenen Auslegung beibringen. In dem Scholion zu der Stelle der Antigone heißt es: οὔτ' ἄτης ἄτερ; Δίδυμός φησιν, ὅτι ἐν τούτοις τὸ ἄτης ἄτερ ἐναντίως συντέτακται τοῖς συμφραζομένοις· λέγει γὰρ οὕτως (d. h. Antigone meint oder will Folgendes sagen): οὐδὲν γὰρ ἔστιν οὔτε ἀλγεινὸν οὔτε ἀτηρὸν οὔτε αἰσχρόν, ὃ οὐκ ἔχομεν ἡμεῖς· ἄτης ἄτερ δὲ ἔστι τὸ ἀγαθόν. Soweit Didymos: was in der nämlichen Anmerkung noch hinzugesetzt wird, περισσὸν δέ ἐστι καὶ τὸ ἕτερον οὐ, ὥστε ὥσπερ ἀπόφασιν εἶναι· σύνηθες δὲ τοῦτο τραγικοῖς, das gehört nicht ihm, sondern dem Scholiensammler, und enthält einen mißglückten Versuch, die vorher angeregte Schwierigkeit zu lösen. Didymos selbst hat sich wohl damit begnügt, den vorgeblichen Widerspruch aufzudecken, froh darüber, dem großen Sophokles einen Fehler nachgewiesen zu haben *). Allein zu Gunsten der Böckh'schen Auslegung enthalten die Worte des Didymos gar nichts. ἀτηρὸς heißt darin, wie auch sonst, verderblich, schädlich. Das Gegentheil davon (ἄτης ἄτερ) umschreibt er durch τὸ ἀγαθὸν, und versteht darunter nicht das Schuldlose, wie Böckh meint (S. 209), und darum den Didymos bestreitet, sondern das

*) Dieses etwas ungünstige Urtheil über Didymos soll bei einer andern Gelegenheit näher begründet werden.

Vortheilhafte oder Nützliche. In der von Böckh weiter angezogenen Stelle des Sophokles redet ein Bote, der so eben gesehen hat, wie Jokaste sich erhenkt und Oedipus die eigenen Augen sich ausgerissen hatte. Daß dieser unter den vielfachen Uebeln des früher beglückten Hauses auch Verderben (ἄτην) nennt, ist ganz natürlich. Böckh fährt fort: »allein in dem »vorliegenden Falle ist die ἄτη nicht gerade das Hervor»stechende, sondern die ἀτιμία, welche in der Verunehrung des »Polyneikes liegt, von welcher die Rede ist.« Von ihr ist aber nicht die Rede. Vielmehr spricht Antigone in den ersten sechs Versen von ihren und ihres Hauses früheren Uebeln, und kommt erst im siebenten mit einem stark markirten Uebergange auf das neue Leid, die Beschimpfung des Polyneikes, zu sprechen. Eine richtige und sichere Auslegung dieser vielbesprochenen Stelle muß von einer möglichst einfachen Bestimmung der Bedeutung, welche dem Worte ἄτη zukommt, ausgehen. Mögen wir hier eine solche versuchen! ἄτη, seiner Abstammung von ἀάω (beschädigen) getreu bleibend, heißt Schaden, detrimentum, damnum, und zwar bald in aktivem Sinne (Beschädigung, Benachtheiligung, Verderben), bald in intransitiver Bedeutung (Nachtheil, Verlust, Unheil). Die aktive Bedeutung waltet vor in der zu einem persönlichen Wesen oder zur Göttin erhobenen Ate, auch dann, wenn ἄτη so viel als geistige Verblendung (Beschädigung der richtigen Einsicht) heißt. Ein sittlicher Fehl, Schuld oder Frevel, liegt in dem Worte niemals, und kann höchstens aus dem Zusammenhange der übrigen Rede damit in Verbindung gesetzt werden. Weil aber Schaden und Verlust am gewöhnlichsten und am meisten in die Augen fallend bei materiellen Gütern wahrgenommen werden, so kann ἄτη, gerade wie das deutsche Nachtheil oder Schaden, schlechtweg einen derartigen Verlust bedeuten. Wenden wir dieses auf die Worte der Antigone an, so werden wir sehen, daß sie Leiden der Seele und Verlust an materiellen Gütern (Verlust der königlichen Würde bei Vater und Brüdern, und den daraus ihr selbst und ihrer Schwester erwachsenden Schaden) so zusammenstellt, daß auf die ersteren alles Gewicht fällt, die andern aber nur eben berührt werden. Ich würde daher die ganze Stelle, auch mit Beibehaltung der doppelten Verneinung, so übersetzen:

Denn nichts ist schmerzlich, nichts — von Schaden abgesehen —
nichts schimpflich, nichts entehrend, was ich nicht bereits
in deinem Mißgeschick und meinem nicht gesehen.

Eine Aenderung, welche die Probe schwerlich bestehen wird, hat Böckh am Schlusse des zweiten Epeisodion (V. 558—563

oder 567 — 572 ed. Herm.) vorgenommen und S. 243 ff. zu rechtfertigen versucht, ich meine die Stelle, welche nach der neuen Anordnung so gestaltet werden soll:

Κρέων.
Κακὰς ἐγὼ γυναῖκας υἱέσι στυγῶ.
Ἀντιγόνη.
Ὦ φίλταθ᾽ Αἵμων, ὥς σ᾽ ἀτιμάζει πατήρ.
Κρέων.
Ἄγαν γε λυπεῖς καὶ σὺ καὶ τὸ σὸν λέχος.
Χορός.
Ἦ γὰρ στερήσεις τῆσδε τὸν σαυτοῦ γόνον;
Κρέων.
Ἅιδης ὁ παύσων τούσδε τοὺς γάμους ἔφυ.
Χορός.
Δεδογμέν᾽, ὡς ἔοικε, τήνδε κατθανεῖν.

Den zweiten dieser Verse lassen sämmtliche Handschriften die Ismene sprechen, Böckh hat ihn der Antigone zugetheilt, und zwar aus folgenden Gründen: »wie Ismene den ihr fremden »Bräutigam der Schwester *O liebster Hämon* nennen könne, »ist nach hellenischer Sitte nicht wohl begreiflich.« Allein bei den Hellenen heißen die Verwandten sehr oft *οἱ φίλτατοι*, und Hämon war nicht allein Vetter der Ismene, sondern mit ihr auch in dem nämlichen Königshause aufgewachsen und erzogen. Die Anrede *O carissime Haemon* ist daher ohne allen Anstoß, und kann durch analoge Stellen der Tragiker leicht gerechtfertigt werden. Böckh bemerkt weiter: »wenn Kreon erwi»dert: *zu sehr zuwider bist du mir und deine Ehe*, »so ist, da Ismene das Wort *Ehe* überhaupt nicht gebraucht »hat, die Auslegung eben nicht annehmlich, daß die Ehe gemeint »sei, wovon Ismene gesprochen hatte.« Das Wort *Ehe* (*λέχος*) hat Ismene freilich nicht gebraucht, aber von der *Sache* hat sie nicht ein Mal, sondern schon zweimal (V. 564, 566 ed. Herm.) gesprochen, und daher ist jene Auslegung allerdings annehmlich. Im Munde der Antigone, meint Böckh, passe der Ausruf besser: »wie vortrefflich dagegen, wenn Antigone, die bisher in ihrem »Schmerze verstummt, nun da Kreon sie als *schlechtes Weib* »bezeichnet, ihrer bisher verschwiegenen Liebe gedenkend, aber »diese auch nur von ferne andeutend, mit einer der Ismene nicht »einmal angemessenen Bitterkeit und tiefem Unwillen ausruft: »*O liebster Hämon, wie entehrt der Vater dich*, »in mir nämlich, auf die er solche Schmähung wirft.« Man muß sich wohl hüten, es besser machen zu wollen, als der Dichter selbst. Sophokles läßt seine Heldin bei ihrem ersten Auftreten vor Kreon (im zweiten Epeisodion des Stückes) nur da sprechen, wo ihr eine *unmittelbare* Veranlassung dazu gegeben

wird. Dies geschieht zuerst, wo Kreon mit seinen Fragen und Vorwürfen sich an sie wendet, dann als Ismene durch Unwahrheit an ihrer That sich betheiligen und die Strafe dafür mit erleiden will. Sie spricht also nur da, wo es ihr unumgänglich nothwendig scheint; im Uebrigen beachtet sie ein würdiges Schweigen, ein Schweigen jener Art, von dem Dionysos bei Aristophanes (Frösche, V. 916) sagt:

> Dies Schweigen aber mir gefiel, und mich ergötzte solches
> nicht minder, als die schwätzen jetzt.

Böckh behauptet ferner: »Antigone müßte gefühllos seyn, »wenn sie hier schwiege; gefühllos aber wollte sie der Dichter »nicht darstellen.« Wer einer unverdienten Schmähung sein verachtendes Schweigen entgegensetzt, der braucht nicht gefühllos zu seyn, zumal wo es an einem Dritten und Unbetheiligten nicht fehlt, der auf das Ungeziemende eines rohen Vorwurfes in der rechten Weise zu erwidern weiß.

Aus dem Gesagten folgt von selbst, daß wir auch die übrigen Aenderungen, welche Böckh in der obigen Stelle versucht hat, nicht zulassen können; jedoch wollen wir auch hier die Gründe des Herausgebers prüfen. Dieser hat nämlich den vierten Vers, welchen alle Handschriften, mit Ausnahme einer einzigen, der Ismene geben, dem Chore überwiesen: denn er meint, Ismene könne diese Worte unmöglich sprechen, weil sie einige Verse vorher ganz dasselbe schon gesagt habe. Wohl kann Ismene dasjenige, was sie als das einzige noch übrige Rettungsmittel ihrer Schwester betrachtet, in verschiedener Weise zweimal vorbringen und die Wirkung dieses Mittels zweimal an Kreon versuchen. Das erste Mal legt sie Gewicht darauf, daß Antigone die Braut seines Sohnes sei: Wirst du die Braut denn tödten deines eignen Kinds? Bald darauf hebt sie hervor, daß der Hauptverlust seinen Sohn treffen werde: Berauben willst du wirklich dieser deinen Sohn? Vielleicht aber würde ich selbst weniger entschieden für die Beibehaltung des Namens der Ismene an dieser Stelle mich aussprechen, wenn die obige Frage für den Chor wirklich paßte. Daß sie dieses nicht thut, hat Hermann mehr angedeutet als entwickelt, wenn er in seiner Anmerkung schreibt: Codex Augustanus hunc versum tribuit choro, non male, sed tamen contra morem tragoediae. Nam chorus si hic loqueretur, duos minimum versus haberet. Mit Beziehung auf diese Worte sagt Böckh: »daß der Chor nothwendig zwei Verse sprechen müsse, wenn er »einmal spricht, kann unmöglich ohne Pedanterei feste Regel der »Tragödie gewesen seyn. Indessen nach einer Unterbrechung er-

»hält er allerdings noch einen« u. s. w. Von Pedanterei darf hier keine Rede seyn; wir wollen uns lieber fragen, was der Anstand und die Verhältnisse der Athenischen Bühne verlangen. Wenn wir uns aber recht anschaulich machen, wie zu Athen die Sprecher der Bühne und die Chorpersonen zwei besondere Massen bilden, welche auch dem Raume nach ziemlich stark geschieden sind, die Einen auf der Bühne, die Andern in der Orchestra, so daß ein Dazwischensprechen des Chores jedesmal etwas Neues und von einer andern Seite Ausgehendes ist, so wird uns leicht begreiflich werden, warum der Chor, wo dieser das Gespräch an sich zieht, nicht mit einem winzigen Trimeter beginnt, sondern daß seine Rede dann wenigstens aus zwei Versen bestehen muß. Was der Chor nach einer Unterbrechung noch spricht oder sprechen soll, gehört nicht hieher. Nach Böckh soll auch der sechste Vers nicht der Jsmene gehören, wie es die Handschriften wollen, sondern dem Chore. »Nur dem Chor,« sagt er, »ist »diese gleichgültige Kälte angemessen, welche in den Worten of»fenbar liegt.« In den Worten »Beschlossen ist es, seh' »ich, daß sie sterben soll,« kann ich jene Kälte nicht finden. Als Jsmene in ihrer Erwartung, Kreon werde sich durch die Rücksicht auf den eigenen Sohn zu milderen Maßregeln gegen Antigone bestimmen lassen, sich getäuscht sieht, als ihr auch dieser letzte Nothanker reißt, da spricht sie die traurige Wahrheit mit einer Art von Ueberraschung in wenigen, aber gewichtigen Worten aus. Böckh meint am Ende seiner Anmerkung: »Nur so endlich erhält die ganze Stelle ihre rhetorische und dich»terische Schönheit. Erst muß sich Jsmene, dann auch der Chor »noch an Kreon versuchen, um seine äußerste Hartnäckigkeit zu »erproben; ist der Chor noch so bescheiden, so wäre es gegen die »Natur, ihn ganz schweigen zu lassen; und ihm endlich ziemt »es, den letzten Schluß zu ziehen.« Wie Sophokles, der Meister aller Meister, dem überlieferten Texte gemäß es gemacht hat, so ist es gut gemacht: freilich hätte er auch die von Böckh bezeichnete und gerühmte Anordnung treffen können; allein wenn er dieses gethan hätte, so würde er der ganzen Stelle eine andere Gestalt gegeben haben, als dieselbe jetzt in der neuen Ausgabe darbietet.

Sehr ausführlich handelt Böckh über den Ausspruch der Antigone, sie würde den Polyneikes, wenn er nicht ihr Bruder, sondern ihr Gatte oder Kind gewesen wäre, gegen das Staatsgesetz nicht beerdigt haben (V. 896 — 905), weil sie Kind und Gatten wieder erhalten könne, einen Bruder hingegen nach dem Tode ihrer Eltern nicht (S. 168 und 260 — 266), aber auch hier hat er mich von der Wahrheit seiner Auffassung nicht über-

zeugen können. »Der Dichter,« so meint Böckh an der ersten Stelle, »wollte eben ihrer (Antigone's) Handlung keine unbe-»dingte Größe zuschreiben, und läßt sie, da sie eben an die Er-»kenntniß ihres Unrechtes angrenzt, nach Stützpunkten suchen, »wie die Sophistik der Verzweiflung sie darbietet.« Das heißt die großartige Heldin des Stückes etwas tief stellen, ihr die Annäherung an eine Erkenntniß zuschreiben, welche wie eine schreiende Dissonanz die Ruhe ihrer Seele stören würde, ihr den Gang zum Tode unerträglich machen müßte. Auch hätte sich der Dichter alsdann offenbar einer Dunkelheit schuldig gemacht, da dieser Zusammenhang der Stelle zu wenig hervorgehoben wäre. Ich wage eine andere Auffassung dieser Worte mitzutheilen. Mit feiner Kenntniß des menschlichen und namentlich des weiblichen Gemüthes hat Sophokles die Antigone bei ihrer Abführung zum Grabe, im Vergleich zu ihrem ersten Auftreten vor Kreon, als bedeutend verändert dargestellt. Die Schrecken eines nahen und grauenvollen Todes haben ihre Kraft zum Theil gebrochen, die Klarheit ihres Geistes umnebelt. Dazu kommt, daß der Chor die Zulässigkeit ihrer Handlung kurz vor jener Aeußerung bestritten hatte. Dadurch ist sie weich und in ihrer Ueberzeugung unsicher geworden. In dieser Stimmung verirrt sie sich zu einem Grundsatze und zu einem Standpunkte, welcher, streng verfolgt, ihre frühere bessere Ueberzeugung umstoßen und einen schalen Eigennutz zum Beweggrunde ihrer Handlung machen würde. Den einfachen Gedanken, der Todte war ja mein eigener Bruder, schraubt Antigone bis zu einer Höhe hinauf, daß sie der wahren Motive, welche sie zur Beerdigung des Polyneikes bewogen hatten, nämlich Pflichtgefühl und Folgsamkeit gegen die Gebote der Religion, wenigstens auf einen Augenblick vergißt. Die unter solchen Umständen ausgesprochenen Worte sollen wir aber eben so wenig auf eine feine Wagschale legen, als es unbillig ist, aus den halb verworrenen Aeußerungen eines Sterbenden auf seine früheren Grundsätze einen Rückschluß zu machen: vielmehr sollen wir auch hierin die hohe Kunst des Dichters bewundern, der mit den wechselnden Regungen des menschlichen Herzens innig vertraut, überall das Passende und Bedeutsame herauszufinden weiß *).

---

*) Die eben besprochenen Worte des Sophokles müssen vor allem aus ihm selbst und aus ihrer Umgebung erklärt werden: Alles, was von außen hineingetragen wird, kann nur stören. Dahin gehört vorzüglich die paradoxe Behauptung, daß dem hellenischen Weibe ein Bruder mehr gegolten habe, als Kind und Gatte, womit nichts gewonnen wird, wenn sie sich auch beweisen ließe. Allein

Die Gelegenheit, früher Geschriebenes verbessern zu können, ist überhaupt bei Arbeiten dieser Art so selten, daß sie Niemand unbenutzt vorübergehen lassen sollte, und die Fortschritte der Philologie sind seit einigen Decennien so bedeutend gewesen, daß selbst ein Böckh an demjenigen, was er vor sechzehn und zwanzig Jahren geschrieben hat, jetzt Manches zu ändern oder zu berichtigen finden wird. Dieses wird mich entschuldigen, wenn ich einem so großen Philologen einige Punkte, die nach meiner Ueberzeugung einer Umarbeitung bedürfen, zu bezeichnen gewagt habe. Gern aber bekenne ich, daß Böckh in der Behandlung der meisten übrigen Stellen mich überzeugt und mehrfach belehrt hat. Diese einzeln namhaft zu machen, ist um so weniger nöthig, da die beiden akademischen Abhandlungen schon lange vorher bekannt geworden sind. Eine besondere Aufmerksamkeit hat Böckh auf die Behandlung der Chorgesänge gerichtet und eine bessere Versabtheilung darin getroffen. Dadurch sind die metrischen Grundsätze, welche Böckh früher im Pindar mit so glücklichem Erfolge bewährt hat, jetzt auch an einem ganzen dramatischen Kunstwerke erprobt worden. Auf diese Weise ist die Anzahl der Verse in der neuen Ausgabe auf 1284 festgestellt worden, während die Antigone bei Brunck 1353, bei Erfurdt 1332 Verse zählt. Ein anderes wesentliches Verdienst des Herausgebers besteht darin, daß er den Zusammenhang der Chorlieder mit den vorausgegangenen und folgenden Ereignissen scharf ins Auge gefaßt und dargelegt hat. Böckh's Bemerkungen darüber sind fein und treffend: nur möchte ich wünschen, daß er seine Behauptung über den Vortrag des letzten Chorgesanges, V. 1070—1097 (1101—1139 ed. Herm.) zurückgenommen hätte oder künftig aufgeben wolle. Böckh ist nämlich so fest überzeugt, daß dieses Lied unter Tanzbegleitung gesungen worden sei, daß er demselben in der Urschrift *ΟΡΧΗΣΤΙΚΟΝ*, in der Ueberseßung Chortanz vorgesetzt hat. Allein die Behauptung, daß der königliche Rath

---

Penelope und Alkestis und andere Gestalten der hellenischen Sage oder Geschichte bezeugen das Gegentheil, und Hermann bemerkt (S. XXXI der dritten Ausg. der Antigone) ganz richtig: et Antigonae illa et Intaphernis uxoris disputatio quid aliud, quam etiam veteribus id mirum ac pene inauditum visum esse ostendit, si mulier marito filiisque potiorem haberet fratrem. Dissentiant igitur, si iis placet, a caeteris hominibus Hegeliani (in der Hegel'schen Schule ist nämlich jener Grundsatz als ein hellenischer ausgesprochen worden). Nicht ganz, jedoch theilweise soll auch nach Böckh jener Satz gelten (vgl. S. 265): »das Verhältniß zu dem Gatten aber ist allerdings im Alterthume so lose »und auflösbar gewesen, daß dem Bruder der Gatte unstreitig »nachstand«

hochbetagter Greise auf einmal zu tanzen anfange, ist so überraschend, daß wir auf die Gründe dafür um so gespannter werden. Diese stehen S. 280 ff.: »Ich habe behauptet,« heißt es zuerst, »daß dies ein eingelegtes Tanzlied, und kein Stasimon ist« u. s. w. »Dies erkennt man theils am Inhalte, theils an »der Form. Der Chor hofft und wünscht, daß Dionysos helfen »werde; dies gibt ihm eine gewisse Heiterkeit,« —— »auch führt »der Bacchische Inhalt schon auf Bewegung, da das Bacchische »den Tanz liebt.« Nicht frohe Zuversicht und Heiterkeit, sondern unruhige Ahnungen und Befürchtung schweren Unheils bestimmen den Chor, die Hülfe des vaterländischen Gottes anzurufen, ihn zu bitten, er möge erscheinen und der beängstigten Stadt in ihren Nöthen beistehen. Eine solche Gemüthsstimmung eignet sich nicht für einen Tanz, am wenigsten bei bejahrten und ehrwürdigen Greisen. Der Bacchische Inhalt beschränkt sich darauf, daß Bacchus um Hülfe angerufen wird. Wenn dieser den Tanz liebt, so folgt daraus nichts für die alten thebischen Staatsmänner. Böckh fährt fort: »Sodann wäre es wider die Natur, »wenn der Chor still stände, während er so viel von Tanz spricht, »oder von Bewegung wenigstens.« Die Erwähnung des Tanzes und der Bewegung würde nur dann etwas für die Haltung der Chorpersonen beweisen, wenn sie von ihrem eigenen Tanze redeten, wenn sie z. B. sagten: jetzt ist's Zeit zu tanzen, oder: jetzt laßt uns tanzen. So etwas sagt aber der Chor nicht und darf es unter den obwaltenden Umständen nicht sagen. Böckh bemerkt weiter: »Ueberdieß muß man noch die ganze Leb»haftigkeit des Chores in Anschlag bringen, die nicht zum Still»stehen paßt.« Daß der von Besorgniß erfüllte und inständig bittende Chor ganz unbeweglich stehe, will ich selbst nicht behaupten: aber die für einen solchen Inhalt passenden Bewegungen sind von einem eigentlichen Tanze noch weit entfernt. Durch diese Bemerkung findet auch dasjenige seine Erledigung, was Böckh zuletzt beigebracht hat: »der Rhythmus ist für den Schritt »und eine hüpfende Bewegung vorzüglich geeignet: dahin gehört »gleich der die erste Strophe einleitende Parömiacus, der als »anapästisch dem Schritte angemessen ist, hiernächst die Rhythmen »mit gehäuften Basen und die kretischen Füße« u. s. w. Die hier angeführten Eigenschaften des Rhythmus, welchem die neue und bessere Abtheilung schöne und wohlklingende Verse gegeben hat, werden aus der gegenwärtigen, etwas aufgeregten Gemüthsstimmung des Chores vollkommen erklärlich: die Nothwendigkeit eines Tanzes kann so wenig aus ihnen, als aus den andern von Böckh erwähnten Anzeichen bewiesen werden.

Bonn, im August 1844. F. Ritter.

Art. X. Die Lustspiele des Aristophanes. Uebersetzt und erläutert von Hieronymus Müller, Professor und Corrector des Naumburger Domgymnasiums. Erster Band. Leipzig, F. A. Brockhaus, 1843. gr. 8. 426 S.

Die Herausgabe dieses verdienstlichen, Seiner Majestät dem Könige von Preußen Friedrich Wilhelm IV. gewidmeten, von dem Verleger mit gewohnter Eleganz ausgestatteten Werkes erscheint besonders in gegenwärtiger, der attischen Bühne mit Liebe und Theilnahme zugewendeten Zeit als eine willkommene. Der Uebersetzer, dem nonum prematur in annum getreu, hat uns erst in späterer Zeit seines Kunstwirkens mit demselben bekannt gemacht. Die Uebersetzung des Plutos, sagt er in der Vorrede, kann in gewisser Beziehung in zwölf Jahren ihr fünfzigstes Jubelfest begehen. Der Versuch einer metrischen Uebertragung dieses Stückes wurde bereits von dem Studiosus der Georgia Augusta im Jahre 1805 gemacht, und ihr Urheber hatte die Freude, ihn von F. A. Wolf gut geheißen zu sehen, der ihn auf diese Probearbeit hin der sofortigen Aufnahme in sein philologisches Seminar (Ostern 1806) würdig erachtete.

Die Frösche wurden im Jahre 1832 einem in Naumburg bestehenden literarischen Vereine mitgetheilt, und das zuletzt übertragene Stück, die Wolken, war im ersten Entwurfe in den ersten Monaten des Jahres 1841 vollendet. Eine drei-, ja noch mehrmalige Ueberarbeitung hat jedes der hier mitgetheilten Lustspiele erfahren.

Zufällige Umstände bestimmten den Uebersetzer, zuerst an diesen Komödien sich zu versuchen; daß er sie aber auch zuerst durch den Druck in der wahrscheinlich von den Alexandrinern herrührenden Aufeinanderfolge veröffentlicht, und nicht wie Voß in chronologischer Ordnung, dafür hatte er dieselben Gründe, die, wie er glaubt, auch die alexandrinischen Gelehrten vermochten, das in seiner zweiten Ausgabe wenigstens von allen vorhandenen zuletzt entstandene Stück, den Plutos, den übrigen vorausgehen, und darauf die Wolken und Frösche folgen zu lassen. Wenigstens wüßte er dem, der mit Aristophanes die erste Bekanntschaft zu machen wünscht, kein besseres Stück dazu vorzuschlagen, als eben den Plutos. Er ist ein Uebergangsstück, und bildet daher mit dem neueren Lustspiel einen minder grellen Gegensatz. Des Dichters Witz ist zahmer geworden, seine Eigenthümlichkeit tritt hier minder stark hervor. Daß die Wolken, abgesehen von ihrer Celebrität, einen Stoff behandeln, geeignet, die Theilnahme in jedem Volke und zu jeder Zeit zu wecken und rege zu erhalten, wird in der Einlei-

tung dazu bemerkt. Dasselbe ist für jeden, mit der tragischen Bühne der Athener nicht ganz Unbekannten mit den Fröschen der Fall.

Nach den Verdeutschungen einzelner Lustspiele des Aristophanes von Schütz, Borheck, Schlosser, Wieland, Conz, Walker, Wolf, Dr. Glyphäos und den gesammelten von Voß und Droysen hatte der Verfasser tüchtige, an Wolf einen Vorgänger ersten Ranges. Es muß ihm zur Ehre gesagt werden, daß die Vorzüge der Vorarbeiten, wo er sie gefunden, ohne irgend einer Nachäffung derselben treu und wirksam von ihm benutzt worden sind. Eben so ist es achtend anzuerkennen, daß er stets auf griechischem Grund und Boden verharrend, zwischen einer an dem Buchstaben haftenden Strenge und einer den Charakter des Urwerks entstellenden Umschreibung die Mitte hielt. Nur damit können wir nicht einverstanden seyn, daß er bei Uebertragung sogenannter anstößiger Stellen schonender als Voß und Droysen verfuhr, ja sich sogar das Weglassen zu unsauberer Stellen erlaubte. Die jedesmal hinzugefügte Bemerkung der geschehenen Verstümmlung macht die Sache in gewisser Hinsicht noch ärger, weil sie die Einbildungskraft aufregt, sich noch Schlimmeres, als im Original vorkömmt, vorzustellen, und erinnert zugleich an den gestörten Zusammenhang. — Klassiker wie Aristophanes wollen in ihrer Totalität dargestellt und erkannt seyn; sie sind keine Lectüre für Kinder und Weiber, und können denselben auch fern gehalten werden. Wie viel des Charakteristischen muß nur im fünften Akte der Weibervolksversammlung in der Rede des Mädchens und des Jünglings verloren gehen! Möge es dem Uebersetzer daher gefallen, in den folgenden Bänden vorzugsweise bei Uebertragung der Frauen am Feste der Thesmophoren, Lysistrate und der Weiber-Volksversammlung uns den Genuß des Originals ohne irgend eine Weglassung oder Verstümmlung zukommen zu lassen.

Bei einem Autor wie Aristophanes ist es zuerst erforderlich, das griechische Drama in seiner Entstehung, Entwicklung und Eigenthümlichkeit zu betrachten.

Bei der wenigen Bedeutendheit seiner Vorgänger erscheint Aeschylos als Vater der Tragödie, die sehr bald statt des ursprünglichen Satyrspieles in den Vordergrund trat, und wird als Begründer einer kunstgemäßeren Behandlung derselben angesehen. Zuerst widmete er dem Chore, aus dem das ganze Drama hervorging, und der nicht bloß in allen sieben Tragödien, die wir noch von ihm besitzen, stärker als bei seinen Nachfolgern, Sophokles und Euripides, hervortritt, sondern in einigen — den Schutzflehenden und Eumeniden — noch die Hauptrolle spielt,

eine besondere Aufmerksamkeit. Chamäleon sagt, er habe zuerst die Chorreigen geordnet, indem er dabei nicht bloß keiner Tanzlehrer sich bediente, sondern auch selbst die Anordnung der Tänze für die Chöre entwarf. Welchen Werth er diesem Theile der tragischen Darstellung beimaß, geht nicht bloß aus dem auf seine Chorgesänge gewendeten Fleiß, sondern auch aus der kunstreich symmetrischen Anordnung derselben hervor. Horaz nennt ihn sogar den Erfinder der Maske, wenigstens sorgte er für das würdigere Auftreten seiner Götter und Helden. Wie diese eine das Gewöhnliche weit überschreitende Kraft des Wollens und des Charakters offenbaren — wir erinnern hier unsere mit Aeschylus bekannten Leser vor Allem an seinen Prometheus — so galt von ihnen auch nach dem allgemeinen Volksglauben in physischer Hinsicht, was Schiller in seinen Kranichen des Ibykus sehr richtig von den auf der Bühne erscheinenden Erinnyen sagt:

Es stieg das Riesenmaß der Leiber
Hoch über menschliches hinaus.

Diese übermenschliche Größe wußte er theils durch den nachher zum Sinnbild der Tragödie gewordenen Cothurn, theils durch einen nach oben hin die Gestalt des Auftretenden erhöhenden Haaraufsatz (ὄγκος) darzustellen. Ein weiter, faltenreicher, bis zu den Füßen herabwallender Mantel (χλαμύς) entzog jenen mit seiner künstlichen Erhöhung dem Auge des Zuschauers, und eine lange Schleppe (σύρμα) vollendete den imponirenden Eindruck der ganzen Erscheinung. Unter diesem Mantel trugen sie — so erblicken wir sie auf den Mosaiken im Vatican — lange, faltige, bis zu den Füßen herabgehende Unterkleider (χίτων) von verschiedenen Farben und sehr breite, an der Brust sitzende Gürtel (μασχαλιστήρ) mit gestickter Arbeit. — »Die Künste,« bemerkt Gruppe sehr richtig, »sind in ihren Anfängen noch nicht so weit gediehen, um nur die Möglichkeit einer irgendwie mit dem Scheine des Wirklichen täuschenden Darstellung zu fassen, sie entsagen daher diesem Streben und gehen einen andern Weg. Sie gehen in das Ideale über und suchen durch andere Vorzüge den abgehenden Schein freier Lebendigkeit zu ersetzen.« — »So gehen,« sagt Schlegel — freilich nicht in Bezug auf die szenische Darstellung und Erscheinung, sondern auf den Inhalt der Aeschyleischen Schauspiele, doch ist es auch auf jene anwendbar — »in der Kunst wie in der Natur riesenhafte Erzeugnisse denen von geregeltem Ebenmaße voran, welche sich dann bis zur Niedlichkeit und Unbedeutendheit verkleinern« Für die Aufführung seiner Tragödien gab Agatharchos auch der Bühne, wahrscheinlich unter des Dichters Leitung, eine zweckmäßigere Ein-

richtung, und schrieb selbst über diesen Gegenstand. Daß er, nach Horaz, die früher mit Weinhefen bestrichenen Gesichter der Schauspieler — die deßhalb unser Aristophanes Hefengötter (τρογοδαίμονες) nennt — mit der ehrsamen Maske bekleidete, erwähnten wir bereits. Der Gebrauch der Masken blieb im griechischen Drama für alle Folgezeit.

Doch weit wichtiger, als diese auf die Aufführung seiner Tragödien bezüglichen äußeren Veränderungen sind die inneren, welche Aeschylos hinsichtlich der Anlage und des Baues seiner Stücke vornahm. Die Zahl der Schauspieler brachte zuerst Aeschylos von einem auf zwei, und beschränkte den Chor und wies der Rede die erste Stelle an.

Sophokles führte nach Aristoteles den dritten Zwischenredner ein, und die Bühnenmalerei, die er wahrscheinlich nur vervollkommnete; denn nach Vitruvius gab bereits die für Aeschylos eingerichtete Bühne des Agatharchos den Philosophen Demokritos und Anaxagoras Veranlassung, über die Perspektive zu schreiben.

Er ließ zuerst den Chor aus fünfzehn Personen bestehen, während vorher zwölf auftraten — setzt Suidas, von den vom Sophokles eingeführten Neuerungen sprechend, hinzu — und machte den Anfang, mit Drama gegen Drama den Wettkampf zu bestehen, nicht mit einer Tetralogie.

Als tragischer Dichter trat Euripides dreizehn Jahre später als Sophokles auf. Zwar nennt ihn Aristoteles den tragischesten aller Dichter, fügt aber gleich hinzu: »wiewohl er das übrige nicht gut anordnet.« — Unser Aristophanes dagegen, in dem wir bei näherer Bekanntschaft den eifrigsten Vertreter der guten alten Zeit kennen lernen werden, der mit allen ihm so reichlich verliehenen Waffen des Witzes jedem hereinbrechenden Verderbniß, ob es nun auf Staatsverwaltung, Erziehung und Philosophie, oder auf Musik und Poesie, insbesondere die tragische, sich beziehe, sich rüstig entgegenstellt, läßt nicht bloß in den Fröschen, in welchen wir den Aeschylos und Euripides als tragische Dichter einen ähnlichen Wettkampf in der Unterwelt vor dem Dionysos selbst bestehen sehen, wie er auf der Bühne Statt fand, ein strenges Gericht über die durch denselben herbeigeführte Verweichlichung und Entsittlichung der Tragödie ergehen, auch dieses Dichters bekannter Weiberhaß wird in den Frauen am Feste der Thesmophoren, in welchen Euripides die Hauptrolle spielt, und dessen Entwürdigung edler Heroen zu bettelhaften Jammergestalten in den Acharnern ein Gegenstand bittern und höchst ergötzlichen Spottes. Und seinem Tadel stimmten ältere und neuere Kunstrichter bei. Ohne die Vorzüge des

Dichters als Maler der menschlichen Leidenschaften in ihrer Unwiderstehlichkeit zu verkennen — diese sind bei ihm gewissermaßen an die Stelle des Schicksals getreten, mit dem wir bei Aeschylos und Sophokles die sittliche Kraft im Kampfe erblicken — ohne ihm Kenntniß des menschlichen Herzens, eine vorzügliche Gabe, rührend auf die Gemüther seiner Zuschauer und Leser zu wirken, eine einschmeichelnde Leichtigkeit der Darstellung und eine siegende Beredsamkeit abzusprechen; so ist doch andrerseits auch keineswegs zu läugnen, daß er an Tiefe des Gemüthes seinen beiden Vorgängern weit nachsteht, daß an die Stelle rein sittlicher Tendenzen eine Fülle den Philosophenschulen entlehnter Sitten- und Denksprüche, an die Stelle einer der Idee vom Sittlichschönen gemäß gestalteten Wirklichkeit, wie sie beim Sophokles uns entgegentritt, die oft zur Gemeinheit herabsinkende Alltäglichkeit, an die Stelle männlich kräftiger und dem Charakter der Redenden vollkommen angepaßter Beredsamkeit endlich eine rhetorisch erkünstelte Sophistik tritt.

Wie wir füglich den Chor, aus dem das griechische Drama hervorging, als die Seele der griechischen Tragödie ansehen können, so ließ sich auch das relative Alter der drei Tragiker nach dem in ihren Stücken Statt findenden Verhältniß des Chores zum Ganzen bestimmen. Wir haben im Vorhergehenden bereits angeführt, mit welcher Wichtigkeit Aeschylos seine Chorgesänge behandelt, die bei ihm unstreitig die erste Stelle einnehmen, so daß in manchen seiner Stücke die Zwischenreden der Schauspieler fast nur als ein Bindungsmittel jener erscheinen. Beim Sophokles tritt zwar der Chor bedeutend zurück, er ist aber noch immer, wie in der eben angeführten Stelle Aristoteles sehr richtig bemerkt, auf das Genaueste mit dem Ganzen der Haupthandlung verflochten; er bildet den Rahmen und die Staffage, so wie die musikalisch-lyrische Begleitung desselben. Dagegen scheint Euripides den Chor mehr der einmal bestehenden Sitte huldigend, als aus einem poetischen Bedürfnisse beibehalten zu haben. Der Chor ist oft mehr mit seinem eigenen, als der Handelnden Schicksale beschäftigt; seine Gesänge werden zu einem episodischen, fremdartigen und entbehrlichen Schmuck, ja sie ließen sich in manchen Stücken, des Eindruckes des Ganzen unbeschadet, geradezu streichen.

Der Verfasser leitet den raschen Entwicklungsgang der tragischen, und überhaupt der dramatischen Kunst bei den Griechen aus zwei Hauptursachen ab: erstens aus der früh erwachten und durch die weitere Entwicklung der dramatischen Kunst fortwährend gesteigerten regen Theilnahme der Griechen und insbesondere der Athener an allem Dramatischen; und zweitens aus der,

durch die Art der Entstehung des griechischen Drama herbeigeführten Einführung und durch die Umstände motivirten Beibehaltung des Chores sowohl fortwährend in der Tragödie als in der älteren aristophanischen Komödie.

Was die Komödie bei den Griechen betrifft, so erschienen zwei Vorgänger und Zeitgenossen des Aristophanes, die mehrere Male in den komischen Wettkämpfen ihn besiegten, und denen neben ihm die Ehre zu Theil ward, in den alexandrinischen Kanon aufgenommen zu werden, Kratinos und Eupolis, welche der Verfasser den Aeschylos und Sophokles der alten Komödie nennt.

Unter den Vorgängern und Zeitgenossen des Aristophanes verdient noch der erfindungsreiche, anmuthige Eupolis, als einer der ausgezeichnetsten Komiker genannt zu werden. Geboren Olymp. 83. 3 — 446 v. Chr. — erhielt er schon als siebzehnjähriger Jüngling einen Chor, und kann kein hohes Alter erreicht haben, da nach 405 sich keine Spur mehr von ihm findet. Aristophanes, der in seinen früheren Stücken wiederholt seiner erwähnt, muß ihn wenigstens um sechzehn Jahre überlebt haben, obschon Eupolis nur einige Jahre vor ihm auftrat.

Berühmt in der Geschichte der griechischen Komödie sind seine Bapten, ein, nach einer Stelle Lucian's zu schließen, höchst unzüchtiges Stück, auf schamlose Orgien hindeutend, die zur Zeit der Aufführung sich, von Korinth herrührend, in Athen einzuschleichen begannen. Alkibiades, der Theilnahme an denselben bezüchtigt, ließ den Dichter, nach Einigen, in das Meer werfen. Ging aber auch seine Rache nicht so weit, wie schon Cicero aus dem Alexandriner Eratosthenes — der ein großes Werk über die Komödie schrieb — nachweist, so ließ er ihn wenigstens, in Begriff nach Sikelien sich einzuschiffen, von seinen Soldaten zu wiederholten Malen an einem Seile in's Meer tauchen.

Aristophanes gedenkt seiner mehrere Male, aber bloß in den fünf frühesten seiner uns erhaltenen Komödien.

So hatte in diesen beiden Koryphäen der komischen Bühne Athens das Lustspiel bereits ziemlich seinen Höhepunkt erreicht, als derjenige Dichter, der die Vorzüge beider in sich vereinigte, und dem auch derjenige, dessen Stimme hier wohl die gewichtigste ist, Aristoteles, den Preis in der Komödie zuzuerkennen scheint, indem er ihn als Repräsentanten dieser Dichtungsart, wie den Sophokles als den der Tragödie aufführt; als Aristophanes, wahrscheinlich in demselben Alter, wie kurz vor ihm Eupolis, und zwar mit seinen ersten beiden Stücken, den Schmausenden und den Babyloniern, unter fremdem Namen auftrat. Eine

Stelle in den Wespen, wo er sich mit einem Bauchredner vergleicht, läßt fast schließen, er habe eben so, bevor er noch selbstständige Stücke, wenn auch unter fremdem Namen, aufführen ließ, an der Ausarbeitung der Lustspiele Anderer Theil genommen, wie wir z. B. mit ziemlicher Bestimmtheit wissen, daß von Eupolis die letzte Parabase in den Rittern herrühre.

Die Nachrichten über das Leben unseres Dichters sind ziemlich unvollständig, und beschränken sich hauptsächlich auf Einiges aus seiner dramatischen Laufbahn. Quellen dafür sind die zum Theil den Aristophanischen Lustspielen selbst entlehnten Notizen eines, zwar dem Namen nach unbekannten, aber ein gesundes Urtheil und eine genaue Bekanntschaft mit dem Wesen der alten Komödie verrathenden Grammatikers, so wie mehrere von diesem unbenutzte Stellen, vornehmlich in den Parabasen der noch vorhandenen Lustspiele. Die von Thomas Magister herrührende Biographie preist in ziemlich allgemeinen Ausdrücken das Lob des Aristophanes, enthält aber nichts Neues.

Weder das Geburts- noch das Todesjahr des Aristophanes ist bekannt, ja nicht einmal sein Geburtsort. Sein Vater Philippos war ein wohlhabender Athenienser, der wahrscheinlich auf Aegina und Rhodos Besitzungen hatte. Nach Perikles' Tode suchte der Gerberssohn Kleon, ein harter, vor Allem zu gewaltsamen Maßregeln geneigter Mann, der aber bald bei dem Volke bei weitem das meiste Ansehen sich zu verschaffen wußte, sich an dessen Stelle zu drängen. Ihn griff Aristophanes in seinen Babyloniern — seinem ersten Lustspiele politischen Inhaltes — an, und reizte dadurch den Zorn des vielvermögenden, leidenschaftlichen Mannes, der bald genug den wahren Verfasser des, wie wir bereits erwähnten, wahrscheinlich namenlos auf die Bühne gebrachten Stückes ermittelt haben mochte, und mit einer öffentlichen Klage gegen Aristophanes auftrat, durch die er ihn vermittelst bestochener Zeugen (Sykophanten) seines Bürgerrechtes als fremden Eindringling zu berauben suchte; eine Verdächtigung, die wohl durch den häufigen Aufenthalt des Dichters in Rhodos und Aegina, wo, wie gesagt, sein Vater Besitzungen hatte, Wahrscheinlichkeit erhalten mochte. Kleon erreichte seinen Zweck nicht, Aristophanes soll durch Anführung einiger homerischer Verse die Richter für sich gewonnen haben. Er gesteht selbst in den, das Jahr darauf aufgeführten Acharnern, wie ihn Kleon bedrängt habe:

Ich bin mir, was von Kleon ich erduldete,
Des Lustspiels, des vorjährigen wegen, wohl bewußt;
Denn mich hinschleppend vor die Rathsversammlung,
Verläumdet' er mich da und sprach Erlogenes,

Und strudelt' und ergoß sich, so daß ich beinah'
Erlegen wäre des Handels Unflathkrämerei.

Die Babylonier wurden an den großen Dionysien im Frühjahre, wo viele Fremde zugegen waren, aufgeführt; die Acharner dagegen an den Lenäen im Winter, wo das nicht der Fall war. Darum sagt der Dichter, dem Kleon dieses Verhöhnen der Staatsverwaltung vor Fremden zum Vorwurfe gemacht hatte:

Denn nicht anschwärzen wird mich Kleon jetzt, daß ich
In Gegenwart von Fremden schmäh' auf unsre Stadt;
Sind wir doch unter uns: 's ist der Lenäenkampf,
Noch sind zugegen Fremde nicht, der Steuern Zoll
Entrichtend, noch aus andern Staaten Verbündete:
Nein, rein geworfelt sind anjetzt wir unter uns.

Schon, als er dieses Stück auf die Bühne brachte, war der Entwurf zu dem Hauptangriffe auf Kleon, vornehmlich als Verweser der Staatseinkünfte, den er in den Rittern ihm zugedacht hatte, gemacht. Mit der Keckheit kühnen Jugendmuthes wagte er es hier, theils um an dem, der ihm das jedem Athenienser Theuerste, sein Bürgerrecht, streitig zu machen gesucht hatte, sich zu rächen, theils als Vertreter der gemäßigten oligarchischen Partei nicht bloß den damals mächtigsten Mann im Staate, den er zwar nicht mit Namen, aber doch so sprechend conterfeit, daß keiner der Zuschauer ihn verkennen konnte, durch den bittersten Spott lächerlich und verächtlich zu machen, sondern sogar das allgebietende Volk selbst, wie schon erwähnt wurde, auf die Bühne zu bringen.

Daß, wie sein Biograph und die Didaskalien berichten, kein Schauspieler in des Paphlagoniers Rolle aufzutreten und so dem Zorne des Gefürchteten sich auszusetzen Lust hatte, ist nicht zu verwundern; wollte doch nicht einmal, wie der Dichter selbst erzählt, ein Maskenverfertiger seine Gesichtszüge abformen. So mußte denn Aristophanes selbst zum ersten Male das Geschäft des Didaskalos und Protagonisten (die Aufführung leitend und die Hauptrolle übernehmend) versehen, und durch Schminke die fehlende Maske zu ersetzen suchen.

Noch in manchem seiner späteren Stücke — den Wolken, Wespen, dem Frieden — rühmt sich der Dichter seines gegen Kleon bewiesenen Muthes, obschon der Erfolg für ihn nur in einer Hinsicht ein erfreulicher war — er trug über die Satyre des Kratinos und die Wehklagen des Aristomenes den Preis davon. Dagegen vermochte er den von ihm angegriffenen Demagogen so wenig in der Meinung des Volkes herabzusetzen, daß dieses jenen bald darauf mit unumschränkter Gewalt gegen Brasidas nach Thrake sendete.

Die eilf Lustspiele des Aristophanes, die ein günstiges Geschick uns erhalten hat, wurden in folgender Ordnung aufgeführt:

Die Acharner	Olymp. 88,3.	v.	Chr.	426.
Die Ritter	» 88,4.	»	»	425.
Die Wolken	» 89,1.	»	»	424.
Die Wespen	» 89,2.	»	»	423.
Der Friede	» 89,3.	»	»	422.
Die Vögel	» 91,2.	»	»	415.
Lysistrate	» 92,1.	»	»	412.
Die Frauen am Feste der Thesmophoren	» 92,2.	»	»	411.
Die Frösche	» 93,3.	»	»	406.
Der Frauen Volksversammlung	» 96,4.	»	»	393.
Plutos (zuerst)	» 92,4.	»	»	409.
» (zum zweiten Male) .	» 97,4.	»	»	389.

Unter diesen eilf fallen die neun ersten in die Zeit des peloponnesischen Krieges, und wie richtigen Blickes Aristophanes das Verderbliche dieses, den Untergang der griechischen Freiheit vorbereitenden Krieges anerkannte, beweist, daß ein Drittheil — die Acharner, der Friede und Lysistrate — auf das Eindringlichste zum Frieden rathen. Einen ähnlichen Zweck haben die Vögel, in demselben Jahre aufgeführt, in welchem der vom Alkibiades projektirte Feldzug gegen Sikelien, in seinen Zurüstungen und seinem Erfolge an Napoleon's Zug gegen Rußland erinnernd, unternommen wurde. Das ganze Thun und Treiben der Athenienser und die Luftschlösser, welche die zu den ausschweifendsten Hoffnungen leicht Erregten sich aufbauten, werden hier auf das Ergötzlichste in einer in den Wolken von den Vögeln gegründet, zur Herrschaft über Götter und Menschen bestimmten Stadt persiflirt.

Allmälich ging das, was als Charakter des Dramas überhaupt erkannt werden muß, die Oeffentlichkeit, mit dem Vertreter derselben, dem Chore unter. Nicht der Staat und was mit demselben in Verbindung stand, konnte der Lage der Dinge nach fürderhin der Vorwurf des feiner und zahmer werdenden Lustspieles seyn, sondern das Familienleben und die in dem engen Kreise desselben sich kund gebenden Lächerlichkeiten und Gebrechen. Eine Uebergangsgattung, von den alten Grammatikern mit dem Namen der m i t t l e r e n K o m ö d i e bezeichnet, kehrte zu den Stoffen zurück, wie sie Epicharmos für seine Lustspiele zu wählen sich gedrungen sah, um den Hof der Gewaltherrscher Sikeliens dadurch ohne Anstoß zu belustigen.

Nach der letzten Aufführung des, dieser Gattung wahrscheinlich angehörigen Plutos brachte Aristophanes noch zwei Lustspiele, Aiolósikon und Kókalos, auf die Bühne, so daß wir annehmen dürfen, er habe gegen 40 Jahre für das Theater gedichtet, in welchem Zeitraume er wahrscheinlich durch 39 Dramen seine Athenienser ergötzte und belehrte. Unter den eilf noch vorhandenen wurden fünf: die Wolken, der Friede, die Frauen am Feste der Thesmophorien, die Frösche und Plutos in zeitgemäßen Umarbeitungen ein zweites Mal aufgeführt.

Aristophanes ließ, wie seine beiden ersten, so auch seine beiden letzten Dramen unter fremdem Namen, und zwar unter dem seines Sohnes Araros, der späterhin auch selbstständig als Lustspieldichter auftrat, aufführen. Ja auch bei den Fröschen war dieß vielleicht der Fall. Das Eine, Aiolósikon, war die Parodie des Äólos, einer der letzten Tragödien des Euripides, deren Gegenstand die blutschänderische Liebe der Kinder des Äólos Makareus und Kánake war. Das andere aber enthielt schon die Elemente der neueren Komödie, indem in demselben eine Verführung und eine Wiedererkennungsszene vorkam. Beide entbehrten der Parabase und des Chores.

Von Uebersetzungen enthält der erste Band Plutos größtentheils nach der zweiten Aufführung Olymp. 97 — 389 v. Chr., — die Wolken, aufgeführt Olymp. 89,1 — 424 v. Chr., und die Frösche, aufgeführt Olymp. 93,3 — 406 v. Chr. Jedem Stücke geht eine erläuternde, die Eigenthümlichkeit des Stückes genau und anschaulich darlegende Einleitung voraus.

(Der Schluß folgt.)

Anzeige-Blatt
für
Wissenschaft und Kunst.

Nro. CVIII.

Untersuchungen
über die freyen Walliser oder Walser in Graubünden und Vorarlberg.

Mit einigen diese Gebiete betreffenden historischen Erläuterungen.

Von Joseph Bergmann, k. k. Custos.

(Schluß.)

F. Die verschollenen Walser zu Galtür in Tirol. — Physischer und moralischer Charakter der Walser, ihre Volkszahl und Schulen, Beschäftigung und Nahrungszweige, Wohnungen, Geschlechtsnamen, Mundart nebst Sprachproben.

Zum Ende wollen wir über den Marken Vorarlbergs in Tirol die letzte walserische Sporade aufsuchen.

Vom Schlosse Wiesberg im Stanzerthale zieht sich längs der wilden Trisana *) bis an die Grenzen des untern Engadin's das Thal Patznaun empor, über welches der durch seine Inauguraldissertation über das Heimweh (Wien 1820) bekannte Ischgler Dr. Joseph Zangerl, k. k. Hofarzt zu Wien, historisch-topographische Notizen in der neuen Zeitschrift des Ferdinandeums für Tirol und Vorarlberg, Innsbruck 1844, S. 55 — 84, mitgetheilt hat.

Ob der Name Patznaun nach Beda Weber III, 301 von baten, batten und batzen, dann nau (schlagen, stürmen und Wasser) oder vielleicht, nach meiner Ansicht, vom romanischen puz, puoz, Lacke, Sumpf, und der Sylbe — naun (vgl. ge-naun) oder aua Wasser, oder von andern Sprachwurzeln abzuleiten sey, bleibe schärfern Forschern überlassen. Das Thal war nach der Sage in der Urzeit von einem See durchfluthet, der endlich beym heutigen Orte See im Norden durchbrach und ablief, aber lange Wasserlacken, Gunten und theilweise schlammigen Boden zurückließ. Wo jetzt die Ischgler Böden (Wiesen) sind, war einst ein See Patznaun (daher wahrscheinlich aus puznaun, wie Galtür aus Cultür), stand später ein einziger Hof sammt einem Wirthshause unweit Ischgl am linken Ufer des Flusses,

*) Dieser Bach, von Einigen Trisanna geschrieben, ein wahrer Dreybach, entsteht aus dem Jam-, Vermont- und Fimbabache, die aus drey Seitenthälern hervorkommen und sich bey Galtür vereinigen, und stürzt sich in die Rosana, die das Stanzerthal durchfließt. Vgl. die Flußnamen Sane im Kantone Freyburg, die San bey Cilli in der untern Steyermark und der San oder Saan in Galizien.

von welchem das ganze Thal benannt worden zu seyn scheint. Der größere Theil der Berge, Alpen, Thäler, Wiesen und Bergmähder trägt in Hinterpatznaun noch romanische Namen, wie deren Dr. Zangerl S. 59 mehrere aufzählt und sie jede Specialkarte zeigt, die deutschen Namen der Riedl oder Weiler sind jüngerer Zeit.

Vorderpatznaun enthält die drey Kirchdörfer: a) See, wahrscheinlich von einem ehemaligen See benannt, einst nach Serfaus [1]) über dem südöstlichen Bergrücken eingepfarrt, und zum Gerichte Ried oder Laudeck gehörig, erhielt um 1594 eine Curatie und wurde 1630 von der Mutterkirche gänzlich getrennt; noch hat die Gemeinde Fiß bey Serfaus Alpengerechtsame im Bezirke von See. b) Kappel mit 1525 Menschen wurde durch Holzknechte vom Innthale aus bevölkert, beyläufig zur Zeit, als man viel Holz bey dem Bergwerke in Schwaz brauchte, und war bis 1547 nach Zams im Innthale seelsorgpflichtig, sammt c) Laugetsthei oder Langezthei [2]), das sich 1696 von Kappel trennte und nun eine eigene Curatie bildet, stand immer unter Landeck im Innthale und gehörte wie See von jeher zum Brixener Sprengel. Deren Bewohner, etwa 2860 an der Zahl, ähneln auch an Charakter und Sprache den Oberinnthalern. Zu Hinterpatznaun, auch von den Bewohnern das Oberthal genannt, gehören die Pfarren d) Ischgl mit 580 Menschen, das von seiner inselähnlichen Lage vom romanischen Ischla, Iscla oder Isla den Namen erhalten zu haben scheint, und bis 1483 nach Sins, einem großen, wohlgebauten, nun reformirten Pfarrdorfe im Unterengadin, pfarrgehörig war, nebst dessen Expositur e) Mathon mit 236 Menschen. Im Gebirge über dem äußern Mathon wurde einst ein Bergwerk bearbeitet, das aber wegen Unergiebigkeit und Verschüttung einiger Knappen (eingewanderter Walser oder Tiroler?) verlassen worden seyn soll. Dann endlich f) Galtür mit 400 Bewohnern. Diese drey innern Gemeinden waren bis 1460 mit dem fünfzehn Stunden entlegenen Gerichte Nauders, welches vor der Trennung dieser Bezirke seine Gerichtsbarkeit auch auf Unterengadein erstreckte, als Gedingstätten vereiniget, so daß die Obrigkeit von Naudersberg jährlich einmal oder zweymal zu Ischgl öffentlich Gericht hielt und Recht sprach. Erzherzog Sigmund erlaubte ihnen auf ihre Bitte im J. 1460 aus ihrer Mitte einen Ortsrichter zur Schlichtung ihrer Rechtshändel zu wählen, sie blieben aber in Hinsicht des Steuer- und Milizwesens und der Criminalgerichtsbarkeit von Nauders abhängig. Diese Freyheiten bestätigten den Gemeinden Kaiser Ferdinand III. und die Erzherzogin Claudia, als Vormünderin ihres Sohnes Ferdinand Carl, im J. 1638, dann K. Joseph II. im J. 1780 und Kaiser Franz II. im J. 1793. Die k. bayerische Regierung löste die vierthalbhundertjährige Einrichtung auf, und vereinigte die Gemeinden Ischgl mit Mathon und Galtür mit dem Landgerichte Landeck. Am 14. März 1817 gab Kaiser Franz I. denselben wegen ihrer allzugroßen Entfernung ein eigenes Land-

---

1) Serfaus nach Staffler II. 210 aus servatus (das wäre im Partic. der romanischen Sprache servau) abgekürzt, was mir zu gesucht scheint; vielleicht von cierf und auas, das wäre, was Hirschgunten im innern Bregenzerwalde. Cierf ist ein Ort im Münsterthale.

2) Langez und langis (und noch in den sette Comuni langaz und longoz), spätere Form statt lenzo, d. i. Lenz, s. Graff's althochd. Sprachschatz Bd. II. 241 und thaia, in dortiger Mundart s. v. a. Alpen- oder Sennhütte, also Hütte im Lenze, Maysäß; vgl. Kühethei bey Silz, s. Staffler II. 249. 347); vielleicht aus dem roman. tegia oder tezchia, Alpen- oder Sennhütte, von tetg oder tetsch, tectum, Dach.

gericht dritter Classe zu Ischgl, das am 1. May in Wirksamkeit trat. Diese drey Gemeinden gehörten seit den ältesten Zeiten zum Bisthum Chur, und zwar zum vorarlbergischen Capitulum Drusianum. Als im J. 1807 die k. bayerische Regierung sie nebst Vorarlberg dem Hochstifte Augsburg einverleiben wollte, machte die betreffende Geistlichkeit Gegenvorstellungen. Sie wurden im J. 1808 provisorisch und endlich 1818 definitiv der Diöcese Brixen zugetheilt.

Galtür,

das sowohl im lateinischen Diöcesan-Schematismus von Brixen, als auch von Dr. Staffler II. 256 Cultura genannt, und jetzt in Galtür und Galthür [1]) verunstaltet ist, ist seinem Namen nach unverkennbar romanischer Abstammung. Die ersten Ansiedler von Galtür, ursprünglich einer Alpe, und Ischgl waren wohl stammverwandt mit den Unterengadinern, und Galtür war selbst anfänglich nach Steinsberg [2]) hinüber pfarrgehörig. Im Laufe der Zeit jedoch sind, nach Dr. Zangerl S. 60, die Galtürer in Hinsicht auf Charakter, Findigkeit und Lebendigkeit, besonders aber in Hinsicht der Sprache den Vorarlbergern, d. i. den angrenzenden, gleichfalls entromanisirten Montavonern im höchsten Grade ähnlich geworden. Galtür, obgleich im innersten Theile des Thales gelegen, besitzt wie das Thal Vent, das gleichsam das innerste Oetzthal bildet, die älteste Kirche. Es zeigt sich wieder dieselbe Erscheinung des Herübersiedelns der Menschen von der Südseite in den innern Theil des Längenthales, wovon wir im CVI. Bde. S. 55 sprachen. Wie kamen aber Walser nach Galtür? Die Tradition sagt: Ein Tannberger habe sich wegen eines Vergehens auf einige Zeit geflüchtet, und sey wahrscheinlich durch das Verwall-Thal, das südlich vom Arlberg hineinführt, in die Gegend von Galtür gekommen, und habe sie zur Sommerweide und Viehzucht geeignet gefunden; später seyen einige Andere mit Schafen den Sommer hindurch hieher gekommen, und endlich auch über den Winter geblieben. Oefter kamen vom Tannberge, der eine Tagreise bey guter Jahreszeit entlegen ist, Hirten nach Galtür in die Kirche!? Allerdings mögen einige Walser vom Tannberg herübergekommen seyn, waren aber durchaus nicht die ersten Ansiedler, da sie schon eine Kirche vorfanden. Sie kamen wohl mehr zum Besuche, vielleicht angesiedelter Verwandten und Freunde oder in ihren Geschäften, als des Gottesdienstes wegen, da die Pfarre am Lech nicht viel jünger als die zu Galtür ist, und ein kürzerer Weg zur Kirche im Klosterthale führt. Aus dieser Sage läßt sich aber wohl auf eine Verbindung zwischen den Walsern auf dem Tannberge und denen auf Galtür schließen. Dürften aber nicht auch aus dem Silberthale durch's Montavon über das mäßige Bergjoch Zeinis oder gar aus Davos her, das an's Prätigau anstoßt, Walser eingewandert seyn? Daß hier Walliser gewesen, ist nach der im Bd. CVII. S. 17 angeführten Richtung des K. Ruprecht ddo. 4. April 1408 gewiß, wo es bezeichnend heißt: »alle Walliser off Gultüre«, was nicht

---

1) Nach Beda Weber's Tirol III. 305 hat es als Alpe seinen Namen vom unmelkbaren, d. i. Galtviehe. Es gibt noch einen Ort Cultura in der Pfarre Stampa im Thale Bergell in Graubünden.

2) Romanisch »Ardetz,« wie auch der rebenreiche Berg bey Feldkirch heißt, ein grosses, wohlhabendes Pfarrdorf mit etwa 600 reformirten Einwohnern; nahe dabey liegt das Schloß Steinsberg mit der schönsten Aussicht.

gerade besagen will »alle Bewohner auf Galtür oder alle Galtürer;« außer ihnen sind noch in der nämlichen Urkunde neben den Landleuten im Stanzer- und Lechthale auch die in Patznaun als wohl von denselben ganz verschieden ausdrücklich genannt.

Im Jahre 1359 fing man an, eine Kirche zu Galtür zu bauen, welche nebst dem Gottesacker der Bischof Johann II. im Jahre 1383 einweihte. Bey dieser Gelegenheit erhielt die Gemeinde, in Anbetracht der allzuweiten Entfernung von Steinsberg, die Bewilligung, einen eigenen Priester zu halten, der aber unter dem jedesmaligen Dekane von Steinsberg, oder wo derselbe sich befinde, stehe, und von ihm sich müsse examiniren lassen. Früher mußten die Leichname nach Steinsberg zur Beerdigung gebracht werden, was im strengen Winter oft unmöglich war, und die daher gefroren zu Hause aufbewahrt werden mußten. Zur Zeit, als noch Galtür nach Steinsberg eingepfarrt war, gab es keinen seelsorgenden Priester von Stanz bey Landeck durch's ganze Patznaunerthal und Montavon, das mit Ausnahme von St. Bartholomäberg Pfarren jüngern Datums hat. Von der Verehrung des h. Theodul weiß man in Galtür nichts, und von ehemaligen Walsern ist keine Spur mehr vorhanden. Ausgestorbene und ältere Geschlechtsnamen in Galtür sind: Rühr, Schelber, Schuller, Terues, Unterdelffer, Lenz; noch blühende: Kathrein, Feuerstein, Pfeifer, Matle, Walter, Wolfarth, Braun, Salner.

Da unsere Büchersprache an wohl zu beachtenden Ausdrücken für die verschiedenen Veränderungen und Erscheinungen der Witterung arm ist, und nur aus dem Munde des mit der Natur treu zusammenlebenden Volkes bereichert werden kann, so befragte ich auch um derley Wörter den Herrn Pfarrer Baldauf zu Galtür, welcher mir folgende mittheilte: Brinta oder Brintawind, d. i. Wind, wenn der Nebel sich dem Boden nach hinzieht; Pfiem, der warme Südwind, Föhn, favonius; Gaxe, Schneegestöber; Hilbe, der mit feinem Dunste, Nebel, auch mit Wolken durchstreifte Himmel; vgl. Schmeller's bayer. Wörterbuch II. 177.

Physischer und moralischer Charakter der Walser in Graubünden und Vorarlberg *).

Ein gewichtiger Beleg für die gleiche Abstammung der davosischen und vorarlbergischen Walser ist ihr physischer und moralischer Charakter, der nach den erhaltenen Berichten völlig übereinstimmt. Jahrhunderte sind dahingeschwunden, seit beyde Stämme aus Oberwallis, ihrem heimatlichen Ursitze, gezogen, und Berge und Thäler haben seither jeden Verkehr und jede nationale Verbindung zwischen beyden gehemmt, und doch beurkunden sie heutzutage noch durch gleichen körperlichen Typus, durch gleiche Sitten, Gebräuche, Bauart und Geschlechtsnamen in lichten unverkennbaren Zügen ihre Stammverwandtschaft. In Graubünden wie in Vorarlberg, durch hohe Alpenwände geschieden, blühte still das deutsche Walserthum dieser schlichten Bergbewohner fort, mit einigen durch den Lauf der Zeit natürlich herbeygeführten Schattirungen.

*) Da ich mit Walsern selbst zu wenig Verkehr hatte, so konnte ich kein selbstständiges Urtheil fällen, und mußte aus den Mittheilungen Anderer, besonders der mehrerwähnten walserischen Seelsorger, selbst ein Ganzes bilden.

Der Walser in Davos wie in Vorarlberg ist von starkem Körperbau, hochstämmig, mit markigen Gliedmaßen, blauen Augen und hellen Haaren. An Kälte und Hitze gleich gewohnt, dauert er aus bey der mühsamsten Arbeit, bleibt bey seiner nahrhaften Hausmannskost gesund und kräftig, sieht manchmal blühend aus und ist schön zu nennen. Die Kröpfe und die Kretinen haben die Davoser so wie die Walser in Vorarlberg in Wallis zurückgelassen, bey ihnen sind sie nicht mehr heimisch.

Die geistigen Vorzüge des Walsers sind: viel Mutterwitz, schnelle Fassungskraft, kalt berechnender Verstand, aufgeweckter Sinn und unglaubliche Schlauheit. Will man ihn zum Besten haben, so findet der Versucher an ihm keinen Mann, der sich hinter dem Rücken verkaufen läßt; vielmehr schlagen nicht selten solche Versuche unmerklich um, und der Versucher sitzt jämmerlich gefoppt in der Falle — daher Walserreden. Besonders behutsam und vorsichtig im Verkehr mit Andern ist der zwar etwas langsam denkende, aber tief gründende Tannberger. Andere schildern mir den Walser als heiter und gesprächig, bey einigem Besitzstande im Gefühle eigener Selbstständigkeit und Unabhängigkeit als freundlich und gefällig gegen Fremde und Heimische, als neuigkeitssüchtig und wie die meisten Gebirgsbewohner sehr tanzlustig, übrigens im Grunde des Herzens religiös und streng und fest haltend an kirchlichen Gebräuchen und hergebrachten Gewohnheiten. Schlägereyen und Raufereyen kommen selten vor, und ist der Walser einmal beleidigt, so rächt er die Unbill offen mit geballter Faust; vor Dolch und Messer zuckt der sonst rauhe Natursohn die Augen. Heiß ist endlich des Walsers Heimweh, wie das jedes Alpensohns. Ist er auf Verdienst im fremden Lande und naht die ersehnte Herbstzeit heran, so schwingt er jubelnd den Hut und zieht frohen Muthes wieder heimwärts in seine lieben Walserberge in die braunen Hütten, »Heimaten,« auf den grünen Bergmähdern.

So steht denn dieser breitschultrige, baumstarke »Berger« als ein würdiger Sprößling des alten Germaniens da.

Volkszahl und Schulen.

Die Bevölkerung des Davoserthales beläuft sich nach v. Tscharner ungefähr auf 2300 Menschen reformirten Bekenntnisses.

Die heutige Bevölkerung der vorarlbergischen Walser, die sich sämmtlich zur katholischen Kirche bekennen, wird aus folgender, vornehmlich nach den Diöcesan-Schematismen von Brixen für die Jahre 1837 und 1844 und nach Dr. Staffler's Statistik von Tirol und Vorarlberg entworfenen Tabelle ersichtlich:

Pfarrorte.	Einwohner.	Priester.	Schulen.
A.			
Raggâl	462	2	2
Maruol (Expositur)	387	1	1
Sonntag	731	1	4
Buchboden	140	1	1
Oberwalser	1720	5	8
B.			
Düns	344	1	2
Laterns	811	1	4
Damüls	400	1	1
Fontanella	568	1	5
	2123	4	12
C.			
Am Lech	380	1	1
Zug (Expositur)	92	1	1
Bürstegg (Expositur)	58	1	1
Warth	196	1	1
Krumbach	35	1	1
Schröcken	228	1	1
Tannberger	989	6	6
D.			
Mittelberg	508	1	2
Baad (Expositur)	62	1	1
Hirschegg	325	1	1
Riezlern	639	1	3
Mittelberger	1534	4	7
Zusammen	6366	19	33
Dazu nach älterer Zählung am Triesnerberge (Bd. CVII. 1)	750	—	—
Jetzt, nach späterer Mittheilung	900—1000	—	—

Da die ehemaligen Walser E im Silberthale (jetzt 740 M.) und Montavon, wie auch F zu Galtür (jetzt 393 M.) nun verschollen sind, so bleibt hier diese Bevölkerung ungerechnet.

Anmerkung. Seit 1837 hat sich die Population dieser Walser um 313 Menschen vermehrt. Auffallend ist die große Anzahl von Dorfschulen; bemerkenswerth für die Schulenstatistik sind die 204 Schulen im kleinen Vorarlberg auf $46^{65}/_{100}$ Q. M. und 100,000 Menschen.

Beschäftigung und Nahrungszweig.

Die Hauptbeschäftigung sämmtlicher Walser ist die Viehzucht. Das Rindvieh hat zu Davos wie zu Mittelberg und in dem obern Walserthale im Durchschnitte mittlere Größe; besonders beliebt ist das von grauer und brauner Farbe, und etwa noch mit einem weißen Sternchen in der Mitte des Vorderkopfes. Im Prätigau gibt es auch schweres

Zugvieh, wovon das Stück zu eilf bis fünfzehn Karolin verkauft wird. Das Heu wird in diesen Bergthälern, Prätigau, Davos, Mittelberg ꝛc., nicht in die Städel eingeführt, sondern in Heuseile gefaßt und von den markigen Männern auf Kopf und Schultern getragen. Es gibt Mayensäße, in welche das Vieh im Frühjahre etliche Wochen vor dem Beziehen der höhern Alpen (der Alpfahrt), gewöhnlich von Anfang oder Mitte May an, verlegt wird, und Weidealpen, letztere mehrentheils gemeinsam für die Dörfer und Gemeinden im Prätigau; dagegen zu Davos und bey den vorarlbergischen Walsern Alpen, welche einzelnen oder mehreren Privaten gehören. Zu Davos wird durchgehends mager gesennet; die vorarlbergischen Walser aber sennen nach dem Beyspiele der milch- und molkenkundigen Bregenzerwälder seit einiger Zeit auch fett. Auf die Alpen, die Privaten gehören, ziehen gewöhnlich die jüngern Söhne, wohl oft auch die Frau des Hauses mit den Töchtern, und die volle Röthe der runden Backen, die sie bey der Heimfahrt mitbringen, zeugen deutlich genug, wie trefflich es ihnen in der sommerlichen Bergfreyheit behagte. Der zurückgebliebene Hausvater mit dem ältesten Sohne und etwa einem Taglöhner widmet sich der Feldarbeit. Im Winter beschäftigen sich die Männer mit Füttern des Viehes, Holzaufmachen und dergleichen, auch liefern sie hölzerne Geschirre, eine Art gröberer Küferarbeit, z. B. Kübel, wie im Vorarlbergischen die Laternser. Nicht selten versuchen sie sich, besonders in Davos, um Baarauslagen zu ersparen, für eigenen Bedarf in verschiedenen Gewerben, was sie bäscheln nennen. Derselbe Mann ist Grundbesitzer, Maurer, Zimmermann, Tischler, Drechsler, Steinsprenger, Teuchelbohrer ꝛc., und für jedes Fach mit Werkzeugen wohl versehen. Die Walserinnen geben sich besonders mit Spinnen ab. Sie kommen mit ihren Rädchen zusammen, und wissen sich am warmen Ofen gar gemüthlich zu unterhalten, indem sie sich in die Wette schaurige Geistermährchen erzählen, von dem schwärmenden Nachtvolke, das wie die Sirenen der Urzeit den vorwitzigen Lauscher durch einen wunderlieblichen Gesang anlockt, ihn aber dann, wenn es seiner habhaft wird, jämmerlich tractirt; von gewaltigen Riesen, besenstielfahrenden Hexen und dergleichen. Das Sticken oder Arbeiten auf der Maschine (Tambouriren) ist in Davos nicht üblich, eben so nicht bey den vorarlbergischen Walsern, nur zu Mittelberg fangen die Mädchen nach dem Vorgange der rothwangigen Bregenzerwälderinnen in neuester Zeit auch an, die Nadel zu führen.

Viele Walser suchen ihren Unterhalt auch in der Fremde. Gar manche Davoser begeben sich wie die Engadiner als Zuckerbäcker nach Rußland, und auch in andere Staaten, wo sie oft ihr Glück machen. Sie wandern aber nicht periodisch aus, und sind oft Jahre lang abwesend. Charakteristisch ist bey den Davosern und Prätigauern, daß sie, nachdem sie im Auslande sich ein bedeutendes Vermögen gesammelt haben, mit demselben, wie die Gressoneyer unter den Silviern *), in ihren alten Tagen heimkehren, und die in ihrer Jugend angewöhnte Beschäftigung und Lebensweise wieder ergreifen. Ueberhaupt sind die Davoser im Handel und Wandel, im Kauf und Verkauf speculativ und unternehmend, und können durchschnittlich als wohlhabend bezeichnet werden. Auch aus dem vorarlbergischen obern Walserthale ziehen viele den Sommer über in die Fremde. Knaben bis zu fünfzehn Jahren wandern im Frühling zum Hüten des Viehes nach Schwaben, von Sonntag

*) Vgl. Albert Schott's deutsche Colonien in Piemont S. 96.

allein etwa dreyßig; Jünglinge und auch Männer als Maurer meist in's St. Immerthal im Jura, an dreyßig bis vierzig von Sonntag, einige auch von Plons, Raggâl, Fontanella und Damüls. Selbst bey den Mittelbergern ist in neuerer Zeit einiger Speculationsgeist erwacht, der bisher solche Unternehmer mehr oder weniger lohnte. Früher waren sie bey ihrer Einfachheit und dem geraden Sinne nicht viel auf Speculation in's Ausland bedacht, da ohnehin das ausgedehnte Bergthal sie bey einigem Fleiße nährte. Doch erzählt man, daß eine Familie ungefähr vor einem Jahrhunderte mit sogenanntem Schottag'sig [1]) sich in's Ausland, in's Elsaß, Holland rc., begeben, denselben als leichtes und gutes Abführungsmittel verkauft, und sich dadurch ein nicht unbedeutendes Vermögen erworben habe. Auch die Mittelberger sind im Ganzen ebenfalls wohlhabend, und zwar so, daß der Wohlstand auf der Mittelklasse, nicht in einzelnen Händen ruht, während im obern Walserthale schon mehr bloß Einzelne vermöglich sind.

Die Walser leben größtentheils vom Ertrage der Viehzucht, da diese vorherrschend ist. Nach Herrn Pfarrer Bühler sind die Davoser keine starken Esser. Hingegen muß das Wenige, was sie genießen, besser, d. i. bey ihnen feißt gekocht seyn. Man ißt sehr gutes Fleisch, nebst mancherley guten, wohlgeschmalzten Gemüsen, Mehlspeisen, Käse, Butter, Zieger. Dabey fehlt dem vermöglicheren Bauer am wenigsten ein gutes Fäßchen Veltliner Wein im Keller, womit sie einst einen bedeutenden Handel trieben; das liebste Getränk aber ist Milch. Damit stimmen die Walser zu Mittelberg und wohl auch die andern überein, nur fehlt ihnen nebst dem Weinfäßchen auch vielfältig grünes Gemüs, da hier die Vegetation schwächer und minder ergiebig ist, als zu Davos und im Prätigau, die durch die Lage ihrer Berge gegen den Nord- und Nordostwind geschützt sind. Das gedörrte Fleisch wird hier wie dort gerne mit Gerste und Bohnen gesotten, und besonders Brot mit Roggen genossen, den sie meistens aus Bayern und Würtemberg beziehen, desgleichen von dorther die Davoser. Beym selbstgepflanzten Roggen wird im Prätigau, zu Davos und im obern Walserthale in Vorarlberg beym Brotbacken auch Gerste beygemischt.

Kleidertracht.

Mit Kleidung, schreibt Herr Pfarrer Bühler, sind die Davoser immer sehr wohl versehen. Mehrentheils oder fast durchgehends kleiden sie sich in selbstgemachte Tücher von hell- oder dunkelblauer Farbe [2]). In neuerer Zeit hat auch hier der Luxus und die Mode etwas Eingang gefunden, indem nun auch die Davoser gleich den Engadinern ziemlich häufig auswandern. In Bezug auf Kleidung unterscheiden sich die vorarlbergischen Walserzweige wenig von einander. Der alte Walser zum Sonntag trägt schwarzlederne kurze Hosen, Strümpfe von Schafwolle, weit ausgeschnittene Schuhe von Rindleder, eine lange Weste von Tuch, einen langen Janker (Art Spenser) mit aufstehendem Kragen, roth, blau, auch braun, dann einen runden Hut, unter dem

---

1) Ueber diese aus Schotten oder der Nachmolke gewonnene eßbare Substanz s. S. 21.

2) Diese Farbe mögen sie von den umwohnenden frühern Romanen angenommen haben. Bezeugt nicht außer andern Merkmalen auch die noch jetzt vorherrschende blaue Farbe der Kleider die romanische Abkunft der Montavoner?

ein ziemlich langes, blondes oder lichtbraunes Haar herabhängt. Die Würdenträger des Dorfes, der Vorsteher, Kirchenpfleger, Organist etc. erscheinen an Festtagen in einem bis über die Knie hinabreichenden rothen oder blauen Rocke, Tschöpen (Schaube), mit großen Knöpfen und gleichfalls aufstehendem Kragen, der aber nicht zugeknöpft werden kann. Die Jüngern aber, die den Sommer über auswandern, verschmähen die väterliche Tracht, und tragen sich ganz anders. Aber die guten Alten, die ewigen Lobredner der entschwundenen Zeit, klagen wohl genug über Sittenverfall, da ja dem jungen Volke das »ehrbare Häs« *) schon zu schlecht wird, und es allmälig anfängt, sich lutherisch zu kleiden. Die Kleidung der Oberwalserin ist die bunteste Zusammenstellung von der Welt. In allen Farben prangt ihr Festschmuck, wie die Alpenflora ihrer Heimat. Die tonangebende Farbe jedoch ist die rothe. Roth sind Mieder, Rock und Strümpfe. Das Mieder ist gar häufig auch von grüner Seide, mit breiten schwarzseidenen Bändern eingesäumt, und ist an dem Rocke (Lona, Loden), der unten am Ende mit einer gelben Borte verbrämt ist, angenäht, kann aber über der Brust nicht geschlossen werden. Dazu dient ein rundlich zugeschnittener Pappendeckel, der mit einem vielfarbigen Seidenstoffe überzogen, und mit einem gelben Bändchen (Brisnestel) an den Haften des Mieders in zahlreichen Windungen über dem Busen befestigt (ibrisen) wird. Doch man darf sich die Oberwalserin nicht als eine schlanke Aelplerin denken; der schlanke Wuchs ist dort auf den Bergen gar arg verpönt, wenigstens macht man ein Geheimniß daraus, indem das Mieder kaum eine Hand breit und die Taille unzierlich über den Busen beynahe bis an den Hals gerückt ist. Der Tschöpen oder Spenser kann vorne auch nicht geschlossen werden; er reicht vorne und hinten gerade so weit, daß das grünseidene Mieder noch zum Vorschein kommt. Die Hauptsache endlich ist eine runde Pelzhaube, Brämkappa genannt, d. i. verbrämte Haube. Im Sommer tragen die Frauen statt der Brämkappe eine Haube von weißen Spitzen, die Mädchen von schwarzen, durch welche die Zöpfe ringförmig herausgewunden sind. Auch die blaue Wollmütze der Bregenzerwälderinnen ist hier zu Hause, nur ist sie hier mehr rund, während sie dort zuckerhutförmig zugespitzt ist.

Die Tracht des Mittelbergers ist dieselbe, wie die des Oberwalsers; kurze Lederhosen von schwarz gefärbten Kalb-, Bock-, Gemse- oder Hirschfellen, Weste und Tschöpen von Tuch, letzterer mit aufstehendem Kragen, blau oder braun, kleiden den Mittelberger wie den Oberwalser. Die sogenannten Lederleibe (weiß gegärbtes Leder über der Brust mit Aermeln von rothem Tuche), so wie die Gurtsbinden von Leder, die einst hier im Mittelberge heimisch waren, werden immer seltener. Die Mittelbergerin aber weicht in ihrer Tracht viel von der Kleidung der Oberwalserin ab. Denn zu Mittelberg ist nicht nur das feyerliche Schwarz die Hauptfarbe, während an der Luz ein feuriges Roth den Ton angibt, sondern die Nähe von Bayern und dem Bregenzerwalde hat auch auf die Gestalt des alten Walserhäses verderblich eingewirkt. Statt der rothen Juppe tritt hier nach Art der französischen Mode ein zusammenhängendes Oberkleid auf. Zwar tragen viele Mittelbergerinnen auch Juppen mit kurzem Gestältchen oder Mieder, letzteres meistens von braunem oder schwarzem Wolltuche, die eigenthümliche Juppe aber, die

*) Häs bedeutet in der Allgäuer Mundart, wie im Bregenzerwalde und im obern Walserthale, Kleidung, vom althochd. hozot in Graff's Diutiska II. 135; vgl. Schmeller II. 245.

mit vielen Farben daran befestigt ist, von schwarzer fettglänzender Leinwand, deren unteres Ende eine sogenannte Belege, ein etwa ein bis anderthalb Zoll breiter. Streif von feinem Wollentuche ziert. Früher trugen die Mittelbergerinnen durchgehends sogenannte Regenschossen von dunkelgrünem Tuche mit einer roth scharlachenen Belege am Rande ungefähr bis an die Knie reichend, jetzt einige statt der einfachen und bequemen Regenschösse ohne Aermel tuchene Mäntel. In der Pfarre Riezlern fängt die unterste Klasse der Weiber an, sich wie die angrenzenden Allgäuerinnen zu Oberstdorf zu kleiden, wofür sie mit dem Spottnamen, »sie tragen Hennenvogelhäs,« das im Bregenzerwalde Bettlerhäs heißt, belegt werden [1]).

Die Kleidung der Tannberger ähnelt mehr der im Oberlande und im Klosterthale. Da nämlich auch hier ziemlich viele Männer alljährlich auswandern, so tragen diese auch daheim großentheils Frack und lange Beinkleider; der echte Bauer hingegen behält seine kurze Lederhose und den langen Tschöpen. Die Tannbergerinnen sind etwas mehr spitz-, bänder- und modesüchtig, und nähern sich gleich ihren Männern mehr denen im Klosterthale.

Wohnungen.

Die Bauart der Wohnungen in Davos hat nach Herrn Pfarrer Bühler im Ganzen viele Aehnlichkeit mit der im Prätigau. Der größte Theil der Häuser ist von Holz und gestrickt (verbunden) [2]), viele sind aber auch, besonders im obern Theile des Thales — gegen das Prätigau — gemauert, und manche groß und schön. Sowohl das obere als das untere Stockwerk vieler Häuser im Prätigau sind von außen mit runden, unbeschlagenen, unbehauenen Balken gestrickt; im Davoserthale sollen jedoch die Häuser von beschlagenem Holze seyn. Die Häuser bestehen gemeiniglich aus einem Erdgeschosse mit zwey oder drey Kellern, und aus zwey Stockwerken. Im untern befinden sich die Stube, Kammer, Küche und das sogenannte Vorhaus (Laube), im obern die Oberstube und Kammer; rückwärts ist der Holzschopf. Die Dachung ist von Schindeln, die mit Steinen beschwert sind. Die Wohnhäuser der vorarlbergischen Walser sind auf gleiche Art gebaut, jedoch durchgehends von beschlagenem Holze gestrickt. In neuester Zeit werden die Häuser im obern Walserthale auch angeschindelt, d. h. mit sehr vielen kleinen runden Schindelchen getäfelt, was sehr warm hält, und so lang das Getäfel neu ist, recht zierlich aussieht. Uebrigens sind in Davos wie im obern Walserthale die Häuser und Ställe nicht zusammengebaut, sondern stehen vereinzelt. Gewöhnlich sind in der Nähe der Kirche zwölf bis zwanzig Häuser in einer Gruppe zusammengebaut; im übrigen ist die ganze Thal- und Wiesenfläche mit einzelnen Weilern, Häusern und Ställen übersäet, so

1) So nimmt auch zu Rüfensberg, der äußersten Pfarre des vordern Bregenzerwaldes gegen Staufen hin, das fremde Häs so überhand, daß in zwanzig Jahren daselbst die züchtig kleidende Wälderjuppe ganz verschwinden dürfte S meine Mittheilung in Kaltenbäck's österr. Zeitschrift für Geschichts- und Staatskunde. Wien 1837. S. 339. Aehnliches sahen wir auf dem Lande in Oesterreich, selten wird jetzt die Goldhaube!

2) Nach der Annahme: wo die Haare und Augen dunkel (so z. B. im Thale Montavon) und die Häuser weiß — von Stein — sind, ist romanisches Blut, sind die Walser durchaus Deutsche. Der Germane ist blond, blau- oder helläugig und wohnt im Holz.

daß diese Berge dem Wanderer eines der schönsten Panoramen aus der Alpenwelt darbieten.

Geschlechtsnamen.

»Die Betrachtung der Eigennamen,« sagt Professor Albert Schott in seinem musterhaften Buche über die deutschen Colonien in Piemont S. 211, »ist überhaupt eine Quelle historischer Ueberzeugung, die man für dunkle Zeiträume bis jetzt noch viel zu wenig benützt hat, und noch viel zu gering anschlägt.« In unserm Gaue finden sich zu einer Zeit, wo es nur Tauf- und noch keine Geschlechtsnamen gab, Personennamen theils lateinisch-romanischen, theils deutschen Stammes und Klanges neben und durch einander, nämlich in dem mehrerwähnten uralten (aus dem zehnten oder eilften Jahrhunderte) lateinischen Verzeichnisse [1]) der sämmtlichen Einkünfte, Nutzungen und Gerechtigkeiten des Hochstiftes Chur im Drusenthale und in den angrenzenden südlichen Landschaften, aus welchen Namen der Leser sogleich die deutschen Eindringlinge erkennt; so zu Feldkirch: Nordolchus; zu und um Rötis: Valerius, Saturnus, Majo neben Hubertus; zu Götzis: Andreas, Silvanus, Vigilius, Arnolfus, Ruodmundus; zu Frastanz: Florentius, Ursicinus, Bugennus, Thietbertus, Onolfus; zu Gävis: Fontejanus neben Bercharius, der ein Jäger war; in Sateins: Muotolfus; zu Schlins: Florentinus, Druso, welcher auch zu Türingen vorkomint; zu Bludesch der Bd. CVII. S. 38 genannte Isuanus Sclavus; zu Nüziders Haltmanus; dann zu Schan bey Baduz: Augustus, Ursicinus, Adalgisus; zu Balzers: Palduinus; dann um Sargans und Werdenberg: Quintillus, Fontecanus, Justinianus, Antonianus, Constantius und Constantius Faber neben Luto, Eghehartus, Thiebertus, Azzo, Hillibold, Adamarus, Vuolsprechtus, Thietbertus; zu Maienfeld: Silvanus, Valerius, Vigilius neben Gerhardus und Berchtrada. Aehnliche deutsche Vornamen und deutschzungige Elemente findet man in derselben Urkunde noch weiter nach Graubünden hinauf und Tirol hinein, so weit dieses zum Churer Sprengel gehörte. So hört man noch heut zu Tage in unserem obern Vorarlberg, besonders im Thale Montavon, noch viele romanisch klingende Geschlechtsnamen neben den später eingedrungenen deutschen; z. B. Bargehr, Battlógg (CVII. A. Bl. S. 39. Anm. 3), Bitschnau, Carnél, Flöry, Ganahl (CVII. S. 42 Anm.), Klehénz, Lorezin, Lorünser, Maklot, Mangard, Rudigier, Tschanhénz, Tschanun (aus Giannone? d. i. der große Johann), Tschöfen, von denen die adeligen v. Tschofen in Wien abstammen, Tschól, Vallaster, Vergud, Vonier; deutschen Klanges sind: Brunold, Burger [2]), Drinkwälder (auch Trenkwalder in Tirol), Essig, Fleisch, was mir eine Verdeutschung aus obigem Carnél zu seyn scheint, wie umgekehrt dal Pozzo aus Brunner in den Sette Comuni, ferner Fritz, Keßler [3]), Kasper, Müller, Netzer, Neyer, Pfefferkorn,

---

1) In Baron v. Hormayr's sämmtlichen Werken. Bd. II. Urkundenbuch S. XXIX ff.

2) Drey Burger, zwey Kasper und drey Schwarzmann, sämmtlich Walser, fielen nach Bd. CVII. 6 im J. 1499 zu Frastanz.

3) Joseph Melchior Keßler, der im J. 1824 als Bürgermeister zu Feldkirch starb, wurde wegen seiner Verdienste als Landmiliz-Hauptmann und Postencommandant unter den Generalen v. Hotze und Jellachich vom Kaiser

Sahler, Sander, Schwarzmann, Wachter, Walter, Wille, Winkler. Man vergleiche die Namen der Walser im Montavon im J. 1442 im CVII. Bde. S. 42 und im Silberthale daselbst S. 43, unter denen auch der Name Walser erscheint.

Daß die ersten wallisischen Einwanderer schon Geschlechtsnamen, die zu jener Zeit allmälig gebräuchlicher wurden, nach Davos und Vorarlberg mitgebracht haben, ist wohl außer allem Zweifel. Es macht Herr P. Sigmund Furrer, Kapuziner Guardian zu Sitten und ehemaliger Mitarbeiter an Stalder's Idiotikon und Dialektologie, auf mein Schreiben mir folgende Geschlechter namhaft, als in Visp: Wiestener, Zimmermann, Rinder; in Naron: Hartmann, Rinder, Heimen; im Zehnten Goms: Keßler, Mütter, welcher Name um Pludenz als Mutter erscheint; in Mörel sind: Walker, Albrecht, noch im innern Bregenzerwalde heimisch, wohin die Albrecht wie die Wüestner vielleicht von den Walsern eingewandert seyn mögen, dann Zäuner, Minnig, Ittig. Die ersten sechs Namen finden sich wieder allenthalben zerstreut in Davos, im Prätigau und bey den vorarlbergischen Walsern. Die Sage in Wallis überliefert nach des erwähnten Herrn Paters Mittheilung, daß um die Mitte des dreyzehnten Jahrhunderts zwölf Jäger nach Davos (vgl. CV. A. Bl. S. 2) ausgewandert seyen, und ihr erster Amtmann (Ammann) »im Boden« geheißen habe, welches Geschlecht noch zahlreich im Zehnten Naron ist. In einem alten Verzeichnisse der ersten Landammänner der Landschaft Davos, das einem sehr alten, die einfachen Gesetze und Verordnungen enthaltenden Landbuche beygegeben ist, werden genannt: 1293 Wilhelm Beeli oder Beli, und dann viele Jahre aus diesem edeln und tapfern Geschlechte, dessen Beyname von Belfort auf romanische Abstammung hinweiset; 1410 Schlegel; 1456 ein Welschi; 1469 ein Lux; 1498 Schuoler oder Schuler? Albrecht Schuler war Vogt in Reams; Hanns und Konrad Schuler auf Davos wurden vom Kaiser Maximilian zu Adelsgenossen gemacht. 1517 Ruedi; 1527 Buol; 1536 Müller. 1567 Hanns Ardüser, der 1574 als Gesandter zu Erzherzog Ferdinand nach Innsbruck geschickt wurde und am 16. August 1580 starb. Dessen gleichnamiger Sohn ließ im J. 1598 in Quart mit schönen Lettern drucken eine »Wahrhafte und Kurzvergriffene Beschreibung etlicher Herrlicher und Hochvernambter Personen, in alter Freyer Rhetia ꝛc., auch von ihrem Namen, Stammen, berühmten ritterlichen löblichen Thaten und Amtsverwaltung in alphabetischer Ordnung.« Nicht ohne Interesse für die Familien Graubündens. 1568 Guler; 1582 Florian Sprecher, Ritter u. s. w.

Unter den 73 ältern und noch bestehenden Geschlechtern im Davoserthale zu Dörfli, am Platz (d. i. eigentlich Davos), Frauenkirch, Monstein, im Boden, Glarjs, nebst einigen aus dem Prätigau, welche Herr Pfarrer Bühler im Dörfli (Bd. CVII. A. Bl. S. 34. Anm. 2) namhaft macht, hat etwa ein Sechstel romanischen Klang, und beurkundet daher auch Aufnahme und Verschmelzung mit Nichtwalsern oder ursprünglich Nichtdeutschen. Die Namen: Geiger im Boden, Heim zu Jenatz im Prätigau; Keßler zu Dörfli, im Boden, Schiers; Müller im Dörfli, zu Küblis im Prätigau; Schlegel im Boden, am Platz; Schuler am Platz; Schuoler im Boden; Schuochter (Schuster) im Dörfli; Wüstner im Boden, zu Fideris im Prätigau finden sich auffallend bey den mittelbergischen Walsern wieder; s. Bd. CVII.

Franz II. ddo. Wien 23. Nov. 1803 in den Reichs- und erbländischen Adelstand mit dem Ehrenworte »Edler v. Fürstentreu« erhoben.

S. 36. Bemerkenswerth sind noch die Namen Walli [1]) und Welschi neben Wallismann und Walser im Prätigau.

Im J. 1353 werden nach Bd. CV. S. 4 Simon Straif mit seinen Kindern, dann 1371 Albrecht Straif und Hann Eberli zu Stürvis urkundlich als Walser genannt, und so hatten wohl auch die andern Stammgenossen daselbst ihre Geschlechtsnamen. — Um Sargans findet man besonders die Schlegel und Schuhmacher. Am Triesnerberge: Schädler [2]), Beck, Gäßner oder Gäsner, welcher Name sich bey den meisten Walsern findet, Hilbi, Nägeli, Schlegel, Seele, Lampart, Eberle, Pfiffer; Rigg und Ospelt sind ausgestorben, und früher schon Göthe und Quickner.

Unter den sechs und vierzig bey Frastanz gefallenen Walsern zähle ich, da mehrere derselben Familie angehören, fünf und dreyßig verschiedene Geschlechtsnamen, von denen noch über zwanzig in ihren spätern Nachkommen bey den Oberwalsern, zu Damüls und Fontanella blühen, als: Berchtold, Bernhart, Bickel, auf dem Boden (im Boden soll der erste eingewanderte Ammann zu Davos geheißen haben), Dietrich, Gäßner, vielleicht aus Geußner oder Gatzner in Laterns in Bd. CVII. S. 6 und 17, Hartmann, King oder Küng, Kreyer, Marte erlosch vor kurzem mit Nikolaus und Johann Marte auf Raggál, Matt, Nesler, Riezler, Rinderer, Schäfer, Schwarzmann, Schwitzer, Sparr, Studer, Sugg am Tannberg, Tobler, Vonbun [3]), Welte, Zerlut, wahrscheinlich aus »zu der Lutz.« Hiezu kommen die Bd. CVII. S. 26 erwähnten Namen zu Damüls.

In Laterns erscheinen nach Bd. CVII. S. 18 Schmid und Flurel, also nicht namenlose Männer, als die ersten Ansiedler, dann nach S. 20 Dünser und Sünser von dem Dorfe Düns und der Alpe Süns, ferner Matt, Müller, Welte, Zimmermann &c.

Mit dem Namen Bertsch zu Damüls (vgl. CVII. 26) vergleiche man den von Ardüser S. 40 und 114 genannten Christian Bärtsch oder Pertsch aus dem Prätigau, der lange Hauptmann in Frankreich gewesen und daselbst gestorben ist. Die Bertsch erscheinen auch im vordern Bregenzerwalde, deren einer sich in Buchhorn (Friedrichshafen) niederließ, dessen zwey Söhne tüchtige Architekten zu Triest und München wurden.

Am Schröcken findet man vornämlich Jochum und Walch, vgl. das vorige Walli und Welschi, dann Walch CV. S. 3. Anm. 1.

Von den jetzigen Geschlechtsnamen zu Galtür hat für uns nach S. 4 allein »Schuler« walserischen Klang.

In Serfaus (vgl. S. 2), von wo ein Saumsteig über die sogenannte Furkel (Furka) in's Patznaunerthal führt, war eine Familie Walser, wohin nach der Entvölkerung durch die Pest im siebzehnten Jahrhunderte mehrere Familien, namentlich die Schuler, aus Grau-

---

1) Noch nennt der Walser den thalbewohnenden Walgauer Walle, d. i. einen Fremden; vgl. Bd. CV. Anz. Bl. S. 3. Anmerk.

2) Dieser Name ist auch im Kantone Appenzell; Uli Schedler erscheint bey Zellweger Ausg. II. S. 324 schon 1401, vgl. S. 566; dann zu Lingenau im vordern Bregenzerwalde, wo Schedler einen Küfer und schedlen küfern bedeutet.

3) Dem talentvollen Franz Vonbun aus Nüziders, Hörer der Medicin zu Wien, der mehrere Jahre bey seinen mütterlichen Verwandten zu Raggál verlebte und viel mit Walsern verkehrte, verdanke ich mehrere, besonders sprachliche Mittheilungen über diese obern Walser.

bünden einwanderten, wie mich der zu Serfaus geborne Herr Joseph Schuler, Professor am k. k. Gymnasium zu Cilli, versicherte. Außerdem sind noch vorherrschende Namen daselbst: Geiger, Müller

Auch in dem silvischen Gressoney lies't man bey Schott S. 213 einen Sculars, d. i. unverkennbar Schuler, Lerch und Mehr oder Mähr, wie Thumiger, vgl. Domig (Johann Domig aus Raggâl war, nach S. 279 des Brixener Schematismus vom J. 1837, Missionär in Amerika), und endlich Zimmermann, welcher Name in Wallis, zu Davos und in Vorarlberg gemeinsam vorkommt

Der Geschlechtsname Walser ist allenthalben in Graubünden, in den Kantonen St. Gallen und Appenzell, wie auch in Vorarlberg heimisch. Balthasar Walser aus Chur studierte im Jahre 1531 unter dem Rectorate des Justus Jonas zu Wittenberg *). Gabriel Walser, von Wolfhalden im Kanton Appenzell, geb. 1695 und 1776 zu Berneck gestorben, verfaßte fünfzehn Blätter für den Homann'schen Atlas der Schweiz 1760, und schrieb außer anderm mit Benützung der Stiftsbibliothek von St. Gallen eine beliebte, bis 1772 herabreichende Appenzeller Chronik; St. Gallen 1740, ein Band in zwey Abtheilungen. Der dritte Theil, von Walser selbst fortgesetzt, erschien in Trogen 1829, der vierte, von Dr. Gabriel Rüsch fortgesetzt, ebendaselbst 1831. Johann Walser der 1833 zu Messina starb, vermachte dem Dorfe Heiden 100.000 Gulden; dessen Bruder Johann Ulrich in Livorno gab 10,000 Gulden, welche mit noch zwey Brüdern im Jahre 1788 das Bürgerrecht daselbst angenommen hatten; desgleichen erhielt von beyden das Kantonal-Institut 20,000 Gulden. Johann Ulrich Walser von Teufen, um 1798 geboren, war anfangs Pfarrer zu Grub, gab mehrere politische Schriften heraus, und als Pfarrer in Liestal im J. 1834 »den freyen Baslerbiether«, der bald wieder einging. Konrad Walser von Grub in demselben Kantone Appenzell gewann als trefflicher Schütze beym eidgenössischen Freyschießen zu Basel am 8. July 1844 den Preispokal der Schweizer in St. Petersburg. S. Leipziger illustr. Zeitung 1844. Nr. 59. S. 105 und 107. Der dermalige geistliche Rath, Dekan und Stadtpfarrer zu Bregenz, Christoph Walser, geb. daselbst am 9. Juny 1783, verfaßte die bekannte Volkssage von der stadtrettenden Ehrguta (1408) in der Mundart seines Geburtsortes in Hexametern, welche im Nationalkalender für Tirol und Vorarlberg; Innsbruck 1827. S. 79 — 87 abgedruckt ist. Andreas Walser, geboren zu Hohenems, lebte als Priester 1837 in Schwyz. — Hier leben zwey Gebrüder Walser, Namens Joseph, k. k. Hofkriegs-Vicebuchhalter, und Friedrich, Rechnungsofficial der k. k. Münz- und Bergwesens-Buchhaltung, deren Vater schon in Wien geboren ist, aber vielleicht aus unsern Alpen herstammen mag.

Die Mundart der Walser.

Des Volkes Sprache ist des Volkes Geschichte!

Auch von der Sprache der Walser als dem lebendigsten Abdrucke ihres Geistes müssen wir zum Schlusse unserer Abhandlung reden, zumal sie, wenn auch durch Jahrhundert lange Einflüsse der neuen Heimat gefärbt, ihre Abkunft aus Oberwallis bestätigt. Ich übergebe hier,

*) Album Academiae Vitebergensis ab a. Ch. MDII usque ad a. MDLX. Ex autographo edidit Ed. Carolus Foerstemann. Lips. 1841. 4. p. 141.

was mir aus jenen Bergen auf's bereitwilligste geboten wurde, und wünsche, daß ein Mann aus und in dem Volke selbst die Ergebnisse längerer Beobachtungen in ein wohlgeordnetes Ganzes verschmelze; denn wie der Physiognom zur Beurtheiluug scharfer und wiederholter Anschauung bedarf, eben so kann der Erforscher einer Mundart in ihren Schattirungen und unmerklichen Uebergängen wie im Regenbogen neben dem feinen Gehöre auch des längeren Verkehrs unter dem gegebenen Volke selbst nicht entbehren.

Unverkennbar findet man im Idiom der Walser einen ächten Schweizerton und Schweizeraccent und Schweizerausdrücke. Der Vokal a nähert sich bey gar vielen Wörtern in der Aussprache dem o, wie es zum Theile auch in der Schweiz und in Tirol ausgesprochen wird, z. B. Soma statt Same, Wold st. Wald.

Das ä lautet fast wie a, z. B. andern, arger st. ändern, ärger: eben so am Tannberg und Mittelberg das tiefe e, welches im Deutschen fast wie ä klingt, z. B. And, Arde, Hamd, Fald, Fanster, vorhar statt Ende, Erde, Hemd, Fenster; der Oberwalser sagt jedoch End, Erde, Hemd, Feld, Fenster, und dieses n schon mit dem romanischen Nasal.

Das heutige au lautet noch wie u, z. B. ûs, Hûs, hûsa, Mûs, grûsa, statt aus, Haus, hausen, Maus, grausen.

Der heutige Doppellaut ei lautet noch wie î, z. B. bî, bîße st. bei, beißen; Wîb, blîb' st. Weib, bleib', und eu wie langes ü, z. B. Lüt', Rüte, hüt', düta, d. i. Leute, Reute, heute, deuten.

Das n am Ende der Wörter, vor denen ein Selbstlaut steht, wird wie im Französischen durch die Nase gesprochen, welchen Ton wir in den spätern Beyspielen mit n̄ bezeichnen. Das auslautende -en wird kurz abgerissen und dumpf ausgesprochen, so daß es zwischen e und a schwebt, jedoch dem a näher kommt, weshalb ich auch lieber a setze, z. B. lasa, bliba, macha st. lesen, bleiben, machen.

Die Vorsylbe ge — wird bey Nennwörtern und im Mittelworte der vergangenen Zeit immer mit dem darauf folgenden Consonante mit Weglassung des e verschmolzen, z. B. G'sang, g'glaubt, g'lobt statt Gesang, geglaubt, gelobt.

Für k, besonders im Anlaute, setzen noch die meisten Gemeinden unserer Walser, wie die Walliser, die Silvier am Monte Rosa und die meisten Schweizer fast immer das gurgelnde ch, z. B. a Chue, as Chalb, Chnopf, Chilcha, Chilbi für eine Kuh, ein Kalb, Knopf, Kirche, Kirbe (Kirchweihe), woraus erhellet, daß sie statt des r auch l setzen. Die Mittelberger sprechen das Wort Chäs mit seltener Ausnahme wie Käs' aus, die Tannberger hingegen auch mit ch.

Für s setzen sie häufig sch, das englische sh; das persönliche Fürwort sie, das zurückführende sich und das zueignende sin (sein) lauten durchaus schi, in Laterns schei und schin (suus). z. B. schi hädschi selb gstocha = sie hat sich selbst gestochen; er chratzet schi hinderm Ohr = er kratzt sich hinterm Ohr; so auch önsch, önscher st. uns, unser. Dieses schi weiset unläugbar auf Wallis hin. Sagt doch Stalder in seiner schweizerischen Dialektologie S. 70: »Sowohl in Wallis und in einem beträchtlichen Theile des deutschen Bündtens, als in der Landschaft Churwalden u. s. w. *), herrscht die Eigenheit, daß beynahe alle s wie sch gezischt werden. Man sagt z. B. schi händsch ggäh (sie

*) Wohl auch in Davos; vgl. Sprachprobe Nr. III »Warum — sch (sie) nümma.«

haben's gegeben); g'wäckt hät sch schi (bewegt hat es sich); schis Vatersch Guot (seines Vaters Gut);« ferner S. 105. Anm. 113: »Das kurztonige schi — schis, schins im Wallis; — si, sine in den meisten Kantonen;« vgl. daselbst S. 108 und 115. Dieses zischende schi, das im übrigen Vorarlberg mit Ausnahme der Walser nicht heimisch ist, ist wahrscheinlich durch romanischen Einfluß, und zwar schon in der wallisischen Urheimat, entstanden, wie etwa das j statt g im deutschen Norden durch slawischen? So ist as und auch es statt des Artikels das bey den Walsern wie in Wallis charakteristisch, z. B. as und es Chalb, vgl. Stalder S. 90; so in Raron nach S. 346 »nit as einzigs Mahl = nicht ein einziges Mal; und as g'mestots Chalb; dann in der Mundart der Lötscher S. 343 es g'mästs Chalb, der Vispacher und Leuker: es schös Mahl, es gmasts Chalb; in den silvischen Gemeinden findet sich nach Schott S. 143 f. abwechselnd; es vaißts Chalb, es faißts Chalb, es veißts Chalb und s'feißt Chalb. Der Leser vergleiche die Sprachprobe I. aus Wallis mit den folgenden aus unsern Walsergemeinden.

Ueber die Tannberger, besonders die Schröckener Mundart erhielt ich nach den Mittheilungen des Herrn Pfarrers Engelbert Walch, der zu Schröcken geboren ist, durch die vermittelnde Güte meines theuren Freundes, des Herrn Pfarrers Moosbrugger zu Möggers, folgenden Beytrag: sên (andere Walser sin̄), d. i. seyn; praes. i und ich be, wie auch ben, in Mittelberg i bi, du bischt bist, er oder schi isch oder ischt, mir (wir) sind, Mbg. send, ihr sid, Mbg. seid, schi sind, Mbg. schi send; conj. i si, du siast, er si, mir sia. ihr siat, schi sia; impf. indic. fehlt; conj. i we̅er, du we̅erast, er weer, mir weera, ihr weerat, schi weera, in Wallis nach Stalder S. 137 Anm. 204 i wé und wéi, wéist, wéi ꝛc.; perf. i ben gsên̄, Mbg. ih bi gse, n als Naselaut kaum hörbar; conj. i si gsen, inf. pf. g'sen sè; fut. i würd sên̄, du würst sên̄; imp. si du, si er, sian mir, siat, sia schi.

Hân̄ = haben, n als Naselaut hörbar. Praes. i oder ich ha und hân̄, du häst und fragend häsch, er hed, mir händ, ihr haid, in Laterns händ, fragend: heider's, d. i. habt ihr's, schi händ; im Mittelbergischen: i ha, du hest, er hed, mir hend, ir heid, schi hend; part. g'ha. Nach Stalder S. 123. Anm. 176 und 178 in der herrschenden Mundart der Walliser: i ha, hest, hed oder het — hei, heid, heind; conj. i hai, du haiast, er hai, mir haia, ihr haiat, schi haia; impf. indic. fehlt wie überhaupt in dieser Mundart, so auch im Bregenzerwalde; conj. i hät, du hättast, er hätt, mir hätta, ihr hättat, schi hätta; perf. i hâ und hân chân (g'hân) ꝛc.; conj. i hai chân ꝛc.; fut. ich würd hân̄, du würst hân, er wird hân̄, wir werden hân, ihr werdet hân, schi werde hân; fut. exact. ich würde chan (g'han) hân ꝛc.

Deincha, d. i. denken, n etwas näselnd. Praes. ich deinch, du deinchst, er deincht, mir deincha, ihr deinchat (nach Stalder S. 342. Z. 24 in der Mundart der Lötscher-Thaler auch deichet), schi deincha; conj. ich deinchi, du deinchast, er deinchi, wir deincha, ihr deinchat, schi deincha; impf. indic. fehlt; conj. ich thät, du thätast, er theat, mir thäta, ihr thätat, schi thäta deincha, oder auch: ich deinchtiti, du deinchtitast, er deinchtiti, mir deinchtita, ihr deinchtatat, schi deinchtata; vgl. Stalder S. 147; perf. indic. ich hân̄ deincht ꝛc.; conj. ich hai deincht, auch ich hân deincht g'hân, und ich han deincht g'han; imperat. deinch du, deinch er, deincha mir, deinchat ihr, deincha schi.

Digitized by Google

So will ich noch als Walserisch in Mittelberg, dessen Mundart unter den Stammgenossen der der Tannberger und Laternser am nächsten seyn soll, nach Angabe des Herrn Pfarrers Joseph Anton Feß zu Bildstein, der mehrere Jahre Seelsorger zu Riezlern und zu Mittelberg gewesen war, hier beyfügen: Gôn verdorben aus gân = gehen. Praes. ich gang, du gaist, er gaid, wir gond, ihr gaid, schi gond; praes. conj. ich gang, du gangest, er gang, wir ganga, ihr ganged, schi gange; perf. ich bin, du bist gange ꝛc. Vgl. besonders Stalder S. 159.

Sage = sagen; praes. ich sag, du saist, er sait, wir sage, ihr saget, schi sage; perf. ich hân, du hest g'sait, g'seet; liege = liegen; praes. ich lîg, du lîst, er lît, wir liege, ihr lieget, schi liege; perf. ich bin g'lage; sûfe = saufen; praes. ich sûf, du sûfst; perf. ich han, du hest g'schoffe, b'soffe, b'suffe. Sprüche:

Min Aeti heets oft gsait,
Wer ohne Noth in Bettel gait,
Dem die Höllenporte offe stait!

Sall thôn sall hân, d. i. selbst thun selbst haben! Laid thut laid, bey den Walsern und noch in Laterns, aber schon in Rankweil und im Bregenzerwalde »wüst thut wüst«, d. i. häßlich thut häßlich, garstig thut garstig. Z'Dienst und z'Gfalle will d'rs dees Mol (will ich dir's dieß Mal) gloube, aber 's nähst Mol lügst mir dan nümme so, sall we' mir (wollen wir) d'r g'sait hân!

Obgleich das Mittelberger Walserthal nur gegen den Allgau hin offen steht, so hat sich doch der Dialekt seiner Bewohner, die in dieser Hinsicht ihren Stammverwandten am Tannberge und in Laterns am nächsten stehen, sehr gut erhalten; selbst in Riezlern verspürt man in der Sprache sehr wenig allgäuisch, sie ist geschmeidiger und leichter, indem hingegen die Allgäuer beym Sprechen beyde Backen voll nehmen; gefälliger ist ihnen das feinere Bregenzerwälderische, das auf das Damülserische einigen Einfluß ausgeübt zu haben scheint. Am angenehmsten klingt ihnen die Schweizer Mundart, mit welcher die ihrige so viele Aehnlichkeit hat. Desgleichen ist am Tannberge kein Anklang mit dem Lechthalischen, wohl eher dürfte vom südlichen Klosterthale wegen des Verkehrs und der Niederlassung einiger Familien von daher, z. B. der Strolz, nach und nach größere Einwirkung geschehen.

Idiotismen.

Ich werde hier einige Idiotika der vorarlbergischen Walser und des Walgaues, die bey beyden gemeinsam vorkommen, mittheilen, die nach Herrn Vonbun's Angabe als reinwalserisch geltenden mit einem Sternchen herausheben, und deren Erklärung und Hinweisung auf ihre Quelle und verwandte Mundarten versuchen.

*Bänig, unfolgsam, zu Mittelberg [1]) und Tannberg, vgl. Stalder I. 130, von ban, d. i. Bann.

Baschga [2]), verb. bemeistern, besonders im Ringen; dasselbe Wort

1) Abgekürzt Mbg. und Tbg., Obw. bedeutet oberwalserisch, Bw. Bregenzerwald.

2) Da die Aussprache des schriftdeutschen Ausdruckes —en hier zwischen a und e schwankt, jedoch dem a näher kommen soll, so schreibe ich — a.

von unbekannter Wurzel gilt auch in Schwaben und in der Schweiz, z. B. bey Hebel, com-pescere?! Vielleicht von baz?

*Beihosa, die, d. i. Beinhose, Strumpf ohne Socken, in Mbg. und Tbg. Bey den Silviern bedeutet Hoso Strumpf, vgl. Hosen-(Strumpf-)bandorden; unser Hose heißt dort Bruech; vgl. Schmeller II. 250; diese Beinhose wird auch Walserstrumpf genannt.

*Bingottera, verb., bey Gott betheuern, ebendas.

Benna, die, ein aus Bretlern zusammengefügter zweyräderiger Karren, um den Dünger auszuführen, Mistwagen; vgl. Tobler's Appenzell. Sprachschatz, Zürich 1837, S. 41; Schmeller I. 178, altgall. benna bey Cato, vgl. das englische bin, im vordern Bw. Binn, griech. ἀπήνη.

Biesch, der, im Bw. Biest, die erste dicke Milch der Kuh nach dem Kalben; belg. biëst, engl. biestings, auch beastings in derselben Bedeutung, vgl. Tobler S. 52; Schmeller I. 215.

Bisa, verb. neutr., vom Rindvieh, wenn es vom Bisewurm, einer Gattung Bremse (oestro), gestochen wild herumläuft.

*Bischet, verb. imperf., es stöbert.

Börga, die, im Walgau wie nach Stalder I. 135 in Bünden Barge, gleichsam eine Berge, ein Behältniß für Heu, von bergen, barg.

*Borschlig, adj., wild von Aussehen auch im Handeln.

Bratig oder Pratig = Kalender, auch in Appenzell nach Tobler S. 73 von Practica.

Brend, das, bey Feldkirch M'rend, woraus es verunstaltet ist, aus dem roman. merenda, Abendessen, Jause, vom slav. jushna.

Brenta, die, demin. Brentele, niedriger Kübel von Holz ohne Deckel, roman. brenta.

Brinta, die, dasselbe was Brintawind in Galtür, S. 4.

Büeza, verb. act. nähen, flicken; vom althochd. puazan, mhd. büezen, bessern, ausbessern, flicken — dann ersetzen, büßen; doch vgl. das franz. rapiécer, aus pièce, und das ital. rappezzare, aus pezza.

*Bulla, die, eine Alpenspeise, nämlich Zieger in Schotten oder in Milch; von Einigen auch die Sufi genannt.

*Burmenta, die, ahd. muremunto, murmenti, aus mure montano, Bergmaus, neuhochdeutsch verderbt in Murmelthier.

Chäner, der, Rinne, besonders aus einem Holzblocke gemacht und besonders am Hausdache zur Ableitung des Regenwassers angebracht, daher in Mittelberg und am Tannberge Sporrchendl, d. i. Sparrenkennl, in Bayern Kennl, canalis.

Cheit (es) mi, impers. es verdrießt mich, il me choque; cheiig, verdrießlich, Cheiat, Cheierei, die, Verdrießlichkeit, Plackerey, wahrscheinlich von cheien oder keien, d. i. stoßen, werfen, z. B. die Fenster einkeien im Oberdeutschen; wohl aus g'heien — heien, stoßen, werfen, choquer, daher verheien, zerbrechen, verderben, part. verheit, verdorben, z. B. eine Uhr. Vgl. Schmeller II. 132 und besonders Schott S. 305.

**Chit oder kit, er oder nach Andern »jëd er«, d. i. »sagt er«, und im Perf. »er häd g'kit oder g'kiët« ist meines Erachtens eines der bedeutsamsten Ueberbleibsel der alten Sprache bey den Oberwalsern. Die Richtigkeit der einen oder andern Aussprache mög en die Oberwalser selbst festsetzen, wir wollen unseres Ortes ihnen nur beyde näher beleuchten. Das gothische quithan, ahd. qhüedan

Digitized by Google

und mhd. qüedan [1]), d. i. sagen, sprechen, bildet die dritte Person des Präsens quidet und zusammengezogen quit (vgl. das lat. in-quit), und nach Tilgung des u von chedan-chidit, woraus chit und kit in Tatian's Evangelienharmonie aus dem neunten Jahrhunderte in des St. Galler Mönchs Notker († 1022) Psalmenübersetzung und Andern entstanden ist, in denen die Formen chidit, chît (iz chît, es lautet, es heißt, dicitur), kit und quît öfters vorkommen. Dieses Wort, in koden und köden gelautet, lebt noch in den sette Comuni, z. B. ar küt (vgl. unsere Sprachproben Nr. XVIII), im Mittelw. gaködet, geköt [2]), mit welchen das oberwalserische g'kit oder g'kiët zu vergleichen ist. In den beyden für diese Gemeinden in den Jahren 1813 und 1842 zu Padua gedruckten kleinen Katechismen, die das Ueberhandnehmen des italienischen Sprachelementes seit 1602 auf's klarste darlegen, findet man die Formel: »kötmarse auf«, d. h. sagt mir sie auf, nämlich die zehn Gebote. Das einfache Wort chjëdan konnte Herr Professor Schott, der im Sommer 1839 die hauptsächlich aus Oberwallis eingewanderten Colonien am Monte Rosa bereisete, in der dortigen Mundart nicht bemerken, wohl aber das zusammengesetzte, z. B. ër undchîd, d. i. andchîd, d. i. er antwortet, in der Gemeinde Alagna; jëhan und sëgan sind an jenes Stelle getreten [3]). Ob aber »cothèrea«, d. i. Gespräch, im Romanischen des wallisischen Eringerthales bey Schott S. 281 diesem Wortstamme angehöre, ist noch fraglich. Im Bregenzerwalde sagt man auch in demselben Sinne »a G'hitter, verb. g'hittere«, für plaudern, scherzen und lachen (kichern?); hängt es mit dem ahd. quidî, gaquid und gaquidi, ferner kiqhuit und keqhuuit bey Graff IV. 647 zusammen? Im Schwedischen kveda (qüedan), praet. kvad, kvadu, schreyen, dann singen, sprechen. Kiden, kidden, laut und durchdringend tönen, besonders von Glas, Metall, wird in der March des Kantons Schwyz und im gegenüber gelegenen Seebezirk des Kantons St. Gallen gehört, z. B. er hät pfiffa, daß g'kiddet hat; wo der Hafa a Boda g'falla ist, het's fürchtig g'kiddet. — Sagen aber die Oberwalser »er jied« und häufig »jied er, jied schi«, wie in der Sprachprobe Nr. V zu Raggâl, so ändert sich die Farbe der Sache, und das Zeitwort kommt von jëhen, ahd. jëhan, sagen, aussagen, bekennen, das noch im zehnten Jahrhunderte jibet und später gibet und giht bildete [4]).

---

1) Vgl. Dr. Graff's althochd. Sprachschatz. Berlin 1838, Bd. IV. S. 636 f.; Wilh. Wackernagel's althochdeutsches Lesebuch, zweyte Auflage, Basel 1839, im Wörterbuche S. CCCXXXVII unter quëdan; Schmeller's bayer. Wörterbuch II. 281 unter keden.

2) Schmeller: »Ueber die sogenannten Cimbern der VII und XIII Communen auf den vicentinischen und veronesischen Alpen und ihre Sprache,« in den Abhandlungen der ersten Classe der k. Akademie der Wissenschaften zu München 1838, Thl. II. Abth. III, von S. 559—708, siehe S. 590, vgl. 611, 612. Dieses »choden« erscheint noch häufiger in jenem, in keiner der Gemeinden mehr zu findenden sogenannten cimbrischen Katechismus: »Christliko vnt korze Dottrina etc. In Vicenz, dort Hans Peter Zanini, 1602, in 12mo«, welches Kleinod ich als ein überaus werthes Geschenk des Herrn Prof. Petrettini zu Padua besitze.

3) Dessen deutsche Colonien in Piemont ꝛc. S. 281, vgl. 263, 144.

4) Von bejëhen wird begiht und begihte und contrah. biht, bihte, = Beichte, Geständniß, confessio abgeleitet.

Ich hörte als Knabe im äußern Bregenzerwalde oft die stehende Redensart, wenn Jemand etwas gesagt hat, als Antwort: »es jeht«, es klingt, es hat guten, ächten Klang, und »es jeht mer nit«, es klingt mir nicht, es ist nicht wahr! So ist denn dieses Wort nicht allein in der silvischen Mundart, wo es nach Herrn Schott S. 312 in einigen Redensarten »er — jid« heißt, als uralter Ueberrest geblieben.

Chlonga, der, Chlungela, in Walgau Klunga, der Knäuel, s. Tobler S. 110.

Chriß und Chres, das, die grünen abgehackten Aeste, besonders von Tannen, zum Brennen und zum Streuen im Stalle, aus Gereise, Reisig; daher chrêsa, Reisig sammeln.

*Drinscha heißt am Mbg. und Tbg. das halblaute Geschrey vom Viehe mit geschlossenem Munde.

Düsla, verb., leise wie auf den Zehen gehen, um nicht bemerkt zu werden; nach Stalder I. 331 ist Düselen im Luzerner Dialekte leise reden, sachte thun.

Fêscha, die, Binde, Windel, östr. Fatsche; ifêscha, verb. einwindeln, einfatschen, aus dem roman. fascia und fascha, fasciar und faschar.

*Flåra, die, kleine Wunde.

*Frèga und g'fregat, statt fragen und gefragt, in Wallis, bey den Walsern und bey den Silviern am Monte Rosa.

*Frusa, die, ein aus entrindeten Tannzweigen gemachter Besen, womit das in die Milch eingestreute Mehl ein wenig umgerührt wird; ist hiedurch das Mehl dicht geworden, nimmt man statt der Frusa die Kella aus Holz zum Umrühren. Das Diminutiv heißt Frůsli, im Bregenzerwalde bezeichnend Ribele; auch werden diese Zweige gebraucht, um kleine Quantitäten von Milch zu seihen, romanisch fruscha und fruschar, reiben.

Fuera, verb. neutr., nähren, sättigen, ahd. fuoròn, mhd. vuoren, vgl. französ. fourrage, ital. foraggio.

Fürba, v. act., mit dem Besen auskehren, mhd. vùrben, franz. fourbir, ital. forbire, roman. furber.

Furca, die, zweyzinkige Gabel, lat. und roman. furca, ital. forca; Treanza, Treanzli, eine dreyzinkige Mistgabel, tridens; vgl. Tobler S. 152.

Gada, der, hier in der Bedeutung von Speisekammer zum Aufbewahren des Mehles, Fleisches; vgl. Gaden oder Gaden bey Schmeller II. 15.

Gara, v. neutr., auseinander klaffen; desselben Stammes ist garren, knarren, Schmid S. 221, bey Hebel gahre.

*Gebsa, die, Milchgeschirr, zu Mbg. und am Tbg., auch im innern Bw. gleichbedeutend mit Störzlig, im äußern der Stürzling, von Stürze.

Glara, äglara, v. neutr., jemanden stier ansehen, anglotzen.

*Glüsla, v. neutr., zu Mbg. heimlich zuschauen, z. B. Nachts zum Fenster hinein, oder durch eine Ritze, um zu sehen, was geschehe; bey Stalder I. 454 s. v. a. blinzeln.

Gôg, der, besonders in der Mehrzahl, die Gôga, das Kind, aber mehr im Unwillen gesagt, z. B. das isch en chibiger Gôg, das ist ein streitiges Kind; im innern Bw. desgleichen Gôg, im vordern Gôb, pl. Gôbe; im Appenzellischen Gôf, vgl. Tobler

S. 231. Vergaga bedeutet in Mbg. und Tbg. das Schreyen der kleinen Kinder, wobey sie längere Zeit beynahe nicht mehr zu Athem kommen.

Gôma, v. neutr., allein an Sonntagen das Haus hüten, thes fehes gauman, das Vieh hüten, Otfried I. 13. 28; diu goume, Hut, Hütung, Bewahrung, Aufsicht; vgl. Nibelung. v. Lachmann 1841. S. 265. V. 2022.

G'räms, das, Gitter, vom mhd. rame, der, und ram, diu, Rahmen, Einfassung, gleichsam Gerämse; vgl. Schmeller III. 92; vgl. 85.

Granna, v. neutr., unzufrieden seyn mit dem Thun und Lassen der Untergebenen, und daher Vorwürfe machen, am Tbg. und Mbg., mhd grînen, praet. grein, östr. greinen, engl. to groan, franz. gronder.

G'sig, Schottag'sig (vgl. S. 8), der, im Bregenzerwalde öfters glattweg Sig oder Sieg genannt. Das Wort ist zusammengesetzt aus Schotten (Käsewasser) und dem mhd. sigen, sich neigen, sinken, fallend tropfen, daher versiegen; das Gesige, Bergrinne, wohin die Gewässer absinken. Dahin gehört auch das technische Wort seigern, wie der Steig und die Stiege vom mhd. stigen. — Wenn der Käse aus dem Sennkessel genommen ist, so bleibt noch eine Substanz zurück, der Rennschotten, der durch Rennen (Gerinnenmachen) gewonnen wurde. Dieser wird wieder, wie ich es oft gesehen habe, im Kessel über das Feuer geschoben und Lauer *) hineingegossen, wodurch eine neue Scheidung in dicke und dünne Masse erfolgt. Die dünne, gelbliche und trinkbare Masse heißt der Sieger, z. B. gib mir an Sieger, i bi durstig; die dicke, weiße und eßbare die Zieger oder Ziger, bey Stalder II 473 und im obern Walserthale der Ziger oder Zieger. Dieses Wort Zieger scheint mir aus d'Sieger in Zieger gleichsam verquickt zu seyn, wie sich z. B. im äußern Bregenzerwalde Damm aus d'Amme, d. i. die Mutter, gebildet hat. Wie einerseits die beyden Substanzen aus demselben Grundstoffe entstanden sind, so andererseits die Worte Sieger, Zieger und unser Sieg oder G'sig aus einer Sprachwurzel. Die aus diesem Sieger, oft auch Schotten genannt, durch langes Sieden gewonnene, gelbliche dichte Substanz, die viele Zuckertheile enthält, heißt der Schottag'sig, der stark und mit Zieger (östr. Topfen) zu essen schmackhaft und sättigend ist. Mit dem obigen sigen ist in Bedeutung und Form in enger Berührung sîhen (wie ziehen mit dem östr. ziegen ꝛc.) seihen, colare, daher die Seihe, ein Gefäß zum Seihen, besonders der Milch mit dem Seih'wisch, aus einer faserigen, gelblichten Rinde einer (Hollunder?) Staude.

G'spusa, die, Braut, roman. spus a spusa, Braut und Bräutigam, franz. l'épouse, lat. sponsa; im Deutschen: Joseph der Gespons Mariä.

Gülla, die, Wasserloch, Wasserlacke, mhd. kûle; vgl. die Hül bey Schmeller II. 174.

---

*) Der Lauer, Nachwein, Tresterwein, lat. lora, Varro R. Rustic. I 54; im Bw. das Lour, eine Säure, deren Grund aus Essig besteht mit nachgegossenem Sieger, und die statt des Essigs in der Milchwirthschaft gebraucht wird.

Hälslig, der, etwa schriftdeutsch Hälsling, eine Kette zum Anbinden des Viehes im Stalle.

*Handlich, adv. und adv. lustig, aufgeräumt.

Hôra, v. neutr., raufen, besonders bey den Haaren zerzausen; auch im Bw. überhôra, von den Hunden; Hôrer, Raufer.

Hehl, hähl, adj. und adv., glatt, schlüpferig; es wird hähl, vom Weg und von glattzüngigen Menschen, wie bey Stalder II. 12 hehle, schön thun; z. B. der Bueb hehlet dem Aetti.

Hêr, der, in verkürzter Form in allen Endungen statt eines geistlichen Herrn, und zwar: der Hêr chunnt, d. h. der Geistliche des Ortes kömmt; oder in der Anrede: chont Hêr, kommt geistlicher Herr! auch mit vorgesetztem Fürworte: ünser Hêr = unser geistlicher Herr. Vgl. im Liede auf den Sieg König Ludwig's III. bey Saucourt im J. 881:

»Einan kuning uueiz ih
Heizsit her hluduig;«

dann häufig im Iwein in und außer der Anrede, z. B. her Gâwein, mîn hêr Iwein, her Gâwein, lieber herre mîn; im Parzival:

»Er sprach: hêr,
mirst niht bekant.«

Halbsuters Lied auf die Schlacht bey Sempach (1386):

»gnad herr her domine!

Dieses Hêr wird bey sämmtlichen Walsern auch in Davos Här, in Rima Harr, im Allgau, im Lechthale und in den sette Comuni, wie ich höre, gebraucht, desgleichen auch im Bregenzerwalde, wo man, sobald ein Beysatz hinzutritt, sagt: Herr Pfarrer, Herr Landrichter ꝛc. Aus dem althd. hêri, hêr, adj. hehr, hoch, erhaben, vornehm; comp. hêrir, vornehmer, woraus Herr.

Heer sîn, übermächtig, Meister seyn; z. B. er isch ems heer = er ist ihm mehr als gewachsen; vielleicht gehört auch hieher das oberwalserische hôrsch, anmaßend; von hêr, daz, Menge von Menschen, bes. zum Kriege gerüstete Mannschaft, überwältigende Macht. Heerkuh, jene Kuh, welche im Ringen die übrigen besiegt.

Hôrst, der, harter gefrorner Schnee. Harst in Bünden nach Stalder II. 22; harst, frigidorium in den Summerlatten 26; im Bw. und im Allgau Harsch, daher verharschen.

*Hosespies, der, d. i. ein Spieß zum Stricken der Strümpfe (s. Beihose), Stricknadel, am Tbg. und Mbg.

*Hünsch, zuviel herausnehmend, übergreifend; z. B. der Bub isch hünsch, wenn er zu tief und selbstsüchtig in die Schüssel langt, aus hündisch?

*Jèder, sagt er; s. chiter, S. 18.

*Jomer, der, Teufel; z. B. hol di der Jomer, aus Jammer? Im äußern Bw. heißt er treffend der Höller.

Kîbe, v. neutr., sich ereifern, zanken, keifen, der Kîb, der Zank, das Keifen, kibig, adj. mhd. kîp, der, heftiger Eifer, kifere, verb. und der Kiferer im Bw., zanken und Zänker.

*Leb, adj. und adv., unschmackhaft, öfters aber — nicht mehr warm, z. B. dia Suppa isch leb, d. i. nicht mehr warm und deshalb

nicht mehr gut, wohl vom mhd. laewe, s. v. a. lâ, gen. lâwes, lau.

* Lisma, verb., stricken, besonders Strümpfe, in Alagna ljismen, vgl. Schott S. 317; auch in der Schweiz und im Schwarzwalde, g'lismet, gestrickt; wahrscheinlich lisemen, und dieses nicht so fast, wie mir scheint, aus lesen, colligere, woraus diese Mundart läsma gebildet hätte, als vielmehr aus dem französischen lisérer, sticken, mit Blumen einfassen und ausnähen, oder lisse ꝛc.; kommen doch die ersten Strümpfe aus Frankreich.

Lüja, mhd. lüejen, lüewen, lüen, laut schreyen, besonders vom Rindviehe, mugire. Im Mayr Helmprechte (um 1240) sagt V 368 der junge ungerathene Helmprecht: es müessen rinder vor mir lüen, s. diese Jahrb. Bd. LXXXV. A. Bl. S. 18. Bey den Walsern ist in derselben Bedeutung auch briescha gebräuchlich.

*Luom, adj. und adv., kraftlos, schlapp, weich, am Tbg. und Mbg., roman. lomm (neben dem lat. moll), bey Stalder II. 184; Schmeller II. 467; verwandt mit dem östr. lamlackig, d. i. aus Leim und Lacke?

Negmer, der, ein kleiner Bohrer, aus Nabiger, von Nabe und gêr (der), bohrende Spitze, angelsf. navegar, im Bw. Neiber und neibera, d. i. bohren; »der Neber (als Sternbild) ist inn dem schützen vnd steinbock« in: Groß Planetenbuch. Straßburg 1544; vgl. das englische nave und das französische navrer (das Herz) nagen, navrant adj. herznagend.

*Nôß, die, Ziege, z. B. gäihst oher (herab) du verdammt's Nôß, auch bey Stalder II. 243 ein Stück Schmalrieh, als Kalb, Schaf, Ziege; verwandt mit dem roman. nursa, Schaf.

Nüesch, der, ein Gefäß, worin dem Rindvieh Mehl, zerschnittene Erdäpfel ꝛc. gegeben werden. Der Nuesch, die Rinne, der gehöhlte Trog ꝛc. Schmeller II. 712, östr. Nieschl.

Ober, adj. und adv., besonders nach dem Schmelzen des Schnees, aufgethauet, z. B. ein obera Platz, daher es oberet. Dieses Wort lebt in der Schweiz nach Stalder I. 84, in Schwaben, im Allgau und afer in Baiern nach Schmeller I. 10 und 31, dann auch in Tirol, und wird gewöhnlich vom lautverwandten apricus abgeleitet; wohl vom adj. âber trocken und warm nach der Nässe und Kälte, was den Schnee schmelzen macht, z. B. âberer wint, lauer West, Zephyrus oder Favonius, der nach Cicero gegen die Mitte Februars zu wehen anfing und von wo an man des Frühlings Anfang rechnete. Vgl. Wackernagel's altdeutsches Lesebuch 1839. S. 772. Z. 31 und schon im Parzival:

»ez waere aeber oder snê.«

*Omer, der, Schmerz, z. B. do het das Wib an Omer g'ha; omer adj. und adv. immer zänkisch und mürrisch; in Bünden bedeutet nach Stalder I. 100 amern heftig verlangen, lusten, mhd. âmer, Schmerz, âmeren, schmerzvoll verlangen, in Pez's Glossarium.

Oñha, mit einem Nasenlaute, verb. Butter machen in einem cylindrischen Butterkübel.

Ponz, auch im Bw. das Bunzele, ein Stück Rindvieh, das als Jährling geführt und zu frühe trächtig wurde; im vordern Bw. auch Kalbsweiser genannt.

*Rädig, von Rad, ein zweyräderiger Karren zum Ausführen des Düngers, am Tbg. und Mbg.

Röst, steil; aufrecht, frisch, von ältern Männern, wohl rösch und resch, vgl. Schmeller III. 140.

Reitera, die, ein gröberes Sieb, die Reiter, ahd. hrîtara, mhd. rîter.

*Ruschga, ein hölzernes Geschirr für die Zieger, daselbst.

**Rüschla, die, Loch, durch welches das Heu aus dem Heustalle in den untern Stall in die Krippe gestoßen wird; vielleicht ein Ueberbleibsel aus vorwalserischer Zeit vom roman. russna, Loch; anderwärts die Falle, gewöhnlich mit einer Thüre, genannt.

Schafreite, die, Küchenschrank, von schaf, schapf, daz, hölzernes Gefäß, östr. Schaffel, vgl. Schäffel, und reit, reite, gereite, daz, instrumentum, supellex, bey Feldkirch Schafröte.

*Schämpfes, ein rundes hölzernes Milchgefäß, das etwas höher als die Brenta, und oben mit zwey gegenüber stehenden Ohren versehen ist, durch welche ein am Deckel befestigtes Querholz zum Tragen geschoben wird.

Scheia, die, ein langes, dünnes und schmales Brettchen, auch Pfahl, z. B. Scheiahäg, wie in der Schweiz.

Schleize, v. act., besonders den Hanfbast, d. i. denselben von den Stängeln abstreifen, mhd. sleizen, scindere, schinden, abhäuten — daher unser schleißen; vgl. Schmeller III. 458 und 462.

Schnägera, die, Rüssel des Schweins; und schnägera, v. neutr. mit der Schnägera durchwühlen, durchsuchen; vgl. Schnuder, schnudern bey Schmeller III. 488.

Silla, der, Hosenträger, um Pludenz, ahd. silo, mhd. sil, Band, Riemenzeug, für das Zugvieh, in Boner's Fabeln XX. 30. XLI. 11, also wörtlich Hosenseil; nach Stalder II. 374 in Bünden die Sille geheißen; bey Boner der silen. Pferde ziehen auf der Donau stromaufwärts Schiffe an Sielen an einem Holzreife mit einem Ringe in der Mitte, in welchem der Strang eingezogen ist. S. Ginzrot, die Wagen und Fuhrwerke der Griechen und Römer, Bd. I. S. 67.

*Singósa, eine kleine Glocke, die man dem Vieh auf den Alpen anhängt, die singende? Auch im Bregenzerwalde.

Stôfel, der, grüner Platz um die Alpenhütte, der gedüngt und gemäht wird, wo nach Tobler S. 411 in der Anmerkung zu Stöfel auch die Kühe zum Melken zusammengetrieben werden. Im Bregenzerwalde sind die Stöfelhaufen jene Häufchen von Dünger, die in ziemlich regelmäßiger Entfernung auf einer Wiese zum Düngen niedergelegt werden; das Setzen solcher Haufen heißt stöfeln und das Zerwerfen derselben spreiten.

Stotza, v. neutr., sich anlehnen, am Tbg. und in Mbg.; auch nach Stalder II. 403 bedeutet anstotzen in Bünden und Wallis gerade anlehnen. Der Stotz bedeutet im Bw. auch ein hölzernes Gefäß für Milch, besonders Schmalz, daher ein Stotze Schmalz. Die aus den österreichischen Vorlanden stammenden Freyherren von Stotzingen, welche mit Johann Rudolph als dem Letzten des hierländischen Mannsstammes 1651 erloschen, führten einen silbernen Wasserkübel (Stotzen), wie eine Butte gestaltet und mit drey goldenen Reifen beschlagen, im Wapen.

Stüetla, die, der Webstuhl.

Taub, adj. und adv., zornig, d. i. tobig; vertaibbe, im Walgau

tob und vertöba, erzürnen, im silvischen Macugnaga ertoubet nach Schott S. 147, wie in der Schweiz, vgl. Stalder I. 271 und II. 506 und Schmeller I. 423.

*Teja oder Theja, die, Alpen= oder Sennhütte, vgl. Langezthei, Küh thei und Nieder thei in Tirol, oben S. 2; vielleicht aus dem roman. tegia« oder tetschia, Alpenhütte, von tetg oder tetsch, Dach.

Tôga, adj. und adv., gebückt und schweigend, sowohl heimlich schleichend als auch gebückt durch's Alter, mhd. tougen, tougenlîch, geheim, heimlich, furtim, z. B. bey Boner LVII. 57 und in den Nibelungen:

man hiez der boten einen für Kriemhilde gân.
daz geschach vil tougen.
Zweyte Ausgabe v. Lachmann 223, 3.

die rede er tougenlîchen in sîme herze truoc.
Das. 147, 2,

Töga, vertöga, sich heimlich wohin verlaufen, verirren, wie ein Kind, Blöder; selbst vom Vieh, z. B. die Kuh ist vertöget; vgl. Schmeller I. 437. So der Töger, Töuger, in Appenzell togelet, togelig.

Trûegla, die, ein keilförmiges Hölzchen, dessen Spitze in die Erde gestoßen und in dessen mit einem Loche versehener Basis das Heuseil festgebunden wird, um den Bund Heu gehörig zusammenzuziehen und in einen Knoten zu binden; auch in der Schweiz, vgl. Stalder I. 311; im Bw. heißt dieses Holz der Kloben.

*Tschagge, das, der Huf beym Rindviehe.

Tschuppa, der, und demin. Tschüppele, eine Menge, ein Haufe, Häuflein, auch in Bünden und Wallis nach Tobler S. 400; in Oesterreich Schüppel oder Schippel, ein Büschel z. B. Haar, daher schippeln, beym Haar reißen.

Tûschala, v. neutr., bey Hebel düsele, schlafen, besonders von Kindern, z. B. wie tûschalat 's Bobbe so schö im Pfülfli = wie schlummert der Kleine so schön im Kissen!

*Usantĕra, a. act., Jemandes Gebärden, Gang, Stimme oder was immer nachäffen, am Tbg. und Mbg.; vgl. antern bey Stalder I. 108, ahd. antarôn, und antarunga, gestus.

Verheia, v. act. part. verheit, s. oben S. 18 in cheit.

Verschnepfa, v. neutr. sich verreden, seine Gedanken hiedurch verrathen, entstellt aus schnappen, schnappeln, überaus eilfertig reden und sich überschnappeln.

Wech, wäch, adj. und adv., schön gekleidet, schmuck, auch zierlich stolz, ahd. wâhi, mhd. waehe, künstlich, fein, schön, ornatus, venustus, z. B. die haube was von pilden waehe V. 15 und 303 im Mayr Helmprechte, und anderswo: durch dîne rede tuost du vile waehe. Dieses Wort lebt auch noch in Appenzell bey Tobler S. 437, auch im Bregenzerwalde, im Allgau und in Tirol, Schmeller IV. 49.

Weiße und im Walgau Wĕße, Weizen, noch ein Ueberbleibsel von dem mhd. weiz, weizze, wie umgekehrt daselbst und im Bw. grûßa st. grüßen, mhd. grüezen, vgl. büßen und büezen mit büezen, s. oben S. 18; ferner schleizen und schleißen.

* Willwollt, adj. und adj., ausgelassen, muthwillig; z. B. das isch an rächta willwollta Kärli; aus Wille und gewollt? In Appenzell wird nach Tobler S. 448 ein wankelmüthiger Mensch ein Wiliwali genannt.

Oberwalserische Räthsel.

1. Es ståid åttes (etwas) uf de Mure und rueft alle Bure. (Die Glocke.)
2. Hoch wie 's Hûs, nieder wit a Mus, bitter wie Galle, süeß wie Hong, d. i. hoch wie ein Haus ist der Nußbaum, nieder wie eine Maus die Nüsse, bitter wie Galle die grüne Schale und süß wie Honig der Kern.
3. Es gaid (geht) åttes um's Hûs um und macht plip plap plum. (Die Dachtraufe.)
4. Es gaid åttes de ganze Tag und isch albis (allweil) am olte Ort. (Die Uhr.)
5. Es gaid åttes 's Land us und i, und chert i alla Hüser i. (Der Weg.)

Sprachproben.

Wenn die Bevölkerung und Sprache in Oberwallis nach Albert Schott's gewonnener Ueberzeugung (S. 187) Reste des altburgundischen, den Allemannen benachbarten oder gar blutsverwandten Stammes sind, der unter austrasischem Scepter sein Germanenthum bewahrt hat, so gehört auch der Kern unserer von daher eingewanderten Walser, wie der deutschzüngigen Silvier am Monte Rosa *), dem burgundischen Volksstamme an. Wie die Sprache dieser deutsch redenden Burgunder, nämlich der Walliser um Raron und der Colonien in Graubünden und Vorarlberg, nach so langer Trennung und in so weiter Entfernung auch in verbundener Rede sich in unsern Tagen verhalte, will ich in einer Sprachprobe in den verschiedenen mundartlichen Schattirungen zeigen, die auch in den Dialekt einiger angrenzender Dörfer übergetragen ist, um hiedurch sowohl die noch fortdauernde Aehnlichkeit zwischen der Mutter und ihren Töchtern, als auch die erlittene Färbung darzulegen.

Die Erzählung, der neue Herrgott, die ich irgendwo im Volke hörte, ist einfach und kurz. Sie charakterisirt die schlichte Menschennatur, der eine tiefe Ehrfurcht und Liebe für das Alte und den angestammten Oberherrn eingegraben ist. Sie lautet in ungesuchter Schriftsprache:

»Vor einem Dorfe ist ein großes Crucifix am Weg gestanden, wo die Leute im Vorbeygehen ein Paar Vaterunser gebetet haben; nach und nach hat es aber der Regen ganz ausgewaschen und die Sonne lauter Sprünge und Spalten d'rein gemacht. Der Pfarrer läßt für's alte aus einem Stücke Holz ein neues und schöneres machen; die Bauern sind

*) Daß die nun romanisch redenden Bewohner von Ornavasco und Gonto, von Saussüre als Im-Gontz aufgeführt, neben den ersten Bewohnern in Macugnaga aus der Gegend von St. Gallen herstammen, wie Schott's Führer aus Macugnaga (S. 197 und 206) mit großer Hartnäckigkeit behauptete, dürfte nicht ganz verwerflich seyn, und jene Namen weisen auf Urnäschen und Gonten im Kantone Appenzell hin.

aber nicht mehr so stehen geblieben, um ihr Vaterunser zu beten. Der geistliche Herr fragt einmal einen: Warum sie denn nicht mehr wie vorher dort beym neuen schönen Herrgott beten? Der Bauer will lang nicht (mit der Rede) heraus, kratzt sich hinterm Ohr und sagt endlich: Ja! wir haben den neuen noch als Birnbaum gekannt!«

I. In der Mundart zu Raron in Oberwallis.

Usser dum Dorf am Weg ist as groß Chrucifix (Chruçofix) g'stannu, wo de Lit im Verbiga as Paar Vatterunzer gebettot heind; aber der Rege het's wie länger wie mehr zerwäschu und de Sunnu (auch Sonna) het immer mehr Chläck drin gmacht. Das het der Hér (S. 22) gseh und het us am Stuck Holz as niws und schös Chritz la machu. Darno sind de Lit nime darbi still g'stannu und heind keis Vatterunzer meh gebettot. Das het duo du (dann den) Hér Wunner gnu (Wunder genommen), und er het einu von ihnen gfrégt, allsum schi siter nime vor dum niwwe und schenru Chritz bettu? Aber der gut Ma het mit der Sprach lang nitt fürher wellu, het im Haar g'chrazzot und z'letscht gseid: »Darum bette wier da nimme, daß wier du niwwe Hergott noch chennt hei' as Chriesbaum oder als a Chriesbaum!«

(Von P. Sigmund Furrer aus Raron.)

Anmerk. Dum st. dem ist nach Stalder's schweizerischer Dialektologie (Aarau 1819) S. 75. Note 7 ausschließlich Wallis eigen; desgleichen sind der Hochlaut — u, als g'stannu, zerwäschu, machu, bettu ꝛc., und der Volllaut — ot, wie z. B. gebettot, g'chrazzot, nach demselben S. 164 und 166 die Lieblingslaute der Walliser, besonders der um Raron und Leuk, nach dem Altallemannischen (vielleicht auch Burgundischen?), und sind wohlklingender als unser abgeschwächter farbloser Halblaut — e. Auch die Silvier haben neben der Form — ed noch die Verbalendung — od und — ud, z. B. in Issime g'sünnod von der Stammform des ahd. sundjan, in Macugnaga g'sündogôd, in Alagna g'sindigud, in Rima g'sendigôd und in Gressoney g'sennogôd; so in Nr. II g'betot. Dieser alte Volllaut hat sich auch im innersten Bregenzerwalde erhalten, s. Sprachprobe Nr. X. Mit unserer Probe vergleiche der Leser die Erzählung vom verlornen Sohne in der Mundart der Lötscher und Raroner von demselben P. Sigmund Furrer in der erwähnten Dialektologie S. 342 f. Sehr große Aehnlichkeit mit den heutigen Mundarten der vorarlbergischen Walser hat die der Gombser bey Stalder S. 339.

II. In der Mundart der silvischen Gemeinde Gressoney *).

Vor eim Dorf ist ein großes Chritz am Weg g'stande, wo d'Leite im Vorbigehe an Paar Vaterunser g'betot hein; noá und noá hát aber der Rege d's Chritz ganz abg'wesche und d'Sonno luter Sprän und Spoalta d'rin g'macht. Der Pfoérr hát für's oalte us eim Stück Holz ein nus und hübschers macho loa (lassen). Die Bure sind aber nimme so stoa blebe, wie z'erst. Der Pfoérr fregt a mool ein Bur: Warum sie nimme, wie z'erst bim nue Chritz bethe? Der Bur will lang nit mit der Rede us, chratzt schich hinterm Ohr, und seit endlich: »Jo, wir hein den nue Herrgott oder d's nue Chritz noch als Birobaum g'kennt!«

*) Vgl. Bd. CVII Anzeigebl. S. 4. Anm. 4.

Anmerk. Diese Uebersetzung von Herrn Joseph Dreißiger, Priester zu Gressoney, wohin ich mich brieflich wandte, ist nach dessen Berichte so einfach als möglich und nach der uralten Mundart, und fügt bey: »Die Uebersetzung der Parabel vom verlorenen Sohn (nach dem Französischen durch Joseph Anton Zumstein aus Sent=Johann) bey Schott S. 139 ist unserer Landessprache nicht ganz entsprechend. Man spricht zwar, wie überall auf dem Lande, auch bey uns unter dem Volke nicht ganz rein deutsch, doch aber nicht so unvollkommen, wie es aus der erwähnten Parabel erhellet. Obgleich die Volkssprache hier von der deutschen Schriftsprache abweicht, so wird letztere doch bey uns von jedem Kinde gut verstanden. Jeder Kanzelvortrag ist in deutscher Sprache nach der Schrift, wie auch jeder Privatvortrag.

III. Davosisch.

Fürm Dorf ist es groß Chrüz am Wäg g'standen, wa d'Lüt im Vorbigahn ä Paar Vaterunser gebättet hain; — nah und nah hat es aber der Rägen ganz usg'wäschen und d'Sunna luter Sprüng und Spält d'rin gmacht. Der Här lat für's alta us eme Stuk Holz ä nüs ünd hübscheres machen, — die Büren sin aber nümme so stan blieben, um ihr Vaterunser z'bätten. Der Hêr fräget emal eina: Warum — sch — (S. 15 *) nümmä wie dervor dort bim nüa hübschen Herr Gott bätten? Der Bür will lang nit fürer (fürher), chrazt si hinterm Ohr und seit z'letzt: »Ja! wir hain den nüen noch als Birrabaum kennt!«

(Von Christian Bühler, Pfarrer im Dörfli.)

IV. In der Mundart am Triesnerberge.

Am Wägg vörmä Dörf ischt an mächtigä Unschihergat ufg'stellt g'sy; wenn d'Lüt hin oder her ganga sind, henscha bima 's Vaterunser bätet. Z'lengem ischt er verwetterat und verbrocket (verhit), dua lât der Heer fürna verheita (S. 25) en neuä, wehä und hübscha us erma birbömmena Stocke (Totz) machä; d'Lüte sind aber vor äm a nüme im Wägg anhi g'standa z'bäte. Nau freget der Pfarrer eina: »va wonasch bi dem neua zirra und hübsche Unschihergatt nüme wie voranhi anhiständent und bete thueient« Der Bur will lang nit darmit füra, scharret hinterma Ohr und set z'letzt: »Ja me hat ma scha dä neue Unschihergatt noch as Chröpfelur chennt!«

Anmerk. Henscha = hen schi, d. i. haben sie; z'lengem = in der Länge der Zeit; Chröpfelnr = ein Baum, der Kropfbirnen trägt. — So würde, berichtet Herr Landvogt Menzinger aus Vaduz, eine alte Triesnerbergerin erzählen.

Als Nachtrag über diese Walser zu Bd. CVII. A Bl. S. 1 diene: In der Alpengenossenschaftslade zu Vaduz ist ein Brief vom Jahre 1589, den Streit der Alpengrenze zwischen den Vaduzern und Triesnerbergern betreffend, in dem letztere sich auf die den Walsern 1325 aufgestellte Urkunde berufen, welche aber wie die Laternser vom J. 1313 (CVII. 18) nicht mehr vorhanden ist. In einem Spruchbriefe vom 30. Sept. 1516 unter Rudolph V. Grafen von Sulz heißt es: »Die Walliser gemeiniglich am Triesnerberge.« — In der Kapelle auf Masescha (einer Ortsabtheilung) findet sich in dem linken Seitenaltare ein junger blonder unbärtiger Bischof und neben ihm ein Teufel, der eine Glocke trägt, die ihm recht schwer zu werden scheint und den Kopf herabdrückt. Der

rechte Fuß dieses armen Teufels läuft in Greifenklauen, der linke in einen Pferdefuß aus. Das Gemälde ist gut und scheint der spätern Kunst anzugehören. Das Emblême bezeichnet offenbar den reich gekleideten Theodul mit Inful und Stab, den aber im Volke Niemand mehr dem Namen nach kennt; jedoch ist merkwürdig, daß die Gemeinde Triesen alljährlich noch am 16. August, am Festtage des h. Rochus, wie auch des h. Theoduls (CVII. S. 2), mit Procession in die Triesnerberger Pfarrkirche wandert, die aber später als die Masescher Kapelle gebaut wurde, deren Baujahr nicht bekannt ist. Sie haben die Eigenthümlichkeit, daß bey Taufmahlzeiten (Frödemahl oder Zäheti) ein Reismuß aufgetragen werden muß, da sonst Reis selten vorkommt. Von alten Sagen wissen sie nichts. »D'Gutzler segen me heig (man habe) d'Walser uf erma Ref (Traggestell) usch em Wallis brunga, aber das ischt blos an Mähr.« Gutzler ist ein Schimpfname für alle Nichtwalser, etwa Windbeutel. Sie selbst nehmen die Sage als eine ihnen zum Schimpfe ersonnene Fabel. Diese Gemeinde Triesnerberg zählt in 168 Hausnummern dermals etwa 900 bis 1000 Menschen, die rücksichtlich der Sprache mit den andern Walsern sehr viele Aehnlichkeit haben, und auch den Kehllaut ch statt k brauchen. In Hinsicht der Sitten und Kleidertracht sind sie aber von den Umwohnern nicht mehr unterschieden. In Triesen, Vaduz und Schân haben sich in neuerer Zeit auch einige, jedoch nur wenige Walser vom Triesnerberge angesiedelt.

V. Raggâlisch.

Vor ama Doorf ist es groß Chreuz am Weg g'standa, wo d'Lüt am Vorbeigoh es Paar Vater onser betet hend; noh und noh het's aber der Rega ganz usgwescht ond d'Sonna lauter Spröng ond Spält dre gmacht. Der Hêr lôt für des alta us ama Stuck Holz es neus ond es schönersch macha; die Bûra sind aber nömma a so stoh bleba, om ihr Vater onser z'betha. Der Hêr freget amol ein; Warom schei nömma meh wie vorhar döt bim neua schöna Hergott bethendi? Der Bûr will lang net usser, chratzet schi hinderm Ohr ond jied endli: »Ja mer hend de neua noh as en Berabom chennt!«

(Durch Herrn Pfarrer Muxel.)

†VI *). Mundart von Nüziders.

A mol sei vor am a Darf a großes Krüz am Weg g'standa, wo d'Lüt im Vorbeigoh allemol e Vatrunserle betet hond; aber frili, wies halt kunnt, nöch und nöch hot der Rega dassél Krüz ganz usgwäscht und d'Sunna luter Sprüng und Spält drie gmacht. Jetzt druf lôt der Heer us ama Stuck Holz a neus und hübschers macha; d'Bura sind aber nümma meh a so stô blieba, um wie g'wöhnli a Vatrunser z' betha. Das ist dem Heer nämma gspässig fürkô, d'rum froat er a mol en: warum sie nümma wie früiher dört bim sella neue, hübscha Ueserherget bethen? Aber der guet Bur will halt lang net ussa mit der Sproch: »Jo,« set er zlescht und kratzt i de Hoore: »Jo mer hond halt de neue noch as en Bierabom kennt!«

(Von Franz Vonbun aus Nüziders.)

---

*) Die mit einem Kreuzchen bezeichneten Proben sind von nichtwalserischen benachbarten Gemeinden und die mit zweyen von den verschollenen Walsern im Silberthale und in Galtür, um ihr Sprachverhältniß zu denselben klarer darzulegen.

VII. In der Mundart vom Sonntag.

Vor ama Dôrf ischt aß grôs Chreuz (Chreuzefixbild) am Wäg g'standa, wo d'Lüd im Verbeygoh a Paar Vaterunser bäddedd hend; nôh a nôh hedd's aber der Räga ganz ûsg'wäscha und d'Sonna hedd laudder Sprüng und Spêlt drê g'macht. Der Hêr lôd statt am ôlda osama Bloch Holz aß neus und aß hübschers maha; d'Bura aber sind off dâs hê (das hin) nömma meh aso stoh bliba, um ds'Vaterunser ds'bädda. Der Hêr frêgt amôl ein: Waromm asch nömma meh wia vorhâr dört bim neue Ueserhärgedd bädda düaen (thüen)? Der Bûr will boda lang ned oßer, chratzt hindara n'Ohra, und iad am End: »Jô! marr hend da neua nôh asann Vierabom g'kend!«

(Durch Herrn Pfarrer Algäuer.)

VIII. In der Mundart von Damüls.

Vor ama Doorf ist an groß̧a Uesaherrgatt am Wäg g'standa und do hend d'Lüt im Vorbeigoh a Paar Vaterunser bäthat; noh und noh het's aber der Räga ganz usgwäscha und d'Sunna luter Sprüng und Spölt drê gmachat. Jetz darnoh hed der Hêr für das alta as neus macha lō und dua sind aber Bura nömma stoh blieba, um Vaterunser z'bätha. Der Hêr het amohl Ein fregat: Warum asch nömma wie vorhär dört bem schöna Uesaberrgat bäthen? Der Bûr will lang ned oßer und hed a so hinderm Ohr kratzat. Und dua endle säider: »Jo, mir hend de neua als Vörabomm kennt.«

(Durch Herrn Pfarrer Matt.)

IX. In der Mundart von Schröcken.

Vor eme Dôrf ist es groß Chreutz am Weg g'stande, wo d'Lüt im Vorbigou e Bar Vatronser bethed hend; no und no(a) hed's aber der Rege ganz usgwesche und d'Sonne lüter Schrông (sic) und Spält d'rei gmacht. Der Hêr hed us eme Stuck Holz für dus olte es nüb's und es hübschers mache lo; d'Bure sönd aber nömme e so stou blibe, an d's Vatronser z'bedde. Der Hêr frogd e mol ein: Warom sie nömme wie dervor dört bim nübe Hergott bedde? Der Bur wil lang nöd ûsse, chratzt si hender de n'Ohre und seid zlezt: »Jo! mer hend de nübe noch als en Virebomm kchend.«

(Durch Herrn Präfecten Mayr in Feldkirch.)

† X. In der Au im innern Bregenzerwalde.

Voar am Doaf ischt a groß Krüz am Weag g'stando, wau d'Lütt im Fürbigau a Paar Voterunser beätot hind. Nauh und nauh heat's aber der Reago gaunz usg'wäscho, und d'Sunno heât lutter Sprüng und Späult iehi g'mächot. Der Hêr vo deam Oat laut füar's ault us am Klotz Holz a nüs und schöners macho, dernauh seând aber d'Buro nömma stau̅ bleabo und hind a Vaterunser beätot. Der Hêr fraugot âmaul oan, wäurum si nömma, wia vorhear döt bim nüa, schöäna Uesahergatt beätot. Der Bur will lang nüd ussar mit der Stimm, und seit am Jnd: »Jau, mier hind dea nüa no as an Viérabaum g'kint.

(Von Eduard Müller, Stud. zu Feldkirch.)

Anmerk. Das inlautende r ist öfters gleichsam in a erweicht, z. B. Doaf, Oat, döt statt Dorf, Ort, dort. Der Auslaut, der zwischen o und u schwankt, ist hier mit o bezeichnet, und erinnert an das raron'sche — u, z. B. g'stando, macho rc.; der voll-

laufende Participal-Ausgang g'mächot, beätot ist noch ein altallemannisches Ueberbleibsel, wie z. B. keoffenöt, pescôuuôt, d. i. geöffenet, beschauet; vgl. die Sprachprobe Nr. I und die Anmerkung. Jèhi statt einhin, in Oestr. eini, d. i. hinein, wie anhin ꝛc.; ferner sind zu bemerken: hind, am Ind, g'kint statt des gleichfalls dialektischen hend, d. i. hant-habent = haben, dann am End', und g'kennt = gekannt.

XI. Mittelbergisch.

Vor ama Dorf ist äs groß Chreuz am Wäg g'standa, wo d'Lüt im Vorbigoh a Par Vadronser bätät händ; nöa ond nöa hed's aber der Räga ganz usgwäscha, ond d'Sonna luter Spröng ond Spöäld dre gmachat. D'r Pfarrar lad für des alte us aim Stuck Holz as nüs ond schöners macha, d'Büra send aber nömmame so stoh bliba, om ir Vadronser z'bätha. D'r Pfarrar fröagat amoal ain: Warom schi nöd me wie vorhe dört bim nüba schöna Hårgott bätha? D'r Bür will lang nöd ußa, chratzat schi henderm Ohr ond seit entle. »Jöa! mir händ da nüba Hårgott noch aßan Birrabomm g'chennt!«

(Mod. Dr. Keßler zu Feldkirch, geb. zu Mittelberg.)

Welch verschiedenes Colorit die Sprache jenseits der Walserschanze habe, erhellet aus der Uebertragung der Sprachprobe in die Mundart des allgäuischen Oberstdorf, die ich dem dortigen Herrn Pfarrer Kaspar Mayrhofer verdanke.

† XII. In der Mundart von Oberstdorf im Allgau.

Voar'm Doarf ischt a groaß Krüz am Weag g'standa, wo d'Lüt am Vorbeigau (-gong) a Paar Vat'runser g'beatet hant (hont); nöch und nöch hot's aber der Reaga ganz usg'wäscha und d'Sunne luter Sprüng und Spälta (oder Glümsa) dring g'machet. Do hot der Pfarrer fürs alt us'm (ussam) Stück Holz a nuis und a schüners macha long, d'Bura sind aber numma so stong bliebe, um a Vaterunser z'beta. Der goistle Heer frogt a mool uin (oin): Worum se denn numma wie fröer beim nuie schüna Herrgott beata? Der Bua will lang it (mit der Sproch) 'rus, kratzt se hinter de Oahra und sait endle: »Ja, wie könnta mer a Andacht ha, hant mir doch de nuia no as'n Birrabôm g'kennt!«

Anmerkungen. 1) Die Oberstdorfer sagen im Mittelwort gleich allen Schwaben statt gewesen — g'wea und auch g'weacha, z. B. wo bist g'wea oder gweacha, indem die Walser wie die allemannischen Stammes sich des g'si aus seyn bedienen. — Der Oberstdorfer sagt Kirche mit scharfem K, der Walser Chilche. — Gong und stong mit angehängtem näselnden g aus gân, stân; numma = nicht mehr; it statt nicht, wie durch einen großen Theil Schwabens, eigentlich iht = etwas, schon im Mhd. öfter statt niht, wie rien st. rem.

2) Außer der Sprache sind auch Lebensweise, Sitten und besonders auch die Kleidung ganz verschieden. Das Eigenthümlichste in der Tracht der Oberstdorferinnen besteht darin, daß sie das ganze Jahr hindurch gleichmäßig eine Pelzhaube und darüber ein ganz flaches Filzhütchen mit herabhängenden seidenen Bändern tragen, und bey schlechtem Wetter kurze Mäntelchen, gewöhnlich von rothem Wollenzeuge, um die Schultern hängen. — Heiraten zwischen Walsern und Oberstdorfern ꝛc. gehören zu den seltensten Fällen.

Dem genannten Herrn Pfarrer kam während zehnjähriger Seelsorge bey einer Bevölkerung von 1900 Menschen ein einziger, ihm wegen vorgefaßter Vorurtheile viele Verdrießlichkeiten machender Fall vor, indem eine Walserin wider den Willen ihrer Anverwandten sich mit einem seiner Pfarrangehörigen verband. Die beyden Eheleute lebten vollkommen zufrieden und glücklich, aber leider starb die Frau nach drey Jahren. — Die herrschenden Geschlechtsnamen sind: Blattner, Brutscher, Hindelang, Huber, Kappeler, Schraudolph, welcher Name schon um 1440 urkundlich erscheint, und auch in Wien einen Ableger hat; Tannheimer und Riezler, welcher aus dem Walserthale gebracht wurde.

† XIII. Im obern und mittlern Lechthale.

Vur ime Durf ist ein grußes Kreuz am Wög g'stande, wo d'Leut im Vurbeigeh'n ain Vat'runser g'böthe habe. Nach und nach hat's der Rega ganz ausg'wascht und die Sunne lauter Sprüng und Spält (Klieb) d'rin g'macht. Inser Hêr laßt fürs alte aus ime Stuck Holz a nuis und schöners mache. Die Baure sein numme a so steh'n bliebe, um ihr Vatrunser z'böthe. Der Hêr fragt ámol ân: warum sie numme wie vurher dört beim nuie schâne Herrgott böthe. Der Baur wooß grad nix z'sage, hat ihm lang kân Antwort göht, kratzt sich hinderm Uahr und sahd endli: »Ja mir hawe den nuie noch als Birabom könnt!«

(Durch Herrn Ritter von Rosenstein, k. k. Kreishauptmann zu Bregenz.)

†† XIV. Im Silberthale wie auch im ganzen Thale Montavon.

Vor ama Dorf ist a großas Krüz am Weg g'standa, wo d'Lüt im Vorbégoh a paar Vatronser bäthat hond; noch und noch hots aber der Räga ganz usg'wäscht und d'Sonna luter Sprong und Spält ihi g'machat. D'r Pfârar lot förs alt usâma Stuck Holz a nöus und hübschers macha, dia Büra sînd aber nöma asô stöh bliaba, om ihr Vatronser z'bätha. Dr Hêr frogt amöl ën: worôm si nöma wia vorhär därt bim nöua schöna Hargôt bäthan. D'r Bür will lang net ußer, kräzat imi hintaram Ohr und sèt entli: »Jö! mar hônd da nöua nöh als Birabomm kennt.«

(Vom Lehrer Vonier im Silberthale.)

†† XV. In Galtür in Tirol.

Vor ama Doorf ist a großes Krütz g'standa, wo d'Lüt im Vorbeigô a Baar Vaterünser batat han; naa und naa hets aber der Raga gans usgwächt und d'Sunna lüter Sprüng und Spaalt drin g'macht. Der Pfarrhear laat für as alt us amma Stuck Holz a neus und a schönars macha, d'Bura sin aber numma aso stoh bliba, um ihr Vaterünser z'bata. Der Pfarrhear frogat a mohl ain: warum si numma as wie vorher dört bim nua schöna Hörgott bata? Dar Bür will lang nit ussa, kratzt si hintar am Ohr und sait endli: »Ja mar han da nua noh as Biera Bom kennt!«

(Durch Herrn Pfarrprovisor Anton Baldauf.)

† XVI. In der Ischgler Mundart.

Voar ama Doarf ist a groaß Kreuz am Weg g'standa, wo d'Leut im Voarbeigeh' a Paar Vaterunsar bethet haba; nach und nach hat's

aber der Rega ganz ausg'wascha und d'Sunn lautar Sprüng und Spalta drin g'macht. Der Pfarrer laßt für's alte as ma Stuck Holz a nuis und schieners macha, d'Baura sein aber nimma so stien blieba, um ihr Vaterunser z'betha. Der Hear fregt a mal ån, warum sie nimma wie vorhea dert beim nuia schiena Heargott betha? Da Baur will lang nit 'raus, kraßt si hintarm Oar und set endli: »Ja! mir haba den nuia no as a Bierabam kennt!«

(Von Herrn Joseph Zangerl aus Ischgl, k. k. Hofarzt zu Wien.)

Da die kleine Gemeinde Pfafflar (die Kaplaneyen Bschlabs und Boden mit 320 Menschen in 96 Häusern), welche — wiewohl in einem kalten und sehr unwirthbaren Seitenthale des großen Lechthales gelegen — zum k. k. Landgerichte und Dekanate zu Imst gehört, einige Familien (Berle, Friedle rc.) aus dem Engadin bey dortigen Religionsverfolgungen erhalten hat [1]), wie noch die Pfafflarer von den Imstern als Engadeiner gescholten werden, so will ich auch dieselbe Erzählung in dieser Mundart beyfügen. Sie hat vieles mit jener der Imster gemein, obgleich man nie gehört hat, daß eine Imsterfamilie sich in Pfafflar niedergelassen hat, wohl aber, daß schon mancher Pfafflarer nach Imst übersiedelte.

† XVII. In der Pfafflarer Mundart.

Voår ama Doårf ist a groåßes Kreuz am Wög g'stande, wo d'Leut im Voarbeigien a Paar Vaterunser göbthet hab'n; nach und nach hat's aber der Rög'n ganz ausg'wascht und d'Sunne lauter Sprüng und Spalten drin g'macht. Der Pfarrer laßt für's alte aus aime Stuck Holz a nuês und schieners machen, d'Baure seyn aber numma so stieh bliebe, um ihr Vaterunser z'böthe. Der Pfarrer fragt amal uen (einen): warum sie numma wie voarher döt baim nue Hergott böthe? Der Bauer will lang nit aussi, kraßt si hinterin Oår und söt endlich: »Ja! wir habe dö nue no als Birebom [2]) kennt«

(Durch Herrn Sebastian Kögl in Brixen.)

Wie zu den Mundarten der Raroner, Gressoneyer am Monte Rosa, Davoser und der vorarlbergischen Walser nebst deren Umgebung sich die in den sieben vicentinischen Gemeinden, welche irrig die cimbrische heißt, verhalte, lehret die Uebertragung unserer Probe von Joseph Bonomo, Rettore zu St. Rochus in Asiago, dem Hauptorte der sogenannten Slégher (Holzschläger).

† XVIII. In der Mundart zu Asiago, dem Hauptorte der sette Comuni.

Wrän ōnes Länt ist an grofses Kreüze näch-me bēge gēstant, ba de Leüte in-mē bēge gēhēnten an Paar Wäterünser gebēthet häbent. Näch und näch hat-dēs aber der Regen ganz ausgeweseht ūn de Sunna ōffte Sprünge un Klüfte drin gemacht. Der Seel-Schäfär läste wör's alte aus onem Stucke Holze an neües und schöneres machen. Dè Pauern saint aber nicht mehr so stehen bōlaibet um ihrn Wäterünser sō pēthen. Der Seel-Schäfer wör-

1) Vgl. Dr. Staffler's Tirol und Vorarlberg. Bd. II. 181. Beda Weber III. 176.

2) Im ganzen Thale Pfafflar soll wegen der hohen Lage kein Birnbaum wachsen.

set an wart, brūme si nicht mehr bia wor hinan mē neüen schönen Herrgott pâthĕnt? Der Pauer will lang (mit der Rêde) net aus, krätzĕ sich hinterm Ohre und küt ini ênte: »Jā! wir haben den neüen noch alles Pirpōmen gekannt!«

Da ich diese Sprachprobe in lateinischen Buchstaben geschrieben erhielt, so wollte ich besonders auch der vielen Tonzeichen wegen dieselben beybehalten. W'ran = voran; — me = deme oder dem. Lant = wohl Land in der Bedeutung Acker, Grundstück, daher Lander, die, eine gesägte Latte, um das Land einzufrieden, vgl. Geländer; ba = mhd. wâ, unser wo; bege st. Wege; b wie schon im süddeutschen Tirol statt w, z. B. bas oder baz, baròme oder brumme, bia, beile st. was, warum, wie, weile, wie es auch in den Katechismen von 1602, 1813 und 1842 zu lesen ist. Seel-Schäfăr, d. i. Seelschäfer, Seelsorger. Sō pêthen = zu beten. Worset an wart ist mir dunkel! krätzĕ sich, ital. grattasi; küt s. S. 18 u. 19.

Zum Schlusse folge ein Beyspiel in gebundener Rede in der Oberwalser-Mundart von dem talentreichen Med. Stud. Franz Vonbun, der die Mährchen und Sagen der Walser zu sammeln begonnen hat.

Des Walsers Heimkehr.

Jez gaihst holt wieder au als gmach
De lieba Walserbärga zue;
Im Städtli hon do wär's che Si,
Ich merk es woll, ich hätt bold gnue.

Du siehst jo wäder wit noch noh,
Kes Wisle und kes Aeckerli,
Nu lauter Mura stönd der do,
Aß müeßtest fast gor eigsperrt si.

Und as Gregöl verfüeren schi,
Es gald eim schier dur Morch und Bei,
Nu Geißlachnall und wist und hott
De ganza Tag, isch ned gor frei.

Und gelt, wia schind dächt d'Härra wech,
Schi mögen eim kes Wörtli ge;
En gueta Tag, und au so viel,
Ist, meini woll, der Bruch sos gse.

Es würd 'na nüd om schwäza si,
Ma chann 'na's scho am Gsicht äseh;
Gor rächt om s'Herz om hendschis ned,
Es nagt' na gwüß as Würmli dre.

Schi hend zwor Geld wia Buechis Laub,
Und g'fallt 'na ättes, chön schis ha,
Doch wenn schis hend, so ischs ned rächt,
Es chläbt 'na albis Wermuat dra.

Digitized by Google

Bi mier gaids zwor nu bazawîs,
Ich mach mer aber ned viel d'rus,
Und wenn i au ke Dubla ha,
So chibt mi dächt ned 's Gwüssä us.

Und wenn i hüt de au alsgmach
Vo Bludez wieder heimet chom,
So find i gwüß bi mina Lüt
En gueta, fröndlicha Willkomm.

Mi Bueba fören mi scho lang,
Und hendsch mi mol as bizli g'hört,
So gompen schi, und »Aetti!« heißt's,
»Du hestis gwüß de Chlosa g'stört!«

Und leng i druf in Tschoppasack,
Und ha für schei as Chrömli d're:
As Zöpfli und as Pfifaroß,
De sottest de dia Fraida seh! —

And 's Wibli thuet wohl au schi Sach,
»Gott wilcha« jèd's, »mi lieba Ma,
»Bist zitli cho, jez weidli chom,
»Ich richt der g'schwöng as Süppli a.«

Drom will i holt en Walser si,
Es isch mer wohl, und bi guetma,
And monter cheri heimat zue,
And zöndt mer noch as Pfifli a.

Erklärungen.

V. 1 und 45 holt, das süddeutsche halt, von halten, dafür halten; z. B. das ist halt (wie ich dafür halte) wahr, schon in Wigalois swiez mir halt dar nâch ergê und im Nibel. Diese Partikel läßt sich nicht überall beliebig einschieben, vgl. σχεδὸν bey den Attikern, von σχέω oder ἔχω.

» 3. Hon oder hona, d. i. h'unten = herunten, nämlich im Walgau; der Sinn: unten, da wär's kein Seyn!

» 6. Kes Wisle, gleichsam keines (kein) Wieslein.

» 8. aß = als; 9, 20 und 34 as statt eines, ein; as bitzli = ein Bißchen, ein wenig. Gregöl, Lärm, Geschrey, auch in der Schweiz und in Schwaben, Gragöll und gragölen, lärmen, bey Schmeller II. 382 Kragél, holländ. krakkeel, franz. craqueler.

» 12. frei = angenehm, lieb, wie auch im Bregenzerwalde.

» 13. dächt = doch auch; wech s. das Wörterverzeichniß S. 25.

» 16. sos g'sy = sonst g'sy, d. i. sonst gewesen.

» 17, 20 und 22. 'na, durch Inclination kurztonig statt inen oder ihnen mit Weglassung des Stammvocales, z. B. er häd 'na (inen oder ena) g'set; und V. 18 'na's = ihnen es; ättes = etwas; rächt = recht; 22. chön schis ha = können sie's haben.

» 24. albis = vielleicht aus all' weil', d. i. allweil, allezeit.

V. 25. bazawis = batzenweise.
» 28 chibt, s. S. 22.
» 33. fören, verb. act., erwarten, hoffen; allgemein im obern Vorarlberg: es föri = das hoffe, erwarte ich. Die Deutung spero, fore ist ganz unnatürlich; vielleicht von der Wurzel vor, wie das mundartliche aben (z. B. der Kranke abet, d. i. nimmt ab), von ab und ufnen von uf oder auf?!
» 35. gumpa, gumpen, springen.
» 36. Chlosa störa. Chlos, der bey den Walsern allenthalben als Patron (Bd. CVII. A. Bl. S. 43) hochverehrte St. Nikolaus von Myra. In Bezug auf die Oberwalser und das dortige Chlosa störa Folgendes: Der Familienvater geht nach der nächst gelegenen Stadt Pludenz auf den St. Nikolaimarkt und störet, d. h. bittet den h. Bischof, der zu dieser Zeit mit Geschenken auf einem Esel gerade aus dem Paradiese gekommen ist, seine Kinder nicht zu vergessen. Diese beten zu ihm voll kindlicher Erwartung durch etliche Wochen jeden Abend einen Rosenkranz und bezeichnen deren Anzahl mit einem Einschnitte in ein Brettchen. Am Vorabende des St. Nikolaustages (6. Dec.) werden von den Kindern für die übernächtige Bescheerung Schüsseln, zu welchen sie jenes markirte Holz legen, auf den Tisch gestellt, für den Esel des kostreichen (d. i. viel Eßbares mit sich führenden) Männle ein Bündel Heu und Wasser vor die Hausthür gelegt, und dann am frühesten Morgen die Gaben an Aepfeln, Birnen, Nüssen, Zöpfen (einer Art Backwerk) :c. weggenommen. — Der Ausdruck stören wird dann auch für das Einkaufen eines jeden Geschenkes gebraucht.
» 40. sottest = solltest.
» 42. jed's s. S. 18 und 19.
» 43. weidli = behend, schnell, im Bw. wadle und walle, von wallen.
» 44. g'schwöng = geschwind.
» 46. guetma, ächt walserisch, adj. und adv., gemüthlich, behaglich, zufrieden; wohl aus gut und Mann. Ich hörte: »den lieben Gott an gute Ma sin lo«, d. i. unbekümmert, sorglos seyn.

* * *

Ich sage wiederholten Dank Allen nah' und fern, welche diese Untersuchungen unterstützten und förderten. Sollten sie Beyfall verdienen und finden, und mir Mittel, besonders zur Bereisung und Durchforschung eines andern Theiles der vaterländischen Alpen geboten werden, so gedenke ich eine zweyte Volksgruppe in denselben historisch und ethnographisch zu beleuchten.

Zur Geschichte der Fürsten von Eggenberg.

Die allgemeine Encyklopädie der Wissenschaften und Künste in alphabetischer Folge von genannten Schriftstellern bearbeitet, und herausgegeben von J. S. Ersch und J. G. Gruber, Leipzig bey F. A. Brockhaus, enthält in dem mir erst gegenwärtig vorgekommenen ein und dreißigsten Theile, herausgegeben 1838, eine sehr ausführliche und in vieler Beziehung interessante Geschichte des vor mehr als einem Jahrhunderte erloschenen Fürstenhauses Eggenberg.

In diesem Aufsatze, als dessen Verfasser v. Stramberg genannt wird, kommt S. 211 bezüglich der Gemahlin des Fürsten Johann Christian von Eggenberg, Maria Ernestina, einer Tochter des Fürsten Johann Adolph zu Schwarzenberg, nachfolgende Stelle vor:

»Maria Ernestina, von deren frommem Sinne die im J. 1689 consecrirte Kapelle Maria Einsiedeln in dem größern Kreuzgange des Minoritenklosters zu Krummau zeugt, überlebte den gesammten Mannsstamm des eggenbergischen Hauses; sie starb den 4. April 1719. Gestützt auf ihre Ehepacten, stark durch die Gunst des kaiserlichen Hofes, gelang es ihr, den ihr zu Witthum verschriebenen Besitz des Herzogthums Krummau und der übrigen böhmischen Herrschaften in Eigenthum zu verwandeln, und dasselbe durch Testament ihrem Neffen, dem Fürsten Adam Franz Karl von Schwarzenberg, zuzuwenden. Eine so ungewöhnliche Verhandlung verdiente wohl näher beleuchtet zu werden; so viel das Herzogthum selbst betrifft, so konnten die eggenbergischen Erbtöchter vielleicht besorgen, der kaiserliche Hof möge ein Heimfallsrecht ansprechen, allein wie ihnen die von dem Fürsten Johann Ulrich angekauften Herrschaften Worlik und Cheynow entzogen werden konnten, dieses ist nicht abzusehen.«

Diese eben so den kaiserlichen Hof wie das fürstliche Haus Schwarzenberg entwürdigende Zumuthung, welche der gedachten Erbfolge den Anschein gibt, als ob durch die Parteilichkeit des kaiserlichen Hofes und durch von der Fürstin Maria Ernestina angewandte unredliche Mittel die Töchter des Fürsten Johann Anton II. von Eggenberg eines rechtmäßigen Erbes beraubt worden wären, findet in Originaldokumenten und in öffentlichen, der königlich böhmischen Landtafel einverleibten Urkunden eine vollständige Widerlegung; und ich bin es der Wahrheit, dann der Ehre des kaiserlichen Hofes und des Fürstenhauses Schwarzenberg schuldig, den erwähnten Artikel mit Folgendem zu berichtigen:

Vor Allem muß bemerkt werden, daß die von Sr. Majestät dem Kaiser Ferdinand II. dem Freiherrn Johann Ulrich von Eggenberg durch den Majestätsbrief vom 23. Dezember 1622 geschenkte und nachher durch den Majestätsbrief vom 15. April 1628 zu einem Herzogthume erhobene Herrschaft Krummau sammt Zugehör dem besagten Freiherrn in das vollkommene Eigenthum als ein von allen fernern Ansprüchen freies Gut verliehen wurde, mit folgenden in beiden Urkunden beinahe gleich lautenden Worten: »Also daß er von Eggenberg, und seine Erben dieselbe genießen, verändern, verkaufen, verpfänden, und damit als mit seinem oder ihrem Eigenthumb nach ihrem guten und besten gefälligen Willen handeln und gebahren mögen, und diß ohne Unserer Erben und nachfolgende Könige zu Böheimb, auch Menniglichs Irrung und Eintrag, und dieses Alles frey und ledig von allen Schulden, Ansprüchen und oneribus 2c 2c.« Bei so deutlichen Bestimmungen war für den Fall des Erlöschens der fürstlichen Familie von Eggenberg ein Heimfall des

Herzogthums Krummau an den kaiserlichen Hof nicht zu besorgen, und der kaiserliche Hof hat ein solches Recht im eventuellen Falle auch nie angesprochen.

Mit gleichen Rechten überging das Herzogthum Krummau und alle übrigen fürstlich eggenbergischen, in Böhmen, Oesterreich, Steiermark und Krain gelegenen Herrschaften, nach dem am 18. October 1634 erfolgten Ableben des Fürsten und ersten Acquirenten Johann Ulrich in das freie und unbeschränkte Eigenthum seines einzigen Sohnes, des Fürsten Johann Anton.

Von diesem Rechte einer freien Verfügung war bloß die Herrschaft Ehrenhausen, dieses einzige Fideikommiß der fürstlichen Familie von Eggenberg ausgenommen. Der Fürst Johann Anton von Eggenberg kaufte dazu von Sr. Majestät dem Kaiser Ferdinand III. im Jahre 1647 die gefürstete Grafschaft Gradiska als eine reichsunmittelbare Besitzung zur Fundirung des fürstlichen Votums und der Session im Reiche mit dem Bedingnisse des Rückfalles dieser Grafschaft an das Erzhaus Oesterreich nach Erlöschen des eggenbergischen Mannsstammes.

Dem Fürsten Johann Anton wurde über seine Bitte mittelst eines k. k. Dekrets vom 10. April 1647 der kaiserliche Konsens zur Errichtung eines Familien-Fidei-Kommisses nach dem Rechte der Erstgeburt ertheilt.

Der Fürst Johann Anton von Eggenberg starb bekanntlich am 19. Februar 1649. Er hinterließ die Tochter Maria Elisabeth, welche damals neun, dann zwei Söhne, wovon der Fürst Johann Christian nicht volle acht, der Fürst Johann Seyfried nicht volle fünf Jahre alt war. Ob der Fürst Johann Anton ein förmliches Testament hinterlassen habe, ist ungewiß. Es hat damals nicht an Vermuthungen gefehlt, daß ein solches auf Pergament ausgefertigtes Testament vorhanden gewesen, aber beseitigt worden sei. Kurz man blieb dabei stehen, daß der Fürst Johann Anton, durch den Tod überrascht, an der förmlichen Aus- und Unterfertigung seines letzten Willens verhindert wurde. Unter seinen Schriften hat man bloß das von dem fürstlich eggenbergischen Kanzler Thomas Breitschedl (welcher zur Zeit der erhobenen Frage auch schon verstorben war) verfaßte Concept eines Testaments und eines Codicills gefunden, in welchen die sämmtlich fürstlich eggenbergischen Besitzungen in Böhmen, Oesterreich, Steiermark und Krain sammt der gefürsteten Grafschaft Gradiska zu einem Familien-Fidei-Kommisse mit der Nachfolge nach dem Rechte der Erstgeburt und mit der gehörigen Vorsorge für die Nachfolge des weiblichen Geschlechts bei dem Erlöschen des Mannsstammes constituirt werden, und worin als erster Fidei-Kommiß-Besitzer der erstgeborne Fürst Johann Christian berufen, für den zweitgebornen Fürsten Johann Seyfried eine jährliche Apanage von 10,000 fl. und für die Fürstin Maria Elisabeth im Falle ihrer Verehlichung nebst der standesmäßigen Ausstattung ein Heiratsgut von 60,000 fl. bestimmt wird.

Bei dem Abgange eines förmlichen Testamentes wurden sonach die väterlichen Besitzungen während der Minderjährigkeit der Kinder im Namen beider Fürsten von deren Frau Mutter Anna Maria, gebornen Prinzessin von Brandenburg, mit den Herren Vormündern Christian Markgrafen von Brandenburg und Wolf von Stubenberg verwaltet, und nachdem die Herzoge zu Krummau damals das Münzrecht ausübten, die Münzen zu Krummau (im Betrage von 39,470 fl. 16 kr.), dann die Münzen zu Gradiska mit dem Bildnisse beider Fürsten geprägt.

Als die Fürstin Maria Elisabeth im Jahre 1656 den Fürsten Ferdinand von Dietrichstein ehelichte, und es sich um ihr Heiratsgut handelte, hat die fürstliche Frau Mutter und Vormünderin Se. k. k. Majestät gebeten, aus allerhöchster Machtvollkommenheit erkennen zu wollen, daß, obschon ein väterliches, mit den erforderlichen Förmlichkeiten ausgefertigtes Testament nicht vorhanden, doch dem ausgesprochenen väterlichen Willen gemäß aus dem väterlichen Nachlasse für die Fürstin Braut nebst der standesmäßigen Ausstattung ein Heiratsgut von 60,000 fl. gegen Verzichtleistung auf jeden fernern Anspruch eines väterlichen Erbtheils bewilligt werden möge, welche Bitte Se. k. k. Majestät zu gewähren geruhte.

Im Jahre 1664 wurden über die Bitte der fürstlichen Frau Mutter und der Herren Vormünder die Fürsten Johann Christian und Johann Seyfried durch ein k. k. Spezialdekret vogtbar erklärt, und die Vormünder ihrer vormundschaftlichen Pflichten enthoben. Es handelte sich nun, nachdem die Tochter Maria Elisabeth auf jeden fernern Anspruch eines väterlichen Erbtheils verzichtete, um die Abtheilung des väterlichen Erbes zwischen den beiden Söhnen.

Mehrere hohe Verwandte, dann mehrere alte und getreue Diener des fürstlichen Hauses riethen zur möglichen Erfüllung des, wenn auch in den gesetzlichen Förmlichkeiten nicht vorhandenen, doch bis zu dem letzten Athemzuge des seligen Fürsten ausgesprochenen väterlichen Willens, sonach zur Konstituirung des oberwähnten Familien=Fidei=Kommisses, ihren Rath sowohl durch die dem erklärten väterlichen Willen schuldige Pietät, als auch durch die Rücksicht auf die Erhaltung des Glanzes und der Größe des fürstlichen Hauses begründend. Aber der jüngere Fürst Johann Seyfried, unterstützt von der fürstlichen Frau Mutter, welche für ihn eine besondere Vorliebe gehabt zu haben scheint, bestand auf einer ganz gleichen Theilung des väterlichen Nachlasses, als eines ganz freien Allodialvermögens.

Demnach riethen Einige zur eidlichen Einvernehmung zum ewigen Gedächtnisse der noch vorhandenen Zeugen, welche den väterlichen Willen von dem Erblasser selbst vernommen haben, sonach zur Aufrechthaltung des letztern in der Form eines mündlichen Testaments im Rechtswege. Aber die fürstliche Frau Mutter, als der hauptsächlichste Zeuge, gab über die bezügliche Aufforderung nur eine ausweichende Antwort, fand sich sogar durch diese Aufforderung höchst beleidigt, und bestand wiederholt auf einer ganz gleichen Theilung des Nachlasses unter beide Brüder. Sie schrieb darüber besonders am 19. November 1664 an ihren Sohn Johann Christian, den Antrag zur schiedsrichterlichen Entscheidung dieser Angelegenheit durch die dem Hause nahe verwandten Churfürsten von Brandenburg und Sachsen ablehnend, und ihren Sohn dringend auffordernd, seinem jüngern Bruder nachzugeben und zur Abtheilung des väterlichen Erbvermögens in zwei ganz gleiche Massen ehemöglichst zu schreiten; sie fügte bei: Gott werde ihn dafür segnen und beglücken.

Unter diesen Umständen ertheilten Andere den Rath zu einem freundbrüderlichen Vergleiche. Unter den Letztern war auch der Fürst Johann Weichard von Auersberg, Obersthofmeister des Königs Ferdinand IV., dann der Director des k. k. geheimen Raths=Kollegiums, nachmaliger Präsident des Reichshofraths, Johann Adolph Graf zu Schwarzenberg, ein damals wegen seiner Rechtschaffenheit und Einsicht allgemein verehrter Mann, dessen Rath und Beistand in dieser Angelegenheit sich sowohl der Fürst Johann Christian, als auch die fürstliche Frau Mutter erbeten hatte.

Beide haben, wie es die noch in Original vorhandenen Briefe bewähren, zur brüderlichen Einigkeit, die allen Segen vermehret, und zur beiderseitigen Nachgiebigkeit und Mäßigung gerathen.

Der Graf zu Schwarzenberg mochte damals wohl nicht geahnet haben, welche Folgen dieser Vergleich für sein eigenes Haus haben werde; denn die betreffenden Verhandlungen führten erst zur Bekanntschaft und zu der im Jahre 1666 erfolgten ehelichen Verbindung seiner einzigen Tochter Maria Ernestina mit dem Fürsten Johann Christian von Eggenberg.

Hierauf haben sich beide Brüder zu einer ganz gleichen Abtheilung des gesammten, sowohl in Landgütern als angelegten Kapitalien bestehenden väterlichen Nachlasses (mit Ausnahme der Fidei-Kommiß-Herrschaft Ehrenhausen, deren Nutzgenuß ex providentia majorum, — dann der zum obersten Erbmarschallamte in Unter- und Oberösterreich gewidmeten Lehenherrschaften Senftenberg und Oberwallsee, die nach der bezüglichen Verleihungsurkunde dieses Erbamtes an die Familie Eggenberg dem Fürsten Johann Christian als dem Erstgebornen allein gebührten) in der Art verglichen, daß zu Einem Theile die in Böhmen und Oesterreich gelegenen Herrschaften, als: das Herzogthum Krummau mit Zugehör, dann die Herrschaften Winterberg und Drislawitz, Worlik, Klingenberg und Rothaugezd, Cheynow und Ratiborzitz mit allen zu diesen Herrschaften gehörigen Gütern und Höfen, nebst den Häusern und dem Weingarten in Prag, — und zum andern Theile die in Steiermark und Krain gelegenen Graf- und Herrschaften, als: Eggenberg, Waldstein, Straß, Ober-Rackersburg, Gösting, Ober-Wildau, Weitersfeld, Thal, Adelsberg, Hasberg und Streberg, Loitsch, Laast und Schneeberg mit allen dazu inkorporirten Gütern und Zugehörungen, nebst den Häusern in Grätz und nebst einem Kapitale von 220,308 fl. 1$^3/_4$ kr. bestimmt wurde, welches Kapital mit steierisch-krainerischen Landschaftsobligationen im Nominalbetrage von 133,270 fl. 32 kr. 1$^1/_2$ pf., welche jedoch hierauf nur in dem Werthe von $^2/_3$, oder mit einem Betrage von 88,847 fl. 1$^3/_4$ kr. berechnet werden sollen, abgetragen, und mit dem überrestlichen Betrage von 131,461 fl. $^1/_4$ kr. auf den böhmischen Gütern versichert bleiben, und bis zur Abstattung mit 4 pCt. verzinset werden solle. Die bei den steierischen und krainerischen Herrschaften mehr ausständigen Forderungen von 30,907 fl. 39 kr., dann sämmtliche Kleinodien wurden gegen die bei den böhmischen Gütern befindlichen höhern Wildbahnen aufgehoben.

Die Activ-Kapitalien, dann die Passiva und der wittibliche Unterhalt der Frau Mutter wurden zu gleichen Theilen übernommen.

Der Fürst Johann Christian überließ laut schriftlicher Erklärung vom 23. Mai 1665 seinem jüngern Bruder die freie Wahl des ihm beliebigen Antheiles, wobei ihm zur definitiven Erklärung eine Frist von vier Wochen eingeräumt wurde. Der Fürst Johann Seyfried wählte die steierischen und krainerischen, und überließ seinem ältern Bruder die böhmischen Güter.

Hiernach wurde von beiden Brüdern der Theilungsvertrag zu Krummau in Böhmen am 30. Juni 1665 förmlich ausgefertigt, mit dem Vorbehalte, daß man sich wegen des gradiskanischen Status, dann wegen der bei dem Herzogthume Krummau und andern böhmischen Herrschaften befindlichen Regalien, Schutz-Kollaturen und andern Hoheiten erst künftig rechtmäßig vergleichen werde, und daß, wenn binnen vier Jahren hervorkommen sollte, daß bei dieser Theilung ex quocunque capite eine Läsion, so im Kapital 5000 fl. betragen würde, erfolgt seyn

sollte, der betreffende dem beschädigten Theile dafür auf die bemeldete Zeit haften müsse.

Der kaiserliche Hof blieb bei diesem ganzen Theilungsakte indifferent, Se. k. k. Majestät nahmen ihn über die vom Fürsten Johann Christian gemachte Anzeige mittelst Dekrets vom 10. September 1665 zur Kenntniß, und verordneten bloß bezüglich der reichsunmittelbaren Grafschaft Gradiska »aus erheblichen, Ihrer Majestät Gemüth bewegenden, auch dem fürstlichen Hause vorträglichen Ursachen« bis zur definitiven Theilung das Provisorium, daß Johann Christian als der älteste Fürst von Eggenberg die Administration dieser Grafschaft in Staatssachen allein führen, daß aber derselbe, seinem Erbieten gemäß, die nach Abzug der nothwendigen Administrationskosten erübrigenden Einkünfte mit dem jüngern Fürsten Johann Seyfried theilen solle.

Schon am 24. Juli 1665 schrieb in dieser Angelegenheit der Churfürst Friedrich Wilhelm von Brandenburg an seinen »freundlich geliebten Vetter« Johann Christian, daß er dafür halte, daß die Regierung über die Grafschaft Gradiska der Erstgeborne allein führen solle, und daß er hoffe, der jüngere Bruder Johann Seyfried werde sich zu einer solchen Verfügung bequemen; auch versprach der Churfürst dießfalls seine Verwendung bei dem kaiserlichen Hofe.

Allein der Fürst Johann Seyfried protestirte bei Sr. k. k. Majestät feierlichst gegen das erwähnte Dekret mit der Versicherung, daß, nachdem in dem fürstlichen Hause Eggenberg nie ein Primogeniturrecht bestanden habe, er die fürstlichen Regalia sessionem et votum in comitiis seinem Bruder allein in Ewigkeit nicht überlassen, und sich selbst zu einem Cadet machen werde; er bat sofort um Kassirung des kaiserlichen Dekrets und um unverzügliche Wiedereinsetzung in die Composession und Coadministration der frei eigenen und nicht lehenbaren Grafschaft Gradiska, wie solche seit dem Hintritte seines Herrn Vaters bis gegenwärtig bestanden hat.

Der Kaiser ermahnte hierauf selbst mittelst eines allerhöchsten Erlasses vom 19. Juni 1666 beide Brüder zu einem gütlichen Vergleiche.

Dieser Vergleich ist aber erst nach einem sehr weitläufigen Schriftenwechsel, wobei von Seite des Fürsten Johann Christian wiederholt der väterliche Wille, die Rücksicht auf die Erhaltung der Größe und des Glanzes des fürstlichen Hauses, und eine bei der letzten brüderlichen Theilung von ihm erlittene Läsion angeregt, von Seite des Fürsten Johann Seyfried aber auf einer ganz gleichen Theilung des ab intestato hinterlassenen väterlichen ganz freien Allodial-Erbvermögens bestanden, und worüber sowohl bei dem Reichshofrathe, als auch bei der innerösterreichischen Regierung vieles verhandelt wurde, durch die Vermittlung des Fürsten Ferdinand von Dietrichstein, des Schwagers beider Fürsten, eines durch seine Uneigennützigkeit und Mäßigung ausgezeichneten Mannes, dann des inzwischen auch in den Fürstenstand erhobenen Johann Adolph zu Schwarzenberg am 27. März 1672 zu Wien in folgender Art zu Stande gekommen:

Der Fürst Johann Christian verzichtete auf jeden Anspruch der Succession nach dem Rechte der Primogenitur, und willigte ein, daß mit Ausnahme der Fidei-Kommiß-Herrschaft Ehrenhausen eine ganz gleiche Theilung des väterlichen Erbvermögens erfolge, wobei ihm alle in Böhmen, Ober- und Niederösterreich gelegenen und jetzt wirklich inhabenden Herzogthum, Herrschaften, Erb- und Erbamtsgüter mit allen Nutzungen, Appertinentien, Regalien, Hoheiten, Recht und Gerechtig-

keiten, — und dem jüngern Fürsten Johann Seyfried alle in Steiermark und Krain gelegenen Grafschaften, Herrschaften und Güter mit allen gleichmäßigen Recht- und Gerechtigkeiten der Art gehören sollen, daß Jeder damit nach Belieben und Gefallen ohne Einrede oder Hinderung des einen oder andern Theiles thun und lassen möge.

Bezüglich der gefürsteten Reichsgrafschaft Gradiska haben sich beide Brüder dahin verglichen, daß der Fürst Johann Christian die Regierung lebenslänglich allein führen, jedoch in allen öffentlichen Expeditionen die Titulatur: »Wir Johann Christian für uns selbst und unsers Herrn Bruders Johann Seyfried zu Eggenberg Liebden« gebrauchen, die fürstlichen Gesandten in beider Brüder Namen in obstehender forma subscribendi bevollmächtigen, und die gradiskanischen Münzen mit dem Namen und Bilde beider Fürsten prägen lassen solle.

Die Nützungen und Lasten dieser Grafschaft sollen von beiden Brüdern gleich getheilt werden. Nach dem Ableben des Fürsten Johann Christian soll die Regierung der Grafschaft an den Aeltesten der jüngern Linie mit gleichen Rechten übergehen, und so fort von einer Linie zur andern auf Lebenszeit des nach dem Rechte des Seniorats zu berufenden Administrators alterniren.

Die übrigen Bedingnisse betreffen den von beiden Brüdern zu gleichen Theilen zu leistenden wittiblichen Unterhalt der fürstlichen Frau Mutter, und die Abtheilung der Activ- und Passivkapitalien, wobei gegen den früheren Vergleich die wesentliche Abänderung Statt gefunden hat, daß statt des darin dem Fürsten Johann Seyfried zugesicherten Kapitals von 131.461 fl. sammt davon rückständigen Interessen demselben die gesammten damals ausgesetzt gewesenen Landschaftsschulden sammt Interessen im Gesammtbetrage von 337,149 fl. 56¼ kr., nebst einem Kapitale von 50.000 fl., welches unverzinslich auf den böhmischen Herrschaften des Fürsten Johann Christian versichert, und erst nach dessen Ableben an den Fürsten Johann Seyfried oder dessen Erben baar bezahlt werden solle, zugewiesen wurden.

Auch auf diesen Vergleich hat der kaiserliche Hof keinen andern Einfluß als nur den lebhaften Wunsch genommen, daß der zum allgemeinen Aergernisse des deutschen Adels bestandene Bruderzwist durch einen gütlichen Vergleich endige.

Der Fürst Johann Christian erreichte das hohe Alter von 69 Jahren; er lebte durch beinahe 45 Jahre in einer zwar kinderlosen, aber, wie es nebst Andern auch sein Testament bewährt, in einer durch die Liebe und die ausgezeichneten Eigenschaften seiner Gemahlin Maria Ernestina sehr beglückten Ehe; sein Haushalt war sehr geordnet, sein Wohlstand mehrte sich, er meliorirte Vieles auf seinen böhmischen Besitzungen und arondirte selbe durch neue Ankäufe; er war sehr fromm, übte viele Wohlthaten, seine milde Regierung und sein durch die von ihm mehreren Ortschaften auf seinen böhmischen Besitzungen ertheilten Privilegien, durch die von ihm errichteten, jetzt im Wohlstande blühenden Ansiedlungen und durch mehrere fromme Stiftungen beglückendes Andenken wird noch gegenwärtig von den Unterthanen vielfach gesegnet. Der Zuspruch der Mutter vom Jahre 1664: »Gott werde ihn segnen und beglücken,« ging in andern Wegen wahrhaft in Erfüllung.

Ob das Leben des Herrn Fürsten Johann Seyfried eben so beglückt und in seinen Besitzungen auf eine so lange Zukunft hinaus gesegnet war, wird dem Herrn von Stramberg besser als uns bekannt seyn.

Der Fürst Johann Christian starb zu Prag am 14. Dez. 1710.

Nach den vorhergehenden Erörterungen wird Niemand bezweifeln, daß der Fürst Johann Christian über das ihm bei der brüderlichen Theilung zur freien Schaltung überwiesene Erbvermögen letztwillig ganz frei zu verfügen berechtigt war. Er that es auch, mit Ausnahme der an seinen Bruder zu überantwortenden Fideikommiß-Herrschaft Ehrenhausen, der Erbamtsgüter und der gefürsteten Grafschaft Gradiska, durch das in gehöriger Form ausgefertigte Testament vom 16. November 1696 und durch das Codicill vom 27. Juli 1710. Er erklärt in denselben, daß er keineswegs gemeint ist, aus seinem Allodialvermögen ein Fidei commissum familiae perpetuum oder eine Primogenitur oder ein Majorat zu errichten, und er ernennt seine Gemahlin Maria Ernestina zur Universalerbin in der Art, daß ihr nach seinem Ableben nebst allem beweglichen Gute die Herrschaft Cheynow mit den dazu gehörigen Gütern eigenthümlich zufallen, dann daß diese seine instituirte Universalerbin das Herzogthum Krummau mit Zugehör, die Herrschaften Winterberg und Drißlawitz, Worlik, Klingenberg und Rothaugezd mit dem Gute Mislin, ferner das Haus in Prag auf dem Hradschin nebst einem Hause hinter dem Augezder Thore mit den dortigen Obst- und Weingärten, ein Haus in Wien, endlich die bei Gradiska, Ehrenhausen und den Erbamtsgütern zugekauften Allodialbesitzungen zwar auch quoad plenum dominium, jedoch nur lebenslänglich besitzen, aber daß nach ihrem Hintritte die besagten Besitzungen, ohne Einführung eines Fidei commissi familiae perpetui, bloß per substitutionem fidei commissariam in das Eigenthum des Fürsten Johann Anton zu Eggenberg, des einzigen Sohnes seines Bruders Johann Seyfried, und wenn der Fürst Johann Anton der Fürstin Maria Ernestina vorsterben, und keine männlichen Deszendenten hinterlassen sollte, oder wenn zwar nach seinem Tode ein oder mehrere Söhne hinterblieben, aber ohne männliche Deszendenten der Fürstin Maria Ernestina vorsterben würden, in das Eigenthum seines Neffen, des Fürsten Adam Franz zu Schwarzenberg, gleichfalls nur per substitutionem fideicommissariam übergehen sollen.

Des mit seiner Gemahlin Maria Ernestina am 19. Februar 1666 geschlossenen Ehevertrages wird in diesem Testament nur in so fern gedacht, daß ihre daraus hervorgehenden Ansprüche und sonstigen Forderungen per confusionem crediti und debiti nicht erlöschen noch aufgehoben werden, und daß demnach diese gesammten Forderungen pr. 116,000 fl. auf dem Herzogthume Krummau ꝛc. versichert bleiben, und von seinem zu dem Besitze des Letztern bedingt berufenen Erben nach dem Ableben der Fürstin Maria Ernestina ihren Erben unfehlbar abgestattet werden sollen; nur cessirt während ihrer Possession die bedungene Interessenzahlung und ihr wittiblicher Unterhalt. — Des Fürsten Johann Seyfried wurde weder in dem Testamente, noch in dem Codicille mit einem Legate gedacht. Der fürstlich eggenbergische Hofconcipist David Sartori schreibt darüber in einem Briefe aus Grätz vom 1. November 1711: er könne bei seinem Gewissen betheuern, Zeuge gewesen zu seyn, wie die Fürstin Maria Ernestina ihren Gemahl mehrmal gebeten habe, er möchte doch in seinem letzten Willen seines Bruders auch eingedenk seyn, und als sie ihn dazu keineswegs disponiren konnte, habe sie den Sartori, der in dieser Angelegenheit ein besonderes Vertrauen des Fürsten genossen, ersucht, die Gelegenheit in Acht zu nehmen, und dahin zu wirken, daß ihre Intention vollzogen werden möchte, so er auch gethan, aber nichts ausgewirkt habe.

Nach dem Ableben des Fürsten Johann Christian hat dessen übel berathener Bruder Johann Seyfried in einer unbegreiflichen Verblendung durch ungemessene Prätensionen auf die Substanz des Fideikommisses und der Erbamtsgüter, dann auf das bei der Fideikommiß-Herrschaft Ehrenhausen, den Erbamtsgütern und in Gradiska befindliche Allodial-Vermögen, wobei er, ohne seine Ansprüche früher der Fürstin eröffnet zu haben, auf dieses Allodial-Vermögen einen gerichtlichen Verbot erwirkte, und sogar eigenmächtig Besitz davon genommen hatte, Alles gethan, um die Fürstin Maria Ernestina zu beleidigen und sie zu kränken. Auch zog er die Aechtheit des Testaments von dem Fürsten Johann Christian in Zweifel, und wollte sich davon durch den Augenschein des Originals überzeugen.

Die über diese öffentlichen Prostitutionen höchst indignirte Fürstin Maria Ernestina schrieb in dieser Angelegenheit am 7. November 1711 an den Grafen Falkenhaubt unter Anderm: »Der Fürst Johann Seyfried und die Seinigen hätten von mir noch viel zu hoffen gehabt, aber ich werde mir diese Kränkungen ad notam nehmen.« Erst nach zwei Jahren und nach einem langen, die Gemüther immer mehr erbitternden Schriftenwechsel, und nachdem zur dießfälligen Abhülfe von der Fürstin Maria Ernestina der Rechtsweg schon betreten worden war, ist, hauptsächlich durch die Vermittlung des Grafen Falkenhaubt, der Fürst Johann Seyfried von seinen Ansprüchen abgestanden.

Auch der Fürst Johann Anton benahm sich unklug, und kam mit der Fürstin Ernestine wegen Auszahlung des von Johann Christian seiner gesammten Dienerschaft vermachten Legats einer zweijährigen Besoldung, dann wegen eines Ringes, welchen die Fürstin Maria Ernestina von ihrem Gemahl zum Geschenk erhalten, in zwecklose Differenzen. Diese Vorfälle hatten unendliche Verdrießlichkeiten zur Folge.

Der Fürst Johann Seyfried starb indessen am 5. October 1713. Der Fürst Johann Anton II. starb am 9. Juni 1716, dessen einziger dreizehnjähriger Sohn Johann Christian II. (dieser von Herrn von Stramberg mit Recht genannte liebliche Knabe, dessen Porträt im Schlosse zu Krummau in dem eggenbergischen Ahnensaale noch immer pranget) starb am 23. Februar 1717, die Fürstin Maria Ernestina starb im siebzigsten Jahre ihres Alters am 4. April 1719.

Sie hinterließ ein in gehöriger Form ausgefertigtes Testament vom 23. April 1717 und ein Codicill vom 25. Juni 1717. Sie bestimmt in dem erstern, den letztwilligen Anordnungen ihres Gemahls getreu nachkommend, zu ihrem Universalerben den Fürsten Adam Franz zu Schwarzenberg in der Art, daß ihm alles und jedes entweder aus ihren eigenen Mitteln befindliche, oder durch die letztwillige Anordnung ihres Gemahls überkommene bewegliche und unbewegliche Vermögen, und insbesondere dasjenige Recht, welches durch das Vorsterben des in den betreffenden Besitzungen substituirt gewesenen Erben Johann Anton und dessen Sohnes Johann Christian Fürsten von Eggenberg mit Purificirung dieser Institution ihr angefallen ist *), erb- und eigenthümlich zugehören solle, jedoch nach Abstattung der Passivschulden, Fundationen und aller Legate.

---

*) Diese Berufung hat Bezug auf ein königliches Deklaratorium der böhmischen Landesordnung vom 25. Februar 1697, wonach die Substitutiones fideicommissariae sich nicht weiter als nur ad primum gradum inclusive extendiren, und alle weiter aufgeführten Substitutiones ipso jure null und nichtig seyn sollen.

Hierauf wurde der Fürst Adam Franz zu Schwarzenberg in die vorerwähnten Besitzungen am 29. April 1719 landtäflich eingeführt.

Die Frauen Töchter nach dem verstorbenen Johann Anton von Eggenberg, Maria Eleonora und Maria Theresia, verehelichte Gräfinnen von Leslie, widersprachen gerichtlich mittelst einer an das königlich böhmische größere Landrecht de praes. 11. Juli 1721 eingereichten Klage der aus dem Erbrechte nach dem Fürsten Johann Christian, und mittelst Klage de praes. 24. October 1721 der aus dem Erbrechte nach der Fürstin Maria Ernestina vollzogenen landtäflichen Einführung des Fürsten Adam Franz zu Schwarzenberg in das Herzogthum Krummau cum appertinentiis (der übrigen fürstlich Johann Christian Eggenberg'schen Herrschaften wird in dieser Klage gar nicht erwähnt), und sie baten sofort, diese Einführung kassiren und ihnen das Recht zur Erbsuccession in dieses Herzogthum zuerkennen zu wollen.

Nach Verhandlung der gerichtlichen Nothdurften sind die Klägerinnen durch die Urtheile des k. böhmischen Landrechtes vom 3. April 1726 mit beiden Klagen abgewiesen, und diese Urtheile sind über die von den Klägerinnen damals an die böhmische Hofkanzlei ergriffene Revision durch die Urtheile der letztern vom 22. Dezember 1727 bestätiget, und es ist verordnet worden, daß der Fürst Adam Franz bei der ihm ertheilten erblichen Einführung in das Herzogthum Krummau, und zwar allodialiter zu erhalten sei.

Diese Prozesse wurden vor den gesetzlich dazu berufenen Tribunalen nach der damals gesetzlichen Gerichtsordnung verführt, und von diesen sind die Urtheile nach den hierauf angewendeten Gesetzen gesprochen worden, ohne daß der kaiserliche Hof hierauf einen Einfluß genommen hatte.

Wir hätten diesen Theil der Familiengeschichte des in so vielen Beziehungen berühmten Fürstenhauses Eggenberg gern der Vergessenheit übergeben, wenn nicht der gegenwärtige Aufsatz durch den unbedachten Angriff des in dieser Angelegenheit nach seinem eigenen Geständnisse gar nicht vollständig unterrichteten Herrn von Stramberg auf den kaiserlichen Hof und auf die Fürstin Maria Ernestina provocirt worden wäre.

Daß den Frauen Gräfinnen Leslie der Verlust einer so reichen Erbschaft schmerzlich fallen mußte, ist eben so natürlich, als es wahrscheinlich ist, daß ihr Großvater, der Fürst Johann Seyfried, bei den Verhandlungen in den Jahren 1665 bis 1672 in seinen Ansprüchen, welche durch die Vorliebe der Mutter begünstigt, und allerdings durch den Abgang der gesetzlichen Erfordernisse in der Form des väterlichen Willens auch rechtlich begründet waren, den Wünschen seines ältern Bruders bezüglich der Errichtung eines Hausgesetzes und Familien-Fidei-Kommisses, dann dem Rathe mehrerer Verwandten und getreuer Diener mehr nachgegeben, und sich auch in der Folge anders benommen haben würde, wenn er die spätern Ereignisse vorgesehen hätte.

Auch dürfte der Fürst Johann Christian zur Zeit der Errichtung seines Testaments im Jahre 1696 und seines Codicills im Jahre 1710 kaum gedacht haben, daß der damals erst ein und vierzigjährige Fürst Johann Anton und dessen erst sechsjähriger Sohn Johann Christian der schon 61 Jahre alten sehr kränklichen Fürstin Maria Ernestina vorsterben werden, und daß sein Vermögen an den weiters bedingt dazu berufenen Fürsten Adam zu Schwarzenberg gelangen werde.

Eben so hat die Fürstin Maria Ernestina, wie aus mehreren ihrer Briefe an den Fürsten Johann Anton hervorgeht, diesen und dessen

Sohn Johann Christian als ihre Nachfolger in dem Herzogthume Krummau und den übrigen betreffenden Herrschaften sicher erwartet.

Aber in dem Rathschlusse des Allerhöchsten war es anders beschlossen, und der christliche Geschichtsforscher erkennt am Schlusse dieser Ergebnisse bloß die besondern Fügungen einer höhern Vorsehung; denn hier hat nur Gott gerichtet!

Krummau am 20. Juli 1843.

Joseph Kutschera.

Epigraphische Excurse.

Von Custos J. G. Seidl.

A. Monumenta Celejana.

(Fortsetzung.)

14.

a)		b)
ENNI		AE. M. F.
VER		AE.
DECRET.D		ECVRION
PVBLIC	und	E. OB.
..NGVLAR		EM. EIVS
PVDIC.		TIAM.
MAS		CVLINIVS
......		NVS

Zwei zusammengehörige Bruchstücke eines und desselben Denkmales; das eine a) 2′ $3/_4$″ hoch und 1′ 2″ breit, das andere b) 2′ 2″ hoch und 1′ $3^1/_2$″ breit; beide ohne Rücksicht auf ihren Zusammenhang in ungleicher Höhe eingemauert an der Südostseite des Eckthurmes vor dem Wasserthore. Mitgetheilt waren diese Fragmente bisher von

1) Laz. p. 996. 20 zweimal, aber beide Male fast ganz unkenntlich; die letzte Zeile: V. I. V. S. (In propugnaculo und in moenibus); vergl. Epigraphische Excurse Nr. 13 (W. J. Bd. CIV. A. Bl. S. 51).
2) Gruter. CCCCXCVII. 7 und 8 in getrennten Hälften als zwei verschiedene Denkmäler, die Hälfte a) in der zweiten und vierten, die Hälfte b) in der vierten und siebenten Zeile falsch; bei jener als Fundort: »Prope Celejam, in D. Jacobi«, bei dieser: »Celejae in moenibus fragment.«
3) Im Museum Veronense. CCCCLII. 1 letzte Zeile VPVS; als Ganzes.
4) Von Donat. (Murat. suppl.) p. CCXL. 2 aus dem Mus. Veron. mit »Enniae M. F. Verae«; als Ganzes.
5) Eckhel. schedae Ms. (Bibl. des k. k. Münz- und Ant. Kabinets, VII. Heft. 20 letzte Zeile: VIVS.)
6) Schmutz, Topogr. Lexikon von Steiermark. I. Bd. unter: Cilli.
7) In den (Wiener) Jahrbüchern der Literatur. LV. Bd. (1831). Anzeigebl. S. 28. Nr. 348.
8) Muchar, Geschichte der Steierm. I. Bd. S. 366.

Wenn man diese beide Fragmente zusammenliest, so geben sie folgende Inschrift:

ENNIAE. M. F.
VERAE.
DECRET. DECVRION.
PVBLICE. OB.
(Si)NGVLAREM. EIVS
PVDIC(i)TIAM.
MASCVLINIVS
. . . . . . NVS

d. h. Enniae, M(arci) filiae, Verae decreto decurionum publice ob singularem ejus pudicitiam Masculinius (Celeja)nus (vivus fieri curavit).

So erklärlich es ist, daß diese Inschrift, so lange sie nur erst in ihren getrennten, einander nicht gegenüber gestellten Hälften bekannt war, wenig beachtet wurde, eben so auffallend ist es, daß sie selbst nachträglich, seit sie von Maffei (1749) schon restituirt worden, noch keiner näheren Erörterung zum Gegenstande gedient hat. In Dr. A. v. Muchar's Geschichte der Steiermark (Bd. I. S. 366) heißt es darüber: »Sinn und Bedeutung sind klar. Gewiß ein höchst merkwürdiges Monument, auf Anordnung der Stadtdekurionen von Celeja einer gewissen Ennia zu Ehren errichtet, in öffentlicher Anerkennung ihrer unbemakelten Sittlichkeit. Der Name Masculus kommt auf Denksteinen zu Kumberg, Seckau, St. Stephan und am Jungfrausprung bei der Mur oberhalb Feistritz vor. Sind die Siglen M. F. durch Maximi Filia zu lösen, so scheint folgende Inschrift zu Laibach mit der vorliegenden in Verwandtschaft zu stehen: Tertius Ottonis filius vivus fecit sibi et Enniae Maximi filiae conjugi et Lassae Juniae filiae mortuae annorum viginti quinque. Fecit Filia. Gruter. p. 833.«

Wir wollen sie ihren Einzelnheiten nach betrachten, um ihr die gebührende Stelle unter den Cillier Römersteinen zu vindiciren.

ENNIAE. M. F. VERAE. Enniae Marci filiae Verae. — Das weibliche Wesen, welchem dieser Denkstein gesetzt wurde, gehörte der Gens Ennia an, einem plebejischen Geschlechte, welches, wie aus Monumenten mehrfach hervorgeht, in den südlichen Gegenden der jetzigen österreichischen Monarchie verbreitet und angesehen war (Inter Romanas plebejas gens Ennia a Panvinio recensetur; verum nostris in regionibus eam claruisse antiqua saxa, tum Patavina, tum Vicentina, declarant. Urs. mon. Patav. L. I. Sect. VII. p. 257). — Eine Ennia, Maxumi filia, erscheint auf einem Inschriftsteine zu Laibach (Grut. DCCCXXXIII. 7); eine Ennia Venusta, die Gattin eines Canuleius Venerius, mit welchem sie ihren theueren Sohn E. Trebius Venerianus betrauert, auf einem Grabsteine zu Capua (Doni. Cl. XI. 44), und eine trefflich hierzu passende Ennia Veneria auf einem Monumente zu Venedig (Grut. DCCCCLXXIII. 3). Ueberhaupt ist der Name Ennia in der Epigraphik nicht selten. Höchst interessant ist ein von Tortelli mitgetheiltes öffentliches Denkmal dankbarer Anhänglichkeit und treuer Liebe, welches einer C. Ennia ihr Gatte P. Rubrius Celer, welcher 43 Jahre 8 Monate ohne die geringste Klage mit ihr gelebt hatte, als »uxori carissimae piissimae« setzen ließ. — Das Cognomen unserer Ennia ist nicht über allen Zweifel erhoben, indem gerade durch den mittleren Buchstaben des Wortes der Bruch der Steintafel geht. Aller Wahrscheinlichkeit nach heißt es: »Vera(e)«, ein Cognomen, welches

häufig vorkommt, und eben dadurch, unter der Voraussetzung, daß man solche Beinamen nicht ganz ohne individuelle Beziehung zu ertheilen pflegte, zu nicht unerquicklichen Betrachtungen über die Moralität der damaligen Frauen Anlaß gäbe. — Das M. F. mit »Marci filia« zu lesen berechtigt uns der Gebrauch (s. Sert. Ursat. de Notis Rom. Comment. p. 302).

DECRET. DECVRION. Decreto decurionum. — Das Denkmal wurde der Ennia Vera in Folge obrigkeitlichen Beschlusses errichtet. Bekanntlich führten die Mitglieder des Stadtsenates (Ordo Civitatis), von welchem ein Municipium, wie ein kleines Rom, nach dem Bilde der großen, geleitet wurde, den gemeinschaftlichen Namen Decuriones. Sie hatten die ganze innere Verwaltung in den Händen, namentlich Magistratswahl, Steuern rc. rc., theilten sich in verschiedene Klassen, genossen eines bedeutenden Ansehens und mehrfacher Privilegien, und unterstanden allein und unmittelbar dem Präses der Provinz, waren aber auch, besonders unter den mittleren und späteren Kaisern, so sehr überbürdet, daß man sich dem Decurionate nun eben so zu entziehen suchte, wie man früher es ambitionirte. Zur Zahl der Decurionen gehörten daher die Duumviri, Defensores (Vindices civitatis), Curatores, Sacerdotes (Flamines), Aediles u. s. w. Für das Vorhandenseyn der namhaftesten dieser Würdenträger im Municipium Celeja liefert uns die Epigraphik Beweise durch mehrere Denksteine, von welchen leider nur wenige mehr vorhanden sind. So finden wir:

1) Decuriones Claudiae Celejae; nämlich: a) einen DEC(urio). CL(audiae). CEL(ejae). TERENTIV(s) (Laz. p. 997. Grut. CCCCXCVII. 11. — Kindermann's Beiträge. I. Thl. S. 263 — 270. — Muchar, N. I. Bd S. 162. 172); — b) einen Castricius Verus (?) Antonius Avitus, DEC(urio) CL(audiae) CEL(ejae) (Apian. CCCLXXII. — Laz. p. 995, — Grut. CCCLXXXVI. 3. — Murat. MCV. 4. — Ursat. p. 112. — Fabretti p 105, — C. Mayer S. 46. — Linhardt. I. Bd. S. 253. — Muchar, N. I. Bd. S. 161. 172. — Katancs. I. 311. XLVIII); beide auf Cillier-Steinen, welche nicht mehr vorfindig sind. — c) Ein Verpinus DEC(urio) CEL(ejae) erscheint auf einem zu St. Christoph nächst Tüffer (im Cillier Kreise) eingemauerten Inschriftsteine (Wr. Jahrb. XLVIII. Bd. (1829). A. Bl. Nr. 306). — d) Ein C. Maronius Marcellinus auf einem im Joanneum aufbewahrten Monumente, welches zu Podwerh bei Oberlichtenwald im Cillierkreise gefunden wurde (Suppantschitsch, Ausflug nach Lichtenwald S. 131).

2) Duumviri Claudiae Celejae erscheinen auf folgenden Denkmälern: a) ein C. Bellicius Ingenuus IIVIR. CL. CEL. auf einem Steine am sogenannten Antikenthore in Cilli (früher an der Südseite eines Bauernhauses auf der Einsattelung des Berges Vipota nächst Cilli eingemauert, dann in das Haus Nr. 35 übertragen. — Vgl. Suppantschitsch a. a. O. S. 16. — Wr. Jahrb. Bd. XLVIII (1829). A. Bl. S. 94. Nr. 281). — b) Ein Maximus IIVIR. IVR. D(icundi) auf einem (nicht mehr vorfindigen) Cillier-Steine (Apian. CCCLXXVI. — Laz. p. 996. — Gruter. CCCCXCVII. 6. — Muchar, N. I. Bd. S. 173). — c) Ein C. FL. CL. CEL. IIVIR. I. D. auf einem zu Sachsenfeld nächst Cilli gefundenen (nicht mehr vorhandenen) Steinfragmente (Laz. p. 999. — Grut. CCCCXCVII. 10. — Schönleben. P. I. f. 224. — Valvasor. Thl. II. Bl. 264. — J. A. Caesar. T. I. 33. — Mayer S. 202. — Schmutz. III. Bd. S. 423).

3) Sacerdotes. — a) Ein Mascillus Mascillinus, summus Pontifex auf einem nicht mehr näher nachweisbaren Steine in Cilli (Schrott's Steierm. Chronik — K. Mayer S. 46). — b) Ein Ursus Sacerdos, Montis Albani *) Curio, auf einem Steine zu St. Peter nächst Cilli, welcher ebenfalls abhanden gekommen ist (Laz. p. 999. — Schönleben. T. I. f. 224. — Montfaucon. T. V. p. 94. planche LXXXIV. — J. A. Caesar. T. I. p. 34). — Ein Julius Lucifer, Sacerdos, welcher gemeinschaftlich mit den Decurionen dem Mercurius eine Ara in Celeja weihte, welche nicht mehr vorhanden ist (Duell. p. 7. Nro. IX. — Murat. CLXXXII 1. — Katancs. J. A I. 321. CXXII. et 355. — Orelli 2394). — d) Deßgleichen dürfte wohl auch das noch in Cilli vorhandene Bruchstück einer Ara (Wr. Jahrb. LV. (1831). Anz. Bl. S. 26. Nr. 339) einem Sacerdos, C. Rufi(nus?) angehören, welcher dieselbe gemeinschaftlich mit den Decurionen errichten ließ.

4) Aediles. — a) Ein C. Atilius Secundianus, AED(ilis). CL(audiae) CEL(ejae) erscheint auf einem in Cilli gefundenen Steine, welcher jetzt in der Aufgangshalle zur k. k. Hofbibliothek in Wien eingemauert ist (Laz. p. 995. — Gruter. CCCLXVII. 4. — Duell. p. 6. I. — Mus. Veron. CCXLIV. 7. — Murat. MCV. 5 et MMLXIV. 4. — Muchar N. I. Bd. S. 174. — Katancs. T. I. 311. XLVII). — b) Ein P. Albinus Antonius AED. CL. CEL. auf einem Steine zu Trifail nächst Cilli (Schmutz. 4. Bd. S. 217. 218).

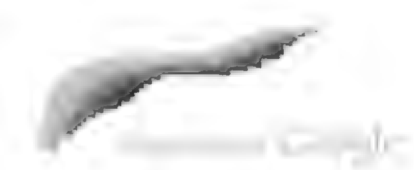
5) Das Collegium Decuriorum finden wir, abgesehen von der namentlichen Aufzählung der einzelnen Mitglieder auf den oben unter 3. c. und d. berührten Monumenten, als Gesammt-Gremium mit dem Namen Ordo (Celejens.) bezeichnet, auf einem dem Genius Civitatis errichteten Votivsteine, welcher ebenfalls in Cilli nicht mehr aufzufinden ist (Duell. p. 9. n. XIII. — Murat. MXXXVIII. 3. — Muchar N. II. Bd. S. 7. — Katancs I. 312. LII. — Wagner S. 184 (Ordo Vivitatis statt Civitatis) u. a.).

Im Acte ihrer Wirksamkeit finden wir sie jedoch nur auf diesem der Ennia Vera gesetzten Denkmale, welches deßhalb um so merkwürdiger ist. Ueberhaupt findet sich der Beisatz: »Decreto Decurionum« ganz ausgeschrieben (nicht bloß abkürzungsweise durch D. D. bezeichnet) eben nicht allzuhäufig (Orelli 857. 2191. — Donat. CCXL. 5. 7). In wichtigen Amtssachen wurde bisweilen auch ex SC. vorgesetzt (Cf. Reines. Cl. VI. 6. 397).

PVBLICE. publice; auf öffentliche Kosten; auf Kosten des Municipiums, dessen Fiscalgüter (praedia publica) die Decurionen verwalteten.

OB. siNGVLAREM. EIVS. PVDiCITIAM. ob singularem ejus pudicitiam. Das Denkmal ward der Ennia Vera in Folge obrigkeitlichen Beschlusses auf Kosten der Stadt errichtet wegen ihrer besonderen Züchtigkeit (Schamhaftigkeit). Ohne uns in gewagte Unterstellungen einzulassen, wollen wir die etymologische Geltung des Wortes be-

*) Schwankte die Fundortsangabe nicht zwischen St. Peter nächst Cilli (Laz., Schoenleben u. a.) und Rom (Gruter CCCXXII. 9), so könnte man, anstatt an den Mons Albanus im engeren Sinne (j. Monte Cavo), hier füglicher an das Ἄλβανον ὄρος (Mons Albanus) des Ptolemäus denken, welches Pannonien von Liburnien trennt, und die Kulpa (Colapis) entsendet (Katancs. O. A. I. 353).



trachten, welches hier das Motiv einer so seltenen Auszeichnung benennt. Pudicitia, eine Tugend, welche verheirateten und unverheirateten Personen eigen seyn kann, unterscheidet sich von Castitas, deren Schwester sie genannt werden dürfte. (In hoc a castitate differt, quod castitas etiam, quae in se admittere quis potest, porro admovet, pudicitia, quae ab aliis pati. Non. V. 73). Schon in den frühesten Zeiten Roms hatte die Pudicitia daselbst ihren Tempel und ihren Altar (Liv. L. X. c. 23); in der Folge, als Patricierstolz sogar seine Tugenden vor den plebejischen bevorzugen zu müssen glaubte, sogar zwei Altäre, eine ara Pudicitiae Patriciae auf dem Foro boario und eine ara Pudicitae Plebejae in der Via longa. Eine Abbildung des Altars der Pudicitia findet man auf einer seltenen Münze der Gattin des Trajan, Pompeja Plotina (Eckhel VI. 466); die Vorseite zeigt den Kopf der trefflichen Kaiserin mit edlem Profil, eigenthümlichem Haarputz und der Umschrift: PLOTINA AVG. IMP. TRAIANI; die Rückseite den genannten Altar, voran eine kleine Statue der Pudicitia auf einer Basis, darunter: ARA PVDIC.; die Umschrift lautet: CAES. AVG. GERMA. DAC. COS. VI. P. P. [1]). Auf den Münzen anderer Kaiserinnen, wie z. B. der Sabina, der jüngeren Faustina, der Lucilla, Crispina, Domna, Mösa, Mamäa, Tranquillina, Otacilia, Etruscilla, Salonina, Urbica, ja sogar auf Münzen der Kaiser Hadrian, Decius, Hostilian und Volusian erscheint die Pudicitia dargestellt, gewöhnlich als sitzende Matrone, in der Linken einen Speer, die Rechte gegen das Gesicht erhoben, als wollte sie eben den Schleier darüber ziehen. Oft paßt diese Allegorie zur Person, deren Name auf der Münze steht, eben so wenig, als die alte Ara der Schamhaftigkeit in jenes Rom, für dessen Schamlosigkeit Juvenal (Sat. VI. 307) die Entweihung derselben durch ausgeartete Weiber als Beispiel anführt. — Eine interessante bildliche Darstellung der Pudicitia finden wir auf einem Basrelief von terra cotta (G. Winkelmann, mon. ant. ined. V. I. p. 32. tav. 26), auf welchem die züchtig verhüllte, geflügelte Pudicitia mit gesenktem Auge und zürnender Miene sich von der halbbekleideten Impudicitia (ἀναίδεια) abwendet, welche ihr, wie spottweise, unter einem Früchtenopfer auch einen Phallus anbietet. — Daß trotz des übermächtigen Einflusses der zuletzt genannten Verführung dennoch selbst in den späteren Zeiten Roms echte Weiblichkeit nicht ganz ausgestorben war und nicht völlig übersehen wurde, dafür sprechen nebst unserem Cillier-Monumente für die schamhafte Ennia Vera, auch andere ähnliche Inschriften, welche gewiß nicht von eitler Schmeichelei dictirt worden sind. Darunter gehört ein Standbild, welches die Bewohner von Atina einer gewissen Junia Gratilla auf öffentliche Kosten »ob pudicitiam« errichteten (Gud. CXXVIII. 7); ferner ein zu Brixen gefundener Stein (Gruter MC. 8), welchen der Ordo Brixianorum einer Sextia Q. F. Julia ob laudabilem vitam et morum ejus atque innocentiae propositum singularis setzen ließ; insbesondere aber ein zu Terni (Interamnia Umbriae) gefundenes Denkmal (Grut. CCCCXVII. 4), welches die Bewohner dieser Stadt beiderlei Geschlechts, im J. 338 n. Chr., einer Helvidia Burrenia, pudicitia, sapientia, innocentia, omnibus retro memorabili ob meritum amoremque ejus widmeten. — Das Lob der Schamhaftigkeit [2]),

1) Das k. k. Münz- und Antikenkabinet bewahrt hiervon ein Exemplar in Silber (Arneth, Synops. num. Rom. p. 81).

2) »Bewahrte Keuschheit galt als Ruhm, und ward oft Verstorbenen, weiblichen sowohl als auch männlichen, auf ihren Grabdenkmälern besonders

von einem Gatten über seine verblichene Gattin ausgesprochen, enthielt unter Anderm auch ein Cillier-Stein (oben unter 4. a. citirt), welcher jetzt in der Aufgangshalle zur k. k. Hofbibliothek in Wien eingemauert ist, in den Worten: CALV(iae). TVTORINAE. CONI(ugi). PVDICISSIMAE. AN. XXXII. Ueberhaupt liebten die Alten in dieser Beziehung charakteristischere Epithete, als: cara, carissima, optima, fida, desiderantissima, dulcissima, bene merens, incomparabilis u. s. w.; wir lesen mitunter: conjugi castissimae, piissimae, sincerissimae fidei et simplicitatis, sanctissimae, virgineae, animae innocenti, rarissimi exempli foeminae, omnium virtutum foecundissimae, quae filios suos propriis uberibus educavit, de qua nullum dolorem, nisi acerbissimae ejus mortis, acceperat, insignis pudicitiae etc. etc. — Fast ein ironisches Lächeln nöthigt es uns ab, wenn wir bei Aicher (Hortus var. inscr.) eine Inschrift lesen, welche einer Valeria, Q. Caecidii Filiae wegen ihrer besonderen Verschwiegenheit (ob singularem taciturnitatem) zuerkannt wurde. Daß übrigens die gerühmte Verschwiegenheit dieser Valeria, so wie die Schamhaftigkeit unserer Ennia, ein Ereigniß besonderer Art voraussetze, welches zu einer so ungewöhnlichen Verlautbarung einer Tugend Anlaß gab, welche sonst bescheiden im Stillen beglückt, läßt sich nicht bezweifeln. Die Cillier haben daher volles Recht, auf diese norische Lucretia stolz zu seyn, welche an der Inschrift unsers noch vorhandenen Steines gewiß eine unbedenklichere Bestätigung findet, als die römische Lucretia an der suspecten (Grut. inter spur. XIII. 7. — Osann, Sylloge. 1834. p. 521): »Collatinus Tar. dulcissimae conjugi meae et incomparabili Lucretiae, pudicitiae, decoris et mulierum gloriae. Vix. ann. XXII. M. V. D. XVII,« oder an einem unglücklich componirten Denar aus neuerer Zeit, deßgleichen einer erst vor Kurzem wieder von Steiermark aus dem k. k. Münz- und Antikenkabinet zum Kauf angeboten wurde.

MASCVLINIVS. Masculinius; — der Name des Mannes, welcher Exequent des Decurionen-Decrets war. — Einen Masculinius (nach Pigh. Masclinius, nach Gud. Masculinus) Valens nennt ein Stein zu Rom (Grut. XLVI. 10); eine Masculinia Virinia, Gemahlin des Glufenius Demetrius, ein Römermal in der St. Jakobskirche im Bezirke Längsee in Kärnten (Wr. Jahrb. XLVI. (1829) A. Bl. Nr 46). — Anklingende Namen finden wir häufig, auch in Noricum; so erscheint ein Masculinus bei Apian p. CCC; einen Masculinus, Confessor in Afrika, nennt Glandorp. Onomast. p. 592 (nach Victor, episc. Uticens); ebenda ein Masculinus Verus (Alex. A 6. Cod. tit. 42 oder 7. Cod. tit. 56). Auf Cillier-Inschriftsteinen, welche jedoch sämmtlich nicht mehr vorhanden sind, las man einen Masclinius, wahrscheinlich beneficiarius C. Angisti (?) Auspicis Procuratoris Augusti (Duell. p. 9. XIV. — Murat. DCCCXXXIV. 1. — Katancs. I. 316. LXXX et 344), und einen Mascillus Mascillinus, sum. Pontifex (Schrott, Steierm. Chron. Karl Mayer S. 46); klangverwandt mit Letzterem ist ein Mascellus Mascellinus auf einem Steine auf dem Zollfelde (Grut. CXI. 2. Katancs. I. 307. XXIX), welchen er dem Genio Noricorum errichtete. Alle diese Nomina sind nur Distractionen des Namens Masculus, welchen man häufiger liest, unter andern auch auf einem Steinfragmente, welches P. Hier. Schmutz, Dechant von Waitz, auf halber Höhe des Do-

---

bemerkt.« S. Zeitschrift für Alterthumskunde. II. Jahrg. (1835). S. 287. (Vgl. Murat. MDXX. 9. MDCXL. 2, und Cardinali, Iscriz. Velitern. S. 108 folg.).

natiberges im Cillier-Kreise fand (J. A. Caesar. I. 215), mit der Inschrift: AI. MASCVLVS. AI. AVITA. C. PIA, dann zu Leibnitz (Grut. DCCCVII. 6), zu Kummberg (ib. 7), zu Feistritz nächst Gratz (Muchar, G. d. St. I. Bd. S. 377) u. a. O. — Wenn man fragt, wer Masculinius auf unserem Steine gewesen sei, so ergibt sich die Antwort so ziemlich aus dem Sinne des Ganzen. Ohne Zweifel wurde als Vollstrecker des obrigkeitlichen Beschlusses das leitende Oberhaupt genannt, welches an der Spitze der ganzen Curia stand (Primus Curiam regens et gubernacula urbis administrans. Muchar N. I. Bd. S. 170). Masculinius wäre also hier der Principalis, d. i. erste Decurio, oder etwa, insofern ein solcher Act öffentlicher Anerkennung einer Tugend seine religiöse Seite hat, der Flamen (Sacerdos) Municipii.

. . . . NVS. Celeianus (?). Diese letzte Zeile, welche am meisten litt, da sie in's Erdreich hineinsteht, dürfte entweder den Vaterstadtnamen oder das Cognomen des Masculinius enthalten haben. — In Eckhel (schedae Ms.) ist VIVS (vivus) gelesen, was einen recht guten Sinn gibt.

Die Inschrift des merkwürdigen Monumentes enthält daher folgenden Sinn: »Der Ennia Vera, Tochter des Marcus, (hat) in Folge eines Beschlusses der Decurionen, auf öffentliche Kosten, wegen ihrer besonderen Züchtigkeit, Masculinius von Celeja (dieses Denkmal errichtet).« — Ueber das Alter des Steines läßt sich nichts Bestimmtes sagen, da die Inschrift keinen sicheren Anhaltspunkt gewährt; nach der Regelmäßigkeit der Schriftzüge zu urtheilen, dürfte er in die Zeit der Antonine gehören, mithin beinahe 1700 Jahre überdauert haben.

Daß dieser Denkstein in mehrfacher Beziehung höchst interessant sei, läßt sich nicht läugnen; denn 1) macht er uns mit neuen, auf keinem anderen Cillier-Römersteine vorkommenden Namen bekannt; 2) zeigt er uns die Decurionen, diese Bürgen für Celeja's Rang unter den römischen Provinzialstädten, in einem merkwürdigen Act ihrer gemeinschaftlichen ämtlichen Wirksamkeit; und 3) endlich gibt er uns in dem Motive dieser Wirksamkeit einen moralischen Fingerzeig, welcher der vollsten Berücksichtigung würdig ist. Und eben in dieser Hinsicht erregt unser Stein ein ganz besonderes Interesse. Fühlt man sich, wenn man unserer Ennia den Beinamen Vera zugesteht, nicht unwillkürlich versucht, in der Eigenschaft, die er ihr beilegt, die Grundbedingung der Tugend zu suchen, welcher sie ihren anderthalbtausendjährigen Nachruhm verdankt, und liegt nicht eine tiefe moralische Idee in der Combination: daß »Wahrhaftigkeit« die Basis der edelsten Weiblichkeit, der unantastbarsten Zucht und Keuschheit sei? — Drängt sich aber andrerseits nicht auch der sonderbare Zweifel auf, ob es eine Ehre oder ein Vorwurf für eine Zeit und eine Bevölkerung sei, einem weiblichen Wesen aus dem vorliegenden Motiv ein Denkmal zu errichten? — Soll man es einen Beweis feinen, empfänglichen Sinnes für weibliche Tugend nennen, wenn man eine Eigenschaft, welche sich wenig an's Licht drängt, und in ihrer stillen Glorie so selten bemerkt wird, so auffallend an's Licht hervorgezogen und ausgezeichnet sieht? — Oder soll man denken, weibliche Tugend müsse damals in Celeja eine höchst seltene Waare gewesen seyn, weil man sie, die doch in einer wohlgesitteten Stadt der Mehrzahl von Mädchen und Frauen zugemuthet werden sollte, als etwas Außerordentliches, in seiner Art Einziges, durch ein öffentliches, auf Staatskosten errichtetes Denk-

mal verherrlichen zu müssen glaubte? — Man kann diese Widersprüche nur dadurch vermitteln, wenn man ein ganz besonderes, über die gewöhnlichen Lebensverhältnisse weit hinausreichendes Factum als Veranlassung zur Errichtung dieses Monumentes annimmt, ein Factum, welches, wenn es, anstatt im Winkel einer Provinz, auf einem welthistorischen Boden, wie Griechenland oder Italien, sich begeben, und Clio's oder Melpomene's Patronanz sich gewonnen hätte, unserer heimischen Ennia Vera vielleicht einen Platz neben einer Penelope und Lucretia gesichert haben würde. Jedenfalls aber kann Cilli auf ein Denkmal stolz seyn, welches mit der Klarheit seines Wortlautes ein so eigenthümliches Halbdunkel von Romanhaftigkeit verbindet, daß es den Forscher eben so sehr, als den Dichter anspricht.

Für die Lokalgeschichte von Cilli ist der Stein, wie aus dem Gesagten erhellt, fast nur in ethnographischer Hinsicht von Wichtigkeit. Sollte der Angabe Gruter's (CCCCXCVII 8) etwas Wahres zu Grunde liegen, so wären die beiden Bruchstücke an verschiedenen Orten gefunden und erst später am sogenannten Wasserthurme neben oder vielmehr über einander eingemauert worden, was jedoch, theils durch Laz's frühere Bezeichnung: »In propugnaculo (in moenibus),« theils durch die Beschaffenheit der Mauer selbst, an deren Außenseite sie angebracht sind, widerlegt zu werden scheint. Bemerkenswerth ist übrigens die, von Gruter als Fundort des Fragmentes b) angegebene St. Jakobskirche nächst Cilli (S. Jacobi prope Celejam), deren Laz (p. 996. 10) und Gruter (DCCCLXXXVI. 14) auch bei Anführung eines anderen (nicht mehr vorhandenen?) Cillier-Steines mit der Inschrift: C. RVFIVS. C. SYMPHONIVS. ET. RVFIA. PRIMVLA erwähnen, so wie ersterer (ibid. und Muchar Gesch. d. St. S. 389) die verstümmelte Inschrift: ... CELEIAN .... L. AN. LXXI. ... LLAE. VXORI. ... TIBVS. ET. - - FILIO. ... AN. XXXV. als auch dort vorfindig bezeichnen. Nach Laz's Bemerkung: »In templo S. Jacobi per duo milliaria a Celeja« scheint die Filialkirche St. Jakob im Bezirke Montpreis, 2½ Meile von Cilli, gemeint zu seyn, welche demnach schon vor ungefähr 300 Jahren bestand.

15.

a) MISSORVM
LEG . . . . PR
B̈V̈N
IN R

b) EN̈.
. . MILIAR̈.
. . VM. EX. HISPA
. INGITAN. TRIB
GALLORVM
PVBLIC

Zwei Bruchstücke, welche, wie es sich unten zeigen wird, höchst wahrscheinlich Einem Monument angehören; a) an der Südseite des Eckthurmes vor dem Wasserthore eingemauert, ist stark ausgewetzt und hat ungefähr in der Mitte eine runde Vertiefung, der Spur eines eingelassenen Thürkegels ähnlich; b) an der Südostseite ebenda. Mitgetheilt waren diese Fragmente schon mehrfach, mitunter in seltsamen Verstümmelungen. Wir finden sie bei:

1) Laz. p. 996, und zwar das Bruchstück a) verschmolzen mit der Inschrift Nr. 13 (Epigr. Exc.); nämlich: AME | C. F. V. F. | DIASTVLL. | N. AN. LX. | -NTA. F. AN. XXV. | MISSORVM | LEG. XXXV. V. PR. | TRIB. | in acht Zeilen, mit der Angabe: In propugnaculo, alio (lapide) non integro. — Das Bruchstück b) eben dort: MILIA. | CVM EX HISP. | TINGITAN. | TRIB. | GALLORVM. | PVBLICIVS. | in sechs Zeilen, mit dem Beisatze: In propugnaculo ante moenia lapidibus transpositis et fractis. — Bei Laz. p. 584 erscheint das Bruchstück a) als Beleg für die Legio XXX (Gallica, vel Germanica) Vlpia Trajana, ebenfalls, aber in Einzelnem verändert: A ME | CF | VF | G DIA. TVLL. | AN. LX | -NTA F. AN. XXV. | MISSORVM M, | LEG. XXX. VL. (sic). PR. | TRIBVN., in neun Zeilen, mit der Bemerkung: In monte ad sacellum S. Nicolai in fracto saxo.
2) Grut. DLXXI. 5. das Bruchstück a) verschmolzen mit der Inschrift Nr. 13 (Epigr. Exc.), wie bei Laz. p. 996, mit der kurzen Bemerkung: Celeiae fragment.
3) Im Museum Veron. p. CCCCLII. 2 u. 3, und zwar unter 3 das Bruchstück a): .... MISSORVM MO... | LEG. XXX V V. PR... | TRIBVN | .... | , in drei Zeilen; unter 2 das Bruchstück b) .... | .. RVM EX HISPAN... | .. TINGITAN TRIB... | .. GALLORVM... | .. PVBLIC... | , in fünf Zeilen.
4) Bei J. A. Caesar. T. I. p 26.
5) Katancs. Istri Adcolae. P. I. p. 319. CIII das Bruchstück a), verschmolzen mit der Inschrift Nr. 13 (Epigr. Exc.), wie bei Laz. und Gruter; vergl. ebend. p. 349.
6) Schmutz, topogr. Lexicon von Steiermark. I. Bd. S. 204. Nr. 9 nach Laz.
7) In den (Wiener) Jahrbüchern der Literatur. LV. Bd. (1831). Anzeigebl. S. 24. 25. Nr. 331. 332.
8) In der Zeitschrift für die Alterthumswissenschaft (herausg. v. Dr. L. Chr. Zimmermann). IV. Jahrg. (1837). Nr. 48. S. 395. 37. nach den Wiener Jahrbüchern.
9) In Muchar's Geschichte der Steierm. I. Bd. S. 365. 366.

Friedrich Osann bemerkt über das Fragment b) am unter Nr. 8 angeführten Orte Folgendes: »Ich ergänze und lese: »ex Hispania Tingitana.« Der Kriegsmann nämlich, welchem diese Inschrift errichtet worden, scheint ein spanischer Tingitaner gewesen zu seyn, einer von denen Tingitanern, welche von den Römern aus Afrika nach Spanien zur Gründung der Stadt Julia Joza versetzt wurden. Vergl. Uckert, Geographie der Griechen und Römer. II. 1. S. 344. In dem Folgenden (Fragment a) finde ich auf dem Steine, daß er ein Tribun einer Cohors Gallorum (der wievieltesten ist nicht mehr zu errathen) gewesen sei.«

Ich halte die beiden Fragmente, wie ich schon oben bemerkte, für Theile Eines Denkmales, und glaube nicht sehr zu fehlen, wenn ich sie mit einem dritten, bei Laz., als »in domo senatoria« zu Cilli befindlich angegebenen, jetzt aber nicht mehr vorhandenen Bruchstücke zusammenstelle. Letzteres lautet:

T. VARIO. CLEMEN
PROVIN
BEL
GERM
PRAE
AVRELIVS

oder vielleicht richtiger:

T· VARIO. CLEMENTI . . . .
PROVIN . . . . . BEL. . . . . .
GERM . . . .
. . . .
. . . . . . PRAE . . . .
. . . . AVXILIOR (?).

Das Monument, dessen karge, kaum kennbare Bruchstücke wir vor uns haben, hätte somit den bekannten, in der Epigraphik so vielfach gefeierten T. Varius Clemens zum Gegenstande. Was mich zu dieser Conjectur veranlaßte, war der erste Blick auf einen Inschriftstein, welcher sich in der Aufgangshalle zur k. k. Hofbibliothek in Wien, unmittelbar an den ersten Stufen, rechts eingemauert befindet. Derselbe wurde ebenfalls zu Cilli gefunden und häufig mitgetheilt. Seine Inschrift lautet:

T. VARIO. CLEMENTI. PROC.
PROVINCIARVM. BELGICAE.
GERMANIAE SVPERIORIS. GERMANIAE.
INFERIORIS. RAETIAE. MAVRETANIAE. CAESARENS.
LVSITANIAE. CILICIAE. PRAEF. EQ. AL. BRITANNIC. MILIAR.
PRAEF. AVXILIORVM. IN. MAVRETANIAM. TINGITANAM. EX.
HISPANIA. MISSORVM. PRAEF. EQ. AL. II. PANNONIOR. TRIB. MIL.
LEG XXX. V. V. PRAEF. COH. II. GALLORVM. MACEDONICAE.
CIVES. ROMANI. EX. ITALIA. ET. ALIIS. PROVINCIIS.
IN. RAETIA. CONSISTENTES

Wenn wir die disjecta membra unserer beiden Bruchstücke und des dritten aus Laz. angeführten mit der Inschrift dieses interessanten, trefflich erhaltenen Denksteines vergleichen, so erkennen wir in derselben nicht nur alle auf unseren Fragmenten vorkommenden Wörter wieder, sondern wir finden dieselben auch in solchen Distanzen vertheilt, daß man die dazwischen fallenden nach dem Inhalte des Monuments für T. Varius Clemens ohne Zwang ausfüllen könnte. Worüber uns dieses in Zweifel läßt, da helfen ähnliche hierher bezügliche Inschriften nach, von welchen unten die Rede seyn wird. Ich erlaube mir daher die ursprüngliche Inschrift, welcher unsere Fragmente angehört haben mochten, folgendermaßen zu restituiren:

(T. VARIO. CLEMEN)ti. Proc.
(PROVIN)ciarum. (BEL)gicae.
(GERM)aniae. superioris. Germaniae.
Inferioris. Raetiae. Mauretaniae. CaesarENs.
Lusitaniae. Ciliciae. (PRAE)f. Eq. Al. Britannic. MILIAR.
Praef. Eq. al. II. Pannonior. Praef. (AVXILIOR)VM. EX. HISPA
nia. MISSORVM. in. Mauretaniam. TINGITAN. TRIB.

Mil. LEG. XXX. V. V. PRaef. Coh. II. GALLORVM. Maced.
. . . . TriBVN . . . . PVBLICius . . .
. . . . . . IN Raetia . . . .

Die Epigraphik hatte bisher von T. Varius Clemens sechs verschiedene Schriftdenkmale aufzuweisen; aus der Zusammenstellung unserer beiden Fragmente mit dem Laz'schen erwächst derselben ein siebentes. Ich lasse sie hier in jener Ordnung folgen, welche, meiner Meinung nach, die chronologisch wahrscheinlichste seyn dürfte:

I.

T. VARIO. T. FIL.
CLEMENTI. CL. CEL.
PROC. AVG. PROVINCIAR.
RAETIAE. MAVRETAN.
CAESARENSIS.
LVSITANIAE. CILICIAE.
PRAEF. AL. BRITANNICAE. MILIAR.
PRAEF. AVXILIORVM. TEMPORE.
EXPEDITIONIS. IN. TINGITANIAM.
MISSORVM.
PRAEF. EQ. AL. II. PANNONIORVM.
TRIB. LEG. XXX. VLP. PRAEF. COH. II.
GALLORVM. MACEDON.
VALER. VRBANVS.
LICIN. SECVNDINVS.
DECVRIONES.
ALAR. PROVIN. MAVRETAN.
CAESARENSIS

Gefunden zu Cilli, und alldort, wie Laz bemerkt, eingemauert in der Burg (in burgo), d. i. in der jetzigen Garnisons-Caserne: »in ambulacro ligneo, qua ex una in aliam habitationem itur.« Mitgetheilt wurde diese Inschrift bereits von Apianus (CCCLXXVII), von Lazius (p. 584. 617. 628 und 995). Velserus (mon. peregn. 429. XIV), Gruterus (CCCCLXXXII. 7), Duellius (p. 6. IV), Maffei (Mus. Veron. CCXLII. 2), Katancsich (J. A. I. 310. XLV), Kindermann (III. 166), Muchar (Gesch. der Steierm. I. Bd. S. 358) u. A.

Dem T. Varius Clemens werden auf diesem Steine neun Titel beigelegt. Er heißt nämlich: 1) Procurator Augusti Raetiae, 2) Procurator A. Mauretaniae Caesarensis, 3) Procurator A. Lusitaniae, 4) Procurator A. Ciliciae, 5) Praefectus alae Britannicae miliariae, 6) Praefectus Auxiliorum tempore expeditionis in Tingitaniam missorum, 7) Praefectus equitum alae II. Pannoniorum, 8) Tribunus Legionis XXX Ulpiae und 9) Praefectus Cohortis II. Gallorum Macedonicae. — Der Stein wurde ihm errichtet von den Decurionen der Alen (Alae) der Provinz Mauretania Caesarensis, welche in der Reihe der Titel am zweiten Platze genannt ist. Die Legio XXX führt hier den Beinamen Ulpia. — Interessant ist nach dem Namen des Dedicaten der Beisatz der Tribus CL(audia) und des Geburtsstadtnamens CEL(eia-nus).

Der Stein befindet sich jetzt in Wien an der Aufgangstreppe zur k. k. Hofbibliothek (erste große Stiegenabtheilung, oberes Feld, in der dritten senkrechten Reihe der erste).

II.

Der oben angeführte Inschriftstein (in der Aufgangshalle zur k. k. Hofbibliothek in Wien, unmittelbar an den ersten Stufen rechts eingemauert), welcher mich zur Hypothese veranlaßte, die im Eingange mitgetheilten Steinfragmente auf den T. Varius Clemens zu beziehen. — Der Stein gehört nicht nach Pettau (Poetovio), wie Gruter angibt, sondern nach Cilli, wo er um das J. 1553 vor dem östlichen Stadtthore (Grazerthor) gefunden wurde, während Laz an seinen Commentariis de repub. Rom. schrieb (s. p. 585): »Celejae nuper, dum haec scribimus, erutum ante portam oppidi;« ferner p. 995: »Juxta portam S. Maximiliani, qua in Poetovium est iter, nuper erutum ex terra est ingens saxum.« — Auch in Steph. Vinandi (Pighii Campensis) interessantem Buche: Hercules Prodicius, seu Principis Juventutis vita et peregrinatio. Antverpiae 1587, ist von Cilli als dem Fundorte die Rede (s. p. 76: »Statuae item inscriptio antiqua, quam cives Romani in Raetia consistentes posuerunt T. V. Clementi, Celejae reperta fuit in marmorea basi«). — Mitgetheilt wurde diese Inschrift bereits von Laz. (a. a. O.), Velser (Mon. peregr. 428. XII), Gruter. (CCCCLXXXII. 8), Duellius (p. 6. V), Maffei Osserv. lett. (T. I. p. 190), Id. (Mus. Veron. CCXLI. 5), Orellius (V. I. p. 136. n. 485), Hormayr (Gesch. von Wien. I. Bd. II. Heft. S. 123), Muchar (Gesch. d. Steierm. I. Bd. S. 409).

Auf diesem Steine werden dem T. Varius Clemens schon zwölf Titel beigelegt. Er heißt nämlich; 1) Procurator Belgicae, 2) Germaniae Superioris, 3) Germaniae Inferioris, 4) Raetiae, 5) Mauritaniae Caesarensis, 6) Lusitaniae, 7) Ciliciae. 8) Praefectus equitum alae Britannicae miliariae, 9) Praefectus Auxiliorum in Mauritaniam Tingitanam ex Hispania missorum, 10) Praefectus equitum alae II Pannoniorum, 11) Tribunus militum Legionis XXX Ulpiae Victricis, und 12) Praefectus Cohortis II Gallorum Macedenicae. — Der Stein wurde ihm errichtet von römischen Bürgern aus Italien und andern Provinzen, welche in der Provinz Raetia seßhaft waren, die in der Reihe der Titel wieder zunächst hinter dem neu hinzugekommenen Range des Dedicaten steht. — Die Legio XXX heißt hier Ulpia Victrix (Valens).

III.

Der Inschriftstein, welchem die am Eingange mitgetheilten Fragmente angehört haben dürften, wahrscheinlich mit der nämlichen Titulatur des T. Varius Clemens, wie auf Nr. II. — die Dedicanten scheinen Tribunen der in der Provinz Raetia stationirten Truppen gewesen zu seyn.

IV.

T. VARIO. CLE
MENTI. PROC
PROVINC. BELG.
PRAEF. EQVIT. ALAE.
BRIT. PRAEF. AVXIL.
HISP. TREV. CIV.
OPT. PRAESIDI

Gefunden zu Metz, wo sich der Stein zu Gruter's Zeiten im Hause des Geschichtschreibers Boissard befand, welcher jenem eine Abschrift mittheilte. Veröffentlicht wurde diese Inschrift durch Grut. (CCCCLXXXII.6), Hontheim (p. 182), Steiner (II. Thl. S. 97. Nr. 826) u. a. Unter allen, den T. Varius Clemens betreffenden, Inschriften ist diese die compendiöseste; sie ertheilt demselben nur vier Titel, nämlich: 1) Procurator Provinciae Belgicae, 2) Praefectus equitum alae Britannicae, 3) Praefectus Auxiliorum Hispanorum, und 4) Praeses Treverensis Civitatis. — Errichtet wurde ihm, als dem besten Praeses, dieser Stein von der Treverensis (Treverorum) Civitas, d. i. von der Bürgerschaft der Stadt Colonia Augusta (Paterna) Treverorum (Trier), der Hauptstadt der Treviri in (Gallia) Belgica, welcher Provinz T. Varius Clemens als Procurator vorstand. — Von den Titeln, welche ihm in den vorhergehenden drei Inschriften beigelegt wurden, sind nur drei beibehalten.

V.

T. VARIO. CLEMENTI.
PROC. PROVINC. BELGICAE.
ET. VTRIVSQ. GERMANIAE.
RAETIAE. MAVRETANIAE. CAESAR.
LVSITANIAE. CILICIAE.
PRAEF. EQ. ALAE. BRITAN. MILIAR. ET.
II. PANNONIORVM. TRIBVNO. MIL.
LEG. XXX. VLPIAE.
CIVES. ROMANI.
EX. ITALIA. ET. ALIIS. PROVINCIIS.
IN. PANNONIA. CONSISTENTES

Gefunden in agro Valeriae (Pannoniae vel Pannoniorum), also in dem Landstriche zwischen der Donau und Drau. Nicht mehr vorhanden. Der Vermuthung, daß vielleicht die Fragmente, die wir besprechen, die Reste dieses Steines seyn könnten, widerspricht der Umstand, daß auf diesem wieder gerade jene Wörter vermißt werden, welche auf jenen vorkommen. — Mitgetheilt wurde diese Inschrift bereits von Laz. (II. comm. 2), Velser (Mon. peregr. 428. XIII), Gruter. (CCCCLXXXII.4), und Schönwisner (Itin. Tauruno ad Leg. XXX. P. II. p. 102) u. a. — T. Varius Clemens hat auf diesem Steine nur neun Titel; er heißt nämlich: 1) Procurator Provinciae Belgicae, 2) Utriusque Germaniae, 3) Raetiae, 4) Mauretaniae Caesarensis, 5) Lusitaniae, 6) Ciliciae, 7) Praefectus equitum alae Britannicae miliariae, 8) Praefectus alae II. Pannoniorum, und 9) Tribunus Legionis XXX Ulpiae. — Dieser Stein wurde ihm errichtet von den römischen Bürgern aus Italien und anderen Provinzen, welche in der Provinz Pannonia seßhaft waren, die jedoch hier in der Reihe der Titel nicht erscheint. — Die beiden Titel: Praefectus Auxiliorum in Mauritaniam Tingitanam ex Hispania missorum, so wie Praefectus Cohortis II. Gallorum Macedonicae fehlen. Die Legio XXX heißt hier wieder und zwar ausführlich Ulpia.

VI.

T. VARIO. CLEMENTI.
AB. EPISTVLIS. AVGVSTOR.

PROC. PROVINCIAR.
BELGICAE. ET. VTRIVSQVE. GERM.
RAETIAE. MAVR. CAESARENS.
LVSITANIAE. CILICIAE.
PRAEF. EQVIT. AL. BRITANNICAE. MILIAR.
PRAEF. AVXILIORVM. IN. MAVRET. TINGITAN.
EX. HISPANIA. MISSORVM. PRAEF. EQVIT. AL. II.
PANNONIORVM. TRIB. LEG. XXX. V. V. PRAEF.
(sic) PRAEF. COH. II. GALLORVM. MACEDONIC.
CIVITAS. TREVERORVM.
PRAESIDI. OPTIMO.

Dieser, 3′ 9½″ breite und 3′ 6″ hohe, nach Hormayr (siehe am u. a. O.) auf dem Leibnitzerfelde ausgegrabene, Stein befindet sich schon seit Maffei's Zeiten in der Gatterhalle der k. k. Hofbibliothek in Wien links unten eingemauert. Mitgetheilt war die Inschrift desselben bereits von Apianus (CCCLXXXVIII), Lazius (p. 169. 20), Velserus (mon. pergr. 429. XV), Gruterus (CCCCLXXXII. 5. ex Apiano et Boiss. citat totam Stumpfius et Prov. Ann. Trevir. Tom. I. p. 52. Vide Reines. ad Rupertum epist. anno 1641 scriptum), Maffei (Mus. Veron. CCXLII. 1), Hontheim. (Prodr. Hist. Trevirorum. p. 182), Katancsich (J. A. I. 310. XLVI. cf. Ejusd. Orb. Antiq. P. I. p. 31), Hormayr (Gesch. v. Wien. I. Bd. II. Heft. S. 122), Dr. Steiner (Codex Inscript. Rom. Rheni. II. Tbl. p. 97. 826), Muchar (Gesch. d. Steierm. I. Bd. S. 385).

Dem T. Varius Clemens werden auf diesem Steine die meisten Titel, nämlich dreizehn, beigelegt, also um einen oder gewissermaßen um zwei mehr als auf Nr. II, da hier die Würden eines Procuratoris Germaniae Superioris und Germaniae Inferioris in eine einzige Bezeichnung: Procur. utriusque Germaniae zusammengefaßt sind. T. V. Clemens heißt hier: 1) Ab epistulis Augustorum, 2) Procurator Provinciarum Belgicae et 3) utriusque Germaniae, 4) Raetiae, 5) Mauretaniae Caesarensis, 6) Lusitaniae, 7) Ciliciae, 8) Praefectus equitum alae Britannicae miliariae, 9) Praefectus auxiliorum in Mauretaniam Tingitanam ex Hispania missorum, 10) Praefectus equitum alae II. Pannoniorum, 11) Tribunus Legionis XXX Ulpiae Victricis, 12) Praefectus Cohortis II. Gallorum Macedonicae, und 13) Praeses Civitatis Treverorum — Errichtet wurde ihm, als dem besten Praeses, dieser Stein von der Civitas Treverorum in (Gallia) Belgica, welche Provinz in der Reihe der Titel wieder zunächst hinter dem neu hinzugekommenen Namen des Dedicaten steht. — Die Legio XXX heißt hier wieder Ulpia Victrix (Valens).

VII.

T. VARIO. CLEMENTI.
AB. EPISTVLIS. AVGVSTOR.
PROC. PROVINCIAR.
BELGICE (sic) ET. VTRIVSQ. GERM.
RAETIAE. MAVRET. CAESARENS.
LVSITANIAE. CILICIAE.
PRAEF. AVXILIORVM. IN. MARET. (sic) TINGITAN.
EX. HISPANIA. MISSORVM. PRAEF. EQVIT. AL. II.
PANNONIORVM. TRIB. LEG. XXX. V. V. PRAEF.

(sic) PRAEF. COH. II GALLORVM. MACEDONICAE.
CIVITAS. TREVERORVM.
PRAESIDI. OPTIMO

Die Inschrift dieses siebenten Denksteins für T. Varius Clemens ist mit der vorigen (mit Ausnahme des BELGICE in der vierten, des MAVRET. in der fünften, des MARET in der achten und des MACEDONICAE in der eilften Zeile) vollkommen gleich, so daß sich beide Monumente wie Original und Duplicat zu einander verhalten, welche Gleichheit es fast unmöglich macht, zu unterscheiden, ob alle Citate, welche auf den vorhergehenden Stein bezogen sind, auch wirklich diesen, oder ob sie nicht, zum Theil wenigstens, den gegenwärtigen betreffen. — Mitgetheilt wurde die Inschrift bereits von K. Mayer (Versuch über steierm. Alterthümer. Grätz 1782. S. 91), mit einigen Unrichtigkeiten (Epistolis. — Caesariens. — Leg. XXX. Ulp. — Macedoniae); ferner von Dr. A. J. Polsterer (Grätz. S. 108); in Dr. Gustav Schreiner's »Grätz« (S. 213. Maret. Tingitana und Macedoniae), und zuletzt in A. v. Muchar's Geschichte der Steiermark (S. 385), welcher darüber Folgendes sagt: »Diesen Denkstein, der heut zu Tage sich noch in der Burg zu Grätz *) befindet, hat die Stadtgemeinde zu Trier dem eingebornen Cillyer Titus Varius Clemens errichten lassen. Warum hier in Grätz auf ehemals pannonischem Boden? Dieß erklärt sich nur dadurch, daß der genannte, mit so vielen Würden und Aemtern betraute und ausgezeichnete Staatsdiener Varius Clemens, damals Befehlshaber der pannonischen Reiterei, sich hier in Oberpannonien aufgehalten, und daß sich die Stadtgemeinde zu Trier bewogen gefunden habe, dieses Mannes große Verdienste um ihr Gemeinwesen auch in den vaterländischen Landtheilen des Varius Clemens zu Celeja, Petovium (?), auf dem Leibnitzerfelde und in dem zu Grätz an der Mur bestandenen Römerorte zu verewigen.« — Am Schlusse fügt der Verf. hinzu: »Zwei (nein, drei) von diesen (den T. Varius Clemens betreffenden) inschriftlichen Denksteinen befinden sich in der Wiener-Hofbibliothek.« — Die Zahl der Titel, nämlich dreizehn, und alles Uebrige stimmt mit dem Steine Nr. VI genau überein.

Aus den angeführten sieben Inscriptionen ist ersichtlich, daß dieser T. Varius Clemens ein wichtiger und einflußreicher Mann gewesen seyn müsse, welcher am Rhein geachtet und geliebt, wie an der Mur und an der Sau, überall eine glorreiche Erinnerung an seinen Namen zurückgelassen hat. Daß er, bei dem sprechenden Beweise für solche Verdienste, von den Archäologen nicht übersehen werden konnte, ist natürlich; dessen ungeachtet aber sind die Acten über ihn noch lange nicht abgeschlossen, und es dürfte überhaupt schwer seyn, dießfalls zu einer befriedigenden Evidenz zu gelangen, indem die geschriebene Geschichte nur einen geringen Anhaltspunct darbietet. Wir wollen zuerst recapituliren, was, bei Besprechung der ihn betreffenden Denkmäler, von Anderen über seine Person gesagt wurde, um dann unsere eigenen Conjecturen daran zu knüpfen.

*) Zu Folge einer brieflichen Mittheilung von Seite des rühmlich bekannten Literaten C. Gottfr. Ritters v. Leitner, st. st. ersten Sekretärs zu Gratz, befindet sich dieser merkwürdige Inschriftstein wirklich noch »in der Burg, dem Brunnen gegenüber, unter dem mittleren Fenster, etwa zwei Klafter über der Erde in die Wand eingesenkt, und ist ungefähr 3 1/2 bis 4' hoch und eben so viel breit.«

Nach J. A. Caesar (T. I. p. 64. 65) war dieser T. Varius Clemens Praefectus Norici um das Jahr n. Chr. 253 — 265, nachdem er unter Alexander Severus die Kriege in Mauritania Tingitana, unter dem dux Furius Celsus (238 n. Chr.) mitgemacht (Ael. Lamprid. 57. p. 585).

Nach Megiser war er Feldherr gegen die Gothen, Marcomannen und Franken, und starb in Celeja, seiner Vaterstadt, 267 n. Chr., während, nach Anth. Ms. Chron. Styriae, teste Lazio de Republ. Rom. Lib. XII cap. 6. p. 995, sein Sterbejahr auf 265 n. Chr. fällt.

Velser. (Rerum Aug. Vind. L. VI. p. 307) versetzt ihn unter die Regierung der beiden Philippe (M. Julius Philippus I und M. Julius Philippus II; 247 — 249 n. Chr.): »Sub Philippis fortassis Varius Rhaetiae Procurator fuit, ..., nam in lapide AB. EPISTVLIS. AVGVSTORVM dicitur, nec id a tempore Tingitanae expeditionis abhorret,« über welch' letztere sich der Verf. unmittelbar vorher also äußert: »Res eo principe (M. Aurelio Alexandro Severo, 222 — 235 n. Chr.) in Mauritania Tingitana a Furio Celso gestas, apud hunc (Lampridium) quoque legimus. Quo fieri potest, ut T. Varii Clementis Rhaetiae Procuratoris inscriptiones respexerint, PRAEF. AVXILIORVM. TEMPORE. EXPEDITIONIS. IN. TINGITANIAM. MISSORVM., item PRAEF. AVXILIORVM. IN. MAVRET. TINGITAN, EX. HISPANIA. MISSORVM.« — S. 428 zu XII fügt er hinzu: »Vetus conjectura de Antonini et Veri aevo non placet, quod iis Imperatoribus res contra Mauros in Hispania, non in Tingitania gestae.« — Zu XIII (bei uns V) bemerkt er: »Aut ego caecus, aut parum ii perspicaces, qui Varium Pannoniae Praesidem hinc ausi asserere.«

Reinesius (Epist. 31. ad Rupertum. p. 165) widerlegt Velser's Meinung, und bemüht sich, aus dem Titel; »ab epistulis Augustorum« darzuthun, daß T. Varius Clemens unter Trajan und Hadrian (98 — 138 n. Chr.) gelebt habe. Die expeditio in Mauritaniam könnte dann nur auf den Aufstand des Lusius Quintus (etwa um das J. 122 n. Chr.) bezogen werden, welchen Marius Turbo dämpfte (Spart. c. 5).

Schoenwisner (In Romanorum iter per Pannoniae ripam comment. geograph. P. II. p. 103) weist ihn dem Septennium von 161 — 168 n. Chr. Geburt zu, wo das römische Reich zum ersten Male zwei Auguste, M. Aurelius Antoninus und L. Verus, gemeinschaftlich regieren sah. — Er äußert sich hierüber auf folgende Weise: »In anno inscriptionis hujus (bei uns Nr. V) non convenit eruditis. Velserus eam ad imperium Severi Alexandri (?) refert, alii ad aevum M. Aurelii Antonini et L. Veri Augg. quibus accedere malim. Cum enim idem Clemens in Graecensi lapide AB. EPISTVLIS. AVGVSTORVM. fuerit, credi debet 1) inscriptionem factam, quo tempore non unus tantum ut Severus Alexander, sed bini simul Augusti, ut Antoninus et Verus Orbi Romano praefuerunt. — 2) Deinde in lapidibus sub Severo Alexandro inscriptis observo eandem legionem XXX non amplius Ulpiam, sed Valentem Victricem et interdum Severianam simul adpellari. — 3) Demum hic T. Varius Clemens mihi videtur haud esse ab illo Clemente (cujus Dio meminit Hist. Rom. Lib. LXXI. p. 1186) diversus. Ibi scriptor hic memoriae prodit: quo tempore Imp. Marcus Antoninus post celebrem illam victoriam de Quadis et Marcomannis relatam in

Pannonia mansit, ut variis variarum nationum legatis responsa daret, Astingos venisse, et apud Clementem, Augustorum Procuratorem, egisse, ut iis Daciam incolere liceret, sub conditione praestandi in bello auxilii. Ex quo Dionis loco id praeterea observo, Clementem, qui in lapide Graecensi ab epistolis Augustorum simul fuisse dicitur, a Marco Antonino adhibitum esse non Latinis, sed Graecis, vel altero idiomate scribendis epistolis; nam eodem tempore Dio prodit nomen Taruntenii Paterni, qui eidem Imperatori ab epistolis Latinis erat. Cotini, inquit, cum similia Marco nuntiari jussissent, nacti Taruntenium Paternum, qui ei ab epistolis Latinis erat « etc. etc.

Johann Gottfried Richter (Ἐξήγησις inscript. antiquae in agro Augustano repertae) macht gar aus dem T. Varius Clemens zwei Personen, nämlich Vater und Sohn (T. Varii Clementes pater et filius. l. c. p. 15), wozu ihn der Beisatz: T(iti) FIL(ius) auf der Inschrift Nr. I veranlaßt haben mag.

In Steph. Vinandi (Pighii Campensis) Hercules Prodicius, seu Principis Juventutis vita et peregrinatio. Antverpiae 1787. heißt es (p. 76) von unserer Inschrift Nr. II: »Statuae item inscriptio antiqua, quam cives Romani in Raetia consistentes posuerant T. V. Clementi, Celejae reperta fuit in marmorea basi, in qua inter alios ejus titulos legitur, ipsum etiam fuisse Procuratorem August. in Germania inferiori et Tribunum Militum Leg. XXX. V. V., quam tunc in Germania inferiore fuisse constat.«

Montfaucon sagt (Suppl. V. p. 93 et 94) bei Gelegenheit, als er über die unter Nr. IV angeführte Ara zu Metz spricht: Praeter hanc inscriptionem apud Grut. quatuor aliae sunt, ubi varia munia ac praefecturae, quos gessit T. V. Clemens, tantoque numero, ut nesciam, an quisquam tot officia totque numero unquam gesserit. Non potuit certe T. V. Clemens tot munia simul in tam remotis provinciis exercere, in Germania simul et in Mauretania, in Lusitania et in Cilicia, sed verisimile est, non simul, sed diversis temporibus ea illum exercuisse; et semel suscepti muneris semper nomen ac titulum ea more haud dubie retinuisse.«

Im gleichen Sinne bemerkt Hofrath Dr. Steiner (Codex Inscript. Roman. 2. Thl. S 97) über die Inschrift Nr. VI: »Die Stellen, welche Varius bekleidete, hatte er nicht alle zusammen, sondern wohl viele nach einander, und vielleicht nur kurze Zeit versehen. Auch zu Metz fand man ein Denkmal des Varius.« — Hinsichtlich des Fundortes heißt es ebendort: »Dieses Denkmal soll zu Grätz in Steiermark gestanden haben, und befindet sich auf der kaiserl. Bibliothek zu Wien. — Die Stadt Trier ließ den Stein setzen. Die Frage ist wo? Wohl da, wo sich der verehrte Staatsdiener um das Gemeinwesen Verdienste und Dank erwarb, zumal, da er Procurator der germanischen und belgischen Provinzen war, und seinen Sitz in Trier haben mußte, so lange er dieses gewesen.« — In Bezug auf die Metzer Ara (Nr. IV) meint St.: »Wahrscheinlich geschah die Errichtung in der Stadt Trier und nicht zu Metz, und ist also hier der Fundort.

Muchar (Gesch. d. Steierm. I. Bd. S. 358) liefert eine einfache Uebersetzung der Inschrift Nr. I mit der Bemerkung, daß die Siglen CL. CEL. auf einen gebornen Celejaner hinweisen. — Eine kurze Erklärung des Steines Nr. VII gibt M. S. 385.

Aus dem Angeführten geht hervor, daß die Gelehrten hinsichtlich der Zeit, in welcher T. Varius Clemens gewirkt haben mag, fast um anderthalb Jahrhunderte differiren, indem ihn die Einen erst unter Alexander Severus, die Andern schon unter Hadrian seine Lorbeern in Mauretanien pflücken lassen. Wir wollen untersuchen, für welche von beiden Meinungen aus der Zusammenstellung der gleichzeitigen Thatsachen die größere Wahrscheinlichkeit sich ergibt.

Am frühesten setzt Reinesius (Epist. ad Rup. l. c.) die Wirkungsperiode des T. Varius Clemens an, nämlich in die Regierungsjahre Trajan's und Hadrian's, welche Annahme er mit vieler Erudition unterstützt. Die Hauptschwierigkeit bleibt dabei immer, daß Trajan und Hadrian nicht mit einander regierten, und somit für den Rang »ab epistulis Augustorum« die natürlichste Erklärung wegfällt. Auch würde die mauretanische Expedition, welche nach der Stellung der Titel auf der Inschrift in die frühere Periode des Dedicaten zu fallen scheint, weiter hinausgerückt gedacht werden müssen, als es, dem Zusammenhange gemäß, wahrscheinlich ist.

Die Gründe, welche für das Zeitalter der Antonine sprechen, hat Schönwisner mit genügender Genauigkeit zusammengestellt. Sogar die geschriebene Geschichte (nämlich Dio Cassius) gewährt für diese Periode einen Anhaltspunkt. Die Einwendung aber, welche Welser gegen dieselbe macht, weil M. Aurel und L. Verus gegen die Mauren nur in Spanien, nicht aber in Afrika kämpften, fällt von selbst weg, wenn man erwägt, daß T. Varius Clemens, welcher unter diesen Kaisern, zwischen 161 — 168 n. Chr., ab epistulis Augustorum war, recht gut um 20 — 28 Jahre früher, als ein Mann in den Dreißigen, jenen Feldzug gegen die Mauren unter Antoninus Pius (ungefähr um 140 n. Chr) mitgemacht haben konnte, in welchem, wie Paus. (Arcad. L. VIII. c. XLIII) schreibt, die Mauren in die Flucht geschlagen und in den äußersten Winkel Afrika's, wo der Berg Atlas sich erhebt, zurückgedrängt worden seyn sollen, wodurch sie sich genöthigt sahen, um Frieden zu bitten (Jul. Capitol. Ant. Pius. 5). Diese Annahme wird um so wahrscheinlicher, weil die Würde eines Procurators vom cäsarensischen Mauretanien, als welcher er den Oberbefehl der aus Spanien nach Tingitana gesendeten Hülfstruppen am leichtesten führen konnte, in der Zahl seiner Titeln so gestellt ist, daß sie der früheren Periode seines Wirkens anzugehören scheint.

Daß für die Zeit von Severus Alexander bis zu den beiden Philippen, d. i. von 222 — 249 n. Chr., ebenfalls plausible Gründe vorhanden seien, läßt sich nicht läugnen. T. Varius Clemens wäre, unter dieser Voraussetzung, ab epistulis Augustorum, Philippi I. et Philippi II. gewesen. Sein Oberbefehl aber in der mauretanischen Expedition fiele um zwanzig Jahre früher in die Regierung des Severus Alexander, unter welchem Furius Celsus glücklich in Mauritania Tingitana kämpfte (Ael. Lamprid. Alex. Sev. 58 p. 585).

Vielleicht ließe sich für unseren T. Varius Clemens in Anbetracht des, im Chron. Styr. auf 265 n. Chr. und von Megiser gar auf 267 n. Chr. angesetzten Sterbejahres, noch eine andere Periode ermitteln, nämlich die des Gallienus (253 — 268 n. Chr.). Um das Jahr 255 n. Chr. fielen nämlich die Franken in Gallien ein, durchstürmten Spanien, wo sie auf ihren Raubzuge Tarraco fast gänzlich zerstörten. Bis zu den Zeiten des Orosius, welcher im fünften Jahrhunderte schrieb, beurkundeten elende, mitten unter Trümmer prächtiger Städte zerstreute

Hütten, noch die Wuth der Barbaren. Als das verödete Land zum Rauben nichts mehr darzubieten hatte, bemächtigten sich die Franken einiger Schiffe in den spanischen Häfen, und setzten nach Mauretanien über. Die entlegene Provinz erschrack über die Wuth dieser Barbaren, die aus einer neuen Welt herabzufallen schienen, da Namen, Sitten und Farbe derselben auf Afrika's Küsten gleich unbekannt waren (Eutrop. L. IX. c. 8. Aur. Victor de Caes. 33. D. Auson. Epist. XXV. 58. E. Gibbon, Geschichte des röm. Reichs. I. Bd. C. X. S. 416). Mit diesem Ereignisse könnte des T. Varius Clemens Befehlshaberstelle über die spanischen Hülfstruppen, welche nach Mauritania Tingitana gesendet wurden, in Verbindung gebracht werden. Die Stellung desselben als »ab epistulis Augustorum« müßte dann jedenfalls vor 260 n. Chr. fallen, weil nachher (mit Ausnahme von Gallien und Odenathus um 264 n. Chr., an deren Verbindung hier wohl nicht zu denken ist) keine Augusti existirten, deren gemeinschaftlicher Secretär Varius hätte seyn können. Letzteres wäre nur möglich gewesen entweder bei Gallien und dessen Vater Valerian im Jahre 254, was übrigens der chronologischen Stellung der Titel nicht ganz entspräche, oder — was wahrscheinlicher — bei Gallien und dessen Sohne P. Licinius Cornelius Valerianus Saloninus, als jener mit ihm zu Trier Hof hielt (Gibbon, I. Bd. C. X S. 415).

Wenn wir diese vier Hypothesen zusammenhalten, so finden wir sie, abgesehen von dem historischen Stützpuncte, welchen die erste zu haben scheint, so gleich begründet, daß es schwer seyn dürfte, sich für die eine oder die andere zu entscheiden. Das Moment der Entscheidung gewährt hier, meiner Meinung nach, wie bei so vielen Denkmälern, nur die Autopsie, und diese spricht unbedingt für die Zeit der Antonine. Sowohl auf den dreien in Wien noch vorhandenen Denkmälern, als auf dem Steinfragment am Wasserthurme zu Cilli tragen die Lettern noch ganz das Gepräge der besseren Zeit. Diese gleichförmige Regelmäßigkeit der Schriftzüge, welche kräftige Bestimmtheit mit netter Gracilität verbindet, reicht nicht hinaus über die Zeit des Alexander Severus, nach welcher die Lettern sich zu schmälern, zuzuspitzen, an den Ecken auszuwachsen und überhaupt jenes Ebenmaß zu verlieren anfangen, welches die älteren Inschriften, selbst noch in ihrer Verwitterung, so leserlich und augengefällig erhält. Auch widerspricht die Schreibart »ab epistulis« jener Periode nicht, indem sich dafür Beispiele genug aus der besten Zeit der lateinischen Sprache anführen lassen (Just. Fontanin. de Antiq. Hort. L. I. c. 8. — Cf. Osann, Sylloge. Sect. III. p. 453. 454).

Unter dieser Voraussetzung ergibt sich über unseren T. Varius Clemens folgender Aufschluß. Titus Varius Clemens, aus Claudia Celeja gebürtig, stammte aus der Gens Varia, deren Name vielleicht erst in der Folge, als sie durch Varius Avitus Bassianus, nachher Heliogabal, entweiht wurde, zu einer ehrenrührigen Deutung Anlaß gab (Lamprid. Heliogab. 2. p. 460. — cf. Eckhel. D. N. V. VII. 246). Er erhob sich rasch zu militärischen Würden, und wurde Cohorten= und Flügel=Präfect und Legions=Tribun, also Befehlshaber, von Truppenkörpern, welche damals ihr Standquartier in den Donau= und Rheingegenden hatten. Hierauf wurde er bald nach einander nach Cilicien und Lusitanien als Procurator geschickt. Wahrscheinlich um das Jahr 140 n. Chr. erhielt er den Oberbefehl über die Hülfstruppen, welche aus Spanien nach Mauretania Tingitana gesendet wurden, dessen Nachbar=

provinz Mauretania Caesar(i)ensis) er damals entweder als Procurator schon verwaltete oder bei dieser Gelegenheit, aus Lusitanien abtretend, in Verwaltung nahm. Von Mauretanien aus wurde er als Procurator nach Rhätien übersetzt, wohin ihm die günstigste Anempfehlung voraus=ging, indem ihm die Flügel=Decurionen von Mauretania Caesarensis, in dankbarer Erinnerung und beseelt von dem Wunsche, ihn seinen neuen Untergebenen so lieb zu machen, als er es ihnen war, innerhalb des Weichbildes seiner Vaterstadt, in deren Nähe sie ihn übersiedeln sehen mußten, ein ehrendes Denkmal (Nr. I) errichten ließen. Von Rhätien aus, wo er Bürger und Soldaten auf gleiche Weise für sich einnahm, kam er in einen noch ausgedehnteren Wirkungskreis; er wurde nämlich Procurator utriusque Germaniae et Belgicae, und schlug seinen Sitz in der Stadt Augusta Trevirorum als deren Praeses auf. Bei seinem Abgange dahin glaubte auch Rhätien ihn ehren zu müssen, weßhalb ihm sowohl die in Rhätien ansäßigen römischen Bürger (Nr. II), als auch die Tribunen der dortigen Garnisonen (Nr. III) Denkmäler in seiner Va=terstadt errichten ließen. In Augusta Trevirorum wurde er von der dankbaren Bürgerschaft ebenfalls wieder durch ein Denkmal (Nr. IV) geehrt. Einen so vielfach erprobten Mann glaubten die Augusti, M. Aurel. Antoninus und L. Verus, als sie um das J. 166 gegen die Marcomannen, Quaden, Victovalen ꝛc. ꝛc. gerüstet auszogen, an ihrer Seite nicht entbehren zu können, und citirten ihn nach Pannonien, wo ihm die daselbst ansäßigen römischen Bürger, als einem wohlbekannten Patrioten, abermal ein Monument (Nr. V) errichteten. Ebendort von den Kaisern zu dem wichtigen Posten eines Geheimsecretärs (ab epistulis Augustorum) erhoben, erfuhr er die Auszeichnung, daß die Bürger von Trier, nicht zufrieden, ihren unvergeßlichen Praeses auf dem Weichbilde ihrer eigenen Stadt durch eine Inschrift verewigt zu haben, ihm sogar auf Pannoniens Boden (um Muroela auf dem Leib=nitzerfelde und in der Nähe des heutigen Grätz) einen, auf seine neueste Anstellung bezüglichen Denkstein (Nr. VI und VII) setzen ließen. Als L. Verus auf der Reise, bei Altinum im Gebiete der Veneter, (169 n. Chr.) plötzlich am Schlagflusse gestorben war, und M. Aurel gegen Ende des Jahres wieder gegen die deutschen Völker auszog und sein Hauptquartier nach Carnunt verlegte, fand unser T. Varius Clemens, als ab epistulis Augusti (nicht mehr Augustorum), hinlängliche Ge=legenheit, in dieser schwierigen Lage des römischen Reiches, das ein Krieg, gefährlich wie der punische, bedrohte, seine militärischen und di=plomatischen Kenntnisse und Erfahrungen geltend zu machen. Im J. 174 fand jene berühmte Schlacht gegen die Quaden Statt, deren unerwar=teter Erfolg dem Gebete der christlichen melitenischen Legio XII. zuge=schrieben wurde. In Folge dieses Sieges kamen viele Gesandtschaften nach Pannonien zum Kaiser, um ihm zu huldigen; so schickten auch die Astinger eine Deputation, mit der Bitte, daß es ihnen gestattet würde, sich in Dacien anzusiedeln. In dieser Angelegenheit war Clemens der Vermittler, während ein anderer Volksstamm, die Cotiner, sich an Taruntenius Paternus wendeten, »qui ei (M. Aurelio) ab epistolis Latinis erat«, woraus sich schließen läßt, daß unser Clemens die griechische und anderweitige Korrespondenz besorgte. Daß er übrigens auch Praefectus Norici war, ist eben so wenig erweislich, als daß er um 265 — 267 n. Chr. in seiner Vaterstadt starb, was mit unserer An=nahme durchaus nicht vereinbar wäre. Weit entfernt, alle diese Daten für historisch unumstößlich anzusehen, betrachte ich sie vielmehr nur als

einen Versuch, todten Steinen einiges Leben einzuhauchen, und ich würde es für einen großen Gewinn halten, wenn ich durch meine Zusammenstellung des Gleichartigen Anlaß dazu gäbe, diesen Gegenstand neuerdings und strenger zu erörtern und zu völliger Evidenz zu bringen. Ich gehe nun auf die Erklärung der wenigen Einzelnheiten über, welche auf unseren beiden Steinfragmenten noch erkennbar sind; um aber den Wortbruchstücken die gehörige Stellung anzuweisen, muß man sich die erste Zeile des Fragmentes a) mit der vierten des Fragmentes b) in gleiche Linie, und zwar dieses jenem zur Linken gestellt denken, wonach dann die ersten drei Zeilen von a) vereinzelt erscheinen.

..EN (Caesar(EN(s). Der geringe Rest der Zeile, welche den T. Varius Clemens einen Procurator Mauretaniae Caesarensis nennt. Im Anfange war das Land ungetheilt; Pomponius Mela nennt es Mauretania, Plinius Mauritania, Ptolemäus Μαυριτανία; auf den Münzen findet man Mauretania (Eckhel. D. N. V. VI. 498), auf den Inschriften beide Schreibarten. Die Eintheilung in Tingitana und Caesarensis (Caesariensis) geschah unter dem Kaiser T. Claudius (Eckhel. D. N. V. VI. 239), im J. 42 n. Chr.

. . MILIAR., miliar(iae), der Schluß der Titulatur: Praef(ectus). Eq(uitum). Al(ae). Britannic(ae). MILIAR(iae). Die Alae, obwohl gewöhnlich zu 500 Mann gerechnet (cf. Liv. X. 29 u. a.), waren, nach dem jeweiligen Bedarf, bald mehr, bald minder zahlreich (Lips. de Mil. Rom. L. II. Dial. 7). So gab es denn auch ausnahmsweise Alen zu 1000 Mann, welche dann Miliariae hießen, und auf Inschriften auch mit ∞ bezeichnet wurden (cf. Labus, di un' epigrafe latina scop. in Egitto, p. 46). Auf fünf Inschriften finden wir hier die Ala Britannica miliaria. Eine Ala Britannica erscheint schon bei Tacitus (Hist. L. III. c. 41). Bei Gruter. (DXLI 8. DXLII. 7) finden wir eine ALA. I (una? singula) FL(avia) AVG(usta) BRIT(annorum) ∞ (miliaria) C(ivium) R(omanorum) IVRIS. ITALICI, welche wahrscheinlich von dem eitlen Domitian, unter welchem sie dem Agricola in Schottland gute Dienste leistete (Tacit. Agricola. 29), den Beinamen Flavia erhielt (J. G. Richter, Exeges. inscript. ant. in agro August. Lipsiae 1739. p. 14. 15), und mit dem römischen Bürgerrechte beehrt wurde. Ohne Zweifel ist diese Ala I. Flavia Britannorum miliaria mit der Ala Britannica miliaria unseres Steinfragmentes identisch. Auffallend ist die Ala. II. Brit. ∞ C. R. auf einem Militärdiplome von M. Aurelius und Lucius Verus (vom J. 167 n. Chr.), welche so gut in die, dem T. Varius Clemens von uns angewiesene Zeit hineinpaßt. Der Beiname Flavia scheint nach Domitian's Tode weggefallen zu seyn, wo, was an denselben erinnerte, vom Senate vertilgt und abgeschafft wurde (Suet. in Dom.).

. . VM. EX. HISPA (auxilior)VM. EX. HISPA(nia), der Schluß der sechsten Zeile der ganzen Inschrift.

. . MISSORVM .... INGITAN (missorum in Mauretaniam T)INGITAN(am). Der Anfang und die Mitte der siebenten Zeile, welche mit der vorhergehenden den T. Varius Clemens als »Praefectus Auxiliorum ex Hispania missorum in Mauretaniam Tingitanam« bezeichnet. Die Stellung der einzelnen Worte ist hier eine andere als auf den übrigen Inschriften; auf Nr. I heißt es nämlich; »Praefectus auxiliorum tempore expeditionis in Tingitaniam missorum«; auf Nr. II und VI: »Praefectus auxiliorum in Mauretaniam Tingitanam

ex Hispania missorum«; auf Nr. IV ganz kurz: »Auxiliorum Hispanorum«; die Sache jedoch bleibt immer dieselbe, nämlich: »daß T. Varius Clemens Präfect der spanischen Hülfsvölker, welche zur Zeit einer Expedition nach Mauretania Tingitana (auch schlechthin Tingitania genannt) gesendet wurden.

TRIB., tribunus, der Schluß der siebenten Zeile.

...LEG.....PR....GALLORVM.... (Tribunus Militum) LEG(ionis XXX Ulpiae Victricis). PR(aefectus Cohortis II) GALLORVM (Macedonicae), Bruchstücke der achten Zeile, welche mit der vorigen verbunden den T. Varius Clemens als Tribun der dreißigsten Legion und als Präfecten der zweiten macedonischen Cohorte der Gallier bezeichnet. — W. Laz (L. V. c. 29) zählt vier dreißigste Legionen; hier ist die Ulpia Victrix gemeint, welche unter Ulpius Trajanus, statt der XV. Primigenia (welche mit der XXII. Primigenia vereinigt worden), am Rhein ausgehoben und dem Kaiser zu Ehren Ulpia zubenannt wurde. Ihr Standort war Colonia Trajana (Xanten); Abtheilungen derselben lagen in Alpen (von Ulpia), Asperg, Briten, Cleve, Cöln u. s. w. Sie spielt in der Epigraphik eine große Rolle (vgl. Ursat. de not. Rom. p. 281. — Hüpsch, Epigrammatographia. Coloniae 1801. Sectio II. Inscr. Clivenses. — Schönwisner, comm. geogr. P. II. p. 93 sqq. — Dr. L. Lersch, Centralmuseum rheinl. Inschriften. — Steiner, Codex Inscr. I. Thl. S. 30 flg. — Fr. Fiedler, Denkmäler von Castra Vetera etc. etc. Xanten 1839. S. 29 u. m. a.). — Die Zahl ist auf unserem Fragmente durch eine Vertiefung, welche wahrscheinlich von einem eingelassenen Thürkegel herrührt, unlesbar geworden; zu Laz's Zeiten scheint sie noch lesbar gewesen zu seyn, weil er sie namentlich als Beleg für Legio XXX. Ulpia Victrix anführt, übrigens wird das nachfolgende PR. (der Anfang des nächsten Titels: »Praefectus Coh II. Gallorum Macedonicae«) fälschlich herüber gezogen und »Praetoriae« oder »Primigeniae« gelesen, welches Epitheton bey Gruter. häufig der Legio XXII. beigelegt erscheint (Katancs. J. A. I. 349). Eben so sonderbar ist es, bei Laz, welcher unser Fragment a) und die Inschrift Nr. I als Beleg für die Legio XXX. Ulpia citirt, aus den doch ganz homogenen Inschriften Nr. II und Nr. VI, mit Bezug auf Scot. cod. Praefecturarum, eine Legio XXXV. Ulpia nachgewiesen zu sehen; ein Umstand, welcher abermal beweist, wie viel an der Genauigkeit der Copien alter Inschriften gelegen ist, indem ein hinzugesetzter oder vernachläßigter Punct zu den seltsamsten Conjecturen Anlaß geben kann (cf. Orelli, V. II. p. 87. Nro. 3374). — Eine Cohors II. Gallorum Macedonica, als deren Präfect hier T. Varius Clemens genannt ist, erscheint auch auf einer sogenannten Tabula honestae missionis aus dem vierzehnten Tribunate des Kaisers Trajan (110 n. Chr.), wo sie in Dacien lag (Arneth, zwölf röm. Militärdiplome; S. 52); eine Cohors II. Gallorum equitata finden wir auf einem Steine zu Alhambra (Grut. DL. 5).

..BVN, (Tri)bun(i); der Rest der neunten Zeile, welche wahrscheinlich Character und Namen der Dedicanten enthielt, die hier die Tribunen der in Rhätien stationirten Cohorten zu seyn scheinen.

PVBLIC(ius), der Name eines der Tribunen. Ein Publicius Fronto erschien auf einem (nicht mehr vorhandenen?) Cilliersteine (Apian. CCCLXXIII. — Grut. DCCCLXXXVI. 7 u. b. a.); — ein Q. Publicius auf einem anderen Cillier Steinfragmente bei Kindermann (III. Bd. S. 263).

..IN R.., in R(aetia), vielleicht die Angabe der Provinz: Raetia', deren Garnison den T. Varius Clemens, bei seinem Abgange nach Belgien, durch Errichtung eines Denkmales in seiner Vaterstadt ehrte.

Schließlich habe ich nur noch Einiges über die höheren Würden, welche T. Varius Clemens bekleidete, so wie über dessen Namen zu bemerken. Die Würde eines Procurators war unter den Kaisern eine höchst angesehene. Seit Augustus wurden kaiserliche Provinzen von Procuratoren als Statthaltern regiert (Duae Mauritaniae, Rhaetia, Noricum, Thracia et quae aliae procuratoribus continentur. Tacit. Hist. L. I. p. 188). Diesen Procuratoren scheint daher Alles, Civil und Militär, ja selbst die Limesvertheidigung anvertraut gewesen zu seyn (Muchar, röm. Nor. I. Thl. S. 112). — Die Würde: »ab epistolis Augustorum« erscheint in unserer Inschrift durch die Zusammenstellung ebenfalls höchst important. Obwohl das Secretärgeschäft vordem von Freigelassenen versehen wurde, so gehörte es in der Folge doch zu den ehrenvollsten Aemtern, wie denn auch Sueton unter Hadrian es führte (Spart. Hadrian. 11. p. 51). Dem Magistro epistolarum waren Adjutores ab epistolis beigegeben (Ursat. p. 5. — Jac. Guther. de off. dom. Aug. L. III. c. 4). — Hinsichtlich des Namens nur Folgendes. Ein C. Varius Clemens aus Ateste im Gebiete der Veneter erscheint auf einer vom J. 194 n. Chr. datirenden Inschrifttafel zu Florenz (Murat. MXCV). Ueber das Cognomen Clemens läßt sich Sert. Ursatus (Mon. Patav. L. I. S. II. p. 81) aus.

Diese beiden Bruchstücke, so wenig sie an und für sich zu bedeuten scheinen, sind dennoch für Cilli von höchster Wichtigkeit, indem sie 1) auf die Expedition nach Mauretania Tingitana, 2) auf eine vielgenannte Legion, 3) auf eine Cohorte der Gallier hinweisen, 4) einen der in Rhätien kommandirenden Tribune, Publicius, namhaft machen, und vor Allem 5) die einzigen kargen Reste von drei inhaltschweren, einem berühmt gewordenen Eingebornen errichteten, Denkmälern sind, von welchen das eine fast bis zur Unkenntlichkeit zerbröckelt wurde, während die beiden anderen einem der herrlichsten Räume unserer Kaiserburg zum würdigen Propyläen=Schmucke dienen, wo sie gewiß noch manchem Alterthumsforscher reichlichen Stoff zu gelehrten Erörterungen darbieten dürften. Ueberhaupt gehören diese kostbaren Reste zu Cilli's merkwürdigsten Kleinodien, indem sie so recht eigenthümlich in dessen Fleisch und Leben verwachsen sind, was sich nur wenigen seiner übrigen Römersteine nachrühmen läßt. Sie erinnern ja an einen Mann, welcher füglich an die Spitze des kleinen Chores von Celebritäten gestellt werden könnte, deren Wiege die ehemalige Römerstadt umschloß; sie erinnern an ihn auf der Stätte seiner Geburt, welche zugleich, nach mehreren rühmlichen Excursionen in fremde Welttheile, wieder der letzte Schauplatz seiner vielgewürdigten Thätigkeit wurde. Zudem dürfte es im weiten Gebiete der Epigraphik eben nicht viele Beispiele von so vielfacher Auszeichnung für ein und dasselbe Individuum geben, welchem man nicht nur aus so weiter Ferne her in einer so engen Peripherie sechs Monumente, sondern von dem einen sogar ein wortgetreues Duplicat bestellen zu müssen glaubte. Aus dem Allen geht hervor, daß die beiden erklärten Fragmente solch einer weitläufigen Erörterung nicht unwerth waren, da sie den ersten historisch bekannt gewordenen Cillier betreffen, welchem an Rang und Ruf, außer den letzten Sprossen des gefürsteten Grafenhauses von Cilli,

bisher kein zweiter Cillier gleichkam. Wie viel Grund ist daher vorhanden, daß Cilli diese Fragmente sorgsam bewahre, und daß es, ermuntert durch die Wichtigkeit, die es hier zweien seiner unbeachtetsten Römerdenkmale mit vollem Rechte beigelegt sieht, in Zukunft keinen dortigen Fund zu gering achte, um für dessen Erhaltung zu sorgen, da eben an die unscheinbarsten Ueberbleibsel aus der Vorzeit sich oft das höchste Interesse knüpft. Das Alter des Steines, welchem die beiden Bruchstücke angehören, dürfte, dem Vorhergehenden zu Folge, auf 1670 — 75 Jahre angeschlagen werden.

Für die Localgeschichte von Cilli bieten die Fragmente, abgesehen von ihrer oben berührten Wichtigkeit, keinen Anhaltspunct dar. Sollte es mit dem Beisatze, welchen Laz in Bezug auf das Fragment a) macht, nämlich: »In monte ad sacellum S. Nicolai« seine Richtigkeit haben, so wären auch diese beiden Bruchstücke (wie bei Nr. 14) an verschiedenen Orten gefunden, und erst später an dem Festungsthurme (in propugnaculo) einander näher gerückt worden. Uebrigens ersehen wir, aus Laz's Bemerkung, daß das Kirchlein auf dem Nicolai-Berge (welches noch gegenwärtig einen Römerstein bewahrt) vor ungefähr 300 Jahren bereits die Spitze der lieblichen Anhöhe krönte, von welcher es jetzt noch in das reizende Santhal hinabblickt.

16.

I. O. M.
EPONAE
ET.*) CELEIAE
SANCTAE
M. SILIV. .

Bruchstück eines Votivsteines, 1' hoch und 1' breit, am linken Eckpfeiler des Thores vom Topeiner'schen (ehedem Jauth'schen) Garten, dem Vogleina-Stege gegenüber, eingemauert. Mitgetheilt war die Inschrift dieses Bruchstückes bisher:

1) In den (Wiener) Jahrbüchern der Literatur. LV. Bd. (1831). Anzeigebl. S. 25. Nr. 334. (M. SILIV..)
2) In Zimmermann's Zeitschrift für Alterthumskunde. (1837. Nr. 48. S. 396 Z 36.)
3) In Muchar's Geschichte d. Steiermark. I. Bd. S. 352. (Jedoch mangelhaft und unrichtig: I. O. M. EPONAE. SANCTAI. M — CIII).

Zu lesen wäre die Inschrift: »J(ovi) O(ptimo) M(aximo), Eponae et Celejae Sanctae M(arcus) Si(lius).«

Dr. A. v. Muchar sagt (a. a. O.) darüber: »Dieses Denkmal, der Göttin Epona und der Schutzgöttin Celeja zu Ehren errichtet, ist nunmehr bloß als eine halbe Trümmer vorhanden. Einige nehmen Epona für eine besondere römische Gottheit der Eseltreiber, andere für die Schutzgöttin der Viehställe überhaupt, in welchen ihr Bild aufgestellt und zu gewissen Zeiten mit Kränzen und Blumen geschmückt zu werden pflegte; wieder andere endlich für Hippona, die Schutzgöttin der Pferde.«

Augenscheinlich war dieser Votiv- oder vielleicht mehr Präservativ-Stein dem Jupiter, der Epona und der Stadtgöttin Celeja errichtet. Ueber das Einzelne läßt sich etwa das Folgende bemerken.

---

*) ET in Ein Zeichen zusammengezogen.

I. O. M. Jovi Optimo Maximo. — Dieß ist die solenne Benennung für den Obersten der Götter bei den Römern, welche sie keiner anderen Gottheit gaben. Unter den zwölf Hauptgöttern, welche die Platoniker πάπυλύτους, τελεσιουργοὺς τῶν ἐγκοσμίων καὶ ἀναγωγοῦσα nannten (Procl. in Plat. Theol. L. VI. c. 19), steht Jupiter obenan, welcher »μέγας ἀνυμνεῖται καὶ ἐν αὐτοῖς τὸ πρωτεῖον φέρεται.« — Ihm allein also legten die Römer »διὰ τὸ μέγεθος τῆς ἡγεμονικῆς ὑπεροχῆς« die Titel Optimus Maximus bei, während sie den Mercur nur Maximum Conservatorem Orbis, mit Auslassung des Epithetons Optimus, nannten. Der erste Tempel wurde dem J. O. M. von den Tarquiniern gelobt, aber ein Jahr nach Vertreibung der Könige von M. Horatius Cocles geweiht. — Das löbliche: »A Jove principium« (Ἐκ Διὸς ἀρχώμεθα) vergaßen die Römer auch auf ihren religiösen Monumenten nicht, und setzten es, gleichsam um ihr Gewissen gegen den Vorwurf vernachläßigter Ehrfurcht zu verwahren, selbst an die Spitze solcher Denkmäler, welche augenscheinlich nicht für den J. O. M., sondern für andere Gottheiten oder Gegenstände der Verehrung bestimmt waren, wie dieß auch hier der Fall ist.

EPONAE. Eponae — Epona, nach Forcell. (II. 236) Epōna, nach Anderen (z. B. Pauly, Real-Enc. 3. Bd. S. 204) Epŏna, die Pferdebeschützerin und Schutzgöttin der Ställe, Θεὸς πρόνοιαν ποιουμένη ἵππων (Plut. Parall. min. c. 29), eigentlich Equona, in Folge einer häufig Statt findenden Verwechslung, welche nicht nur im Oskischen, sondern auch in der von einer Mischung der Dialecte nicht freien römischen Sprache vorkommt, wie z. B. ἕπω, opus, daneben sequor; πέπω, popa, daneben coquo; ἵππος, daneben equus u. s. w. (S. Rheinisches Museum f. Philologie. 1842. Neue Folge. 1. Jhg. 3. Hft. S. 444.) Ueber die Etymologie des Wortes sprechen Lingen (Kleine deutsche Schriften. 2. Thl. S. 87 u. flg.) und Lersch (Centralmuseum rheinländ. Inschriften. Bonn 1839. S. 22) ausführlicher. Anderwärts heißt sie auch Hippona, ohne daß es jedoch nöthig wäre, diese griechische Form der lateinischen überall zu substituiren. Auf einer zu Mitrowicz in Slavonien (1807) gefundenen, nunmehr im ungarischen Nationalmuseum befindlichen, Bronce-Herme, welche das Brustbild dieser Göttin darstellt, kommt die seltene, aus Latein und Griechisch gemischte, Benennung Equeias vor. Die Beschreibung dieses merkwürdigen Denkmales gab dem Custos Ant. Haliczky Anlaß, sich über den Wirkungskreis der Pferdegöttin, so wie über die Art der Verehrung, die man ihr bezeigte, weiter auszulassen (Acta Literaria Musei Nat. Hung. Budae 1818. p. 295). Mit großer Erudition beleuchtete Director Gaet. Cattaneo dasselbe Monument in seiner Monographie: »Equejade, Monumento antico di bronzo« etc. etc. (Milano 1819), welcher daselbst noch mehrere, auf diese Göttin bezügliche bildliche Darstellungen nachweist. Aus Allem geht hervor, daß Epona (Hippona, Equeias) die Göttin des ganzen Stallwesens war (Acta soc. Lat. Jenens. T. V. p. 246), deren Bild in Ställen gewöhnlich aus einer nischenartigen Vertiefung des Mittelpfeilers schützend herabsah. — Als inschriftliche Belege für den Cultus der Epona führt Haliczky vier Denkmäler an, zu welchen Cattaneo noch drei hinzufügt. Diese sieben sind folgende: 1) Herculi et Eponae Aug. pro Salute Imp. Caes. M. Aurelii Anton. Pii. Felicis. Invicti. An der Andreaskirche zu Lavant in Kärnten (Hansiz, Analect. pro Hist. Carinth. — Grut. LXXXVII. 5. — Rud. Lang. Lib. Inscript. p. 87. 4. 5). — 2) Campes (tribus) et Eponae etc. etc. etc. auf einem Steine im Schlosse Pinoberg an der Donau (Grut. LXXLVII.

6). — 3) Deae Eponae M. Opilius Restio, miles leg. XXII. Antonianae P. P. F. etc. etc. auf einem Steine zu Solothurn (Grut. LXXXVII. 4). — 4) Deae Eponae Manlius Restio (Not. Gronov. ad Minucii Felicis Octav. p. 289 in not 1); wahrscheinlich mit Nr. 3 eine und dieselbe Inschrift. — 5) Epone (sic) Aug. Apulejus Januarius etc. etc. (Schoenwisner. p. 252. — Sestini. p. 262. — Orelli, n. 1792), zu Waizen in Ungarn. — 6) Jussu deorum C. Valc.... Herculi. Eponae etc. etc. zu Rom (Don. p. 38. 102. — Orelli, n. 1793). — 7) Marti Minervae. Campestribus. Herculi. Eponae. Victoriae etc. etc. auf einem im J. 1771 bei Grahams Dyke gefundenen Steine (Archaeologia Britannica. T III. p. 119). — Hierzu kommt noch 8) ein dem Monumente Nr. 1 fast gleichlautender Inschriftstein: Herculi et Eponae pro Salute etc. etc. an der Kirche zu unserer L. Frauen in Saal (Megiser. 140), welcher ebenfalls ein Gelübde der Noriker für den Kaiser enthält, das sie zum Herkules und zur Göttin der Kriegsrosse thaten; ferner 9) ein zu Windenau bei Marburg in Steiermark gefundenes Postament mit der Inschrift: »Eponae Aug. sacrum Volusius equester« (Suppantschitsch im Gratzer Aufmerks. f. 1826. Nr. 79); dann 10) ein zu Andernach gefundener Stein: Eponae sacrum« etc. etc. (Lersch, Centr. Mus. 1839. S. 22); und endlich 11) unser Cillier Stein.

ET, et, hier in Ein Zeichen zusammengezogen.

CELEIAE. SANCTAE. Celejae Sanctae. — Wie wir auf den angeführten Denkmälern Epona bald Augusta, bald gar Dea genannt, und nicht nur mit den Feldgottheiten überhaupt und mit Hercules und Victoria, sondern sogar mit Mars und Minerva gepaart finden, so erscheint sie hier in Gesellschaft mit der Stadtgöttin Celeja. Ueber die Gewohnheit der Alten, ihre Städte durch Personification zu göttlichen Wesen zu stempeln und als solche zu verehren, habe ich mich schon früher (Epigr. Excurse A. 1) geäußert, wo ich auch einige analoge Beispiele anführte. — Hier erhielt Celeja den Beinamen Sancta, während sie auf einem andern (nicht mehr vorhandenen) Cilliersteine (Duell. XX. — Grut. X. 4 und CXXX. 4. — Murat. CXII. 5 u. m. a.) Augusta genannt wird. So sehr dieses Epitheton auf den ersten Blick wegen seines auffallenden Anklanges an christliche Verehrung befremden dürfte: so schnell verschwindet dieses Befremden, wenn man die Analogie zu Rathe zieht. Der Beiname Sanctus wurde nämlich sowohl Göttern als auch Kaisern beigelegt (Steiner, Codex J. Rh. Thl. II. Vorr. S. XII). Wir finden auf Inschriftsteinen eines Aesculapius Sanctus zu Rom (Grut. LXX. 3 4), eine Ceres Sancta zu Arce (Romanelli, Topogr. T. 3 p. 376); eine Diana Sancta zu Rom (Maffei Mus. Veron. CCXCIV. 1); einen Hercules Sanctus zu Tarent (Murat. MLXXXIV. 4) u. a. O.; eine Juno Sancta zu Rom (Masson Hist. crit. de la rép. des lettres. VI. p. 215); einen Sanctus Mars (auf der Basis einer Marmorstatue des Kriegsgottes im Museum) zu Este (Cel. Cavedoni, monum. ant. del reale Mus. Estense. Modena 1842. p. 109); einen Mithras Sanctus zu Rom (Grut. XXXIV. 2); eine Nemesis Sancta ebendort (Grut. LXXX. 2); einen Sanctus Silvanus zu Ostia (Nibby, Viaggio II. p. 296); sogar einen Genius Sanctus Castrorum peregrinorum zu Rom (Nardini I. p. 203); eine Fortuna Sancta zu Kannstatt (Sattler, Gesch. v. Würtemb. T. XXII. 2. — Hanßelmann S. 231) und anderwärts (Grut. LXXIX. 1. MLXXII. 6); und eine Venus (Proba) Sanctissima zu Herculanum

Donati I. p. 33. 9). Auf Silbermünzen der Julia Domna, deren zwei das k. k. Münzcabinet bewahrt, lesen wir Vestae Sanctae (Arneth, Synops. num. Rom. p. 331). So gut man daher Celeja, gleich wie Noreia und andere Stadtgottheiten, mit Göttern und Göttinnen, wie Mars, Hercules, Victoria, Epona u. A. auf Inschriftsteinen zusammenzustellen wagte, eben so wenig Anstand nahm man auch, der Stadtgöttin Celeja ein Epitheton beizulegen, welches man in der Regel nur göttlichen Wesen im engeren Sinne zugestand. In der Folge wurde man mit diesem Zugeständnisse freigebiger, und nannte wohl auch Kaiser so. Marcus Aurelius (Antoninus Caracalla) wurde nach seinem Tode zu einem Genius (propitius deus) erklärt, und erscheint auf einem, vom J. 213 n. Chr. datirenden, Steine zu Praumheim nächst Frankfurt (Grut. CVIII. 1, MLXXV. 10) als Genius Sanctus. Der Titel Sanctissimus für Kaiser kommt erst seit Gallienus vor (Grut. CLXVI. 2).

M. SILIV., M. Silius (?). Wenn diese wenig leserlichen Züge wirklich M. SILIVS heißen, was dann der Name des Dedicanten wäre, so rührte das Monument von einem Sprößlinge der bekannten plebejischen Gens Silia (wahrscheinlich von Silus, Plattnase) her, welche mehrere Consuln aufzuweisen hat, darunter auch den Unterjocher der Noriker, P. Silius (Dio Cass. LIV. p. 534), und den bekannten Dichter S. Silius Italicus. Ein M. Silius mit dem Beinamen Romulianus erscheint auf einer Urne zu Rom (Grut. DLXI. 11).

Wir haben also einen Votivstein vor uns, welchen »M. Silius unter Voranrufung des besten, größten Jupiter der (Schutzgöttin des Stallwesens) Epona und der heiligen (Stadtgöttin) Celeja widmete.« — Wahrscheinlich geschah diese Widmung aus öffentlichem Anlaß, wonach hinter dem Dedicanten vielleicht der Repräsentant einer Corporation zu suchen wäre. Insofern Epona der eigentliche Gegenstand der Widmung war, dürfte Celeja nur aus dem Grunde beigefügt worden seyn, um anzudeuten, daß es sich hier um Anflehung des göttlichen Schutzes für einen Gegenstand handle, welcher im Interesse der Municipalität liegt. Da sich nun voraussetzen läßt, daß die bedeutende, im Mittelpunct eines so complicirten Straßennetzes gelegene, Stadt Celeja, wo Transport und Truppenmärsche fortwährend eine bedeutende Anzahl von Pferden und Saumthieren in Anspruch nahmen, ihre eigenen öffentlichen Stallungen gehabt habe, so ist es keine gewagte Hypothese, in unserem Steinfragmente den Rest einer Votivtafel zu erblicken, welche der Strator cursus publici alldort ober dem Eingangsthore oder in dem inneren Raume des Municipal-Stalles, zum Schutze desselben, einmauern ließ

Daher ist denn auch dieses, bis nun so wenig gekannte, Fragment von mehrfachem Interesse, indem es 1) das einzige noch vorhandene Denkmal ist, auf welchem Celeja als Gottheit erscheint; 2) weil es den nicht allzuhäufig vorkommenden Namen der Göttin Epona trägt, und 3) weil es mittelbar den Beweis für das Bestehen einer öffentlichen Stallung in Celeja herstellt. — Nach den regelmäßigen Schriftzügen zu schließen, dürfte auch dieser Stein in die bessere Zeit gehören, und ungefähr 1600 — 1700 Jahre alt seyn.

Für Cilli's Localgeschichte läßt sich durch dieses Fragment nichts gewinnen, indem dessen Fundort nicht bekannt ist, und erst dreizehn

Jahre verflossen sind, seit es der oft belobte wohlehrwürdige Herr Hartnid Dorfmann, Präfect am k. k. Gymnasium zu Cilli, in den Wiener Jahrbüchern zum ersten Male mitgetheilt hat.

17.

R. ÄN. XL.
DOM. EPHESO.
INSEQVENS.
SER. FEC.

Dieses 2' breite Fragment mit Basrelief befindet (?) sich an der Westseite der Kirchhofmauer zum h. Geist außen eingemauert. Mitgetheilt wurde dessen Inschrift bisher:

1) In den (Wiener) Jahrbüchern der Literatur. LV. Bd. (1831.) Anzeigebl. S. 24. Nr. 330.
2) In Muchar's Geschichte der Steiermark. I. Bd. S. 366. (RANXL. DOM. EPHESO. INSEQVEN. S. SER. FEC.)

In den Wr. Jahrbüchern ist folgende Bemerkung beigefügt: »Darunter in halberhobener Arbeit ein Seethier. — Derselbe Insequens, scheint es, mit dem von der Stadt angenommenen Beinamen CELEIAN., findet sich siebzig Jahre alt bei Grut. DCCCLXXXVI. Denselben Beinamen CELEIAN. enthielt auch schon die Inschrift Nr. 286 (Wr. Jhrb. XLVIII. Bd. 1829).

Bei A. v. Muchar (a. a. O.) heißt es hierüber: »Unterhalb der Inschrift in eigenem Felde befindet sich ein geflügelter Drache. Diese zertrümmerte Aufschrift scheint anzudeuten, daß ein gewisser Insequens, ein Leibeigener, seinem Herrn und Patrone, einem gebornen Epheser aus Kleinasien (DOM. s. v. a. domo) in Celeja dies Denkmal errichtet habe.«

Der Name des Patrons ist leider weggebrochen; der Rest der Inschrift dürfte zu lesen seyn: ».... (pat)r(ono), an(norum) XL. dom(o) Epheso, Insequens ser(vus) fec(it).« — Das Thier im unteren Felde scheint ein Hippocamp (Seepferd, Equus marinus, ἱππόκαμπος) zu seyn, dergleichen auf Grabdenkmälern nicht selten vorkommen, wo sie, gleich den Delphinen, auf die den Abgeschiedenen nachgewünschte εὔπλοια hindeuten. Seepferde waren den Wagen der Meergottheiten vorgespannt (Naevius. ap. Non. 2. 397). Goldmünzen der Bruttier (ΒΡΕΤΤΙΩΝ) in Unter-Italien zeigen auf der Rückseite die Venus Marina (Amphitrite?), von einem Hippocamp getragen (Eckhel d. N. V. I. 166). Das geflügelte Seepferd finden wir auch auf den Münzen von Populonia in Etrurien, von Tarent in Calabrien, von Theba und Scepsis in Troas u. s. w., vor Allem aber von Lampsacus in Mysien, welche Stadt dieses fabelhafte Thier als eine Eigenthümlichkeit so fest hielt, daß sie es selbst ihren Münzen von anderem Gepräge beizusetzen pflegte, wie Side seinen Granatapfel, Selinus seinen Eppich u. s. w. Daß die Gestalt des geflügelten Seepferdes nichts anderes sei, als ein vom Land auf das Meer übertragener Pegasus, unterliegt keinem Zweifel, um so mehr, da Pegasus für einen Sohn des Neptun galt (Cornut. Natur. deor. c. 22). Der bildenden Kunst sagte diese Composition besonders zu. Myron und Scopas benützten sie mehrfach in ihren Kunstdarstellungen, wovon wir noch Nachbildungen im Museo Pio-Clementino besitzen (Dr. Fr. Creuzer, Symbolik. II. Thl. S. 607). Seepferde auf Gemmen sind nicht selten; bei Rossi (Gemme antiche figurate.

T. III. pl. 64) finden wir eines, welches Maffei in der Erklärung (T. IV. p. 106) »Symbolo di Nettuno, segno celeste« nennt, ein zweites bei Gorlaeus (Dactyliotheca. T. II. gemma 43). Auf der 84. Gemme ist Neptun auf einem solchen Seepferd reitend vorgestellt, und T. I auf der 16. Gemme sieht man eine Victoria auf einem Seepferde. Ein kleines Seepferd von Bronze, mit grünem Rost überzogen, führt J. G. Lipsius (Beschreib der Ant. Gal. in Dresden. S. 475) an. Ein ähnliches größeres, welches als Hahn einer Brunnenröhre gedient zu haben scheint, sehen wir bei Caylus (Recueil d'antiq. T. II. p. 336. Pl. XCV. 5). In Aquileja wurde sogar in einer Steinurne ein solcher Hippocamp von Colofonium gefunden, welchen Bertoli (Le antichità d'Aquileja. p 282. CCCXCVII) beschreibt. Eine schöne Abbildung dieser Art gibt Paolo Lasinio (Raccolta di Sarcofagi, urne e altri monumenti del Campo Santo di Pisa. Pisa 1814. p. 24. Tav. LXXII), wo er die Hippocampe »grifi marini« nennt. Auch das Seepferd auf unserem Steine hat solch eine Greifengestalt, wodurch besonders es sich als Grab-Emblem characterisirt. Ein ganz gleicher Seegreif zeigte sich auf einem Steinfragmente, welches beim Umbau des neuen Rathhauses zu Cilli unter dem Anwurfe des Risalites zum Vorschein kam, aber schon am nächsten Tage wieder übermauert war.

..R. AN. XL. (Pat)r(ono) annorum XL (MoR(tuo?). Bei der Undeutlichkeit des Zuges, welcher vom Endbuchstaben des vor AN stehenden Wortes erübriget, läßt sich schwer etwas Bestimmtes angeben. Der Leseart PatRono widerspricht das nachfolgende SERvus; denn allerdings trat zwischen einem freigelassenen Sclaven und seinem ehemaligen Herrn eine Art von Clientenverhältniß ein; allein wenn dann auch dem Herrn der Titel Patronus zukam, so würde gewiß der nunmehrige LIBertus sich nicht mehr SERvus genannt haben. — Die Leseart moRtuo wäre gegen die Ueblichkeit, da man auf Grabsteinen den erfolgten Tod am gewöhnlichsten durch die Litera feralis Θ, oder durch das metonymische VIXit (BIX.), oder durch die seltenere Form OBIT.us zu bezeichnen pflegte. Ich glaube daher eher, daß das Strichlein vor AN. von einem X, dem letzten Buchstaben des abgekürzten Wortes VIX. (vixit) herrühre, und somit X. AN. XL. als Zwischensatz, wie gewöhnlich, zu nehmen, und »vixit annos quadraginta« zu lesen sei.

DOM. EPHESO. Domo Epheso. Die Bezeichnung der Stadt, aus welcher der Patron herstammte. Ephesus, Stadt in Jonien, etwa zwölf Meilen südöstlich von Smyrna, an der Mündung des Caystrus, berühmt durch seinen herrlichen Dianentempel, welcher, von Herostratos in der Geburtsnacht Alexanders des Großen in Asche gelegt, aber unter Dimocrates' Leitung herrlicher wieder aufgebaut, sich bis auf die Zeiten des Apostels Paulus erhalten hatte. Unter den Römern war Ephesus die Hauptstadt von Asia Proconsularis, über dessen seit August datirende und seit Nero auf Münzen erscheinende Neokoria J. H. Krause (Νεωκόρος, Civitates Neocorae sive Aedituae. Lipsiae 1844. p. 14. 26. 27) schrieb. — Der Beisatz domo mit dem Ortsnamen, wobei oriundus zu verstehen ist, kommt auf Inschriften eben nicht selten vor (Reines. Cs. VIII. 44. p. 529). So lesen wir domo Julia Concordia (Grut. DXLIX. 7), domu Flavia Sirmio (Gud. CXLVI. 6), domo Brixia (Grut. DXXXIV. 1), domo Philippis (Grut. DXLVI. 3), domo Placentia (Grut. DLV. 8), domo Betavos (Grut. DXIX. 5); domo Celeja (Grut. DXXXVIII. 9 — Orelli 3463. — Kantanes. J. A, I. 311. XLIX) etc. etc. etc. Auf einem Raaber Steine (Lapis Jaurinensis)

erscheint nach Schönwisner (Itin. P.II. p. 215) ein P. Marcius P. filius Sextianus EPHESO. P(raefectus) P(raesidii) (Arrabonensis).

INSEQVENS, Insequens, der Name des Dedicanten. — Auf den ersten Blick könnte man versucht werden, dieses Wortes wegen der Inschrift, zumal da sie fragmentirt ist, einen ganz anderen Sinn unterzustellen, und sie etwa so zu deuten: ——»defuncto annorum XL. domino, Epheso insequens servus fecit«, d. i. seinem im vierzigsten Jahre verstorbenen Herrn hat sein Sclave, der ihm von Ephesus aus nachfolgte, dieses Denkmal errichtet. Schon der Umstand, daß hierin der Name des Dedicanten verschwiegen bliebe, so wie, daß besser insequutus stände, bürgt für die Unzuläßigkeit dieser Auslegung. Wir müssen daher Insequens für einen Eigennamen ansehen, wofür auch die Analogie spricht. Wir lesen einen Adrecticius Insequens in der Provence (Grut. CCCCXVII. 1), einen Cn. Ruf. Insequens zu Assisi (Grut. CCCCLXXXVII. 5), einen Insequens Speratinus zu Rom (Murat. CDXCIV. 4), einen Insequens zu Brixen (Grut. DCCCLXXIII. 11) u. s. w. Aber auch in Noricum selbst war dieser Name nicht selten. Ein Veteran F. Ulp. Insequens erscheint auf einem Inschriftstein zu St. Veit in Kärnten (Apian. CCCXCIX. — Grut. DLXIX. 4), ein Inseques (?) auf einem schon früher erwähnten, dem Kaiser M. Aurelius Antoninus Pius gewidmeten Votivsteine zu Maria Saal nächst Klagenfurt (Grut. LXXXVII. 5); ein Insequens Senilis auf einem Monumente zu Gratz (Muchar, Gesch. d. St. S. 384); endlich ein Insequens Celejanus auf einem nicht mehr vorhandenen Grabsteine in seiner Vaterstadt selbst (Apian. CCCLXXIII.— Grut. DCCCLXXXVI. 7), welch' letzterer wahrscheinlich mit unserem eine und dieselbe Person seyn dürfte.

SER. FEC. ser(vus) fec(it). Der Errichter des Denkmales war ein Leibeigener.

Das Bruchstück, welches wir vor uns haben, besagt daher: »Der Sclave Insequens (hat) seinem im vierzigsten Lebensjahre verstorbenen Herrn, einem gebornen Epheser (dieses Denkmal errichtet).«

Der Stein ist interessant 1) wegen der Nationalität des Herrn, 2) wegen des Namens des Dedicanten, 3) wegen der Intention des Letzteren und 4) wegen des bildlichen Beiwerkes. — Es gewährt ein eigenthümliches Gefühl, so nahe bei den Schläfern, die der bescheidene Kirchhof zum heil. Geist birgt, und an der Außenseite einer Mauer, welche entlang bis jetzt kein Grabmal eines Ausländers steht, diesen Denkstein eines Asiaten zu finden, welcher entweder als Krieger oder als Kaufmann (wie der Lieferant Aurelius Adjutor aus Afrika auf Nr. 4) über den Archipel herübergekommen war, um durch die Anhänglichkeit seines treuen Sclaven auf norischem Boden diesen schlichten Denkstein zu erhalten, welcher das Angedenken an seine Person, wenn auch nicht an seinen Namen, der Nachwelt überlieferte. — Schon in dieser Hinsicht also verdient dieses Bruchstück unsere Aufmerksamkeit; es verdient sie aber noch mehr in humanistischer Beziehung, indem es einen neuen Beweis für die tröstliche Wahrnehmung liefert, daß das Verhältniß zwischen Herrn und Sclaven bei den Alten in der Regel ein minder hartes war, als man gewöhnlich glaubt. So ehrend für das Herz des Sclaven das Gefühl ist, welches ihn bewog, seinem verstorbenen Herrn ein Monument zu weihen, eben so ehrend ist für

diesen der dadurch veranlaßte Gedanke, daß er einen Sclaven gar mild und liebevoll behandelt haben müsse, welcher sich zu einem solchen Beweise der Anhänglichkeit in der Fremde verpflichtet fühlte.

Auch der Name des Dedicanten ist nicht ohne Interesse, indem er, wie wir sahen, im Lande nicht vereinzelt dasteht. Sollte aber wirklich unser Insequens mit dem, auf einem Cillier Steine genannten, Insequens Celejanus derselbe und somit ein Eingeborner gewesen seyn, so tritt einestheils seine Anhänglichkeit an einen fremdgebornen Herrn auf eine für beide noch günstiger sprechende Weise hervor; anderntheils aber ließe sich zugleich daraus der Schluß ziehen, daß unser Steinfragment aus Celeja's frühester Zeit datire, indem auf der oben angezogenen Inschrift (Grut. DCCCLXXXVI. 7), welche einem Grabsteine für den Cillier Insequens und einige seiner Mitsclaven angehört, dieser mit einem Namen, Batro Celejanus, gepaart erscheint, welcher noch ganz das celtische Gepräge (ba, bad, sehr, gut, und tro, tournure, Umkreis, Gewandtheit, also: versutus, πολύτροπος) an sich trägt. Dieß ist auch zugleich der einzige Anhaltspunct zur beiläufigen Bestimmung des Alters, das der Stein haben dürfte, und welches, unter dieser Voraussetzung, sehr beträchtlich wäre, und etwa über 1800 Jahre hinaufstiege. Von dem bildlichen Beiwerke wurde schon oben gesprochen.

Für die Localgeschichte von Cilli bietet der Stein keine Ausbeute dar.

18.

I. O. M.
:: VLMINA
DEIS. DEABVS
QVE. OMNIBVS
T. MATTIVS *)
PRO. SVA
ET. SVORVM
V . . . .

Die Inschrift eines Votivsteines, welche mir von meinem verehrten Freunde, Sr. Ehrwürden, dem Herrn Hartnid Dorfmann, Präfecten am k. k. Gymnasium zu Cilli, anher mitgetheilt wurde. Da ich sie erst kurz vor meiner Uebersiedelung von Cilli bemerkt hatte, so kam ich nicht mehr dazu, sie selbst zu copiren, und kann daher kein Urtheil aus Autopsie darüber fällen.

Sie befindet sich eingemauert im Hofe des dem Färbermeister, Herrn Mendl, gehörigen Hauses in der Schulgasse.

Mitgetheilt fand ich dieselbe bisher noch nirgends, wenn nicht die bei Schmutz (topogr. Lexikon von Steiermark. I. Bd., unter Cilli) gegebene Inschrift:

I. O. M.
TERMINO
ET . . . .
QVE. OMNIBVS.
T. MATTV . . .
. . . .

eine Entstellung der unserigen seyn soll.

*) TI zusammengezogen.

Diese Inschrift dürfte folgendermaßen ergänzt und gelesen werden: »J(ovi) O(ptimo) M(aximo) Fulminat(ori) Deis Deabusque omnibus T(itus) Mattius pro (salute) sua et suorum v(otum *s*olvit *l*ibens *l*ubens *m*erito).«

I, O. M. :: VLMINA. J(ovi) O(ptimo) M(aximo) F(ulminatori). — Bei Schmutz (a. a. O.) finden wir zwar die zweite Zeile mit »TERMINO« ergänzt, was der Zahl und Gestalt der Buchstaben nach, bei einer schlecht conservirten Inschrift, leicht mit unserer Lesart verwechselt werden könnte; auch wäre diese Dedication nicht ohne Beispiel, indem wir einen Weihestein dieser Art (Term(ino) sac(rum) auch anderwärts (Reines. Cl. I. n. CCXXXIX. p. 222. — Gud. p. LXIV. 4) finden, auf welchem ein L. Ampsanius Merenda seinen Familienhain dem Schutze des Gränzgottes empfiehlt; allein seltsam wäre es jedenfalls, einer speciellen Gottheit einen Weihestein für etwas zu setzen, was gar nicht in dem Wirkungskreise derselben gelegen ist: denn was hat Terminus mit der Rettung oder Gesundheit einer Familie zu schaffen [1]). Schon deßhalb dürfte unsere Leseart für richtiger gelten [2]). Uebrigens ist Fulminator auch ein seltenerer Beiname Jupiters, welcher auf Monumenten und Münzen gewöhnlich Fulgurator oder Fulgerator [3]) (Grut. XXI. 5. — Gud. IV. n. 7 8. 9. 10 V. 1. Don Cl. I. n. 1), auf Münzen des Diocletian abwechselnd beides (Rasche, lex. rei num. T. II. p. 2. 883) heißt. Der Beiname Fulminator (κεραυνιός) schreibt sich wahrscheinlich aus Syrien her, wo der Blitz, nach des Appianus (de Syriacis. p. 125) Zeugniß, als eine Gottheit verehrt wurde, worauf auch Cyrillus (Catech. 13) anspielt. In der Folge wurde daraus ein blitzender Jupiter, welchem man zu Seleucia (Ζευς ἐν Σελευκια. Hesych.) einen Tempel weihete (Joann. Antioch. Malala, in Seleuco); deßhalb der geflügelte Blitz auf dortigen und anderen syrischen Münzen (Vaill.

---

1) Mehr Wahrscheinlichkeit hätte noch die Leseart: I. O. M. TERMINAli, für sich. Eine dem IOVI. TER M(ino) geweihte Herme wurde im J. 1831 bei Ravenna gefunden (Cardinali, dipl. imper. p. 258. n. 306).

2) Die zweifelhafte, fast zwischen C und F schwankende, Spur des ersten Buchstabens der zweiten Zeile wäre beinahe im Stande, mich zu der gewagten Conjectur zu verleiten, daß Jupiter auf unserer Inschrift den bisher nicht bekannten Beinamen CVLMINAtor gehabt habe, d. i. Giebeler, Schützer der Giebel (Höhen), wie ΖΕΥϹ ΑΚΡΑΙΟϹ (Jupiter Acraeus), (der auf den Münzen von Tamnus in Aeolien (Eckhel, D. N. V. II. p. 497) und von Smyrna in Jonien (ibid. p. 543) vorkommt, der auf der Höhe, auf dem Gipfel (ἄκρα) Thronende, der Gipfeler, war, was Winkelmann mit Cacumenarius und Spanheim mit Cacumineus übersetzte, während die alten Sabiner dafür kürzer Cacunus geschrieben zu haben scheinen. Im J. 1767 fand nämlich ein Bürger auf dem Gipfel des Berges Pietra demone im Sabinischen einen Stein mit der Inschrift: -OVI CACVNO F. C. (Jovi Cacuno faciundum curavit), also unbezweifelt ein der Verehrung Jupiters auf dem Bergesgipfel geweihtes Monument; ein dem Museo Kircheriano von Francesco Ficoroni geschenktes Bronce-Blättchen trägt ebenfalls die Aufschrift! IOVIS. CACVNVS (Atti dell' Accademia Romana d' Archeologia. T. I. P. I. p. 161 sq. — Orelli. 1208. 1209). Warum könnte nicht ein Bewohner Celeja's dem besten, größten Jupiter als dem Schützer der Giebel und Gipfel, oder als dem Erhöher und Giebeler, ein Denkmal gesetzt, und ihn darauf, nach der Analogie mit fulmen (Fulminator), eben so gut von culmen Culminator genannt haben, wie einst ein Sabiner den Gegenstand seiner Verehrung von cacumen Cacunus nannte?

3) Nach Vitruvius (L. I. c. 2) und Festus (s. Dium und Provorsum) sogar Jupiter Fulgur, was Scaliger ohne Grund in Jupiter Fulguritor (?) verändern zu müssen glaubte (vgl. Marini atti II. p. 696).

Col. II. p. 15). Gewöhnlich führte Jupiter den Beinamen Fulminator nur im Verbande mit Fulgurator. Apulejus (de mundo) sagt: »Jupiter dicitur et fulgurator et tonitrualis et fulminator etc. etc. Den Unterschied zwischen Fulguratio und Fulmen gibt Seneca (Quaest. natural. II. 12 et 16) genau an: »Fulguratio est late ignis explicitus, fulmen est coactus ignis et impetu jactus«, und ferner: »Fulguratio ostendit ignem, fulminatio emittit.« — Es gab eigene Haruspices, denen es oblag, die Blitze zu beobachten. Die Verehrung des Blitzes ist alt, wie aller Naturdienst, und fand schon zu Numa's Zeiten Statt (Ovid Fast. L. III. 285. Plutarch. in v. Numae. p. 70). Die Etrusker galten für besondere Meister in Beobachtung dieses Meteors. Sie unterschieden fulmina diurna (dia), welche vom Jupiter Fulminator ausgingen, und nocturna, welche vom Deus Summanus geschleudert wurden (Gorii, inscript. antiquae. Florentiae 1734. P. II. p. 82). Ueber die genera fulminum bei den haruspicinis siehe Barnab. Brissonius (de formulis. p. 116). Ein Ort, der vom Blitze getroffen worden, hieß, weil er durch Opferung eines Lammes (bidens) geweiht wurde, bidental, oder wegen der brunnenähnlichen Umfriedung, durch die man ihn vor entheiligenden Tritten schützte, puteal, wie das bekannte puteal des Scribonius, welches auf der Rückseite der Denare der Gens Aemilia und Scribonia, auch auf den von Trajan restituirten der letzteren vorkommt. — Der Jupiter Fulminator (fulminans) selbst, wiewohl ohne diese Namensbezeichnung, nur durch seine Attribute markirt, erscheint auf Denaren der Gens Acilia, Antestia, Aurelia, Curtia, Fabia, Minucia, Papiria, Sentia und Trebania.

Mit der Bezeichnung Fulminator erscheint Jupiter auf mehreren Denkmälern. Auf einem Steine zu Rom heißt es: I. O. M. FVLM(inatori) FVL(guratori) SACR. (Donat. p. 1. 8. — Morcelli. St. 1. p 29. — Orelli, p. 1239); auf einem anderen zu Terni (Interamna): IOVI. FVLMIN(atori) FVLG(uratori) TONANTI (Grut. XXI. 6. — Orelli 1241). — Als Fulminator allein (IOVI. FVL(minatori) bezeichnet finden wir ihn auf einem historischen Inschriftsteine zu Rom (Orelli. n. 828), welcher L. Aelio Caesare II. et P. Coelio Balbino Consulibus, also 890 V. C., d. i. 137 J. n. Chr., ein Jahr vor dem Tode des L. Aelius Verus und des Hadrian, errichtet wurde.

DEIS. DEABVSQVE. OMNIBVS, deis deabusque omnibus. Solche und ähnliche Collectiv-Widmungen kommen häufig vor. So finden wir bei Maffei (Mus. Ver. CCXXXVII. 3) einen Stein mit der Widmung: J. O. M. et Diis Deabusque et Genio loci; einen andern mit: J. O. M. ceterisque Dis ebendort (l. c. n. 4); ferner die Inschriften: J. O. M. Dis et Deabus (Gud. I. 3), J. O. M. Dis Deabusque (Grut. III. 3), J. O. M. et Diis Deabusque immortalibus (ibid. 5), J. O. M. ceterisque Dis Consentibus (ibid. 2). Auf einem (nicht mehr vorhandenen) Monumente zu Windisch-Feistritz nächst Cilli war zu lesen: J. O. M. et Marti Aug. et CETeris Diis Deabusque OMNIBVS. (Grut. III. 8. — Orelli (2122), und ein im Gebirge bei Cilli gefundenes Steinfragment mit den Zeilenresten: O. M. DI... OMNIBV.. scheint eine ähnliche Inschrift (J. *O. M. D*Iis deabusque OMNIBVs) gehabt zu haben. — Die Schreibart Deis statt Diis rührt eigentlich von den Poeten her (welche Dei und Deis setzten, um einen Jambus zu erhalten, weil Dii und Diis nur einsylbig gebraucht wurde), ward aber auch auf Inschriften gefunden, ja man liest sogar Dibus (Grut. XXIV. 6) und Diibus (Grut. II. 9), so wie auf einem Votivsteine im Augs-

burger Antiquarium Diabus (Dr. v. Raiser, d. ob. Donau-Kreis. III. Abth. S. 5).

T. MATTIVS, Titus Mattius. Ein Mattius Adjectus erscheint auf einem, in diesen Excursen (Nr. 3) schon besprochenen Denksteine zu Cilli, ein Mattius Ursulus ebendort, ein P. Mattius Hermetisanes (Hermes Sanus) bei Montfaucon, ein C. Mattius Secundus aus Ticinum und ein Mattius Aprio bei Murat. (CCCXXVIII. 1. MCCCLXXV. 6), und bei Gruter. mehrfach (XXIV. 4. LII. 10. DCLIV. 6. MLXVII. 8) und eben so anderwärts. Einen Matius Finitus lesen wir zu Töplitz nächst Tüffer im Cillierkreise und auf mehreren anderen Denkmälern bei Grut., Murat., Donat. u. a. Auch der Name Mattia kommt oft vor.

PRO. SVA ET SVORVM. pro (Salute) sua et suorum. Da in der Inschrift keine Lücke zu bemerken ist, so läßt sich nichts anderes denken, als daß das Wort Salute, welches vor sua zu stehen hätte, durch Nachläßigkeit des Steinmetzen weggeblieben sei. Das zu supplirende Salus hätte hier wahrscheinlich so viel als »Rettung« zu bedeuten gehabt.

V.., voto; zu ergänzen mit V. S. L. L. M., d. i. votum solvit libens lubens merito.

Der Sinn der Inschrift wäre daher: »Jupiter, dem Besten, Größten, dem Blitzschleuderer, und sämmtlichen Göttern und Göttinnen hat Titus Mattius für seine eigene und der Seinigen Rettung herzlich gerne sein Gelübde gelöst.« — Wer weiß, welch' bedrohliches Unwetter damals aus Krain über die Save dahergezogen kam, um sich über dem Santhale zu entladen, wie dieß noch jetzt bisweilen in heißen Sommern der Fall ist, und welchen angstvollen Tag T. Mattius mit seiner Familie zubrachte, daß die Schrecken der Natur ihn veranlaßten, dem gewaltigen Blitzeschleuderer und allen Göttern ein Denkmal anzugeloben, wenn er und die Seinigen von den drohenden Blitzen verschont würden. Wenigstens scheint es ein Wetter tag und keine Wetter nacht gewesen zu seyn, weil sonst das Denkmal dem Jupiter Summanus (wie auf einem Monumente in der Brianza, Orelli 1219), dem Schleuderer der nächtlichen Blitze, nicht aber dem Jupiter Fulminator, von welchem die fulmina diurna ausgingen, hätte angelobt werden müssen. — Ueber das Alter unseres Votivsteines getraue ich mir um so weniger eine Conjectur zu geben, da ich denselben nur flüchtig gesehen habe.

Das Interesse dieses Denkmals besteht 1) in dem auf Monumenten nicht allzuhäufigen Epitheton Fulminator, 2) in der muthmaßlichen Veranlassung zur Errichtung desselben, und 3) in dem Umstande, daß die Inschrift desselben bisher noch nirgend mitgetheilt wurde.

Für Cilli's Localgeschichte gewährt dieser Stein keinen Anhaltspunct.

(Die Fortsetzung folgt.)

Conversations-Lexicon für bildende Kunst. Illustrirt mit über 3000 Holzschnitten. Leipzig 1843. Romberg's Verlag.

Während in unserer schaulustigen Zeit wir veranlaßt werden, die täglich sich mehrende Unzahl von Illustrationen aller Art zu verwünschen, da sie auf sinnliche Befriedigung ausgehend, von der Betrachtung der Hauptsache des Inhaltes abziehen, und so der Kunst und Wissenschaft nachtheilig werden, erscheint uns obgenanntes Werk als eine willkommene Bereicherung in künstlerischer und wissenschaftlicher Beziehung.

Dieses Conversations-Lexicon für bildende Kunst hat den Zweck, einem Bedürfnisse abzuhelfen, das in unserer, obwohl an literarischen Erzeugnissen in jedem Zweige menschlichen Wissens reichen Zeit, in Beziehung auf das Gebiet der Kunst sich fühlbar gemacht hat. In den Werken, welche die Verbreitung einer allgemeinen Wissenschaftlichkeit zum Ziele haben, und sonach die heterogensten Gegenstände für den Zweck augenblicklicher Belehrung aus allen Fächern der Wissenschaft zusammenstellen, konnte die Kunst nur eine dem Plane des jedesmaligen Werkes gemäße, im Verhältnisse zu andern Artikeln stehende Berücksichtigung erfahren. Ueberhaupt aber fehlt es an einem Werke, das auf die bildende Kunst berechnet, alle einzelnen Beziehungen derselben, die ästhetischen, historischen und sachlichen, auf eine, den Erfordernissen der Zeit, und wie sie aus dem dermaligen Standpunkte wissenschaftlicher Behandlung im Vergleich zu andern Wissenschaften und Künsten sich ergibt, entsprechende Weise vereinigt. Diesen Zweck strebt vorliegendes Werk zu erfüllen, und beschäftigt sich daher mit folgenden Gegenständen:

I. Geschichte der Kunst. Wie die Kunst bei den verschiedenen Völkern sich gestaltet: von welchen Anfängen sie ausgegangen, was für Bedingungen der Nationalität, der Religion, der Sitten und des Klimas, der Handelsverbindungen oder der Vermischung mit andern Völkern vortheilhaft oder nachtheilig auf sie eingewirkt, kurz welche Stadien der Entwicklung sie bis zu ihrem Höhepunkte durchlaufen, und welche Ursachen ihren Verfall herbeigeführt, werden die einzelnen Artikel unter dem Titel: ägyptische, griechische, römische, altdeutsche Kunst u.s.w. zu einem möglichst klaren Bilde durch Abbildung erläutert in den Grundzügen zu vereinigen suchen.

II. Topographie der Kunst, in gedrängten Nachweisungen über Städte, in welchen die Künste vorzüglich blühten oder blühen, so wie über Orte, in welchen berühmte Baudenkmale, merkwürdige Ruinen u. s. w. vorhanden sind.

III. Denkmäler des Alterthums bis auf die neuere Zeit, sowohl in geschichtlicher Hinsicht als Erzeugnisse der jedesmaligen Kunstperiode, als in Betracht ihres allgemein ästhetischen Interesses. Abbildungen werden die Verdeutlichung und klare Einsicht erleichtern und manche Spezialwerke über diese Gegenstände entbehrlich machen.

IV. Biographien der berühmtesten Künstler von den ältesten bis auf die neuesten Zeiten, mit Abbildungen ihrer berühmtesten Werke.

V. Mythologie. In gedrungener Kürze werden die Götter- und Heroensagen, so wie die christlichen Legenden, so weit dieselben für die schaffende Kunst, wie zum Verständniß der Kunstwerke wichtig sind, gegeben. Die Gestalten der Gottheiten mit ihren Attributen werden

zur plastischen Anschauung gebracht, indem die Abbildungen der berühmtesten Bildwerke alter und neuer Zeit erläuternd hinzutraten.

VI. Aesthetik. Sie beschäftigt sich mit Erklärung ästhetischer und philosophischer Begriffe, in sofern sie auf bildende Kunst zur Anwendung kommen; hiernach kann es der Tendenz des Werkes gemäß nicht auf eine allseitige philosophische Entwicklung der Begriffe abgesehen seyn, ihre Beziehung auf andere Künste und Wissenschaften kann nur angedeutet werden; Zweck ist: die Erläuterung derselben durch Anwendung auf Kunst.

VII. Technik, in so weit als dieselbe für ein besonderes Verständniß der Kunstgegenstände sich als unentbehrlich herausstellt. Hier wird alles Sachliche der Kunst, wie nicht minder der ihr dienenden Gewerbe und Handwerke erklärt; letztere kommen jedoch nur in so weit in Betracht, als sie unmittelbar die Kunst berühren. Bei Sachen, deren Erläuterung durch Worte oft weitschweifig wird, dagegen schneller und faßlicher durch eine Abbildung erzielt werden kann, soll eine solche beigefügt und mit einer kürzeren Erklärung verbunden werden. Die Behandlung geht von der Worterklärung zur Sacherklärung fort, deren Zweck es ist, auch dem Laien ein möglichst treues Bild des Gegenstandes an sich, wie in seiner Beziehung auf Kunst, vorzuführen.

VIII. Hülfswissenschaften der Kunst. In durchaus praktischer Bearbeitung und möglichst gedrängter Kürze werden die Lehren der, der Kunst zu Grunde liegenden Wissenschaften gegeben; z. B. die Lehre der Akustik, der Schattenkonstruktion der Perspektive u. s. w.

Alle bis nun erschienenen Hefte geben den Beweis, daß die Verlagshandlung ihr Versprechen auf gewissenhafte Weise erfüllt hat. Der Text ist nicht, wie es in ähnlichen Werken so oft der Fall ist, in Weitschweifigkeiten und ermüdende Citationen ausgedehnt, sondern gedrängt und dennoch die Sache umfassend. Die Illustrationen sind scharf und von seltener Anschaulichkeit. Wir führen als Beispiel der Behandlung, ohne besondere Auswahl, den Artikel »Aachener-Dom« an.

»Die glorreiche Herrschaftsperiode Karls des Großen war auch die Blüthenzeit der altchristlichen Baukunst im gesammten Frankenreiche. Dieser Kaiser, der für seine Zeit alle möglichen Mittel aufbot, vom Glanze seiner Regierung aller Folgezeit Zeugniß zu geben, erfaßte besonders auch das wichtige Moment der Kunst, durch welche er seiner Zeit einen höheren Stempel aufzudrücken und dem christlichen Leben einen mächtigen Schwung zu verleihen suchte. Freilich konnte sein großartiger Sinn für Kunst sich nicht allerorten gleich herrlich documentiren, denn vorzugsweise war es der Sitz seiner Herrschaft, sein geliebtes Aachen, wo er die Kunst sich im allerweitesten Sinne und in allen ihren Herrlichkeiten entfalten ließ. Hier gründete er sich ein deutsches Rom, das noch nach fünfhundert Jahren den Dichter Petrarca auf seiner deutschen Reise in Staunen setzte, denn dies Aachen erschien ihm mit seinem Forum und seinem Theater, mit seinen Thermen und Aquaducten wie ein Stück von der italischen Weltstadt. Die Geschichte erzählt von der Pracht seines Palastes, den sich der große Karl zu seinem Sitze im geheiligten Aachen erbaute, und mit welchem er durch einen Portikus einen andern herrlichen Bau, den der Kaiserkapelle verband. Der Bau der karolingischen Münsterkirche (der Palastbau, der durch einen Säulengang mit der Kapelle verbunden ward, und dessen

Trümmerreste nachmals das Fundament des Rathhauses abgaben, begann schon 796) datirt von 802, ward von Ansigis, dem Abte von St. Wandrille, geleitet, und um dieselbe Zeit durch Papst Leo III. in eigener Person zu einem Münster U. L. Frauen geweiht. Dieser Bau, in seinem Kerne ein noch heute sprechendes Hauptdenkmal altchristlicher Baukunst dießseits der Alpen, zeigt sich äußerst bemerkenswerth durch manche Eigenthümlichkeit des Planes und durch die kräftige Anlage überhaupt, während die technische Construction, noch mehr aber die Ausführung schon ein Sinken der im fünften und sechsten Jahrhundert so herrlich entfalteten kirchlichen Baukunst erkennen lassen. Der zweite Holzschnitt zeigt den Grundriß des obern Geschosses der Kapelle, der spätere Chor ist weggelassen, statt dessen die alte Tribune in blasserem Tone restaurirt. Im Plane des Aachener Münsters will man eine Nachahmung der, unter Kaiser Justinian zu Ravenna erbauten Kirche von San Vitale erblicken, und in der That zeigt die achteckige Form des Münsterplanes einige Aehnlichkeit mit der ravennatischen Kirche. Für eine Nachahmung spricht auch stark die Vermuthung, daß, da bekanntlich Karl der Große die Säulen zu seinem Kirchenbau von Ravenna holte, er sich auch die Idee des Planes und die ausführenden Künstler von dorther geholt haben mag. Genug, der Plan zeigt ein Octogon (von ungefähr 48 Fuß im Durchmesser), das ein sechzehnseitiger Umgang umgibt, und durch starke Pfeiler gebildet wird, auf welchen die, den Mittelraum einnehmende achteckige Kuppel emporstrebt. Den Umgang nehmen niedere Kreuzgewölbe ein, die durch starke Bogen, von Pfeiler zu Pfeiler, sich gegen den Mittelraum öffnen. Oberhalb des Umganges zeigt sich eine hohe Gallerie, von schrägliegenden (und als eine Art Widerlage gegen den mittlern Kuppel-Gewölbedruck erscheinenden) Tonnengewölben bedeckt. Ueber den großen Galleriebögen erhebt sich ein achteckiger Tambour mit Fensteröffnungen, auf welchem die Kuppel ruht. Auf den Ecken des Tambours machen sich die sehr vorspringenden Pilaster von römischer Form bemerklich, die sich wie Vorläufer der späteren mittelalterlichen Strebepfeiler herausstellen. Im dreizehnten Jahrhundert erhöhte man den Tambour im Aeußern mit einer kleinen Arkaden-Gallerie und mit Giebel-Aufsätzen, und aus dem siebzehnten Jahrhundert datirt erst das halbindische Dach der Kuppel. In mittelalterlicher und neuerer Zeit fügten sich verschiedene Anbauten zur Kirche, worunter der des hohen Chors aus dem vierzehnten Jahrhundert der namhafteste ist. Dem Chore schließt sich westlich der viereckige Glockenthurm an, woneben zwei runde Treppenthürmchen nach der Reliquienkammer führen; bekanntlich werden diese Heiligthümer nur alle sieben Jahre einmal von der Gallerie des Thurmes herab dem vielgläubigen Volke gezeigt. — Um noch die oben erwähnten ravennatischen Säulen in besondere Erwähnung zu bringen, so ist nachzubemerken, daß die hohen Bogenöffnungen von der Gallerie, zwischen den Pfeilern des byzantinischen Achtecks mit doppelten Säulenstellungen ausgesetzt waren, und daß diese antiken Säulen, die den architektonischen Hauptschmuck der Anlage bildeten, Ende vorigen Jahrhunderts von den Franzosen herausgebrochen, und nach Paris transportirt wurden. Als später die Kunstpiraten ihren Raub wieder zurückerstatten mußten, behielten sie dennoch, ein schlechtes Gedächtniß der Deutschen voraussetzend, die schönsten der Säulen zurück, die noch im Antikensaale des Louvre gesehen werden. Die übrigen nach Aachen zurückgesendeten sind hier bis heute noch unaufgestellt geblieben. — Die Aachener Münsterkirche hatte

übrigens außer jenem Säulenschmuck unter dem großen Karl auch die noch vorhandenen Bronzethüren des Haupteinganges und der Seitenzugänge, so wie die kunstvollen, im römischen und byzantinischen Geschmack gearbeiteten Bronzegitter vor den untern Säulen der Gallerie erhalten. Die Wölbung der Kirche ist mit Mosaikbildern geziert. In der Mitte der Octogons bezeichnet ein Stein (dessen Inschrift Carolo Magno lautet) das Gruftgewölbe, wo 814 des Kaisers Gebeine ihre Ruhe fanden. Kaiser Otto III. ließ im Jahre 1000 das Kaisergewölb öffnen; man fand die Leiche noch gut conservirt, der große Todte saß im Ornate auf dem weißen Marmorstuhle, das Scepter in Händen, das Evangelium auf den Knieen, um die Hüfte die Pilgertasche und ein Stück vom heiligen Kreuze auf dem Haupte. Die Gruft ward wieder vermauert, jedoch 1165 durch Kaiser Friedrich I. abermals geöffnet, um die Reste Karls in einen kostbaren Sargkasten von Silber und Gold zu legen. Zur ewigen Erinnerung hing man eine Krone von herrlicher Arbeit über der Gruft auf. Karls marmorner Stuhl, später mit Gold plattirt, kam bis 1558 bei den Kaiserkrönungen (die in demselben Dome Statt fanden) in Brauch, wo die neuen Kaiser sich seiner als Sessel bei den Beglückwünschungen der Fürsten bedienten. Ende vorigen Jahrhunderts schaffte man die Reichsinsignien, die der Aachener Dom als Krönungskirche enthielt, nach Wien.«

Dabei sind drei Illustrationen, eine vortreffliche größere des Aachener Doms von Außen, und zwei kleinere, darunter eine sehr gelungene, einen Theil der mit Mosaikbildern gezierten Wölbung der Kirche darstellend.

Das Conversations-Lexicon für bildende Kunst erscheint in 48 Lieferungen zu fünf Druckbogen. Acht Lieferungen bilden einen Band. Der Preis einer jeden Lieferung ist ⅔ Thaler preuß. Cour., ein mäßiger für die kostspielige Ausstattung des Werkes.

Wir behalten uns vor, nach Vollendung dieses interessanten Werkes dasselbe umständlich zu besprechen.

Bauriß des Klosters St. Gallen vom Jahre 820. Im Facsimile herausgegeben und erläutert von Ferdinand Keller. Zürich, bei Meier und Zeller, 1844.

Der vorgenannte Bauriß hat dadurch eine große Bedeutenheit, daß er ohne Zweifel der einzige ist, welcher aus der Zeit der Carolinger auf uns gekommen. Zuerst hat ihn Mabillon im zweiten Bande der Annales Ordinis St. Benedicti mit einigen erläuternden Anmerkungen bekannt gemacht. Dieser berühmte Alterthumsforscher hatte bei seinem Aufenthalte in St. Gallen diesen Plan unter den vielen mittelalterlichen Kostbarkeiten des Klosters wieder aufgefunden. Leider gebrach es ihm an Zeit, den Plan genauer zu studieren und unter seiner Aufsicht abzeichnen zu lassen. Die Copie, welche er später von dem damaligen Bibliothekar, Hermann Schenk, für jene Werke erhielt und in Kupfer stechen ließ, ist mangelhaft und unrichtig. Außerdem ist ein großer Theil der schriftlichen Bezeichnungen, welche über die Bedeutung der einzelnen Theile der Anlage Aufschluß geben, weggelassen worden. Es wurde daher jedes Jahr von Gelehrten, welche die Bibliothek zu St. Gallen besuchten, der Wunsch ausgesprochen, daß bei dem unschätzbaren Werthe

Trümmer
gann schon
St. Wandri
eigener Pers
in seinem Ke
Baukunst dieß
manche Eigent
überhaupt, wäh
Ausführung scho
so herrlich entfalt
Holzschnitt zeigt d
spätere Chor ist we
Tone restaurirt.
Nachahmung der, u
von San Vitale erbli
des Münsterplanes ei
Für eine Nachahmung
kanntlich Karl der Gro
venna holte, er sich auc
Künstler von dorther ge
Octogon (von ungefähr 4
tiger Umgang umgibt, un
chen die, den Mittelraum
Den Umgang nehmen nied
gen, von Pfeiler zu Pfeiler
halb des Umganges zeigt si
(und als eine Art Widerlage
erscheinenden) Tonnengewölbe
gen erhebt sich ein achteckiger
chem die Kuppel ruht. Auf d
sehr vorspringenden Pilaster v
wie Vorläufer der späteren mit
Im dreizehnten Jahrhundert
mit einer kleinen Arkaden-Galle
dem siebzehnten Jahrhundert dat
pel. In mittelalterlicher und neu
bauten zur Kirche, worunter der
Jahrhundert der namhafteste ist.
viereckige Glockenthurm an, woneb
der Reliquienkammer führen; bekan
alle sieben Jahre einmal von der G
gläubigen Volke gezeigt. — Um noch
Säulen in besondere Erwähnung zu b
die hohen Bogenöffnungen von der G
byzantinischen Achtecks mit doppelten
und daß diese antiken Säulen, die d
der Anlage bildeten, Ende vorigen
herausgebrochen, und nach Paris trans
Kunstpiraten ihren Raub wieder zurück
dennoch, ein schlechtes Gedächtniß der
schönsten der Säulen zurück, die noch i
sehen werden. Die übrigen nach Aachen
heute noch unaufgestellt geblieben. — Die

Digitized by Google

Register

des

hundert fünften bis hundert achten Bandes.

A.

n, Bedeutung dieses Wortes, A. B. 34.
er Dom, der, CVIII. A. B. 83.
a, die Stadt, CVI. 77.
e Stadt, CVI 83.
t Piroghli's Stamm, CV.
, ein District der Mysier, CVI. 51.
der Fluß, CVII. 34.
die Ruinen, CV. 27.
der Lexicographe, CV. 36.
, Carl Ernst, Schauspiel- Königsberg, CV. 163.
nry W.: The plains of Troy CV. 1. — CVI. 51.
Paschalik, CVI. 92.
Stadt, CVI. 105.
an, der Gott, CVII. 61.
en, Ott von, Maximi- ter Feldzeugmeister, CVII.
die Kunst der, CVIII.
über dessen Prometheus, essen gefesselter Prome- Schömann, CVIII. 198.
die, CVII. 37.
Reisen in, CVII. 1.
ar, CV. 29.
oire de l'Art Sculpt.,
, CVII. 56.
lliam Francis: Travels Asia Minor, CV. 1.
das alte Cordyle,
80.
CVI. 47.
schukische Sultan,
a, der Sultan,
lte Philadelphia,
von Oesterreich,
, Bischof von
gobarden, CVI.
Werdenberg,
II. A. B. 40.
, CVIII. 165,
Alfenz, der Fluß in Vorarlberg, CVI. A. B. 36.
Alban, ein Tanz in Afghanistan, CVII. 6.
Alinda, das alte, CVI. 88.
Allatius, Leo, CV. 291.
Allegri's Miserere, CV. 208.
Almalü, die Stadt, CVI. 90.
Altach, die Pfarre, CVI. A. B. 35.
Altunßunköpri, der Fluß von, CVI. 75.
Amadeddin Sengi, der große Ata-bege, CVI. 77.
Amalia, die Landgräfin von Hessen, CVI. 16.
Amasia, Strabo's Vaterstadt, CV. 19.
Amaßra, das alte Amastria, CV. 13.
Ambrosius, der heilige, dessen Altar zu Mailand, CV. 74.
Amelesagoras aus Chalcedon, CVI. 25.
Amuria, die Geburtsstadt des Kaisers Theophilos, CVI. 101.
Anasarba, die Stadt, CVI. 103, 106.
Anava, der See, CV. 28.
Anchiala, die Stadt, CVII. 35.
Ancyra, das phrygische, CV. 9.
Andchu, in Afghanistan, CVII. 22. — Hier starb der Reisende Moorcroft, CVII. 47.
Andeval, in Kleinasien, CVI. 57.
Andron von Halikarnaß, CVIII. 21.
Androtio, CVIII. 23.
Angora, die Stadt, CVI. 51.
Anna Bullen, Königin von England, ein Trauerspiel von Waiblinger, CV. 212.
Antiochus, des, Fragmente, CVI. 24.
Antiochus von Syrakus, CVI. 48.
Antoninus Liberalis, CV. 287.
Aohormizd IV., die Münzen dieses Königs, CVI. A. B. 28.
Apamea Cibotus, das alte, CV. 41.
Apelles, CVIII. 142.
Aphrodisias, das alte, CVI. 85.
Apollodorus, CV. 279.
Arabische Statthalter, CVI. A. B. 7. — Deren Münzen, CVI. A. B. 12, 18.
Ardschisch, der Berg, CVI. 54.
Ardust, der Berg, CVI. 59.
Ariarathes, König, CVI. 62.
Aristarchus, der Grammatiker, CV. 279.
Aristeas Proconnesius, CVI. 25.
Aristophanes Vögel, CVI. 123. — Dessen Lustspiele, übersetzt von Hieronymus Müller, CVIII. 223.

Digitized by Google

des Originals der Architecturgeschichte ein großer Dienst geleistet werden könnte, wenn es mit Erklärung der auf demselben enthaltenen Einzelnheiten im Facsimile herausgegeben würde.

Diesem Wunsche ist von dem um die Geschichte seines Vaterlandes hochverdienten Präsidenten der antiquarischen Gesellschaft in Zürich als Herausgeber vorgenannten Werkes entsprochen worden. Der Plan, obgleich im verkleinerten Maßstabe, gibt Umrisse und Schrift auf's Genaueste wieder.

Was die dem Plane beigegebenen Erläuterungen betrifft, so wurde der erste Theil derselben, nämlich die Skizze von St. Gall's Leben und von der Gründung und Entwicklung des Klosters der Vita S. Galli, Vita S. Ottmari, der Casus S. Galli von Ratpert u. s. w., ferner einigen Schriften, die sich bei Canisius, Mabillon und Andern abgedruckt finden, entnommen. Bei der Erklärung der Einzelnheiten der Klosteranlage sind die Notizen, welche Stiplin und von Arx in Handschrift hinterließen, benutzt worden.

Der vorliegende Plan scheint übrigens nicht eigentlich für Ausführung bestimmt gewesen zu seyn. Er ist vielmehr, und hierin besteht eben sein großer Werth, ein Musterplan für ein reiches bevölkertes Kloster.

Register

des

hundert fünften bis hundert achten Bandes.

A.

Aachen, Bedeutung dieses Wortes, CVI. A. B. 34.
Aachener Dom, der, CVIII. A. B. 81, 82, 83.
Aamadia, die Stadt, CVI. 77.
Aani, die Stadt, CVI. 83.
Aaschiret Piroghli's Stamm, CV. 38.
Abasitis, ein District der Mysier, CV. 9. — CVI. 51.
Abipatu, der Fluß, CVII. 34.
Acharaka, die Ruinen, CV. 27.
Achteri, der Lexicographe, CV. 36.
Ackermann, Carl Ernst, Schauspieldirector aus Königsberg, CV. 163.
Acland, Henry W.: The plains of Troy illustrated, CV. 1. — CVI. 51.
Adana, das Paschalik, CVI. 92.
Adana, die Stadt, CVI. 105.
Adi Brahman, der Gott, CVII. 61.
Aechtertingen, Ott von, Maximilians I. oberster Feldzeugmeister, CVII. 74.
Aegypter, die Kunst der, CVIII. 125.
Aeschylus, über dessen Prometheus, CVI. 128. — Dessen gefesselter Prometheus von G. F. Schömann, CVIII. 198.
Afghanen, über die, CVII. 37.
Afghanistan, Reisen in, CVII. 1.
Afiun Karahissar, CV. 29.
d'Agincourt, Histoire de l'Art Sculpt., CV. 93.
Aiber's Aprikosen, CVII. 56.
Ainsworth, William Francis: Travels and researches in Asia Minor, CV. 1. — CVI. 51.
Akdschekalaa, das alte Cordyle, CV. 22.
Akropolis, CVI. 86.
Akusilaos, über, CVI. 47.
Alaeddin, der seldschukische Sultan, CV. 34.
Alaeddin-Beidha, der Sultan, CVI. 57.
Alaschehr, das alte Philadelphia, CV. 26.
Albert II., Herzog von Oesterreich, CVI. 240.
Albertus Magnus, Bischof von Regensburg, CVI. 6.
Alboin, König der Longobarden, CVI. 4.
Albrecht III., Graf von Werdenberg, Herr von Pludenz, CVII. A. B. 40.
Alexander IV., Papst, CVIII. 165, 167, 168.
Alfenz, der Fluß in Vorarlberg, CVI. A. B. 36.
Alban, ein Tanz in Afghanistan, CVII. 5.
Alinda, das alte, CVI. 88.
Allatius, Leo, CV. 291.
Allegri's Miserere, CV. 208.
Almalü, die Stadt, CVI. 90.
Altach, die Pfarre, CVI. A. B. 35.
Altunßunköpri, der Fluß von, CVI. 75.
Amadeddin Sengi, der große Atabege, CVI. 77.
Amalia, die Landgräfin von Hessen, CVI. 15.
Amasia, Strabo's Vaterstadt, CV. 19.
Amaßra, das alte Amastria, CV. 13.
Ambrosius, der heilige, dessen Altar zu Mailand, CV. 74.
Amelesagoras aus Chalcedon, CVI. 25.
Amuria, die Geburtsstadt des Kaisers Theophilos, CVI. 101.
Anasarba, die Stadt, CVI. 103, 106.
Anava, der See, CV. 28.
Anchiala, die Stadt, CVII. 35.
Ancyra, das phrygische, CV. 9.
Andchu, in Afghanistan, CVII. 22. — Hier starb der Reisende Moorcroft, CVII. 47.
Andeval, in Kleinasien, CVI. 67.
Andron von Halikarnaß, CVIII. 21.
Androtio, CVIII. 23.
Angora, die Stadt, CVI. 51.
Anna Bullen, Königin von England, ein Trauerspiel von Waiblinger, CV. 212.
Antiochus, des, Fragmente, CVI. 24.
Antiochus von Syrakus, CVI. 48.
Antoninus Liberalis, CV. 287.
Aohormizd IV., die Münzen dieses Königs, CVI. A. B. 28.
Apamea Cibotus, das alte, CV. 41.
Apelles, CVIII. 142.
Aphrodisias, das alte, CVI. 85.
Apollodorus, CV. 279.
Arabische Statthalter, CVI. A. B. 7. — Deren Münzen, CVI. A. B. 12, 18.
Ardschisch, der Berg, CVI. 64.
Ardust, der Berg, CVI. 69.
Ariarathes, König, CVI. 62.
Aristarchus, der Grammatiker, CV. 279.
Aristeas Proconnesius, CVI. 25.
Aristophanes Vögel, CVI. 123. — Dessen Lustspiele, übersetzt von Hieronymus Müller, CVIII. 223.

Arneth, Jos., dessen Beschreibung des Niello-Antipendiums zu Klosterneuburg, CV. 70. — Dessen Synops. num. Rom., CVIII. A. B. 50. — Dessen zwölf röm Militärdiplome, CVIII. A. B. 67.
Arnim, der sächsische Feldmarschall, CVIII. 31.
Arnold von Bruck, der Tonsetzer, CVII. 78.
Arnulph I., Herzog von Baiern, CVI. 5.
Artahschetr, die Münze dieses Königs, CVI. A. B 32.
Arycanda, die Stadt, CVI. 89.
Asani, die Ruinen von, CV. 34.
Asiago, die Mundart von, CVIII. A. B. 33.
Asmabäon, die dem Jupiter heilige Quelle, CVI. 58.
Asopos, der Fluß, CV. 28.
Aspendos, die Stadt, CVI. 92.
Assos, Mysiens wichtigste Stadt, CV. 7.
Ateiro, der Berg, CVI. 84.
Athen's Topographie von W. M. Leake, CVII. 258.
Atkinson, James: The expedition into Afghanistan, CVII. 1. — Sketches in Afghanistan, CVII. 1.
Atschikseije, die, CVII. 9.
Atthiden, die, CVIII. 19, 20.
Attok, der Fluß, CVII. 82.
Au (in der), im innern Bregenzerwalde, die Mundart daselbst, CVIII. A. B. 30.
Aufelder-Tobel, der, CVII. A. B. 27.
August I., Churfürst von Sachsen, CVI. 13.
Augusta Trevirorum, die Stadt, CVIII. A. B. 65.
Aulocrene, CV. 41.
Aurel, Marc, CVIII. A. B. 65.

B.

Baalbek, CVI. 93.
Babylons Ruinen, CVI. 73.
Badusepaniden, die, CVI. A. B. 8.
Bafra, die Stadt, CV. 24.
Bahram IV, Tschubin, die Münze dieses Königs, CVI. A. B. 29.
Baiburt, das Schloß, CVI. 83.
Baindir, die Stadt, CV. 26.
Bakács von Erdöd, Thomas, Primas von Ungarn, CVII. 74.
Balabagh, die Stadt, CVII. 54.
Balabeg, der Top, CVII. 37.
Balkasiku, die Ruinen von, CVI. 92.
Bamian, die Stadt, CVII. 10.
Banissius, Jakob, Rath und Sekretär des Kaisers Maximilian I., CVII. 66.
Banner, der schwedische Feldherr, CVII. 175 — 179.
Baratra, das alte, CV. 37.
Barclay de Tolli, General, CVI. 12.
Barikseije, die Dynastie der, CVII. 31.
Bartan, das alte Claudianopolis, CV. 12.
Barthold, F. W.: Geschichte des großen deutschen Krieges vom Tode Gustav Adolf's an, mit besonderer Rücksicht auf Frankreich, CVI. 169. — CVII. 144. — CVIII. 29. — Dessen Römerzug König Heinrichs von Lützelburg, CVI, 243.
Bartsch: le Peintre Graveur, CV. 77.
Barunrengtasch, der Fluß, CVII. 21.
Basardschik Owa, die Ebene, CVI. 67, 68.
Basel, Beiträge zur Geschichte von, CV. 250. — Der Münster daselbst, CV. 251.
Bastard, Graf August, dessen Bildwerk: Peintures des manuscrits depuis le 4ème au 16ème siècle, CV. 71.
Bawendiden, die, CVI. A. B. 8.
Baziel, Alpe bei Zürs, CVI. A. B. 43.
Behr's, des Sultans, Grabmal, CVII. 27, 36.
Bechstein's deutsches Museum, CV. 71.
Beck, Ferdinand, Schauspieldirector von Dresden, CV. 263.
Bedachschan, CVII. 59.
Beda-Weber, das Land Tirol, CVI. A. B. 37.
Bedrghasir, das Schloß, CVI. 100.
Bedschawra, am Ufer des Repriri, CVII. 50.
Beethoven, der Tonkünstler, CVI. 9.
Begabde, die Ruinen von, CVI. 69.
Begran, die Stadt, CVII. 17.
Begschehr, der See von, CV. 41, 42.
Beiram, das türkische, CV. 8.
Beiaf Rischi, der Genius, CVII. 51.
Bela, König von Ungarn, CVIII. 167.
Belan, der Ort, CVI. 100.
Belfort, das Gericht, CV. A. B. 5.
Bendern, die Pflegey, in Wallis, CVII. A. B. 11.
Berdurrani, die, CVII. 9.
Beregszászi, Paul: Ueber die Aehnlichkeit der hungarischen Sprache mit den morgenländischen, CVII. 135.
Bergk, Theodorus: Poetae Lyrici Graeci, CV. 97.
Bergmann, Jos.: Medaillen auf berühmte Männer des österr. Kaiserstaates, vom sechzehnten bis zum neunzehnten Jahrhundert, CVII. 59. — Ueber die freien Walliser oder Walser in Graubünden und Vorarlberg, CV. A. B. 1. — CVI. A. B. 34. — CVII. A. B. 1. — CVIII. A. B. 1.
Bernhard, Herzog von Kärnthen, CVIII. 183.
Bernhard von Weimar, CVI. 205. — CVII. 168, 170, 172.

Bernward, Bischof von Hildesheim, CVI. 11.
Beyer, Wenzel, Brunnenarzt zu Karlsbad, CVII 79.
Bibi Nani, der Berg, CVII. 33.
Bihet, der Fluß, CVII. 52.
Bildende Künste, Geschichte derselben, von Karl Schnaase, CVIII. 115.
Bion von Proconnesus, CVI. 25, 26.
Birsbert, das Gränzschloß Armeniens, CVI. 103.
Bithynien, über, CV. 10.
Bithynium, das alte, CV. 12.
Blumeneck, die Herrschaft, CVI. A. B. 48, 50. — CVII. A. B. 7.
Blücher, Fürst von Wahlstadt, CVI. 12.
Boccaccio, über, CVII. 226.
Böckh, August, dessen Ausgabe von Sophokles Antigone, CVIII. 197.
Boerhave, der Arzt, CVI. 9.
Boghasköi, die Sculpturen zu, CV. 17.
Böhmer, Joh. Friedr.: Regesten Kaiser Ludwig des Baiern; — Fontes Rerum Germanicarum, CVI. 225.
Boisserée, Kaiser-Dalmatica, CV. 93.
Bolz, Valentin, Prediger im Spital zu Basel, ein dramatischer Dichter, CV. 259. — Dessen Pauli Bekehrung und Weltspiegel, CV. 260.
Bonifacius, Erzbischof von Mainz, CVI. 11.
Bopp, Franz: Vergleichende Grammatik des Sanskrit, Zend, Griechischen, Lateinischen, Litthauischen, Gothischen und Deutschen, CV. 43.
Bordo, Leon de la, Voyage en Orient, CV. 1. — CVI. 51.
Brandis, Verena von, CVII. A. B. 9.
Bregenzerwald, der, CV. A. B. 34.
Breitach, der Fluß, CVII. A. B. 29.
Brougham, H. Lord, Historical Sketches of statesmen who flourished in the time of George III., CVIII. 88, 104.
Brusa, am Olympos, die Stadt, CV. 10.
Bucephalia, die Stadt, CVII. 35.
Buchboden, der, CVII. A. B 3, 5.
Budrun (Halikarnassus), CVI. 84.
Bulawadin, das alte Philomidia, CV. 29. — Dessen Felsengräber, CV. 32, 33.
Buonarotti's, Mich. Angelo, Deckengemälde, CV. 206.
Burckhardt, J.: Aus der Jugendgeschichte des Bürgermeisters Johann Rudolph Wettstein, CV. 256.
Burckhardt, L. August, Geschichte der dramatischen Kunst zu Basel, CV. 257. — Die Verfassung der Landschaft Sisgau, CV. 270.
Burdur, die Stadt und der See, CV. 41.
Burhani Katii, CVII. 105.
Burke, der Staatsmann, CVIII. 102.
Burnabad's Gräber, CV. 25.
Burnes, Alexander: Cabool being a personal narrative of a journey to and residence in that city in the years 1836, 1837 and 1838, CVII. 1.
Burnes, James: Narrative of a visit to the court of Sinde at Hyderabad on the Indus, CVII. 1.
Bürs, am Alvierbache nächst Pludenz, CVI. A. B. 46.
Bürs, die Veste, CVII. A. B. 40.

C.

Cadmus von Milet, CVI. 26.
Cadyanda, die Stadt, CVI. 86.
Calderon, über, CV. 210.
Callirrhoe, die Quelle, CVI. 68.
Camesina, Albert, dessen Lithographien des Niello-Antipendiums zu Klosterneuburg, CV. 70.
Canitz, H. v., dessen Leben Wilhelm Waiblingers, CV. 205.
Canning, Lord, CVIII. 109.
Capelli, Ingenieur, CV. 79.
Cappadocien, über, CVI. 54.
Carus, Dr. C. G., Atlas der Cranioscopie, CV. 120. — Goethe, zu dessen Verständniß, CVI. 153.
Castlereagh, Lord, CVIII. 109.
Catacecaumene, die Landschaft, CV. 26.
Caylus, Recueil, CV. 76.
Cellini, Benvenuto, Trattato dell' Oreficeria, CV. 76, 78.
Chaiberi, die, CVII. 7, 8.
Chaiberipaß, der, CVII. 14.
Chairabad, Stadt am Ferchan, CVII. 58.
Chairpur, die Stadt, CVII. 12.
Challant, Isabella von, CVII. 71.
Chalyber, die, CV. 23.
Chanpur, in Afghanistan, CVII. 32.
Charon von Lampsakos, CVI. 38.
Chasu, die Stadt, CVI. 74.
Chatam, Lord, CVIII. 92, 96.
Chatunije, der See, CVI. 74.
Chelidonia, das Cap, CVI. 90.
Chmel's österr. Geschichtsforscher, CV. A. B. 1. — Dessen Materialien zur österr. Geschichte, CVII. A. B. 42.
Choros, der Geburtsort des Geschichtschreibers Niketas, CV. 28.
Chorschid, die Münze mit diesem Namen im k. Kabinet zu Kopenhagen, CVI. A. B. 11.
Chosru I. Nuschirewan, dessen Münzen, CVI. A. B. 25 ff.
Chosru II. Perwiz, die Münzen dieses Königs, CVI. A. B. 29.
Choten, die Stadt, CVII. 21.
Christoph, Cardinal und Bischof von Trient, CVII. 69.
Chronica Monachi Fürstenfeldensis, de Gestis Principum, CVI. 234.
Chronicon de ducibus Bavariae, CVI. 235.
Chulm, die Stadt, CVII. 57.

Churwalhengau, der, CVI. A. B. 35, 36.
Cicero de Orator., CVII. 190, 191.
Cicognara, Leop.: Memorie spettanti alla storia della calcographia, CV. 77.
Cilicien, über, CVI. 91.
Ciullo d'Alcamo, der Dichter, CVII. 222.
Claudius Civilis, Heerführer der Bataver, CVI. 4.
Clemens V., Papst, CVI. 230.
Cles, Leonhard von, Cardinal und Fürstbischof von Trient, CVII. 67.
Climax, die Bergkette des, CVI. 90.
Conversations-Lexicon für bildende Kunst, CVIII. A. B. 80.
Cramer, J. A., Description of Asia Minor, CV. 1. — CVI. 51.
Cranioscopie, von Carus, CV. 120.
Creuzer, Dr., der Gelehrte, CV. 76. — Dessen Symbolik, CVIII. 73.
Cybita, die Stadt, CV. 28.
Cydnus, der Fluß, CVI. 104.

D.

Dabujiden, die, CVI. A. B. 5.
Dalberg, Johann von, Bischof von Worms, CVI. 10.
Damen, die Stämme von, CVII. 7.
Damüls in Vorarlberg, CVI. A. B. 39. — Die Walser daselbst, CVII. A. B. 15. — Die Mundart daselbst, CVIII. A. B. 30.
Dankovszky, dessen Wörterbuch der magyarischen Sprache, CVIII. 60, 63, 64, 79, 80.
Dante, über, CVII. 223.
Davos, über die Bedeutung dieses Namens, CV. A. B. 2. — Mundart der Davoser, CVIII. A. B. 28.
Deir Saafran bei Mardin in Kleinasien, CVI. 70.
Democles von Phigalia, CVI. 26.
Demon, Zeitgenosse des Philochorus, CVIII. 23.
Dera Ghasichan, die Stadt, CVII. 12.
Derende, das Schloß, CVI. 63.
Derra, die Residenz von Bawelchan, dem Häuptling von Bawelpur, CVII. 32.
Diebitsch-Sabalkansky, Graf, CVI. 12.
Dietrich, Bischof von Gurk, CVIII. 161.
Dindorfs Pariser Ausgabe der Antigone, CVIII. 205.
Dio Chrysostomus, CVII. 208.
Diodori Excerpta Vaticana in der Collect. Nov. V. II. Nro. 47. CVI. 31.
Diogenes der Babylonier, der Philosoph, CV. 279.
Dionysius von Halikarnaß, CVII. 190, 197.
Dogauli's phrygische Königsgräber, CV. 31.
Dokimia, das alte, CV. 30.
Dorfman, H., Präfect am k. k. Gymnasium zu Cilli, CVIII. A. B. 73.
Dossenbach, Gabriel, Capitular des Stiftes Einsiedeln, CVII. A. B. 17.
Droysen's Geschichte Alexander des Großen, CVIII. 2, 12, 224.
Dschalita, die Stadt, CV. 22.
Dschamasp, CVI. A. B. 25.
Dschamurtagh, der Berg, CVI. 79.
Dschegdelek in Afghanistan, CVII. 15.
Dschelalabad, die Stadt, CVII. 36, 53.
Dschelaleddin Rumi, der Dichter, CVII. 24.
Dscherdschis, der Prophet, CVI. 7.
Dschesirei Omer, dessen Ruinen, CVI. 69.
Dschesirei Omer, die Stadt, CVI. 80.
Dschihannuma, das, CV. 43. — CVI. 59, 60, 61.
Dschulamerik, die Festung von, CVI. 78.
Ducange, der Gelehrte, CV. 74.
Duchesne: Essai sur les nielles, CV. 76.
Duden, der Fluß, CV. 41. — Dessen Wasserfall, CVI. 91.
Dundas, der Staatsmann, CVIII. 105, 107.
Dünserberg, die Walser am, CVIII. A. B. 15.
Durrani, die, CVII. 7.
Dussieux, L.: Essai historique sur les invasions des Hongrois en Europe, CVII. 230.
Duwir, die Ruinen von, CVI. 87.

E.

Eberhard von Würtemberg, Herzog, CVI. 199.
Eberhart im Bart, Herzog von Würtemberg, CVI. 13.
Echter von Mespelbrunn, Julius, Bischof zu Würzburg, CVI. 10.
Eckhel, der Numismatiker, CVIII. A. B. 50, 64. — Dessen Schedae Ms., CVIII. A. B. 46, 48.
Edlasperg, Ladislaus von, Hansgraf in Oesterreich, CVII. 72.
Eggenberg, zur Geschichte der Fürsten von, CVIII. A. B. 37.
Eichhorn, Ambr., Episcopatus Curiensis in Rhaetia, CVI. A. B. 35.
Eiuk, das turkomannische Dorf, CV. 16.
Elam Kale, das Schloß, CVI. 106.
Elephantine, die Insel. CVI. 93.
Elisabeth, Landgräfin von Thüringen, CVI. 25.
Ellora, die Felsenhöhlen von, CVII. 37.
Emeran, Bischof von Regensburg, CVI. 11.
Enweri, der persische Dichter, CVII. 27.

Engelbert, Erzbischof von Köln, CVI. 11.
Enghien's Tod, CVIII. 95.
Enie, das alte Oenoe, CV. 23.
Ennetbergischen Walser, die, CVII. A. B. 26.
Eötvös, Baron Jos., der ungarische Schriftsteller, CVII, 241.
Ephesus, die Ruinen von, CV. 27.
Ephorus, der Geschichtschreiber, CVII. 186, 201 ff.
Epigraphische Excurse, CVIII. A. B. 46.
Erasmus von Rotterdamm, CVI. 9.
Eratosthenes, CV. 288.
Erdeschir III., die Münzen dieses Königs, CVI. A. B. 32.
Eregli's Ruinen, CVI. 58, 59.
Ergen, die Stadt, CVII. 26.
Ergene, der Paß von, CVII. 67.
Erkenek, der Paß von, CVI 64.
Ernst der Fromme, Herzog von Sachsen-Gotha, CVI. 13.
Eros, über, CV. 140, 142.
Ersch und Gruber's Encyklopädie, CVIII. A. B. 37.
Erserum, die Hauptstadt Großarmeniens, CVI. 81.
Erwin von Steinbach, der Baumeister, CVI. 8.
Eskikalaa, das Schloß, CV. 34.
Esweb, der Fluß, CVI. 100.
Eudemus von Paros, CVI. 26.
Eugeon von Samos, CVI. 26.
Euripides, CVIII. 205.
Eyre, Vincent.: The military operations at Cabul, CVII. 1.

F.

Fatima Kadin, das Grabmal derselben, CVI. 57.
Fechter, Dr. D. A., über Bonifacius Amerbach, CV. 267.
Feldkirch in Vorarlberg, CVI. A. B. 35.
Feldkirch, die Stadt und Burg, CVI. A. B. 47.
Fellows, Charles: A Journal in Asia Minor, CV. 1. — An account of discoveries in Lycia, CV. 1. — CVI. 51.
Ferdinand II., Kaiser, CVII. 155.
Ferdinand III., deutscher König, CVII. 149.
Ferghana, die Stadt, CVII. 20.
Ferhengi Schuuri, CVII. 102, 105, 106.
Ferrario, Monumenti sacri e profani dell' imperiale e reale Basilica di Sant' Ambrogio di Milano, CV. 92.
Feuquières, Marquis von, CVI. 179.
Filias, der alte Fluß Billäus, CV. 12.
Finiguerra, Maso, CV. 76, 78.
Finnen, die, ihr Ursprung, CVII. 233.
Firaki, der Dichter, CV. 37.
Firuskut in Afghanistan, CVII. 37.
Fischer's Schicksale des Stiftes und der Stadt Klosterneuburg, CV. 73.
Flathe's Geschichte von Macedonien, CVIII. 2.
Flims, die Benedictinerabtei zu, CV. A. B. 8.
Fontanella, die Gemeinde, CVII. A. B. 22.
Fontes Rerum Germanicarum, CVI. 225.
Forbiger's Handbuch der alten Geographie, CVI. 33.
Forster's, Karl, Uebersetzung von Torquato Tasso's lyrischen Gedichten, CVI. 219.
Fox, Lord, der Staatsmann, CVIII. 104
Fragmenta Historicorum Graecorum, CVII. 182. — CVIII. 1.
Francis, Sir Philipp, der Staatsbeamte, CVIII. 112.
Frankl, Dr., dessen Sonntagsblätter, CVIII. 88.
Frastanz, das Dorf, CVII. A. B. 6.
Freundsberge, die, CVII. 76, 77.
Freundsberg, Georg von, CVI. 12.
Freytag's Wörterbuch, CV. 145, 147, 149.
Friedrich II., deutscher Kaiser, CVI. 12.
Friedrich Wilhelm, Churfürst von Brandenburg, CVI. 6.
Friedrich Wilhelm I. von Preußen, CVI. 193.
Friedrich der Rothbart, römischer Kaiser, CVI. 12
Friedrich der Schöne von Oesterreich, Kaiser, CVI. 229, 231.
Friedrich der Schöne, Herzog von Oesterreich, CVI. 13.
Friedrich IV., Graf von Toggenburg, CV. A. B. 4.
Friedrich VI., Herr zu Davos und im Prätigau, CV. A. B. 5.
Frisi, Memorie storiche di Monza, CV. 92.
Frommel, G., de Theopompi Epitome Herodotea, CVIII. 3, 10.
Furrer, P. Sigmund, der Sprachforscher, CVIII. A. B. 11.

G.

Gadasena, der Tempel, CVI. 55.
Galatien, CVI. 51.
Gallas, der Feldherr, CVIII. 45.
St. Gallen, Bauriß dieses Klosters von 820, herausgegeben von Ferd. Keller, CVIII. A. B. 83.
Galli, S., Vita, CVIII. A. B. 84.
Gallienus, CVIII. A. B. 63.
Gallus, der Fluß, CV. 34.
Galtür in Tirol, CVI. A. B. 54. — Die verschollenen Walser daselbst, CVIII. A. B. 1, 3. — Die Mundart daselbst, CVIII. A. B. 32.

Garhwa Tschelt, dessen indischer Tempel, CVII. 50.
Garsaura, das Thal, CVI. 55.
Gaugamela, die Ruinen von, CVI. 72.
Gazorium, das, des Periplus, CV. 74.
Gell, der Gelehrte, CV 7.
Gendorf, Christoph von, CVII. 82.
Gengenbach, Pamphilius, dessen Schauspiel: Die zehn Alter dieser Welt, CV. 258. — Dessen Gauchmatt, CV. 258.
Georg III., König von England, CVIII. 90.
Georg, Herzog von Lüneburg, CVII. 181.
Gerandt, Tobias, CVII. 83.
Gerdek Kijasi's phrygische Felsengräber, CV. 32.
St. Gerold, die Propstei, CVII. A. B. 13.
Gersé, das alte Carnsa, CV. 24.
Geschichte der bildenden Kunst von Schnaase, CVIII. 115
Geschichte der griechischen Literatur von K. O. Müller, CVII. 115.
Geschichte der italienischen Poesie, von Dr. E. Ruth, CVII. 211.
Geschichte des großen deutschen Krieges vom Tode Gustav Adolf's an, von F. W. Barthold, CVI. 169. — CVII. 144. — CVIII. 29.
Geschichte des Hauses Habsburg, von Fürst Eduard Maria Lichnowsky, CVIII. 147.
Geschichte Ungarns, CVII. 228.
Ghasna, die Stadt, CVII. 10.
Ghuridan, die Dynastie, CVII. 35.
Giachotti: Sulla Pala d'oro, CV. 93.
Gibbon, E., Geschichte des röm. Reichs, CVIII. A. B. 64.
Gibbs, Sir Vicary, dessen Charakter, CVIII. 101.
Gienger von Rotteneck, Dr. Georg, CVII. 89.
Gildschije, der Stamm der, CVII. 7, 8.
Giller: De situ et origine Syracusarum, CVI. 24.
Gérando, A. de: Essai historique sur l'origine des Hongrois, CVII. 228.
Glaucus, der Fluß, CVI. 87.
Gluck, der Tonkünstler, CVI. 9.
Glyphäos, Dr., der Gelehrte, CVIII. 224.
Gneisenau, Graf Wilh., General, CVI. 22.
Goethe, über, CV. 210. — Zu dessen näherem Verständniß, von C. G. Carus, CVI. 158. — Dessen Metamorphose der Pflanzen, CVI. 162.
Goldsmith's Geschichte der Griechen, CVII. 195.
Gomel, der Fluß, CVII. 15.
Graffs, Dr., Diutiska, CVIII. A. B. 9. — Dessen althochdeutscher Sprachschatz, CVIII. A. B. 19.
Gräffer's, Franz, österr. National-Encyklopädie, CV. 73.
Grant, Sir William, CVIII. 112.
Graubünden, die freien Walser daselbst, CV. A. B. 2.
Gravis-Tobel im Montavon, CVI. A. B. 43.
Gregor X., Papst, CVIII. 186.
Grenville, Lord, CVIII. 105, 106.
Gressoney, die silvische Gemeinde, deren Mundart, CVIII. 27.
Gretserius de cruce Christi, CV. 89.
Griechische Geschichte, CV. 271. — CVI. 17 — CVII. 271. — CVIII. 1.
Griechische Kunst, über, CVIII. 127.
Griechische Literatur, Geschichte derselben von K. O. Müller, CVII. 115.
Griespeck, Florian von, CVII 82.
Gropp: Collectio novissima Scriptorum Wirceburgensium, CVI. 238.
Grotius, Hugo, der Gelehrte, CVI. 9.
Gruter, CVIII. A. B. 46, 48.
Guenebault: Dictionnaire Iconographique des Monumens de l'antiquité chrétienne et du moyen âge, CV 71.
Guericke, Otto von, Erfinder der Luftpumpe, CVI. 9.
Guignes Histoire des Huns, CVII. 219.
Gulek in Cilicien, CVI. 92.
Guler von Weineck, Landammann auf Davös, CVI. A. B. 36.
Gümischchane in Kleinasien, CV. 22. — Die Silberminen daselbst, CVI. 83.
Gurtepol im Thale Montavon, CVI. A. B. 43.
Gustav Adolf, König von Schweden, CVI. 13, 169.
Guttenberg, Johann, der Erfinder des Buchdruckens, CVI. 9.
Gyarmathi: Affinitas linguae Hungaricae cum linguis Fennicae originis, CVII. 235.
Gyres, der Fluß, CVI. 102.

H.

Habsburg, des Hauses, Geschichte, von Fürst Ed. M. Lichnowsky, CVIII. 147.
Hadrian, Kaiser, CVIII. A. B. 63.
Hadschi Begtasch, CVI. 55.
Hafis Pascha's Niederlage bei Nesib, CVI. 64.
Hagenauer, Friedrich, der Bildhauer, CVII. 87.
Haggenmüller's Geschichte der Stadt und gefürsteten Grafschaft Kempten, CVII. A. B. 21.
Hajat, der Karawanenführer, CVII. 11.
Haleb, das Paschalik, CVI. 92.
Haliczky, Custos, CVIII. A. B. 70.
Halikarnassus, CVI. 83.

Haller, Albrecht von, der Arzt und Dichter, CVI. 7.
Hallwyl, Hans von, CVI. 11.
Halyattes, des, Grab, CV. 26.
Hamid, die türkische Landschaft, CV. 39.
Hamilton, William J., Researches in Asia Minor, CV. 1. — CVI. 51.
Hammer-Purgstall: Zeitwarte des Gebetes in sieben Tageszeiten, CVIII. 144.
Hamsa, im Sandschak Tschorum, CV. 14.
Händel, der Tonkünstler, CVI. 9.
Handelsverkehr, der, Oesterreichs, CV. 151.
Hanna, Martin de, CVII. 99.
Hansiz Germania sacra, CVIII. 186.
Hasankalaa, der Ort, CVI. 82.
Hauslab, Oberst, CVII. A. B. 27.
Haydn, der Tonkünstler, CVI. 4.
Hebbel's Trauerspiele: Judith und Genoveva, CVII. 244. — Dessen Trauerspiel: Maria Magdalena, CVIII. 187.
Heeren, de fontibus vitar. Plutarchi, CVII. 193.
Heideloff und Neumann, der christliche Altar, CV. 74.
Heiligenberg, die Grafschaft, CVI. A. B. 52.
Heimhofen, die Herren von, Besitzer von Tannheim, CVII. A. B. 32.
Heinrich II., Kaiser, CV. 251.
Heinrich III., röm. Kaiser, CVI. 12.
Heinrich, Bischof von Chiemsee, CVIII. 166.
Heinrich der Finkler, Deutschlands König, CVI. 12.
Heinrich der Löwe, Herzog von Sachsen, CVI. 13.
Heinrich, Herzog von Baiern, CVIII. 176.
Heinrich, Herzog von Kärnthen, CVI. 251.
Heinrich von Ofterdingen, der Sänger, CVI. 8.
Heinse, Wilhelm, der Schriftsteller, CVI. 2.
Hekatäus von Milet, der Geschichtschreiber, CVI. 28, 31.
Hekikiari. der Stamm, CVI. 78.
Hellenika, die, CVIII. 4, 10
Hellespont, der, CV. 6.
Henlein, Peter, Erfinder der Sackuhren, CVI. 9.
Heraclitus, CV. 289.
Herganfalaa, die Ruinen von, CVI. 101.
Heribert, Erzbischof von Köln, CVI. 11.
Hermann's, K. Friedr., Geschichte der platonischen Philosophie, CVII. 189. — Dessen dritte Ausgabe der Antigone, CVIII. 214.
Hermann von Salza, Hochmeister des deutschen Ordens, CVI. 13.
Herodot, CVI. 30. — CVII. 181, 187. CVIII. 208.
Hersek in Kleinasien, CV. 34.
Herzog, J. J., dessen Christoph von Uttenheim, Bischof von Basel, CV. 252.
Hesare, das Land der, CVII. 22.
Hesiod, CVII. 126
Hesperus, ein Gedicht von Theodor Stamm, CVII. 265
Heußler, Dr. A.: Durchmarsch des Generals Mercy durch den Canton Basel im August 1709, CV. 268.
Hewatije, der Berg, CVI. 74.
Heyberger, Leopold, Burggraf von Wien, CVII. 72.
Heyne, der Gelehrte, CV. 279, 280, 281.
Hierapolis, CV. 27, 28
Hildegard, die Heilige, CVI. 15.
Hindkis, die, CVII. 6.
Hindukusch, das Gebirge, CVII. 39.
Hirsvogel, Augustin, der Künstler, CVII. 98.
Hoheneck, die Herrschaft, CVI. A. B. 34.
Hohenwart, Hanns von, CVII. 85.
Hölderlin, Friedrich, der Dichter, CV. 210.
Homer, CVII. 126.
Hueber's, Blasius, Specialkarte: Provincia Arlbergica, CVI. A. B. 34.
Hutten, Ulrich von, der Dichter, CVI. 7.

J

Jäck, Bibliothekar, CV. 93.
Jäger, Albert, der Engadeiner Krieg im J. 1499, CV. A. B. 8.
Jakob Hannibal II., Graf von Hohenems, CVII. A. B. 24.
Jalowadsch, dessen Ruinen, CV. 39.
Jalysos, das alte, CVI. 84.
Janartagh, die Stadt, CVI. 90.
Jarkend, die Stadt, CVII. 20, 22.
Jasonium, das Vorgebirg Kleinasiens, CV. 23.
Jassos, die Stadt, CVI. 85.
Jassus, das alte, CVI. 83.
Iconium, die Hauptstadt Lykaoniens, CV. 30.
Idiotismen der vorarlbergischen Walser, CVIII. A. B. 18.
Jendschibir's Silberminen, CVII. 69.
Jenischehr, die Stadt im alten Bithynien, CV. 34.
Jeng Erich, die Stadt, CVII. 67.
Jerebathan, CVI. 55.
Jesdem, der Ort, CVI. 76.
Jesid, der Chalife, CVI. 76.
Igirder, die See, CV. 39. — Die Stadt, CV. 40.
Ilistra, das alte, CV. 43.
Ilmol-kiafet, die, CVII. 22.
Inder, die Kunst der, CVIII. 115. — Die Malerei derselben, CVIII. 119.
Innocenz IV., Papst, CVIII. 157.
Innocenz VIII., Papst, CVII. A. B.
Inöni's Höhlen, CV. 33.

Johann, König von Böhmen, CVI. 229.
Johann XXII., Papst, CVI. 230.
Johann Philipp, der Rheingraf, CVI. 161.
Johann von Werth, CVII. 151.
Jonas, der Prophet, CVI. 71.
Jonien, über, CV. 25.
Jörger, Wolfgang von, Landeshauptmann von Oberösterreich, CVII. 86.
Jorus, das Vorgebirge Kleinasiens, CV. 22.
Joseph I., Kaiser, CV. 269.
Joseph II., Kaiser, CVI. 13.
Iran, des östlichen, indo-persische Münzen, CVI. A. B. 22.
Iris, der Fluß, CV. 20.
Isaurien, CV. 39.
Isbarta, die Stadt, in der türkischen Landschaft Hamid, CV. 39.
Ischgler-Mundart, die, CVIII. A. B. 32.
Iskenderun (Alexandrette), CVI. 100.
Ispir, das Schloß, CVI. 83.
Istalif, die Stadt, CVII. 15.
Istanos, das Städtchen, CVI. 52.
Ister, der Grammatiker, Poet und Historiker, CVIII. 26.
Italienische Poesie, deren Geschichte von Dr. Ruth, CVII. 211.
Judenverfolgung, die große 1338, CVI. 255.
Jusuffeiie, die, CVII. 7, 9.
Juvenal, CVIII. A. B. 50.

K.

Kabul, die Stadt, CVII. 8, 10, 11, 36.
Kabulistan, CVII. 4.
Kadmus, der Berg, CV. 28.
Kadphises, des baktrischen Königs Grabmal, CVII. 27.
Kaißariie, die Stadt, CVI. 61.
Kaistros, die Ebene des, CV. 37.
Kalaa Scherkat, die Ruinen von, CVI. 73.
Kalabagh, die Stadt, CVII. 13.
Kalikas, in Kleinasien, CV. 35.
Kaltenbäck's österr. Zeitschrift für Geschichts- und Staatskunde, CV. A. B. 1. — CVIII. 10.
Kant, der Philosoph, CVI. 9.
Kanut der Große, CVI. 3.
Kapuli-Tagh, die christlichen Gräber daselbst, CV. 32.
Karabunar, das alte Baratra, CV. 37.
Karahißar, in Kleinasien, CVI. 60.
Karakede, die Stadt im Pontos, CV. 16.
Kara Ondschaßu, der Fluß, CV. 24.
Karien, über, CVI 83.
Kariniden, die, CVI. A. B. 9.
Karl der Große, Kaiser, CVI. 6. — CVIII. A. B. 81, 83.
Karl V, deutscher Kaiser, CVI. 12.
Karl der Hammer, Herzog von Franken, CVI. 4.
Karl, König von Frankreich, CVI. 231.
Karl von Lothringen, Herzog, CVI. 12.
Karl X., König von Schweden, CVI. 13.
Karoli quarti, imperatoris, Vita, CVI. 237.
Karß, die Festung, CVI. 82.
Kasowa, das Thal, bei Tokat, CV. 22.
Katharina, Gräfin von Werdenberg-Heiligenberg, CV. A. B. 6.
Keikawus, Schah, CVII. 101.
Keller, Ferdinand, Bauriß des Klosters St. Gallen, CVIII. A. B. 83.
Kephalon, der Geschichtschreiber, CVI. 26.
Keraßunt, das, Xenophons, CV. 23.
Kjada, das syrische, CVI. 77.
Kjafiren, die, CVII. 19.
Kjafiristan's Bewohner, CVII. 54.
Kjaschghar, die Stadt, CVII. 20, 21.
Kilidsch Irmak, der alte Lykos, CV. 12
Kiraili, der See von, CV. 42.
Kirchberg, Eberhard, Graf von, CV. A. B. 6.
Kisfaludy, Carl, der ungarische Dichter, CVII. 239.
Kjure in Kleinasien, CV. 15.
Klearchos, CV. 276
Kleimayrn's Juvavia, CVIII. 186.
Kleinasien, über, CV. 2. — CVI. 51.
Klemm's, Gustav, allgemeine Kulturgeschichte der Menschheit, CVI. 206.
Klemm, J. E., die magyarische Sprache, CVIII. 63.
Klitodemus, CVIII. 27.
Klosterneuburg, des Stiftes, Niello-Antipendium, von Nicolaus aus Verdün, CV. 70.
Knidos, das alte, CVI. 83.
Koblach, die Pfarre in Vorarlberg, CVI A. B. 35.
Kodschak, der Paß, CVII. 34.
Kolnpock, Nicolaus, CVII. 90.
Koloffa's Lage, CV. 28.
Konia, die Stadt, CV. 30.
Königsmark, Johann Christian von, CVII. 169.
Konrad II., der Salier, deutscher Kaiser, CVI. 12.
Koteki, in Afghanistan, CVII. 32.
Kotschhißar in Kleinasien, CV. 38.
Krafft, Albrecht, über des Prof. Dr. Justus Olshausen Entzifferung der Pehlewi-Legenden auf Münzen, CVI. A. B. 1.
Kraus, Daniel: Die bürgerlichen Unruhen in der Stadt Mühlhausen in den Jahren 1586 und 1587, CV. 264.
Krieg, der dreißigjährige, CVI. 177.
Krumbach ob Holz, die Curatie, CVII. A. B. 28.

Digitized by Google

Ktesias. CVII. 183.
Kugler, Dr., Franz, Kunstgeschichte, CV. 133.
Kula, die Stadt, CV. 35.
Kulturgeschichte der Menschheit, von Gustav Klemm, 106.
Kundebli, die phrygischen Königsgräber daselbst, CV. 31.
Kunduf, die Bewohner von, CVII. 18.
Kunstgeschichte, von Carl Schnaase, CV. 133. — Von Kugler, CV. 133.
Kurz, der Geschichtsforscher, CVIII. 154.
Kutahiie, das alte Cotyarum, CV. 36.
Kutscheit's Diöcesan- und Gaukarte von Deutschland, CVI. A. B. 35.
Kütükli, die alte Burg, CVI. 105.

L.

Laaz bei Nüziders, CVI. A. B. 43.
Labus, di un' epigrafe Latina scop. in Egitto, CVIII. A. B. 66.
Lachmann, Karl, über die Ilias. CVII. 118.
Ladik in Kleinasien, CV. 30.
Ladislav, König, eine Urkunde von ihm, welche zu Bologna aufbewahrt wird, CVI. A. B. 57.
Ladritsch, bei Fontanella, CVI. A. B. 43.
Lamas, die Gräber von, CVII. 54.
Lambacher, der Geschichtsforscher, CVIII. A. B. 154.
Laranda, das alte, CV. 43.
Larchane, die Stadt, CVII. 11.
Lasen, die, Gebirgsbewohner Kleinasiens, CV. 22.
Laterns, die Walser auf, CVII. A. B. 15.
Laternserthal, das, CVII. A. B. 17.
Lawrence, Doctor, CVIII. 112.
Lazius, CVIII. A. B. 67.
Lazuz, kleiner See hinter Maruol, CVI. A. B. 43.
Leake, W. Martin, der Gelehrte, CV. 7. — Dessen Topographie Athens, CVII. 158.
Leble, Johann, CVII. 89.
Lechthaler Mundart, die, CVIII. A. B. 31.
Lefke, die Stadt, in Bithynien, CV. 34.
Leibnitz, Gottfr. Wilh. Freih. von, der Gelehrte, CVI. 7.
Leopold VII., Herzog von Oesterreich, CVII. 13.
Leopold, Herzog von Oesterreich, CVI. 131.
Leopold der Glorreiche, Herzog von Oesterreich, CV. 72.
Leopold Wilhelm, Erzherzog von Oesterreich, CVII. 169.
Lersch, Dr. L., Centralmuseum rheinl. Inschriften, CVIII. A. B. 67.
Lessing, drr Gelehrte, CVI. 8.
Libyssa, das alte, CV. 11.
Lichnowsky, Fürst Eduard Maria, Geschichte des Hauses Habsburg, CVIII. 147.
Lichtenhahn, Karl, die Säcularfeier der Klöster und Stifter Basels, CV. 154.
Lichtenstern's, Freih. v., Handbuch der Geographie des österr. Kaiserstaates, CVI. A. B. 35.
Liechtenstein, das souveraine Fürstenthum, CVI. A. B. 35.
Linos, der Sänger, CVII. 124.
Liverpool, Lord, CVIII. 109.
Lodron, Paris, Erzbischof zu Salzburg, CVI. 10.
Löffelspitz, die Alpe, CVI. A. B 41.
Lori's Geschichte des Lechrains, CVII. A. B. 33.
Loudon, Feldmarschall, CVI. 12.
Loughborough, Lord, CVIII. 100.
Loxan, Georg von, CVII. 80. — Katharina von Loxan, CVII. 81.
Ludlau, Paul von, CVII. 85.
Ludovici quarti, imperatoris, Vita, CVI. 135.
Ludwig der Baier, Kaiser, CVI. 13. — Dessen Regesten, CVI. 115.
Ludwig I., Königs von Baiern: Walhallas Genossen, CVI. 1.
Ludwig XIII., König von Frankreich, CVI 187. — CVII. 149.
Ludwig XIV., König von Frankreich, CVII. 147.
Ludwig, König von Ungarn, CVI. 158.
Lutz, der Fluß in Vorarlberg, CVI. A. B. 37.
Lycien, über, CVI. 85.
Lydien, über, CV. 15.
Lykaonien, über, CV. 18.
Lyrnessos, das alte, CV. 9.

M.

Mäder, die Pfarre, CVI. A. B. 35.
Madruzze, das Geschlecht der, CVII. 69.
Magnesia am Sipylus, CV. 16.
Magyarische Sprache, die, von J. E. Klemm, CVIII. 63.
Mahdio, der indische Gott, CVII. 19.
Maiaferkin, das Martyropolis der Byzantiner, CVI. 75.
Maienfeld, die Herrschaft, CV. A. B. 7.
Makariuswüste, CVI 93.
Makri, die Stadt, CVI. 86.
Malatia, die Stadt, CVI. 63.
Manias, der See, CV. 9.
Mänikala, der Top, CVII. 37.
Manikyala, in Afghanistan, CVII. 53.
Mansfield, Lord, CVIII. 101.
Marghella, der Paß, CVII. 53.
Marchur, der Schlangenfresser, CVII. 35.
Maria, die Gemahlin Erzherzogs Karl von Oesterreich, CVI. 15.

Digitized by Google

Maria Theresia, die Kaiserin, CVI. 7, 15.
Marobod, der Markomannen-Häuptling, CVI. 4.
Martin, St., bei Ludesch, CVII. A. B. 2.
Martius, Galeottus, Bibliothekar Königs Mathias Corvinus, CVII. 73.
Maruol, das Thal, CVII. A. B. 2.
Masisa, in Cilicien, CVI. 99.
Mastaura, die Ruinen von, CV. 27.
Mathon, bei Schams in Graubünden, CVI. A. B. 43.
Matt, Joseph, Pfarrverwalter zu Damüls, CVII. A. B. 20.
Maximilian I., deutscher Kaiser, CVI. 12. — Eine Urkunde von demselben von 1496, CVI. A. B 56.
Maximilian I., Churfürst von Baiern, CVI. 13.
Mechthildis, die Königin von Deutschland, CVI. 15.
Medaillen berühmter Männer Oesterreichs von Jos. Bergmann, CVII. 59
Melandri, Prof.; CV. 79.
Melet Irmak, der Fluß, CV. 23.
Melitsch, der Fluß, CV. 24.
Melly's Beiträge zur vaterländischen Geschichte aus Italien, CVI. A. B. 55.
Memloha, der See, CV 39.
Memminger's Beschreibung des Oberamtes Ravensburg, CVI. A. B. 44. — CVII. A. B. 12
Menecrates Elaïtes, CVI. 27.
Menteschа, das Sandschak, CVI. 88.
Menzel, Wolfgang, dessen mythologische Forschungen, CV. 125.
Merawallah, der Berg, CVII. 25.
Mesari, der Stamm, CVII. 12.
Meschkara, im Sandschak Nikde, CVI. 55.
Messagis, das heutige Kestanetaghi, CV. 26.
Meyern's, W. Dr., hinterlassene kleine Schriften, CVI. 107.
Mezzofanti, über die ungarische Sprache, CVIII. 88.
Michaelis de Leone canonici Herbipolensis Annotata historica, CVI 238.
Midas, des, Grab zu Nakoleia, CV. 31.
Mionnet: Médailles antiques Grecques et Romaines, CVII. 258.
Mirabeau, CVIII. 114.
Mittelberg oder das untere Walserthal, CVII. A. B. 29. — Die Mundart daselbst, CVIII. A. B. 31.
Mohammed's I. Grabmal, CV. 11.
Mohammed Ekber, ein Sohn Dost Mohammed's, CVII 39.
Mohl, Jules: Le livre des rois par Aboul Kasim Firdousi, CVII. 101. — Dessen Schahname, CVII. 3, 4.
Moldau, die Ungarn daselbst, CVII. 143.
Montavon, die Walser in, CVII. A. B. 38. — Die Mundart daselbst, CVIII. A. B. 32.
Montfaucon, der Gelehrte, CVIII A. B. 61.
Montzapon, die Alpe, CVI. A. B. 38
Monumenta Celejana, CVIII. A. B. 46.
Moorcroft, William: Travels in the Himalayan provinces of Hindustan and the Panjab in Ladakh and Kashmir, CVII. 1.
Moritz von Sachsen, Graf, französischer Marschall, CVI. 2, 12.
Möser, Justus, der Gelehrte, CVI. 9. — CVII. 185.
Motraaßim, der Chalife, CV. 37.
Mozart, der Tonkünstler, CVI. 9.
Muchar, Geschichte der Steiermark, CVIII. A. B. 46, 47, 48, 62.
Mühldorf, der Streit zu, 1322, CVI. 235. — Die Synode daselbst, CVIII. 157.
Müller, Hieronymus, dessen Uebersetzung der Lustspiele des Aristophanes, CVIII. 223.
Müller, J.: Ueber den Ursprung des Namens Pehlewi, CVI. A. B. 2.
Müller's, K. O., Handbuch der Archäologie der Kunst, CV. 76. — Dessen Prolegomena zur Mythologie, CVI. 30. — Dessen Geschichte der griechischen Literatur bis auf das Zeitalter Alexanders, CVII. 115.
Müller's Schweizergeschichte, CVII. A. B. 4.
Mulleri, Car. et Theod.: Fragmenta Historicorum Graecorum, CV. 271. — CVI. 17. — CVII. 182. — CVIII. 1.
Multan, die Hauptstadt der Malli, CVII. 24.
Mumia, die berühmte persische, von Schiraf, CVII. 25
Münch's, Dr. Ernst, Geschichte des Landes und Hauses Fürstenberg, CVI. A. B. 50.
Münster's Cosmographie, CVI. A. B. 38.
Münzen von Thaberistan, CVI. A. B. 3, 4, 10. — Münzen der arabischen Statthalter, CVI. A. B. 12. — Die Münzen arabischer Statthalter in Persien, CVI A. B. 18. — Indo-persische Münzen des östlichen Iran, CVI. A. B. 22. — Die Münzen der letzten Sasaniden, CVI. A. B 24.
Muradßu, der, CVI. 66.
Murner, Thomas, dessen Gauchmatt, CV. 258.
Musäos, der Sänger, CVII. 125.
Mussati, Albertini, Ludovicus Bavarus, CVI. 236.
Myra, dessen Felsengräber, CVI. 89.
Mysien, CV. 1.
Mythologische Forschungen von Wolfgang Menzel, CV. 125.

N.

Nabuchodonosor's Pallast, CVI. 73.

Digitized by Google

Nadirschah, die Ruinen von, CVII. 34.
Nakoleia, das alte, CV. 31.
Necker, der Staatsmann, CVIII. 113.
Nesib, die Schlacht von, CVI. 68.
Neugart, Episcopat. Constant., CVI. A. B. 35. — Dessen Cod. Diplom. Alemanniae, CVII. A. B. 16.
Neumontfort, die Ruine, CVI. A. B. 37.
Neuwied, Prinz von, CVI. 210.
Newschehr, die Stadt im Sandschak Nikde, CV. 14.
Newschehr, in Cappadocien, CVI. 54.
Nicäa, die Stadt, CV. 11. — CVII. 35.
Nicephorus Gregoras, CV. 290.
Nicetas, Bischof von Serrä in Macedonien, CV. 291.
Nicolai Episcopi Botrontinensis Relatio de Heinrici septimi imperatoris Itinere Italico ad Clementem papam quintum, CVI. 235.
Nicolaus von Verdün, Verfertiger des Niello-Antipendiums zu Klosterneuburg, CV. 70.
Niebuhr, der Gelehrte, CVI. 3. A. B. 33.
Niello-Antipendium, das, zu Klosterneuburg, lithographirt von Albert Camesina, beschrieben von Jos. Arneth, CV. 70.
Nikde, das Sandschak, CVI. 56.
Nima, der Garten daselbst, CVII. 54.
Nimrin, im Thale des Cydnus, CVI. 104.
Ninive, CVI. 72.
Noël's Grundzüge der Phrenologie, CV. 123.
Nördlingen, die Schlacht bei, 1634, CVI. 190. — CVII. 160.
North, Lord, der Minister, CVIII. 99.
Novalis, der Schriftsteller, CV. 210.
Nüziders, die Pfarre, CVII. A. B. 13. — Die Mundart daselbst, CVIII. A. B. 29.

O.

el-Obeid, die Hauptstadt von Kordofan, CVI. 93.
Obergenstel, die Alpe, CVII. A. B. 35.
Oberstdorf im Allgau, die Mundart daselbst, CVIII. A. B. 31.
Odoaker, der Heruler und Gepiden König, CVI. 4.
Olshausen, Dr. Justus, dessen Entzifferung der Pehlewi-Legenden auf Münzen, CVI. A. B. 1.
Orminius, der Berg der Alten, heute Derne jailasi, CV. 13.
Orontes, der Strom, CVI. 103.
Orpheus, der Sänger, CVII. 125.
Osann, Friedrich, der Gelehrte, CVIII. A. B. 54.
Oser, Leonhard, die Zunahme und Abnahme der Bevölkerung der Stadt Basel, CV. 264.
Osmandschik, die Stadt im Pontos, CV. 16.
Oesterreichs Handelsverkehr, CV. 150.
Otto, Abt von St. Lambrecht in Kärnthen, CVI. 150.
Otto, Bischof zu Bamberg, CVI. 11.
Otto, Bischof zu Freising, CVI. 10.
Otto der Große, Kaiser, CVI. 6.
Otto III., Kaiser, CVIII. A. B. 83.
Otto der Erlauchte, Herzog von Sachsen, CVI. 13.
Otto, des Herzogs von Oesterreich, Tod, CVI. 255.
Otto von Wittelsbach, CVI. 6.
Ottokar, König von Böhmen, CVIII. 168, 169, 171, 173, 175, 185.
Oxenstierna, CVI. 193.

P.

Paläorrhodos, die Ruinen von, CVI. 85.
Paläphatus, CV. 289.
Pambukkalasi, das alte Hierapolis, CV. 28.
Pamphylien, über, CVI. 90.
Panätius, der Philosoph, CV. 279.
Paphlagonien, über, CV. 13.
Pappenheims Chronik, CVI. A. B. 49, 50.
Parli, das Geschlecht, CV. A. B. 9.
Parrhasius, der Maler, CVI. 28.
Parthenius, CV. 284.
Patznaun, das Thal, CVIII. A. B. 1.
Pausanias, CVII. 188, 260.
Pediasimus, Johannes, CV. 291.
Pehlewi-Legenden auf Münzen, deren Entzifferung durch Dr. Justus Olshausen, CVI. A. B. 1.
Perga, die Ruinen von, CVI. 91.
Perrin, N.: L'Afghanistan, ou description géographique du pays, etc., CVII. 1.
Perser, die Kunst der, CVIII. 122.
Pessinus, die Stadt, CVI. 51.
Peter Vigil, Fürstbischof von Trient, CVII. 71.
Petrarca, über, CVII. 225.
Petrettini, Professor zu Padua, CVIII. A. B. 19.
Pfaffenhofen, die Schlacht bei, CVI. 184.
Pfafflarer Mundart, die, CVIII. A. B. 33.
Pfister's Geschichet von Schwaben, CVI. A. B. 52. — Dessen Geschichte der Deutschen, CVII. 158.
Phanodemus, CVIII. 22.
Phaselis, die alte Küstenstadt, CVI. 91.
Pherekydes, CVI. 45.
Philä, die Insel, CVI. 93.
Philadelphia, heute Alaschehr, CV. 26.
Philipp von Kärnthen, CVIII. 177, 179.
Philistus, der Historiker, CVII. 186, 187, 188, 191.
Philochorus, der Schriftsteller, CVIII. 24. — Dessen Schriften, CVIII. 25.

Digitized by Google

Phönika, das alte, CVI. 80.
Phrygien, über, CV. 28.
Phylarchus, CVIII. 12.
Piccolomini, der Feldherr, CVII. 175. — CVIII 87, 39.
Pinara's Ruinen, CVI. 87.
Pindari carmina, curavit F. G. Schneidewin, CV. 97.
Pindenissus, das Schloß, CVI. 98.
Pipin von Heristall, Herzog von Austrasien, CVI. 4.
Pischawer, die Stämme von, CVII. 7.
Pitt, CVIII. 99.
Platana, die Stadt, CV. 22.
Plato's Gastmahl, CVIII. 208.
Plettenberg, Walther von, Hochmeister des deutschen Ordens, CVI 13.
Plons, Pfarrdorf bei St. Gerold in Vorarlberg, CVI. A. B. 43.
Podend, Sterbeort des Chalifen Mamun, CVI. 60.
Poesie, die italienische, deren Geschichte von Dr. E. Ruth, CVII. 211.
Polheim, Cyriak Freiherr v., CVII. 88.
Polybius, CVII. 184, 194. — CVIII. 4, 16.
Polyzelus aus Messene, CVI. 27.
Pompeiopolis, CV. 14.
Pontos, über den, CV. 15.
Poujoulat, M. Baptistin: Voyage dans l'Asie mineure, CV. 2. — CVI. 51.
Primisser's, Al., Reisenachrichten, CV. 73.
Prinzeninseln, die, CV. 6.
Priorato, Graf Gualdo, CVII. 164.
Prugger's, J. G., Feldkircher Chronik, CVI A. B. 38.
Pterion, das alte, CV. 16, 17.
Puellacher, Georg, CVII. 85.
Pulemantschai, der Fluß, CV. 23.
Puschtu, die Sprache, CVII. 5.

R.

Raggâl, die Pfarre, CVII. A. B. 1. — Die Mundart daselbst, CVIII. A. B. 19.
Raiser: Der Oberdonaukreis unter den Römern, CVI. A. B. 44. — CVII. A. B. 27.
Ramasanoghlü, die Alpe, CVI. 95.
Ramschwag, die Veste, CVI. A. B. 46.
Rankweil, in Vorarlberg, CVI. A. B. 45.
Raron in Oberwallis, die Mundart daselbst, CVIII. A. B. 17.
Rauch, der Geschichtsforscher, CVIII. 154. — Dessen SS. Rer. Austr., CVI. 235.
Rawal Pindi, die Stadt, CVII. 53.
Reguly, Anton, der Gelehrte, CVII. 237.
Reinesius, Epist. 31 ad Rupertum, CVIII. A. B. 61.
Rettenberg vor der Burg, die Pfarre, CVII. A. B. 31.
Rhabanus Maurus, CVI. 9.
Rhea Kybele, CVI. 61.
Rheinfelden, die Schlacht von, CVII. 164.
Rhodos, CVI. 84.
Rhyndacus, der Fluß, CV. 35.
Richelieu, Kardinal, CVII. 153. — Dessen Tod, CVIII. 43.
Richter, Joh. Gottfr., der Gelehrte, CVIII. A. B. 62. — Dessen Exeges. inscript. ant. in agro August., CVIII. A. B. 66.
Riesenberg, Wilh. Herr von, CVII. 80.
Ritanka dschoth, der Paß, CVII. 51.
Rosenstein, Ritter Ebner von, CVII. A. B. 15.
Rogendorfer, die, CVII. 91.
Romilly, Sir Samuel, CVIII. 111.
Römische Kunst, über, CVIII. 140.
Roner, der Geschlechtsname, CVI. A. B 47.
Roß, L., der Archäolog, CVI. 31.
Roswitha, die Nonne, CVI. 15.
Rötenbergisch-Haimhofen'schen Walser, die, CVI. A. B. 54.
Rotas, die Festung, CVII. 52.
Rowandis, die Festung, CVI. 79.
Rudolph V., Dompropst zu Chur, CVII. A. B. 19.
Rudolph, Herzog von Sachsen, CVI. 239.
Rudolph von Habsburg, deutscher Kaiser, CVI. 12.
Ruhnkenii Historia crit. Orator. graec., CVIII. 3.
Rumkalaa, die Stadt, CVI. 67.
Rung, Alpe im Gargellenthale, CVI. A. B. 42.
Rungalin bei Pludenz, CVI. 42.
Rußegger, Jos.: Reisen in Europa, Asien und Afrika, CV. 1. — CVI. 51.
Ruth, Dr. E., Geschichte der italienischen Poesie, CVII. 211.

S.

Saaferanboli, das alte Flaviopolis, CV. 13.
Saaferanburli, die Stadt, CV. 14
Saaid Beg Kalaasi, das Kurdenschloß, CVI. 74.
Sabandscha, der See von, CV. 11, 12.
Sabathra, das alte, CVI. 101.
Sabatra in Phrygien, CV. 37.
Sagalassus, die Ruinen von, CV. 41. — CVI. 92.
Sajnovics: Demonstratio idioma Hungarorum et Laponum idem esse, CVII. 235, 237.
Sale, Lady: A journal of the disasters in Afghanistan 1841 — 1842, CVII. 1.
Salmadere, das Thal, CVI. 60.

Salzburg, das Erzstift, CVIII. 154, 195. — Chron. Salisb. ap. Pez, CVIII. 155, 156, 158, 160, 164.
Sampans, der Berg, CV. A. B. 9.
Sandrokottos, der indische König, CVIII. 18.
Sanskritsprache, über, CV. 43.
Sardes, die Ruinen von, CV. 26.
Saresin, Adolph, Geschichte des Baseler Münsters, CV. 251.
Sasaniden, die Münzen derselben, CVI. A. B. 24.
Scarla-Thal, das, CVII. A. B. 38.
Schabchanetagh, der Berg in Kleinasien, CV. 10.
Schadona, die Alpe, CVI. A. B. 40.
Schafarik, der Gelehrte, CVII. 229.
Schahbaghli, der Paß, CVII. 58.
Schahmaran, das Schloß, CVI. 106.
Schahname, das, CVII. 101.
Schallauzer, Hermes, Baudirector in Wien, CVII. 99.
Scharnhorst, Gebhard David von, General, CVI. 12.
Scheibun, die Negerstadt, CVI. 94.
Schellenberg, die Herrschaft, CVII. A. B. 8.
Scheuchenstuel, Wilhelm, kaiserl. Kammergraf zu Schemnitz, CVII. 85.
Schgarnei, die Alpe, CVI. A. B. 40.
Schikarpur, die Stadt, CVII. 12.
Schlager's Wiener-Skizzen, CV. 264.
Schlins in Vorarlberg, CVI. A. B. 46.
Schlözer, der Gelehrte, CVII. 229.
Schmeller: Ueber die Cimbern, CVIII. A. B. 19.
Schmid, Bernh: Ueber Sprachen- u. Völkerverwandtschaft, CVIII. 84.
Schmutz, topogr. Lexicon der Steiermark, CVIII. A. B. 46, 48, 64.
Schnaase, Carl, Geschichte der bildenden Künste, CV. 233. — CVIII 115
Schneider, Felix: Beiträge zur vaterländischen (Schweizer) Geschichte, CV. 250.
Schneidewin, Pindari carmina, CV. 97.
Schnifis, die Pfarre, CVII. A. B. 13.
Schnifiserberg, die Walser daselbst, CVII. A. B. 15.
Schoghr, die Stadt, CVI. 101.
Schömann, G. F., dessen Ausgabe von Aeschylos gefesseltem Prometheus, CVIII. 198.
Schöne, Dr. K., Geschichtsforschung über die kirchlichen Gebräuche der Christen, CV. 76.
Schönwisner, der Gelehrte, CVIII. A. B. 61, 63.
Schott, Albert: Die deutschen Colonien in Piemont, CV. A. B. 1. — CVIII. A. B. 7.
Schröcken, die Pfarre, CVII. A. B. 27. — Die Mundart daselbst, CVIII. A. B. 30.
Schrott's steiermärk. Chronik, CVIII. A. B. 31.
Schusch, das Schloß, CVI. 71.
Schwarzenberg, Karl Fürst von, oberster Feldherr im Befreiungskriege, CVI. 12.
Schweiz, geschichtliche Beiträge aus diesem Lande, CV. 250.
Scott, Sir William, CVIII. 111.
Seaadeddin, der mystische Dichter, CVII. 21.
Sebathra, die Stadt, CVI. 103.
Seddoseije, die Dynastie der, CVII. 81.
Seidghafi's Grabgebäude, CV 33.
Seidischebri, der See von, CV. 41.
Seidl's, J. G., Epigraphische Excurse, CVIII. A. B. 46.
Seihun, der Fluß, CVI. 95.
Selge, die Stadt, CVI. 92.
Senbakir, am Orontes, CVI. 100.
Sennaar, am blauen Flusse, CVI. 94.
Serjab, die Ebene von, CVII. 33.
Serser, der Fluß, CVI. 74.
Shakespeare, CV. 210.
Shelton, General, CVII. 43.
Sickingen, Franz von, CVI. 11.
Sikan, dessen Assa foetida-Pflanzung, CVII. 56.
Silberthal, die Walser im, CVII. A. B. 38, 39.
Sille, die Stadt, das alte Zela, CV. 21.
Simaul, das alte Signaus, CV. 9.
Sindscher, die Stadt, CVI. 74.
Sinope, heute Sinab, CV. 24.
Sipylus, die Stadt, CV. 25.
Sis, die Stadt, CVI. 103.
Siwas, das alte Cabira, CV. 21.
Siwrek, das Schloß, CVI. 67.
Skopas, der Bildhauer, CVIII. 18.
Slawische Sprache, über, CV. 44, 45.
Smyrna's Alterthümer, CV. 25.
Solger's Uebersetzung des Sophokles, CVIII. 199, 200.
Someisat (das alte Samosate), CVI 65.
Sonnenberg, das Schloß, CVI. A. B. 49.
Sonntag, die Gemeinde, in Wallis, CVII. A B. 3, 5. — Die Mundart daselbst, CVIII. A. B. 30.
Sophie Charlotte, Königin von Preussen, CVI. 15.
Sophokles Antigone, herausgegeben von August Böckh, CVIII. 197.
Sperges tirol. Bergwerksgeschichte, CVII A. B. 39.
Sprachproben in Oberwallis, CVIII. A. B. 26.
Spruner's historischer Atlas, CVI. A. B. 34
Ssafewi, die Dynastie der, CVII. 8.
Ssamsun, die Stadt, das alte Amisus, CV. 21, 24.
Ssidschanli, die Ebene von, CV. 29.

Ssoghanlidere, die Höhle, CVI. 56.
Ssurkun, die Alpe, CV. 43.
Staël, Frau von, die Schriftstellerin, CVIII. 113.
Staffler's, Dr., Statistik von Tirol und Vorarlberg, CVI. A. B. 34. — CVII. A. B. 29. — CVIII. A. B. 5.
Stalder's schweizerisches Idiotikon, CVIII. A. B. 12, 27.
Stamm's Gedicht: Hesperus, CVII. 265
Steiner, Dr., Hofrath, CVIII. A. B. 62, 67.
Steub, Ludwig: Ueber die Urbewohner Rhätiens, CVI. A. B. 37.
Stierle-Holzmeister's, J., Novellen, Erzählungen und Gedichte,, CV. 248.
Stockmayer, J., über Ulrich von Hutten, CV. 266.
Strabo's Vaterstadt Amasia, CV. 19 — CVI. 28. — CVII. 205.
v. Stramberg, der Gelehrte, CVIII. A. B. 37.
Strasser von Neidegg, Martin, Bergwerkbesitzer in Gastein und Rauris, CVII. 85.
Stuart, John Robert: Description of some ancient Monuments in Lydia, and Phrygia, CV. 1. — CVI. 51.
Stumpff's Schweizer Chronik, CVII. A. B. 4.
Suidas, CVII. 189.
Suleimani, die Gebirgskette, CVII. 25.
Sultanchan, ein Denkmal saracenischer Baukunst, CV. 38.
Sultanpur, die Hauptstadt von Kulu, CVII. 50.
Sulz, die Grafen von, CVII. A. B. 9.
Sulzberg, der Markt oberhalb Kempten, CVII, A. B. 31.
Syme, CVI. 85.
Synaus, das alte, CV. 9.

T.

Tachti Rustem, die Skulpturen von, CVII. 56.
Tacitus, CVIII. A. B. 66.
Tadschik, die, CVII. 6, 10.
Tadschmahall zu Agra, CVII. 49.
Takikesra, die Ruinen von, CVI. 73.
Tannberg, der Weiler, CVII. A. B. 27.
Tannhauser, Franz von, CVII. 85.
Tanrilijailak, die Alpe in Kleinasien, CVI. 95.
Tantalis, die Stadt, CV. 25.
Tarkolani, die, CVII. 7.
Tarsus, die Stadt, CVII. 35.
Taschkapu, die Ruinen von, CV. 9.
Taschköpri, das alte Pompeiopolis, CV. 14, 15.
Tasso's, Torquato, lyrische Gedichte, übersetzt von Karl Förster, CVI. 219.
Taurus, die geogr. Karte von, CVI. 94.
Tectosagen, die, CVI. 251.
Tekrova, die alte Küstenstadt, CVI. 91.
Telhamdun, die Stadt, CVI. 102.
Telmissos, die Berggräber von, CVI. 85.
Temaschalik, der Ort, CV. 9.
Temen, der Fluß, CVII. 21.
Teos, der Ort, CVI. 84.
Texier, Charles: Description de l'Asie mineure, CV. 1. — CVI. 51.
Thaberistan, die Münzen von, CVI. A. B. 3. — Geographie und Geschichte Thaberistan's, CVI. A. B. 4.
Thalikan, die Stadt, CVII. 58.
Theagenes von Rhegium, CVI. 27.
Theodor II., Bischof in Sitten, CVII. A. B. 3.
Theodora, Tochter des Kaisers Isaak Komnenus, Leopold des Glorreichen Gemahlin, CV. 72.
Theodorich der Große, CVI. 4.
Theodul, St., CVII. A. B. 2.
Theophile, essai sur divers arts publié par le Cte. de l'Escalopier, CV. 77, 78.
Theophrastus von Hohenheim, der Arzt, CVI. 9.
Theopompus, der Geschichtschreiber, CVII. 186. — CVIII. 1.
Theutelinde, Königin der Longobarden, CVI. 15.
Thospitis, der See, CVI. 80.
Thukydides, CVII. 182, 185.
Thure Irmak, das Thoaris der Alten, CV. 24.
Thurfan, die Stadt, CVII. 21.
Thurlow, Lord, CVIII. 100.
Tieck, Ludwig, der Dichter, CVI. 219.
Tigranocerta, das alte, CVI. 75.
Tijari, der Distrikt, CVI. 77.
Timäus, über dessen Schriften, CVII. 192, 194, 196, 198.
Tira (Tyria), die Stadt, CV. 26.
Tireboli (Tripolis), CV. 23.
Tiri, die Stadt, CVII. 51.
Tisin, der Paß bei, CVII. 15.
Tlos, die Stadt, CVI. 87.
Tocharistan, die Landschaft, CVII. 58.
Tokat, die Stadt, CV. 20.
Tolistoboier, die, CVI. 51.
Tooke, Horne, der Staatsmann, CVIII. 112.
Torstensson, der Feldherr, CVII. 179. — CVIII. 45,
Totila, CVI. 4.
Trabesun, die türkische Stadt, CV. 21.
Trautmannsdorf, Max. v., CVI. 10.
Trennbach, Urban, Bischof von Passau, CVI. 10.
Trisana, der Bach, CVIII. A. B. 1.
Triesnerberg, der, CVII. A. B. 1. — Die Mundart daselbst, CVIII. A. B. 28.
Troas, CV. 6.

Trocmer, die, CVI. 51.
Tschakid, der Fluß, CVI. 97.
Tschamba, die tibetanische Gottheit, CVII. 55.
Tschandra, der Fluß, CVII, 51.
Tschardak, der Anava lacus der Alten, CV. 41.
Tschardek, der See von, CV. 28.
Tscharner, der Gelehrte, CV. A. B. 4.
Tschekirdsche, die Moschee von, CV. 10.
Tscheldochteran, das Dorf, in Afghanistan, CVII. 23.
Tschibs, die, CVII. 52.
Tschigil, die Stadt, CVII. 21.
Tschischka, Franz: Kunst und Alterthum im österr. Kaiserstaate, CV. 73.
Tschobanlertschai, der Fluß, CV. 24.
Tschorum, die Stadt, das alte Tavium, CV. 16.
Tschorum, das Sandschak, CVI. 60.
Tschudi's Schweizer Chronik, CVI. A. B. 52, 53. — Dessen Gallia comata, CVII. A. B. 14.
Tschukurowa, das Thal, CVI. 99.
Tudománytár, die Zeitschrift, CVII. 243.
Turenne, der Feldherr, CVIII. 47.
Türkei, Briefe über die dortigen Zustände und Begebenheiten, CV. 1. — CVI. 51.

U.

Ulibad, der See von, CV. 11.
Ulrich, Bischof von Seckau, CVIII. 165, 169.
Ulrich IV., Vogt von Matsch, CV. A. B. 7.
Ungarische Geschichte, CVII. 228.
Urfa, in Kleinasien, CVI. 68.
Urgub, die Stadt, CVI. 54.
Urmiie, der See, CVI. 79.
Utschajak, die Ruinen von, CVI. 54.
Utschkalaa, das Schloß von Sinope, CV. 25.
Uttenheim, Christoph von, Bischof von Basel, von J. J. Herzog, CV. 251.

V.

Vaduz, die Herrschaft, CVII. A. B. 8.
Valckenaer: Diatribe de Philippi Amyntiadae indole, CVIII. 1.
Valduna (Vallis dominarum), CVI. A. B. 39.
Varius Clemens, T., dessen Schriftdenkmale, CVIII. A. B. 56.
Vasari: Vite de' più eccellenti pittori, CV. 78.
Vaz, Joh. Donat Freiherr von, CV. A. B. 3, 4.
Velleda, CVI. 15.
Vels, die, CVII. 91.
Velser Rerum Aug. Vind., CVIII. A. B. 61.
Verci: Storia della marca Trivigiana, CVI. 136.
Vermolis, eine Alpe im Gamperdonthale, CVI. A. B. 41.
Vermont, der Gletscher, CVI. A. B. 41.
Vigne, G. T.: A personal narrative of a visit to Ghuzni, Kabul and Afghanistan, CVII. 1.
Vinardi, Steph., der Gelehrte, CVIII. A. B. 62.
Vischer, Peter, Bildner in Erz, CVI. 9.
Vonbun, Franz, dessen Sagen der Walser, CVIII. A. B. 34.
Vorarlberg, die freien Walser daselbst, CVI. A. B. 34. — CVII. A. B. 1.
Voß, der Gelehrte, CVIII. 223, 224.
Vossii, G. J., de Historicis Graecis, CV. 271. — CVI. 17.

W.

Waagen's Briefe über Kunstwerke u. Künstler in England und Paris, CV. 72, 78.
Wackernagel, Dr. Wilhelm: Die Gottesfreunde in Basel, CV. 266.
Waiblinger's, Wilh., gesammelte Werke, CV. 205. — Dessen Leben, CV. 222.
Walgau, der, CVI. A. B. 49.
Walhalla's Genossen, geschildert durch König Ludwig I. von Baiern, CVI. 1.
Wallenstein, Albrecht von, CVI. 12. Dessen Tod, CVI. 187.
Walser, die, in Graubünden und Vorarlberg, CV. A. B. 1. — CVI. A. B. 34. — CVII. A. B. 1. — CVIII. A. B. 1. — Die verschollenen Walser zu Galtür in Tirol, CVIII. A. B. 1. — Der Walser in Graubünden und Vorarlberg Charakter, CVIII. A. B. 4. — Volkszahl und Schulen, CVIII. A. B. 5. — Beschäftigung und Nahrungszweig, CVIII. A. B. 6. — Kleidertracht, CVIII. A. B. 8. — Wohnungen, CVIII. A. B. 10. — Geschlechtsnamen, CVIII. A. B. 11. — Die Mundart der Walser, CVIII. A. B. 14. — Idiotikon, CVIII. A. B. 17. — Oberwalserische Räthsel, CVIII. A. B. 26. — Sprachproben, CVIII. A. B. 26.
Walserthal, das obere, CVII. A. B. 1. — Das untere oder kleine Walserthal, CVII. A. B. 29.
Walther III von Vaz, CV. A. B. 2.
Wan, der See von, CVI. 79.
Warahran, die Münzen dieses Königs, CVI. A. B. 19.
Warendorp, Bruno von, der hanseatische Anführer, CVI. 11.
Warth, die Pfarre, CVII. A. B. 28.
Washington, CVIII. 115.
Wedekind, CVI. 5.

Wegelin, Abt Georg, CVII. A. B. 10.
Wegelin's, Karl, Geschichte der Landschaft Toggenburg, CV. A. B. 4
Weingarten, Kloster, CVII. A. B. 16.
Weiske, B. G., de Hyperbole errorum in historia Philippi — commissorum genitrice, CVIII. 1.
Werdenberg, das Städtchen und Schloß, CVI. A. B. 48.
Werner, Propst zu Klosterneuburg, CV. 82.
Wesiri, die, CVII. 25.
Wesirköpri, die Stadt, CV. 16.
Westermann, der Gelehrte, CV. 278, 283, 290. — Dessen Scriptores Poeticae Historiae Graeci, CV. 271. — CVI. 17.
Wettstein, Joh. Rudolph, des Bürgermeisters, Jugendgeschichte, CV. 256.
Wieland, über, CV 210. — Dessen Uebersetzung des Aristophanes, CVIII. 224.
Wieseler, Fridericus: Adversaria in Aeschyli Prometheum vinctum et Aristophanis Aves philosophica atque archaeologica, CVI. 123
Wilberforce, der Staatsmann, CVIII. 112.
Wilhelm IV., Landgraf von Hessen, CVII. 151.
Wilhelm, Prinz von Oranien, CVI. 11.
Wilhelm von Montfort-Tettnang, Graf, CV. A. B. 6.
Willibrord, Bischof von Utrecht, CVI. 11.
Wilson, der Sanskritgelehrte, CVII. 47. — Dessen Theater der Hindu, CV. 144.
Windhag, Freiherr von, CVII. 88.
Windham, der Staatsmann, CVIII. 105, 107.
Winkelmann, CVI. 7.
Winzerer, Kaspar, CVII. 86.
Wißgrill's Schauplatz des landsässigen n. ö. Adels, CVI. A. B. 50.
Wittstock, die Schlacht bei, CVII. 151.
Wladislaus, Erzbischof von Salzburg, CVIII. 178, 179.
Wolf, der Gelehrte, CVIII. 224.
Wrangel, Obrist, CVII. 149, 153, 179.
Wüstner, Hanns, der Alte, CVII. A. B. 36.
Wyttenbachii Opuscula, CVII. 189, 190.

X.

Xanthos, CV. 7.
Xanthos, der Lydier, CVI. 38.
Xanthus, der Fluß, CVI. 87.
Xanthus, die Ruinen der alten lycischen Hauptstadt, CVI. 88.
Xenophanes, CVI. 48.
Xenophon, CVII. 261.

Z.

Zangerl, Dr. Jos., k. k. Hofarzt in Wien, CVIII. A. B. 1.
Zappert, G., Vita Beati Petri Acotanti, CV. 72.
Zardetti, Carlo, Monumenti cristiani, CV. 93.
Zasii, Vdalr., Jurisconsultus Friburgensis epistolae ad viros aetatis suae doctissimos, CVI. A. B. 50.
Zehngerichtenbund, der, CV. A. B. 5.
Zeitwarte des Gebetes in sieben Tageszeiten, ein Gebetbuch von Hammer-Purgstall, CVIII. 144.
Zellweger's, Joh. Kaspar, Geschichte des appenzellischen Volkes, CVI. A. B. 44. — CVII. A. B. 16.
Zendsprache, über, CV. 43.
Zimmermann's Zeitschrift für Alterthumskunde, CVIII. A. B. 69.
Zobathra, das Städtchen, CVI. 54.

Herausgabe besorgt durch J. L. Deinhardstein.

Digitized by Google

Z1007
J25
v. 107/108
1844

Stanford University Libraries
Stanford, California

Return this book on or before date due.

Digitized by Google

Digitized by Google